E

Abbazia 13/2 1908

139 – 249 – 322 / 341 / 529
383 – 488 – 507 – 510 – 519 –
499 –
532 – 536 –

Wien 10 März 08 –

Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Dritte Gesammtausgabe.

Siebenundzwanzigster und achtundzwanzigster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.

Zwölf Bücher
Preußischer Geschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Dritter und vierter Band.

Fünftes bis neuntes Buch.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1879.

Inhalt.

Seite

Fünftes Buch.

Friedrich Wilhelm I in den Conflicten der europäischen Mächte 1715—1732.

Nicht an uralte Gründungen unvordenklicher Zeiten knüpft das Königreich Preußen an, wie die übrigen großen Potenzen, in deren Reihe einzutreten es bestimmt war. Das englische Königthum schreibt sich noch von den wessexischen Königen her, welche die Oberhand in der Heptarchie davontrugen. Seitdem ist es oft zwischen verschiedenen Stämmen streitig gewesen und von einheimischen Feindseligkeiten heimgesucht worden; eben auf den Grund derselben ist das Reich zu seinem inneren Bestande gediehen. Die französische Krone ist die Fortbildung des Reiches Karls des Großen in dem westfränkischen Gebiete; die Einschränkung auf dies Gebiet hat den Stämmen zum Motiv ihrer Vereinigung gedient und die Entstehung einer compacten Nationalität herbeigeführt. Die beiden Ideen der höchsten Gewalt und der Nationalität haben einander in den verschiedensten Formen unterstützt oder auch bekämpft. Die Krone des deutschen Kaiserthums, ursprünglich die ostfränkische, lange Zeit die vorwaltende Macht im Abendlande, war unter den Wechselfällen eines Jahrtausends auf Oestreich übergegangen, welches dieselbe mit beschränkten Rechten und keineswegs erblich, jedoch seit langer Zeit in ununterbrochener Succession besaß. Als Staat ist Oesterreich noch mehr auf die Gerechtsamen der einheimischen Könige in Ungarn und Böhmen, der Arpaden und Przemysliden, die dem deutschen Fürstenhause durch Erbrecht zugefallen sind, gegründet. Rußland beruht noch heute auf dem Großfürstenthum, welches einst die Rurikingen in dem Widerstreit der Nationalitäten des Ostens aufrichteten und welches dann eine durchaus slawisch=nationale Form annahm; der Wechsel der Dynastien hat darin keine Aenderung hervorgebracht. Alle dem hat die Geschichte des preußischen Staates nichts Gleichartiges zur Seite zu setzen. Er ist aus verhältnißmäßig kleinen Territorien, unter einer Dynastie, die denselben durch Herkunft nicht angehörte, erwachsen. Neben den Berechtigungen der uralten Reiche

haben die Befugnisse des territorialen Fürstenthums an sich nur eine secundäre Bedeutung.

Ebenso wenig läßt sich Preußen in Beziehung auf die geographische Lage mit den anderen großen Mächten vergleichen. Hier ist nicht von einer insularen Geschlossenheit die Rede, wie bei Großbritannien von einer Position auf dem Erdglobus, welche dies Land gleichsam von Natur zur Herrschaft über die Meere berief und es zugleich in ununterbrochenem Zusammenhange mit dem europäischen Continent erhielt; auch nicht von einer Lage, wie die, welcher Frankreich seine Macht verdankt, zwischen dem Ocean und dem Mittelmeer, in der Mitte der großen Culturländer romanischer und germanischer Bevölkerungen, Spanien, Italien, England und Deutschland. Rußland bildet eine natürliche Verbindung zwischen Europa und Asien, aus welcher ihm wieder eigene Kraft zufließt. Oesterreich hat geographisch eine internationale Position über die Alpen hin und durch den adriatischen Meerbusen nach Italien und dem Orient gewendet; es wurde groß, indem es den Widerstand des Abendlandes gegen das Vordringen der Osmanen in dem illyrischen Dreieck zum Ziele führte und Ungarn von diesen losriß. Wie sehr tritt dagegen Preußen zurück, welches nur auf eine Verbindung der beiden deutschen Colonisationen im Osten, an Oder und Elbe und jenseit der Weichsel, angewiesen war, die es gegen die Ueberfluthungen der östlichen Welt zu retten hatte, und auf deren Unabhängigkeit seine territoriale Stellung beruhte! Das Charakteristische derselben liegt darin, daß sie eine centrale war und immer mehr wurde, zwischen Rußland und Frankreich, an die es angrenzt, selbst zwischen England und Oestreich, von deren Einwirkungen auf das deutsche Reich die höchste Gewalt in Preußen unaufhörlich berührt wurde. Zu einer politischen Bedeutung würde das aber nicht geführt haben ohne eine ungewöhnliche Entwickelung der inneren Hülfsquellen und eine zugleich kräftige und vorsichtige Leitung der auswärtigen Geschäfte.

In den Zeiten, in denen wir stehen, war es nun so weit gekommen, daß die brandenburgisch-preußischen Landschaften ein zusammenhängendes und lebensfähiges Ganze bildeten und als ein Staat betrachtet werden konnten. Wie viel aber fehlte noch daran, daß ihnen auch die Geltung einer europäischen Macht zugekommen wäre!

Zwischen Staat und Macht ist vielleicht an sich kein Unterschied; denn die Idee des Staates entspringt aus dem Gedanken einer Selbständigkeit, welche ohne entsprechende Macht nicht behauptet werden könnte. Durch die Erwerbung von Pommern war der brandenbur-

gisch-preußische Staat zu einem Umfange gediehen, wie ihn seine ursprünglichen Tendenzen erforderten. Er hatte die Würde eines Königreiches und erhob alle die Ansprüche, die eine Gleichstellung mit den anderen Potenzen der Welt in sich tragen. Aber es mangelte ihm noch an einer befestigten inneren Consolidation; und selbst die äußere Stellung war in dem Augenblicke, daß sie ihren Umkreis zunächst vollendete, doch weit entfernt davon, anerkannt zu sein.

Friedrich Wilhelm I hatte die Aufgabe und war sich ihrer bewußt, das eine und das andere durchzuführen, die äußere Stellung zu sichern, die inneren eingeborenen Kräfte zusammenzunehmen und zu einem sich selbst fühlenden Ganzen zu gestalten. Das eine hängt mit dem anderen beinahe ununterscheidbar zusammen.

Wir deuteten schon an und werden es ausführlich zu erörtern haben, wie Friedrich Wilhelm I von Anfang seiner Regierung die Bedingungen der inneren Macht energisch zu realisiren bemüht war, immer unter dem Gesichtspunkte, daß alle äußere Geltung darauf beruhe. Was Preußen unter den europäischen Mächten sein sollte, hing davon ab, was es in sich selber war und wurde. Aber die allgemeinen politischen Verhältnisse sind doch allezeit in ihrer eigenen Bewegung begriffen, welche auf die besondere Entwickelung jedes einzelnen Staates maßgebend einwirkt. Was Preußen bisher erreicht hatte, war in steten Conflicten mit den weltbeherrschenden Mächten und ihrer Politik gelungen. Anders konnte es auch fortan nicht sein.

Erstes Capitel.

Ansicht der Stellung Friedrich Wilhelms I in den politischen Verwickelungen von 1715—1722.

Selbst das innere Wesen des preußischen Staates war durch die Theilnahme seiner Fürsten an der Aufrechterhaltung des Princips kirchlicher und politischer Selbständigkeit gegen die großen katholischen Potenzen, welche die Welt beherrschten, Polen auf der einen, die spanisch-österreichische Macht auf der anderen Seite, bedingt worden. Durch den Gang, welchen die Ereignisse nahmen, war dann eine andere Gefahr erwachsen: sie lag in der Ueberlegenheit von Frankreich über den gesammten Continent, namentlich in seiner Verbindung mit dem im Norden und Osten mächtigen Schweden.

Wir haben gesehen, welchen Antheil Brandenburg an dem Kampfe gegen diese doppelte Uebermacht nahm, in immerwährendem Zusammenhange mit den großen politischen Combinationen der Epoche. Sein Antheil an der Entfernung Schwedens aus Deutschland und dem Zurückdrängen der französischen Präponderanz gab ihm eine hohe Bedeutung in der Gesammtheit der europäischen Mächte. Aber noch hatte Schweden auf Pommern nicht Verzicht geleistet, noch lebte Karl XII, von welchem das niemals zu erwarten war. Polen befand sich nicht in dem Zustande, um sich des Vortheils, der ihm aus dem Zurückweichen der Schweden entsprang, zur Wiederherstellung seines alten Umfangs zu bedienen. Denn auch das ist wohl ein Gesetz der politischen Entwickelung, daß, wenn die großen Verhältnisse und Antriebe, unter deren Einwirkung ein Staat zu seiner Machtstellung gelangte, einmal gebrochen sind, auch dessen innerer Bestand gefährdet ist. Es giebt immer, entsprechend den Abwandlungen der vorherrschenden allgemeinen Tendenzen, zurückweichende und vordringende, ohnmächtig

werdende und erstarkende Potenzen. In hoher Aufnahme war damals Rußland, welches zur Niederwerfung der dominirenden schwedischen Macht durch die Schlacht von Pultawa ohne Zweifel das Meiste beigetragen hatte und nunmehr dahin strebte, die errungene Position an der Ostsee zu behaupten, durch welche es erst ein gleichartiges Mitglied des europäischen Gemeinwesens wurde. Für Brandenburg kam fast das Meiste darauf an, wie es sich zu dieser Macht in dem fortdauernden Kampfe gegen Schweden stellen würde.

Der westliche Krieg hatte lange nicht eine so durchgreifende Entscheidung herbeigeführt, wie der östliche. Wenn es einmal schien, als würde der König von Frankreich durch die große Allianz vollkommen besiegt und zur Annahme der Bedingungen, die man ihm vorschrieb, gezwungen werden, so war es doch so weit nicht gekommen in Folge der Entzweiung der Coalition und der eigenen Anstrengungen der Franzosen. England war durch seine national-religiöse Erhebung und eine kräftig emporkommende Seemacht ihnen allenthalben erfolgreich entgegengetreten. In Verbindung mit England hatten die deutschen Mächte dem französischen Einfluß Grenzen gesetzt. Frankreich konnte in jener Epoche fürs erste nicht mehr daran denken, sein niederdrückendes Uebergewicht in dem Abendlande zu erneuern. Doch behauptete es noch immer eine große Stellung in Europa. Von universalhistorischer Wichtigkeit ist der Friede von Utrecht, der nach so langen und blutigen Kämpfen ein System des Gleichgewichts zwar keineswegs durchführte, aber doch neu begründete. Unter all dem Hader der politischen Parteien erscheint es als der leitende Gedanke, jene Verbindung der beiden Linien des Hauses Oesterreich in Deutschland und Spanien, welche in Europa lange Zeit vorgewaltet hatten, nicht wiederherzustellen, zugleich aber auch die Abhängigkeit der Länder der spanischen Monarchie von Frankreich, welche durch die Erbfolge des Hauses Bourbon begründet werden sollte, nicht zu Stande kommen zu lassen. Spanien und Indien sollten fortan, unabhängig von Frankreich sowie von Oesterreich, für sich selbst bestehen; das Haus Bourbon sollte sie besitzen, aber der französische Hof den spanischen — so hoffte man — seiner Politik niemals dienstbar machen können. Für Spanien entstand eine veränderte Weltstellung dadurch, daß es die Niederlande nicht mehr besaß, durch die es bisher in intimem Contact mit allen europäischen Mächten gehalten worden war. Es wurde gleichsam ein neues Staatswesen, dessen Schwerpunkt mehr als je in Castilien lag.

Eben dadurch wurde das bisherige System aufgelöst, daß die Niederlande an Oesterreich übergingen. Der alte Gegensatz zwischen

Frankreich und dem Hause Oesterreich hörte nicht auf; aber Oesterreich, das nun erst nach Jahrhunderte langem Kampfe sich Ungarn unterworfen und einen großen Theil der spanisch-italienischen Landschaften erworben hatte, überdies die erste Stelle in dem deutschen Reiche einnahm, bildete auch von Spanien getrennt eine große euroaaisch Macht, den meisten anderen überlegen, auch den mächtigsten ebenbürtig. Wenn Frankreich nicht mehr fähig war, die Freiheit von Europa und die Unabhängigkeit von Deutschland jeden Augenblick zu gefährden, so behauptete es doch nicht allein seine alten Grenzen unversehrt, sondern auch einen guten Theil der über das deutsche Reich gemachten Eroberungen.

Nothwendig vollzog sich mit diesen Ereignissen auch ein Wechsel in den allgemeinen Tendenzen, welche bis dahin den Zeiten ihr Gepräge gegeben hatten.

Für Brandenburg-Preußen trat die Frage ein, ob es sich zwischen den weltbeherrschenden Mächten, die noch immer zum Theil in offenem Kampf, zum Theil in lebendigstem Gegensatz gegeneinander begriffen waren, selbständig erhalten und zu wirklicher Macht erheben würde.

Es wäre ohne Zweifel ein nützliches historisches Unternehmen, die politischen Verwickelungen dieser Epoche, von denen eine immer in die andere eingreift, in ihrem allgemeinen Zusammenhang zu erforschen und darzustellen. Dazu aber wäre die Benutzung der Archive aller vorwaltenden Mächte und sogar der Höfe zweiten Ranges erforderlich. Dann erst würde die Stellung der einzelnen Staaten in den verschiedenen Momenten in ihrem rechten Lichte erscheinen und das politische Verhalten eines Jeden sich beurtheilen lassen. Uns kann es nicht in den Sinn kommen, etwas Aehnliches in Bezug auf die allgemeinen Verhältnisse zu versuchen und etwa die Abwandelungen der preußischen Politik in jedem Zeitpunkt nach dem Wechsel der Umstände eingehend zu erörtern. Nur die Hauptmomente dürfen wir hier in Erinnerung bringen.

Noch war, wie angedeutet, der Utrechter Friede keineswegs das geltende Gesetz in Europa geworden, auch nicht in seinen allgemeinsten Bestimmungen.

Kaiser Karl VI hatte sich noch nicht zur Verzichtleistung auf die spanische Succession entschlossen. Er gab dem Sohne, der ihm geboren wurde, den Titel eines Prinzen von Asturien; König Philipp den V bezeichnet er in seinen intimen Briefen als Herzog von Anjou. Dagegen war Philipp V weit entfernt davon, auf die Herstellung der alten spanischen Macht selbst und auf die eventuelle Succession seiner

Linie in Frankreich Verzicht zu leisten. So war zwischen England und Frankreich ein Hader über Dünkirchen ausgebrochen, welcher leicht zu einem Kriege führen konnte. Nicht weniger beschäftigten die inneren Bewegungen der verschiedenen Staaten die Aufmerksamkeit der Mitlebenden. Es versteht sich, daß der Eintritt einer neuen Dynastie in Spanien neue Tendenzen hervorrief. Auch hier stellte sich, wie bei Polen, die allgemeine Frage heraus, inwieweit das Land nach dem großen Wechsel seiner Weltstellung sich in Ansehen zu erhalten vermögen würde. Es kam zu einem Gegensatz zwischen Kirche und Staat, aber noch mehr zwischen denen, welche die administrative Regeneration des Mutterlandes und seiner Colonien beabsichtigten, und anderen, die auf eine Wiedereroberung der verlorenen italienischen Provinzen dachten. Auch in Wien bekämpften sich eine spanische und eine österreichische Faction; aber die Hauptsache war der innere Conflict in den beiden mächtigsten westlichen Reichen.

In Frankreich erhob sich unter dem Regenten aus dem Hause Orleans eine Administration, die der Regierungsweise Ludwigs XIV im Princip entgegengesetzt war und die nicht unbedeutenden Kräfte der Anhänger derselben gegen sich aufregte. Noch war in England die oberste aller Fragen, die Anerkennung der protestantischen Succession oder die Rückkehr unter die Herrschaft der stuartischen Dynastie, nicht zu vollkommener Entscheidung gediehen; den Tories schrieb man Hinneigung zu den Stuarts zu. In dem westlichen und südlichen Europa schien noch alle Tage ein Umschlag der eben eingerichteten Verhältnisse möglich zu sein.

Das große Ereigniß, von dem alles Spätere abhing, war das Uebergewicht, welches die Whigs über die in den letzten Jahren der Königin Anna wieder mächtig emporgekommenen Tories bei dem Regierungsantritt Georgs I in England erlangten. Dem ersten Versuche des Prätendenten aus dem Hause Stuart, sein Erbfolgerecht geltend zu machen, wurde durch englisch-holländische Waffen ein Ende gemacht: es war der Sieg des nationalen und protestantischen Princips, dem auch Brandenburg von jeher sich angeschlossen hatte. Einen Moment schien es, als würde es hierüber nochmals zum Kriege zwischen England und Frankreich kommen; aber eben das Gegentheil geschah. Der Regent, der seinen Widersachern gegenüber einer Unterstützung bedurfte, suchte dieselbe in England. Er bestätigte den Frieden und erkannte nicht allein die hannoversche Erbfolge an, sondern trat auch in die engste politische Allianz mit König Georg I: der Prätendent wurde nun auch von Frankreich ausgeschlossen. Die Allianz war nicht

sowohl zwischen England und Frankreich als zwischen dem Regenten und dem whiggistischen Interesse, das sich durch Georg I repräsentirte, geschlossen worden.

Die vereinigte Macht der beiden Potenzen, die hier zum ersten Mal energisch auftrat, setzte sich nach und nach in den Besitz einer Autorität, durch welche alle wichtigen Angelegenheiten in Europa entschieden wurden.

Für Friedrich Wilhelm I lag darin kein Nachtheil, zunächst ein Vortheil. Denn da König Karl XII mit Georg I als Kurfürsten von Hannover in Krieg begriffen war, so folgte von selbst, daß der Regent, der sich mit diesem verbündete, die alten freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs zu Schweden nicht mehr aufrechterhielt; er erkannte den Anspruch Brandenburgs auf Stettin und Pommern diesseit der Peene an. Schon im Herbst 1716 ist darüber ein geheimer Vertrag geschlossen worden. Ebenso gereichte es Friedrich Wilhelm zum Vortheil, wenn England dem Könige von Schweden die Ausflüsse der Weser zu entreißen suchte und die Besitznahme Bremens und Verdens durch Hannover gutheiß. Aber nicht alle Folgen der Thronbesteigung des Kurfürsten von Hannover in England und der damit verbundenen politischen Combination waren erwünscht für Brandenburg. Hannover erwarb dadurch einen Zuwachs an Ansehen, welcher sich auch in den territorialen Verhältnissen und Irrungen sehr fühlbar machte. Der hannoversche Minister Bernstorff trat mit den englischen Staatsmännern, welche die Träger des neuen Systems waren, Stanhope und Sunderland, in genaue persönliche Verbindung und erlangte dadurch einen Einfluß, der den Engländern selbst unbequem wurde, wie vielmehr den deutschen Nachbarn!

In nicht geringes Gedränge kam Friedrich Wilhelm I, als die nordische Allianz sich nicht allein auflöste, sondern in Feindseligkeiten zwischen den bisherigen Verbündeten umschlug.

Noch einmal, im Sommer 1716, hatte es geschienen, als ob die nordische Allianz gemeinschaftlich den Versuch machen würde, den König von Schweden zu einem definitiven Frieden in ihrem Sinne zu nöthigen. Der Czar meinte, es werde unmöglich sein, ihn dahin zu bringen, wenn man ihn nicht in Schweden selbst bedränge. Es war beschlossen worden, ihn durch ein vereinigtes Heer in Schonen anzugreifen. Peter I erschien dazu selbst in Dänemark, an dessen Gestaden auch eine englische Escadre anlangte, und drang auf unverweilten Beginn der Unternehmungen. Es machte ihm das größte Ver-

gnügen, seine neugegründete Marine von den Seemächten anerkannt zu sehen; er hat wohl einmal als Oberbefehlshaber fungirt. Allein die Dänen waren nicht so gut vorbereitet, wie man erwartete, und zeigten ihm überdies die Hingebung nicht, auf die er Anspruch machte, da es doch ihre Sache sei, die er führen wolle. Wir wollen nicht darüber absprechen, wem die Schuld beizumessen ist, daß es zu dem Unternehmen nicht kam. Der König von Schweden hatte indessen ein Heer von 30,000 Mann gesammelt und Veranstaltungen getroffen, in Folge deren er dem Angriff, der ihm drohte, ohne Besorgniß entgegensah. Der Czar hatte gewiß nicht Unrecht, wenn er behauptete, daß das Unternehmen, welches so lange verzögert worden, nunmehr auf die größten Schwierigkeiten stoßen werde: der Krieg werde sich den Winter hinziehen; in den Festungen werde man einen starken Widerstand finden; wie solle sich die Armee da nähren und kleiden; man werde in die schwersten Verlegenheiten gerathen. Unleugbar ist es vor allem das Aufgeben dieser Unternehmung gewesen, was die nordische Allianz zersprengt hat. Schweden war diesseit der Ostsee besiegt worden; in Skandinavien selbst schien es unangreifbar. Wie sechs Jahre früher Ludwig XIV gegen die Angriffe der großen Allianz, die ihn vernichten sollten, nicht allein durch die Veranstaltungen, die er traf, sondern auch durch die Entzweiung seiner Gegner gesichert worden war, so kam jetzt dem Könige von Schweden, seinen Waffen zur Seite, die Entzweiung seiner Widersacher zu statten. Und Niemand könnte in Abrede stellen, daß auch diese ihren guten Grund hatte. Denn wenn sich der Czar in Dänemark festsetzte, wenn er, was man zu fürchten anfing, sich des Sundes bemächtigte, so würden alle die Bedrängnisse und Gefahren des europäischen Handels, die unter Karl Gustav die Seemächte aufgeregt hatten, sich erneuert haben. Noch war das wohl nicht unmittelbar zu fürchten. Das Landheer wie die Flotte des Czaren wendeten sich nach den östlichen baltischen Küsten; aber Besorgnisse, die einmal in den Gesichtskreis getreten sind, wirken immer fort, auch wenn die Umstände, die sie veranlaßten, sich ändern.

In dem Moment, wo der nordische Bund sich auflöste, hat nun Peter der Große dem Könige Friedrich Wilhelm I einen Besuch in Havelberg gemacht und daselbst eine Aufnahme gefunden, die seine Erwartung übertraf. Indem alle Bundesverhältnisse schwankten und unabsehbare Streitigkeiten in Aussicht traten, hielten es die beiden Fürsten für rathsam, die über Schweden gemachten Eroberungen sich gegenseitig zu gewährleisten. Der schon im Jahre 1714 geschlossene Tractat wurde in Havelberg erneuert und verstärkt; schon

damals war dem Könige von Preußen Stettin von dem Czaren, diesem dagegen von Friedrich Wilhelm Ingermannland und Carelien, nebst Wiborg und Narwa, sowie Esthland garantirt worden; minder entschieden war von Liefland die Rede. Jetzt aber faßte man die Möglichkeit ins Auge, daß der eine oder der andere der nordischen Verbündeten mit Schweden ein besonderes Einverständniß treffe. Für den Fall, daß dies geschehe und Schweden fremde Unterstützung finden würde, versprachen die beiden Mächte einander gegenseitige Unterstützung; dann sollte auch den Russen Liefland garantirt sein [1]. Ueberdies aber gab es keine andere Macht, die im Stande gewesen wäre, Schweden zum Frieden zu nöthigen, als eben Rußland. Dem Könige kam es zu statten, mit dem mächtigsten, klügsten und thatkräftigsten Fürsten des Nordens verbunden zu sein. Das allgemeine Verhältniß wirkte auch auf die mecklenburgischen Irrungen zurück, die damals alle Welt beschäftigten.

Friedrich Wilhelm war in denselben bei weitem weniger entschieden gegen Rußland, als Dänemark und Hannover. Dem Czaren kam es darauf an, Wismar an den Herzog Karl Leopold, der sich eben mit seiner Nichte verheirathet hatte, zurückzubringen; aber seine Truppen waren bei der Capitulation der Schweden von den Dänen und Hannoveranern zurückgewiesen worden. Unmöglich konnte Friedrich Wilhelm gestatten, daß die Russen sich in Mecklenburg festsetzten, aber ebenso wenig, daß der wichtige Platz in die Hände von Dänemark und Hannover gerieth. Die Differenz war eine sehr umfassende, da die Russen die Sache des Herzogs in den Streitigkeiten mit seinem Adel verfochten, Hannover aber, in dessen Händen die Direction des niedersächsischen Kreises lag, von Kaiser und Reich autorisirt, sich des bedrängten Adels annahm.

Indem sich dergestalt im Norden tiefgreifende Mißhelligkeiten anbahnten, trat fern davon eine Entzweiung ein, welche den ganzen europäischen Süden und Westen in Gährung brachte. Sie entsprang aus dem durch den Frieden von Utrecht nicht vollkommen zur Entscheidung gebrachten Machtverhältniß zwischen Oesterreich und Spanien.

Wenn man sich erinnert, welche Bedeutung für die spanische Monarchie zwei Jahrhunderte lang ihr Verhältniß zu Italien gehabt hatte, so kann man nicht anders erwarten, als daß der Fürst, dessen

1) Vertrag vom 26. Novbr. 1716: „Auf den Fall, daß Jemand von den in der nordischen Ligue begriffenen Puissancen aus derselben austreten und sich mit dem gemeinschaftlichen Feinde setzen würde."

Erbrecht in Spanien selbst nach langem Kampfe zur Geltung kam, Philipp V aus dem Hause Bourbon, sich für bestimmt hielt, die Gerechtsamen seiner Vorgänger auch in den Nebenlanden wiederherzustellen. Eine Zeit lang trat bei dem Schwanken der großen europäischen Entscheidungen unter dem Einfluß von Frankreich dies Bestreben zurück. Seit der zweiten Vermählung Philipps V mit Elisabeth von Parma regte es sich aber um so stärker, da die Kinder aus dieser Ehe die Rechte des Hauses Farnese den Ansprüchen von Spanien hinzufügten. Als der Ausdruck dieser Tendenz kann Alberoni betrachtet werden, selbst ein Italiener, der Vertraute der neuen Königin und durch dieses Vertrauen zu der höchsten Autorität in Spanien emporgekommen. Er ließ sich angelegen sein, die bereits begonnenen Reformen nach Kräften zu fördern; bei den Zeitgenossen gilt er als der Mann, der dem Königreiche Spanien wieder Nerv gegeben und eine eigenthümliche unabhängige Politik möglich gemacht habe; aber diese Politik lief den durch die Tractate festgesetzten Machtverhältnissen entgegen.

Alberoni faßte besonders die Emancipation Italiens von Oesterreich ins Auge. Ob er der Urheber dieser Entwürfe, die ihm einen Namen in der europäischen Geschichte gemacht haben, gewesen ist, möchte man fast bezweifeln.

Man erfährt, daß der Fürst von Siebenbürgen, Franz Ragoczy II, der sein ganzes Leben hindurch Ungarn und den Orient im Sinne des französischen Hofes in Bewegung gesetzt hatte, aus Ungarn verjagt, unter anderem Namen in Paris aufgenommen, sich bereits 1714 mit dem Gedanken getragen hat, eine italienische Ligue, die zugleich eine europäische sein sollte, zu diesem Zwecke zu bilden. Er rechnete dabei auf Savoyen und Venedig sowie auf die Waffen der Türken, zugleich auf die Unterstützung von Spanien und von Frankreich; mit König Ludwig XIV stand er nach wie vor in vertraulichen Beziehungen; er lebte eigentlich von seiner Gnade. Ich weiß nicht, ob nicht die Vermählung Philipps V mit der Prinzessin von Parma eben aus dieser Rücksicht von dem Könige gutgeheißen wurde. Diese Fürstin hat dann in der Durchführung der Ansprüche ihres Hauses den vornehmsten Zweck ihres Lebens gesehen [1]). Ragoczy hatte sich nach dem Tode Ludwigs XIV nach Madrid begeben [2]). Sei es nun, daß Alberoni von ihm angeregt wurde oder nicht,

1) Mémoire de Clément an Kaiser Karl VI. Wien, 22. Sept. 1715, in den Font. Rer. Austr., Abthl. 2, XVII, Bd. 2, S. 14.

2) Engel, Geschichte des Ungarischen Reiches und seiner Nebenländer, V, S. 267.

den Augenblick, in welchem Oesterreichs Streitkräfte durch den Krieg gegen die Türken beschäftigt und andererseits sein Verhältniß zu den Seemächten, besonders seine Auseinandersetzung mit den Niederlanden, schwierig wurde, hielt dieser Minister für den geeignetsten, um die Prätensionen der spanischen Monarchie zur Geltung zu bringen; er unterbrach die wiederhergestellte Ruhe durch einen Angriff auf Sardinien. Es waren eigentlich die beiden spanischen Factionen, die bourbonische und die österreichische, welche dort mit einander in Kampf geriethen; die erste behielt die Oberhand. Aber dadurch verletzte Alberoni die Mächte, welche den Frieden von Utrecht, in dessen Folge der Kaiser Sardinien besaß, geschlossen hatten. Sie vereinigten sich mit dem Kaiser, um die getroffenen Stipulationen aufrechtzuerhalten. Alberoni, entfernt davon, vor dieser Verbindung zurückzuweichen, war vielmehr gesonnen, den Kampf mit ihr im größten Umfange aufzunehmen. In dem Regenten aus dem Hause Orleans, der, wie berührt, die von Ludwig XIV überkommene innere und äußere Politik durchaus verändert hatte, sah Philipp V seinen gefährlichsten Widersacher. Sie hatten Beide die Nachfolge auf dem französischen Throne, ein Jeder für seine Linie, im Auge. Wenn nun der Regent wieder mit König Georg I von England auf das intimste verbunden war, so folgte, daß Alberoni sich auf die Seite des Prätendenten neigte, der sich noch immer für fähig hielt, das Haus Hannover von dem englischen Throne zu verdrängen und sich eben zu einem solchen Unternehmen anschickte. Wäre es mit diesem Versuche gelungen, so würde der ganze Westen von Europa in Verwirrung gerathen sein. Dem Kaiser hoffte Alberoni neue Feindseligkeiten in Ungarn zu erwecken. Ragoczy hatte sich selbst nach Adrianopel begeben; es ist gewiß, daß er durch spanisches Geld in den Stand gesetzt werden sollte [1]), Siebenbürgen und Ungarn gegen Oesterreich

1) Aus San-Felipe, der selbst mit der Untersuchung über diese Angelegenheit beauftragt gewesen, Commentarios, Bd. IV, S. 58, deutsche Uebers., ergiebt sich mit Bestimmtheit, daß die Instructionen des Emissars dahin lauteten, Ragoczy solle mit Geld unterstützt werden, um Siebenbürgen dem Kaiser zu entreißen und den Rebellen in Ungarn Beistand zu leisten. Man setzte voraus, daß dies die Pforte ermuthigen würde, den Krieg fortzuführen, meinte aber, daß man dadurch den Pflichten katholischer Christen nicht zuwiderhandele, wie es ja auch Päpste gegeben habe, die Befehle an die Ritterorden erlassen, durch welche die Ungläubigen gefördert worden seien. Dasselbe ließ sich von einer Verbindung mit Schismatikern und Protestanten sagen, zumal da der Zweck immer war, einen katholischen König in England auf den Thron zu setzen.

in Bewegung zu bringen. Er meinte damit auch die Türken zur Fortsetzung ihres Krieges gegen den Kaiser zu ermuthigen. Und zugleich hat Alberoni sein Augenmerk auf den Norden gewendet.

Die Missionen, die er dahin richtete, sind nicht hinreichend bekannt geworden; aber man weiß, daß er mit dem Gesandten des Königs von Polen in Venedig unterhandelte und ebensowohl mit dem Könige von Schweden wie mit dem Czaren in Verbindung zu treten trachtete [1]).

Der Gedanke, Rußland und Schweden zu pacificiren, war nicht neu. Schon im Jahre 1709 erkannte man in Frankreich, wie wichtig das für alle europäischen Angelegenheiten werden müsse. Ragoczy ist schon damals von Ludwig XIV mit der Vermittelung beauftragt gewesen. Das Vorhaben scheiterte an der Hartnäckigkeit Karls XII [2]). Jetzt aber konnte man eher auf die Nachgiebigkeit desselben rechnen, nachdem ihm seine großen Unternehmungen vollkommen mißlungen waren. Alberoni dachte daran, Rußland und Schweden, welche aus verschiedenen Gründen beide in Feindseligkeit gegen England geriethen, miteinander zu verbinden, um sie sowohl gegen England, als gegen den Kaiser aufzurufen. Und hiebei fand er nun an Baron Goertz, dem Vertrauten und Günstling des Königs von Schweden, einen Gehülfen, der in weitaussehenden politischen Combinationen lebte und webte. Goertz trat mit den Jacobiten, denen er die Hülfe des großen Kriegsmannes, seines Königs, in Aussicht stellte, in Verbindung. Ob dieser selbst persönlich betheiligt war, wird immer zweifelhaft bleiben; von seinen Ministern aber, Goertz und Gyllenborg, ist es unleugbar. Um dem Könige von Schweden freie Hand zu verschaffen, ergriff auch Goertz auf das lebhafteste den Gedanken, ihn mit dem Czaren zu pacificiren; er richtete hiebei sein Augenmerk selbst auf Preußen. Er erschien in der Mark Brandenburg und legte Entwürfe vor, denen zufolge die preußischen Ansprüche an Schweden anerkannt und mit preußischer Hülfe auch die russischen geordnet werden sollten. Da er aber damit nur wenig Gehör fand, so wandte er sich unmittelbar an den Czaren, der ohnehin sehr dahin neigte, gegen Oesterreich Front zu machen. Es kam zu jenen Verhandlungen in Aaland, bei denen

1) San-Felipe, Commentarios, in der deutschen Uebersetzung Bd. III, S. 213.

2) Bericht von Vitzéz an den Czaren. Engel, a. a. O. V, S. 242.

man sich zwar keineswegs verständigt, aber doch Entwürfe gewechselt hat, die zu einem Frieden und vielleicht selbst zu einer Gemeinschaft der Waffen führen konnten. Goertz hegte die Absicht, die Kriegskräfte des Königs und des Czaren zu einer Unternehmung gegen England und Hannover zu vereinigen. Die Sache bot in sich selbst fast unübersteigliche Schwierigkeiten dar; denn es ließ sich nicht erwarten, daß Karl XII auf die von den Russen eroberten Provinzen Verzicht leisten, oder daß der Czar dieselben jemals wieder fahren lassen würde. Goertz trug sich dennoch mit diesem Gedanken auf das ernstlichste; er hoffte, die Kriegslust seines Fürsten in diese Bahnen zu lenken. Mochte es sich aber mit der Ausführbarkeit dieser Entwürfe verhalten, wie es wolle, so konnten schon die Verhandlungen nicht verfehlen, ein allgemeines Aufsehen zu erregen. Die drei verbündeten großen Mächte, England, Frankreich und Oesterreich, sahen sich sowohl von Spanien als von Norden her bedroht. Und da nun Jedermann annahm, Friedrich Wilhelm I sei mit dem Czaren einverstanden, noch bei weitem mehr, als er es war, so wendete sich die Animosität besonders der deutschen Höfe gegen Preußen.

Es ist damals gewesen, daß die drei Höfe von Hannover, Dresden und Wien sich zu einer Allianz verständigten, die für Preußen sehr gefährlich werden konnte. Aufgeschreckt durch das Gerücht einer Tripelallianz zwischen Rußland, Schweden und Preußen, welche die Wiederherstellung des alten Schützlings Karls XII, Stanislaw Leszczynski's, zum Zweck habe, setzte August II, der alsdann vom polnischen Throne entfernt worden wäre, Alles ein, um an dem kaiserlichen sowohl wie an dem englisch-hannoverschen Hofe nachhaltige Unterstützung zu finden. Auch hiefür war die mecklenburgische Angelegenheit von Wichtigkeit. Die Gewaltsamkeiten, welche sich Karl Leopold immer aufs neue gegen seinen Adel erlaubte, hatten zu Beschlüssen des niedersächsischen Kreises und des Reichshofrathes gegen ihn geführt, die nun mit Waffengewalt exequirt werden sollten. Der Kaiser autorisirte dieses Vorhaben nicht allein, er schien an der Execution Theil nehmen zu wollen; ein kaiserliches Heer sollte sich, durch Schlesien kommend, mit den Hannoveranern verbinden. Würde nun Friedrich Wilhelm I, im Einverständniß mit Rußland, dem entgegengetreten sein, so würde ihn — dazu waren die Vorbedingungen bereits festgesetzt — die schwerste Ahndung betroffen haben. An diesem Punkte trafen die allgemeinen europäischen Interessen mit den particularen, besonders des nördlichen Deutschlands, zusammen. König Friedrich Wilhelm wurde unmittelbar davon berührt. Denn wie hätte Brandenburg-Preußen die

Herrschaft der Russen in Mecklenburg, die Erneuerung des Krieges zwischen Stanislaw und August, oder gar die Wiederherstellung des schwedischen Uebergewichts im Norden wünschen können! Wäre je die schwedisch-russische Allianz zu Stande gekommen, so hätte ihr Friedrich Wilhelm I nicht beitreten können, da sie gegen England gerichtet war. Seine Instruction an seine Gesandten lautete dahin: unter keinen Umständen auf einen Krieg gegen Großbritannien einzugehen. Noch weniger konnte er dem englischen Interesse accediren, das damals mit dem hannoverschen verbunden war; er fürchtete, Hannover wolle sich selbst in den Besitz von Mecklenburg setzen.

Man nimmt noch einmal eine Analogie mit der Stellung Georg Wilhelms wahr, der im Kampfe der einander entgegengesetzten Weltmächte die Zertrümmerung seines Staates befürchten mußte. Nur war der Kreis der Bewegung durch die Theilnahme Rußlands und die Verbindung Englands mit Hannover unendlich erweitert. Wenn es nun das Verdienst des großen Kurfürsten war, den getrennten Provinzen ein Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und eines gemeinschaftlichen Interesses gegeben, und das Verdienst Friedrichs I, einen nicht zu unterschätzenden Antheil auf die allgemeinen Verhältnisse gesichert zu haben, so war damit doch nicht Alles geschehen. Das von Friedrich I erworbene Königthum genügte noch nicht, da die Streitkräfte des Staates nicht ohne fremden Einfluß aufgebracht und verwendet werden konnten; er erwartete, wie wir wissen, das Meiste von dem Siege der Partei, der er sich in den allgemeinen Zerwürfnissen angeschlossen hatte. Das Bestreben Friedrich Wilhelms I ging nun dahin, nicht allein stark genug zu sein, um nicht gleich im ersten Augenblick über den Haufen geworfen zu werden, sondern es kam ihm darauf an, inmitten der europäischen Conflicte seine Anliegen nach eigenem Ermessen zur Geltung zu bringen. Brandenburg war ein Staat, wenngleich noch nicht ein vollendeter; um sich als Staat zu behaupten, mußte es zugleich eine europäische Macht werden. Die Nachbarn mußten nicht allein Bedenken tragen, Brandenburg-Preußen zu verletzen, nicht allein den Wunsch haben, es seiner geographischen Position wegen zu sich herüberzuziehen, sie mußten dessen eigene Interessen respectiren. Die Fundamente einer unantastbaren Selbständigkeit mußten gelegt werden, die, ihres eigenen Bestehens sicher, ihrer Situation gemäß in die großen Angelegenheiten einzugreifen vermochte. In diesen Verhältnissen liegt der Ursprung der späteren preußischen Kriegsmacht. Es war nicht eine Sache der Willkür, sondern eine Nothwendigkeit, wenn Friedrich Wilhelm mit einer Anstrengung, die allem

Anderen entsagte, dahin arbeitete, sie zu Stande zu bringen. Eben in der Zeit jener Conflicte, die alles zu zermalmen drohten, stellte er die militärisch-administrative Organisation auf, welche der preußischen Armee und dadurch der Unabhängigkeit des neuen Thrones erst eine feste Begründung gab. Dabei konnte er nicht, wie sein Vorfahr versucht hatte, auf eine durchgreifende Veränderung des landwirthschaftlichen Systems oder gar auf die Errichtung einer Nationalmiliz Bedacht nehmen. Denn diese Neuerungen, die ohne Zweifel eine Zukunft hatten, würden zunächst nur Schwäche und Verwirrung herbeigeführt haben. Friedrich Wilhelm bedurfte einer unmittelbar zur Wirksamkeit gelangenden Organisation. Er hielt an den altbewährten Prinzipien fest und suchte sie nur entschiedener und zweckdienlicher durchzuführen. Er verfuhr dabei mit dem leidenschaftlichen Eifer, ohne den nur selten etwas vollbracht wird, und vor dem jede andere Rücksicht verschwindet. Gerade in jenen Tagen der allgemeinen Krisis war er mit den für sein neues System entscheidenden ständigen Verhandlungen — wir werden ihrer noch gedenken — beschäftigt.

Auf dieser Grundlage gelang es ihm, eine Armee ins Feld zu stellen, wie sie in deutschen Landen noch nicht erschienen war. Zunächst wurde freilich die Eifersucht, welche die Nachbarn gegen ihn hatten, verdoppelt, in dem stammverwandten Hannover stärker, als irgendwo; die Verbindung Brandenburgs mit Rußland und das anwachsende Kriegsheer riefen in den hannoverschen Ministern jene Entwürfe hervor, bei denen sogar eine Zerstückelung der brandenburgischen Landschaften in Aussicht genommen wurde, in Verbindung mit den Höfen von Dresden und von Wien [1]). Mannichfaltige Reibungen, Mißverständnisse und Agitationen traten dabei hervor; auf der einen Seite hingen sie mit den großen europäischen Verhältnissen zusammen; auf der anderen hatten sie doch auch sehr persönliche Beziehungen und Rückwirkungen. Wenn wir nicht auf eine nähere Darlegung dieser Irrungen eingehen können — denn sie würde ganz Europa zu umfassen haben —, so sei es uns dagegen gestattet, eines sehr particularen

1) In Coxe's Walpole findet sich ein Schreiben von Stanhope, in welchem Bernstorff beschuldigt wird, mit dem Kaiser und dem Könige von Polen über ein Project zur Theilung von Preußen zu verhandeln: „he proposes part of the spoils of Prussia for his master;“ doch sei Alles noch Project. Vgl. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, Bd. IV, Abth. 2, S. 249, und dessen Abhandlung: Das Stralendorff'sche Gutachten (Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1860).

Ereignisses zu gedenken, welches weniger an sich, als nur deshalb Erwähnung verdient, weil es ein Symptom der allgemeinen Gährung ist, die damals Europa erfüllte und auch Brandenburg ergriff.

Johann Michael von Klement, ein protestantischer Ungar, der in Halle und Frankfurt an der Oder studirt hatte, war dann im Dienste Ragoczy's noch sehr jung zu einer nicht unbedeutenden diplomatischen Thätigkeit gelangt; er vermittelte die Beziehungen desselben zu den protestantischen Höfen, denen ihrer politischen Verbindung mit Oesterreich zum Trotz daran gelegen war, Siebenbürgen zu retten und die protestantischen Ungarn in ihren Schutz zu nehmen. Wir finden ihn in Berlin, im Haag, in England die Geschäfte seines Fürsten nicht ohne Erfolg führen. Alles aber endete unglücklich. Ragoczy war genöthigt, nach Paris zu flüchten. Klement hat ihn auch dahin begleitet. Dort aber, da der Fürst ihn nicht mehr nach seinem Bedürfniß zu besolden im Stande war, von seinen Gläubigern gedrängt, hat er sich von demselben getrennt. In der Hoffnung, Amnestie zu erhalten, wenn er über die geheimen Verhältnisse Ragoczy's Mittheilungen mache, wandte sich Klement nach Wien und erhielt, da er dies ohne alle Rücksicht that, nicht allein Amnestie, sondern wurde auch von dem Prinzen Eugen in mancherlei geheimen Geschäften verwendet. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Prinz Eugen hat erklärt, er sei sehr geschickt; aber er gehe nicht auf den geraden Wegen einher. Von den Priestern verfolgt, wie er behauptet, wurde Klement inne, daß er hier sein Glück nicht machen werde, und wandte sich nach Dresden, wo er bei dem General-Feldmarschall Flemming, der in den mannichfaltigen und immer wechselnden Beziehungen der damaligen Politik lebte und webte, gute Aufnahme fand, hauptsächlich, weil er eine genaue Kunde des Hofes, von dem er so eben kam, an den Tag legte. Weniger dahin, als nach Brandenburg richtete sich jedoch in dieser Zeit die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls. Klement, der den brandenburgischen Hof von alter Zeit her kannte, schien Flemming geeignet, ihm daselbst im Verborgenen gute Dienste zu leisten. Denn auf allen Seiten ging man mit geheimen Plänen um, die bei der unsicheren Lage der allgemeinen Angelegenheiten sehr gefährlich werden konnten, wenn sie jemals zur Reise kamen. Ein großes Object der Politik bildete es, davon bei Zeiten unterrichtet zu werden, um entgegengesetzte Verbindungen einzugehen. Die Aufmerksamkeit des sächsischen Hofes richtete sich vornehmlich auf den Vertrag, der, wie man sagte, zwischen Schweden, Rußland und Preußen abgeschlossen sei. Klement, welchem Flemming die in der mecklenburgischen Sache gegen

den König von Preußen verabredeten Feindseligkeiten nicht verhehlte, wurde beauftragt, sich nach einem neuen zuverlässigen Correspondenten umzusehen und vor allem über den angeblichen Vertrag Erkundigungen einzuziehen. Nun hatte Klement schon etwas früher die Bekanntschaft des Residenten einer kleinen Regierung, Georg Heinrich Lehmann aus Halle, gemacht, der bereits, wenngleich in einer entfernteren Beziehung zu dem Wiener Hofe stand, eines Mannes von allen den Fähigkeiten, deren Klement bedurfte, und einer ihm entgegenkommenden Gesinnung. So wachsam war bei aller ihrer Strenge die polizeiliche Aufsicht in Berlin nicht, daß es Klement nicht gelungen wäre, heimlich dahin zu kommen, um hier Erkundigungen über die vermuthete Tripelallianz einzuziehen [1]). Lehmann, der mit den Secretären Grumbkows und Wartenslebens, Bube und Wernicke, vertrauliche Bekanntschaft unterhielt, meldete wirklich nach einiger Zeit, daß ein solcher Tractat allerdings im Werke sei, der König überhaupt nichts Gutes beabsichtige.

Das Bedenklichste war die Nachricht, daß nach diesen Entwürfen Stanislaw auf den polnischen Thron gesetzt und Preußen durch Pomerellen vergrößert werden solle. Leicht mögen Flemming diese Mittheilungen in seiner Intention, dagegen ein enges Bündniß mit Wien und Hannover zu Stande zu bringen, bestärkt haben. Aber noch eine andere Seite hatte diese Verbindung Klements mit Lehmann. Lehmann gehörte zu denen, die über die Regierungsweise Friedrich Wilhelms überhaupt mißvergnügt waren. Sie schalten darüber, daß der König nur noch Offizieren gute Stellen gebe, alle Anderen, besonders die Gelehrten, vernachlässige, daß er namentlich ihnen oder doch ihren Freunden ihre Pension gestrichen, oder vielleicht auch nur, daß er über die Straße gehend sie mit ungnädigen Augen angesehen habe. Bei einer Zusammenkunft, die zu Baruth zwischen Lehmann und Klement stattfand, kam das alles zur Sprache. Indem sie hier im gräflichen Garten spazieren gingen, steigerten sie einander zu den wildesten Plänen. Man sprach davon, wie leicht es sei, den König Friedrich Wilhelm kurzab wegzuführen. Lehmann meinte, man müsse sich zugleich der beiden Minister Ilgen und Kraut bemächtigen, auf deren Thätigkeit die damalige Macht von Preußen nach außen hin

1) Diese Nachrichten, die aus einem Referat über die definitiven Aussagen Klements aus dem Dessauer Archiv entnommen worden sind, stimmen nicht in Allem und Jedem mit dem überein, was Weber (Aus vier Jahrhunderten, Bd. I, S. 167) aus seinen Acten entnahm. Ich halte sie aber fest, weil sie ruhiger und belehrender sind, als die anderen.

und im Innern beruhte; er hielt nicht allein dies, sondern eine Ueberraschung der Hauptstadt für ausführbar. Wenn wir Klement glauben, so hatte schon Flemming von ähnlichen Dingen gesprochen und den Wunsch zu erkennen gegeben, einen genauen Plan von Berlin in die Hände zu bekommen. Lehmann sprach dort von der damaligen Befestigung der Stadt, deren schwache Stellen er nachwies; er zeigte, wie man sie überraschen, den Schatz wegnehmen, das Schloß und die vornehmsten Häuser plündern könnte. Wie sehr aber täuschte sich Lehmann, wenn er Klement für wahrhaft einverstanden mit Flemming und für einen entschlossenen Feind des Königs Friedrich Wilhelm hielt! Eben in demselben Baruth hat Klement kurz darauf eine Zusammenkunft mit dem Hofprediger Jablonski aus Berlin gehabt, der früher in den protestantischen Angelegenheiten von Siebenbürgen gearbeitet und mit ihm zusammen eine Reise nach England gemacht hatte. Durch Jablonski ließ Klement den König Friedrich Wilhelm wissen, daß er ihm die wichtigsten Mittheilungen zu machen habe.

Die zweifelhafte Lage, in der man sich befand, und die Erinnerung an die alten Beziehungen Klements veranlaßten, daß man das Erbieten nicht vernachlässigen zu dürfen meinte. Nicht allein der Minister Knyphausen sprach mit Klement, sondern auch der König ließ sich herbei, seine Eröffnungen entgegenzunehmen [1]). Man sah ihn eines Tages am Weidendamm fahren; hier verließ er dann seinen Wagen, um nach einem Garten am Oranienburger Thore zu gehen, wo er Klement antraf, der ihm nun nähere Mittheilungen über die Gefahren machte, von denen er persönlich bedroht sei.

König Friedrich Wilhelm war eben damals in wachsendem Mißverständniß mit dem Hofe zu Wien und in großer Aufregung. In diese Zeiten fällt ein Brief des Königs an den Fürsten von Anhalt, in welchem er sagt, er werde sich von den Herren Kaiserlichen keine leges vorschreiben lassen, zwar keinen Krieg anfangen, aber es auch nicht dulden, wenn man ihn bei Gelegenheit des Haders in Mecklenburg mißhandele [2]). Er berechnete bereits, wie er in kurzem ein ansehn-

1) In der Erzählung dieser Dinge folgt Pöllnitz (Mémoires pour servir à l'histoire I, S. 189) seinen gewöhnlichen Gewährsmännern nicht. Er bezieht sich auf die Mittheilungen von Forçade, der den König zu einer Zusammenkunft mit Klement bis in die Nähe des Gartens begleitete, derselben aber nicht beiwohnte. Was er nun darüber beibringt, was zwischen dem König und Klement besprochen worden sei, kann doch nicht als authentisch betrachtet werden, zumal es durch die späteren Aussagen wenig bestätigt wird.

2) Schreiben an den Fürsten von Anhalt 2. August 1718.

liches Armeecorps vereinigen und dabei doch mit anderen Truppen Cleve und Westfalen sichern könne. Da gab ihm ein sonst als Freund des Hauses bekannter, eben von Wien und Dresden kommender früherer Diplomat Kunde von Verhandlungen, die man dort pflege, um ihn unschädlich zu machen, entweder durch Krieg oder auch durch Ueberraschung auf dem Lande oder in der Hauptstadt. Die vornehmste Schuld legte Klement auf den Grafen Flemming. Den Prinzen Eugen schonte er anfangs; bald aber liefen Briefe von ihm ein, in welchen er den Prinzen eigentlich als Oberhaupt des auf eine Umwälzung im preußischen Staat gerichteten Vorhabens darstellte: allenthalben habe er seine Vertrauten; er meine es zu einem Aufstande in Preußen zu bringen. Der König that ohne Zweifel das Richtige, wenn er sich unverweilt an den Wiener Hof und den Prinzen Eugen selbst wendete, der dann, höchlich erstaunt, aber den Zusammenhang der Sache ahnend, den König aufforderte, den Denuncianten selbst zur Untersuchung zu ziehen. Klement war indeß nach Dresden zurückgegangen. Indem er den Grafen Flemming verrieth, suchte er ihn doch in der einmal eingeschlagenen Richtung festzuhalten; er setzte ihm ausführlich auseinander, daß der König von Preußen nicht so stark sei, wie er scheine, daß die allgemeine Unzufriedenheit der Unterthanen in dem Lande, besonders der Gewerbtreibenden, der Beamten und selbst der Armee, es leicht machen werde, ihn niederzuwerfen. Er machte dem Könige von Preußen Mittheilungen über die Verbindung seiner Nachbarn, die gegen ihn im Werke sei; in demselben Augenblicke suchte er alles hervor, was eben diese in einem solchen Vorhaben bestärken konnte. Geschah das alles nur, um Geld zu erwerben? Dem Könige von Preußen gegenüber zeigte Klement eine gewisse Uneigennützigkeit, die auf denselben Eindruck machte; und unterdessen wurden für ihn in Wien die Schulden bezahlt. Er mußte noch andere Hülfsquellen haben.

In Verwickelungen dieser Art, Unzuverlässigkeiten, Widersprüchen nach allen Seiten hin ist es unmöglich, sich eine feste Meinung zu bilden, die als historisch gelten könnte. Man kann nur auf Vermuthungen gerathen, die dann wohl auch geäußert werden dürfen. Klement gehörte jener Combination Ragoczy=Alberoni an, die eben damals Europa umspannte; er hatte sich vor einigen Jahren von ihr getrennt und der entgegengesetzten, besonders dem Hofe von Wien, sich angeschlossen. Allein er behauptete doch immer, mit Spanien in Verbindung zu stehen: einige Monate früher sei er bei Alberoni gewesen; jetzt denke er im Haag mit Franzosen zusammenzutreffen, welche die

Gegner des Regenten seien [1]). Wirklich begab er sich nach dem Haag, wo noch immer alle Fäden der Politik ineinander griffen; man sieht nicht, warum er dahin ging, wenn nicht in der von ihm angedeuteten, gegen den Regenten und dessen Verbündete im Sinne Alberoni's gerichteten Absicht.

Eben damals war die Entführung des Regenten durch einen Handstreich, dem sehr ähnlich, welcher gegen Friedrich Wilhelm beabsichtigt sein sollte, wirklich auf das ernstlichste im Werke. Noch hoffte Alberoni auf Bewegungen in Ungarn, auf eine Zurückführung des Prätendenten.

Sollte nicht hiemit auch die Agitation am Berliner Hofe zusammengehangen haben? Wir lassen dahingestellt, inwiefern es mit jenen Plänen, den König von Preußen zu überraschen, vielleicht aufzuheben, irgendwo Ernst gewesen ist. Aber Pläne dieser Art auf der einen Seite anzuregen, auf der anderen zu verrathen, das Feuer, welches in Deutschland glühte, zu heller Flamme anzublasen, so daß Oesterreich und England vollauf beschäftigt worden wären, würde den Intentionen Alberoni's wohl entsprochen haben. Die Vermuthung drängt sich auf, daß Klements Thun und Treiben mit den auf die Umgestaltung Europa's zielenden Entwürfen Alberoni's in Zusammenhang stand. Klement war ein kleiner Mann, von brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Augen, verführerisch durch die Sicherheit, mit der er auftrat, kundig, wie Wenige, der damaligen Welt; aber Unwahrhaftigkeit war ihm zur Natur geworden. Er hatte sich in Angaben verwickelt, die einander widersprachen, von denen aber etwas zurückzunehmen, ein gewisses Selbstgefühl ihn abhielt. Den preußischen Bevollmächtigten, die ihn in Holland aufsuchten, gab er nähere Nachrichten über die angeblichen Einverständnisse, welche Prinz Eugen am preußischen Hof und unter den preußischen Beamten habe, und folgte zuletzt doch eigentlich freiwillig denselben nach Berlin. Er war nicht ohne Bewußtsein über die Gefahr des Schrittes, zu dem er sich entschloß; aber er wagte ihn, voll Vertrauen auf den Eindruck, den er auf den König gemacht hatte. Als Klement nach Berlin zurückkam, wiederholte er seine früheren Angaben mit noch größerer Zuversicht, und es gelang ihm wirklich, dieselben dem Könige glaubhaft zu machen. Es gab damals zwei

1) Wenn er angiebt, er thue das im Auftrage des Prinzen Eugen, so ist das nun freilich unmöglich; aber in allen seinen Angaben findet sich ein Gemisch von Wahrheit und Lüge; und wenn der angegebene Anlaß unrichtig ist, so bleibt doch das Factum bestehen.

Parteien in Berlin, die einander in Staat und Gesellschaft bekämpften. Die eine von diesen, die sich dem Fürsten von Anhalt anschloß, dieser selbst sowie der Vertraute Grumbkow wurden von Klement des Verrathes bezichtigt. Es wirft ein eigenthümliches Licht auf die Verhältnisse in Berlin, daß Ilgen damit unzufrieden war, wenn zur Begleitung Klements, der, um seine Papiere zu holen, noch einmal nach dem Haag ging und wieder zurückkam, ein Offizier verwendet wurde, der als ein Anhänger des Fürsten von Anhalt galt. Manche hielten den Fürsten für fähig, die alten Ansprüche des askanischen Hauses in der allgemeinen Verwirrung, die zu erwarten war, zu erneuern. Auch sonst war in den höchsten Kreisen Alles wider einander; einer sprach schlecht von dem anderen. Der König wußte nicht, wem er trauen, was er denken sollte. Um Niemanden, der um die Sache wissen könne, entschlüpfen zu lassen, wurden am 9. December 1718 plötzlich die Thore der Stadt geschlossen, kein Mensch hinausgelassen, selbst nicht die Bauern, die, um ihr Getreide zu verkaufen, hereingekommen waren. Patrouillen durchzogen die Stadt; man sagte, der König habe sich selbst in der Nacht dabei betheiligt. Haussuchungen wurden gehalten und Verhaftungen vorgenommen, Männer und Frauen, die bisher in den höchsten Gnaden gestanden, wohl noch eben an der königlichen Tafel gespeist hatten, plötzlich nach Spandau abgeführt. Wenn auch Klement selbst dahin gebracht wurde, so geschah das mit der ausdrücklichen Versicherung der königlichen Gnade; aber, sagte man ihm, in so wichtigen Angelegenheiten müsse man nun einmal sicher gehen. Wie sehr der König von der Wahrhaftigkeit Klements durchdrungen war, sieht man aus zwei Schreiben, die er damals erließ: das eine an den polnisch-sächsischen Hof, das andere an Prinz Eugen (10. December), welche sehr geeignet waren, die widerwärtigsten Eindrücke hervorzubringen. Dem Könige von Polen wurde angezeigt, daß er sich anderer Organe, als der bisherigen, bedienen müsse, wenn er mit dem preußischen Hofe verhandeln wolle; dem Prinzen Eugen wurden die Anklagen Klements in aller ihrer Crudität gemeldet, zwar mit der Versicherung, daß man sie nicht glaube, aber doch in einem sehr herausfordernden Tone. Bald darauf fügte der Zufall, daß Prinz Eugen und Flemming bei einem Mittagsmahl, welchs der in Wien anwesende Kurprinz von Sachsen gab, zusammentrafen. Der sonst sehr schweigsame Eugen gedachte dieser Sache nicht ohne Entrüstung: er stehe an der Spitze des kaiserlichen Kriegsheeres; aber mit Banditen habe er nichts zu schaffen; er zeigte einen würdigen Stolz, ein beleidigtes moralisches Selbstgefühl. Graf Flemming sah

in der Aufwallung des Wiener Hofes mehr eine gute Gelegenheit, zu seinem politischen Zwecke zu kommen. Das war am 20. December 1718. Aber indeß hatte sich die Lage in Berlin verändert.

Man hatte jetzt Ernst mit der Untersuchung gemacht. Als Klement in Ketten geschlagen und mit den äußersten Mitteln, ein Geständniß hervorzurufen, bedroht wurde, fing er an, von seinen anzüglichsten Behauptungen, die er mit der größten Zuversicht vorgetragen, zurückzuweichen. Nach und nach wurde der König überzeugt, daß er von Klement betrogen worden, daß an alledem, was dieser ihm mitgetheilt, kein wahres Wort sei. Die Verhafteten, die in Spandau beisammen waren, wurden hierauf wieder entlassen; man suchte das ihnen geschehene Unrecht möglichst gutzumachen. Die Hauptschwierigkeit bot die Entrüstung der beiden Höfe dar, die man doch in der That beleidigt hatte. Der König säumte nicht, denselben begütigende Schreiben zugehen zu lassen; er bestand nur darauf, daß er durch die Wahrscheinlichkeit der ihm gemachten Mittheilungen veranlaßt worden sei, so zu verfahren, wie er gethan habe.

Der Schriftwechsel endigte damit, daß die beiden Residenten, der österreichische wie der sächsische, welche anfangs als Mitschuldige betrachtet worden waren, jetzt als Commissare zur Untersuchung mit herbeigezogen wurden. Zur Vollständigkeit derselben gehörte es, daß auch Lehmann, der, zur rechten Zeit von Klement gewarnt, nach Dresden geflüchtet war, ausgeliefert wurde, um mit demselben confrontirt zu werden. Als Klement seiner ansichtig wurde, bot er ihm die Hand und bat ihn um Verzeihung. Um den König, der noch zuweilen seine alte Vorliebe für Klement durchblicken ließ, vollkommen davon zu heilen, ließ ihm Flemming jene Schilderung des Berliner Hofes, die derselbe nach seinem ersten Gespräch mit dem König abgefaßt hatte, im Original zugehen. Der König faßte jetzt die Meinung, die Absicht der Hauptschuldigen, Klement, Lehmann und Bube, sei gewesen, daß er vom Kaiser von Land und Leuten vertrieben werden solle. Der Proceß nahm seinen regelmäßigen Verlauf.

Hauptsächlich eben deswegen ward Klement verurtheilt, weil er sich an dem Kaiser und dem Könige von Polen vergangen und zugleich verrätherische Anschläge gegen den König von Preußen geführt habe. Bube war in dem Gefängniß wahrscheinlich durch Selbstmord umgekommen; Klement und Lehmann wurden hingerichtet.

Aber ehe dies geschah, hatte, und zwar nicht ohne einen gewissen Einfluß dieser Vorfälle, eine andere Richtung in den allgemeinen Angelegenheiten Platz gegriffen. Die mecklenburgische Streitigkeit, welche

Deutschland und den Norden in den Krieg zu verwickeln drohte, wurde friedlich ausgetragen. In jenem durch Klement veranlaßten Conflict ließ der König Friedrich Wilhelm erklären: er sei entfernt davon, des Herzogs hartherziges Verfahren gegen seinen Adel gutzuheißen, oder gar denselben gegen die kaiserlichen Mandate in Schutz zu nehmen; er wolle vielmehr Alles thun, um den Czaren zur Zurückziehung seiner Truppen zu vermögen. Diese erfolgte dann auch, nur unter der Bedingung, daß es in der Sache von Mecklenburg nicht ganz und gar auf das Verderben des Herzogs abgesehen sei. Friedrich Wilhelm hatte nichts dagegen, daß die Execution durch braunschweigische Truppen vollzogen wurde. Damit fielen dann auch alle jene Entwürfe, bei denen es auf das Verderben Preußens abgesehen war, in nichts zusammen. Hierauf konnte man dazu schreiten, das Einverständniß mit England wiederherzustellen.

Noch waren dort die Männer der französischen Allianz, Stanhope und Sunderland, am Ruder. Mit den gegen Preußen gerichteten Entwürfen Bernstorffs waren sie doch nie einverstanden gewesen [1]); sie ließen den König Friedrich Wilhelm wissen, er möge sich in den particularen Streitigkeiten mit Hannover nachgiebiger erweisen; die englische Nation, der daran nichts liege, werde ihm ein andermal ihre Freundschaft an den Tag legen. Aberauch abgesehen von den hannoverschen Interessen bot eine Verständigung zwischen Preußen und England große Schwierigkeit dar. Die englische Politik war damals noch vor allem gegen Rußland gerichtet, wie denn bereits eine englische Escadre zur Entscheidung der nordischen Streitfrage in der Ostsee erschien. Ein englischer Gesandter war dann in Berlin eingetroffen, um einen definitiven Vertrag zu Stande zu bringen, wozu der Tod Karls XII freien Raum gemacht hatte.

Der Entwurf hatte nicht sogleich den Beifall Friedrich Wilhelms, der dadurch in seinen Beziehungen zu Rußland gestört zu werden fürchtete. Den vornehmsten Anstoß gab ihm ein Artikel zu Gunsten Polens, der gegen Rußland gedeutet werden konnte. Der König weigerte sich, ihn anzunehmen; denn er wäre dadurch mit seinen Verpflichtungen gegen Rußland, die er, wie alles, was er trieb, mit ganzer Seele ergriffen hatte, in Widerspruch gerathen. Aber nicht zu leugnen war, und die Minister stellten es dem Könige mehr als einmal vor, daß es für ihn und sein Land einen unschätzbaren Vortheil bilde, mit England und Frankreich Hand in Hand zu gehen; denn

1) Schreiben von Stanhope bei Coxe, Walpole I, S. 323.

kein Zweifel konnte sein, daß diese Mächte nunmehr bei dem Uebergewicht, das sie in Stockholm besaßen, den Frieden dictiren würden. Es lag offenbar in der Hand von England, die definitive Abtretung Vorpommerns bei Schweden durchzusetzen.

Zwischen der westlichen und der östlichen Macht im Gedränge, auf der einen Seite im Begriff, seine große Erwerbung definitiv an sich zu bringen, auf der anderen abgeneigt, von seiner Verbindung mit Rußland abzustehen, gerieth Friedrich Wilhelm in eine innere Agitation, in der er den extremsten Anwandlungen Raum gab, die ihn auf das Krankenlager warfen. Indem er sich entschloß, seine alte Verbindung mit England zu erneuern, verlangte er doch die Zusage, daß die Friedensunterhandlungen mit Rußland zugleich in die Hand genommen würden. Und so viel erreichte er in der That, daß ihm dies von den englischen Bevollmächtigten versprochen wurde. Am 17. August 1719 kam es zu zwei verschiedenen Verträgen zwischen Friedrich Wilhelm und Georg I, einem, in welchem dieser als Kurfürst von Hannover, und einem zweiten, in welchem er als König von England auftritt. Für die allgemeinen Angelegenheiten hat der letztere eine überwiegende Bedeutung. Die beiden Könige verbinden sich, gemeinschaftlich für die Herstellung des Friedens mit Schweden zu arbeiten, für ihre besonderen Interessen Sorge zu tragen. Sie wollen vor allem den Verkehr auf der Ostsee auf den alten Fuß herstellen, dann aber auch alle Feindseligkeiten gemeinsam abwehren, die gegen den einen wegen seiner Succession in Großbritannien und gegen den anderen wegen der den Schweden entrissenen Provinzen erhoben werden könnten [1]). Sie garantiren einander die Succession und diese Provinzen. Sollte wegen des mit Schweden zu treffenden Friedens oder der zur Ausführung desselben genommenen Maßregeln irgend eine Macht sie angreifen, den König von Preußen

1) Art. III. Sa Majesté Prussienne s'engage pour elle et pour ses héritiers et successeurs à garantir la succession de la Grande-Bretagne ainsi qu'elle est établie par les loix du royaume en la personne de Sa Majesté Britannique et de ses héritiers dans la ligne protestante, en cas que S. Maj. Brit. ou ses héritiers soyent troublés dans la dite succession Sa Maj. Prussienne leur fournira à leur réquisition un secours de 6000 hommes de pied. — Art. IV. En échange Sa Majesté Britannique s'engage comme roi de la Grande-Bretagne pour elle, ses héritiers et successeurs à la garantie du traité conclu aujourdhui entre elle comme électeur de Brunsvic et sa Majesté Prussienne, s'obligeant de garantir à Sa Majesté Prussienne qu'elle possède des provinces qui ont cy-devant appartenu à la couronne de Suède, et de fournir à Sa Majesté Prus-

namentlich auch in Pommern oder in Preußen, so versprechen sie in einem geheimen Artikel einander eine noch weitere Hülfeleistung.

Unleugbar ist dieser Vertrag für Preußen überaus vortheilhaft. Die neu erworbenen Provinzen werden darin von England garantirt, also der ganze Bestand des Staates, wie er nunmehr war. Was Preußen dagegen verspricht, versteht sich eigentlich von selbst; denn die protestantische Succession in England war sein eigenes unzweifelhaftes Interesse. Will man wissen, was die Engländer zu dieser Annäherung mehr im Gegensatz als im Einverständniß mit Hannover vermochte, so hat es Stanhope einst bei einem Mittagsmahl dem König unverhohlen ausgesprochen; er sagte ihm: er sei populär in England, und zwar deshalb, weil England ihn brauche; denn England habe eine schöne Flotte, der König ein schönes Landheer; diese sollten beide zusammenwirken. „Ganz recht", antwortete der König.

Versäumen wir nicht, uns die Lage der allgemeinen Angelegenheiten in der Zeit, als dieser Tractat geschlossen wurde, zu vergegenwärtigen. Es war die Epoche des Angriffs der Quadrupelallianz gegen Alberoni und dessen Pläne.

Bereits im Sommer 1718 hatten sich England, Frankreich und Oesterreich — die Accession von Holland setzte man voraus — hiezu vereinigt. Und ihre Unternehmungen waren von ungewöhnlichem Glück begleitet.

sienne, à ses héritiers et successeurs à leur réquisition en cas qu'ils soyent troublés dans la possession des dites provinces au-delà de l'assistance, que Sa Majesté est obligée de donner comme électeur de Brunsvic un secours de 6000 hommes de pied. — Article séparé et secret. Leurs Majestés sont aussi convenues, qu'en cas qu'en haine du traité conclu et signé aujourdhui entre les dits rois et des traités à faire avec la Suède en conséquence de ce présent traité pour assurer les cessions qu'elle doit faire aux dits deux rois ou bien à cause des opérations qui pourront se faire par les forces soit maritimes soit de terre de l'un ou de l'autre des dits rois en vertu de ce qui aura été reglé avec la couronne de Suède par leurs traités respectifs le Roi de Prusse fût attaqué, troublé ou incommodé dans ses états et pays de Prusse et de Poméranie par quelque puissance que ce puisse être, le Roi de la Grande-Bretagne sera obligé, de lui fournir d'abord le secours stipulé dans les deux traités signés aujourd'hui et si le secours y stipulé ne suffisait pas pour les besoins existants, S. M. Britannique conviendra d'un secours ultérieur suffisant pour soutenir S. M. Prussienne dans ses dits états.

Die Grundlage von Allem bildete der Friede zwischen dem Kaiser und den Türken zu Passarowitz, der unter Vermittelung der Westmächte zu Stande gebracht wurde und dem Kaiser freie Hand verschaffte, um sich gegen Sicilien, das die Spanier so eben in Besitz genommen, zu wenden. Dazu kam das unerwartete Ereigniß vor Friedrichshall, der Tod Karls XII. Das Unternehmen des Prätendenten, welches Alberoni unterstützte, wurde durch Stürme und andere Unfälle vereitelt. Dann nahmen die verbündeten Mächte einen Anlauf gegen die Spanier selbst. Der Regent, durch eine gegen ihn gerichtete Verschwörung gereizt, entschlug sich fürs erste aller Rücksicht auf die spanischen Bourbons; er hatte dabei auch die französische Nation auf seiner Seite, welche die Sympathieen für Philipp nicht empfand, die dieser bei ihr voraussetzte. Die Franzosen drangen über die Pyrenäen vor; sie nahmen im Juli und August 1719 die altberühmte Grenzfestung Fuentarabia ein, und mit englischer Hülfe zerstörten sie die Werfte in den Häfen, wo die Spanier eben ihre Kriegsschiffe ausrüsteten. In derselben Zeit drang ein kaiserliches Heer in Sicilien ein, ebenfalls unter dem Schutze einer englischen Flotte, und eroberte Messina. Alberoni empfand, daß die wiederhergestellten Kräfte von Spanien gleichwohl nicht fähig sein würden, diesen Angriffen zu widerstehen. Indem er aber Frieden anbot, wurde von den Verbündeten der Beschluß gefaßt, König Philipp dem V die Entlassung seines ersten Ministers zur vornehmsten Bedingung einer Abkunft zu machen. Man versäumte nicht, jeden persönlichen Einfluß, auch den des Beichtvaters, dafür in Bewegung zu setzen. Im December 1719 ward Alberoni plötzlich entlassen; König und Königin von Spanien accedirten der Quadrupelallianz, die ursprünglich gegen sie geschlossen war. Sie erkannten jetzt den Utrechter Frieden, d. h. die Grundlagen der in Europa eingeführten Ordnung der Dinge, im Allgemeinen an; doch trugen auch sie einen Vortheil davon, der ihren Intentionen entsprach und für die Zukunft sehr bedeutend werden sollte. Sardinien und Sicilien gaben sie auf; aber das Recht ihres ältesten Sohnes auf Parma und Piacenza wurde gewährleistet und demselben selbst die Aussicht auf die Nachfolge in Toscana eröffnet; zugleich traten sie in ein besseres Verhältniß zu dem Regenten. So viel springt in die Augen, daß die zwischen Georg I und dem Regenten geschlossene Verbindung die Oberhand in dem südlichen Europa bekam. Preußen hatte sich durch jenen Vertrag derselben gleichsam angeschlossen; es verdankte ihr seinen Frieden mit Schweden.

Am 21. Januar 1720 ward der Vertrag unterzeichnet, durch welchen Schweden die Stadt Stettin, den District zwischen der Oder

und Peene, die Inseln Usedom und Wollin sammt dem pommerschen Haff und seinen drei Ausflüssen an den König von Preußen und dessen Erben auf ewig abtrat. Der schwedische Reichstag erklärte, in dem Zustand, in welchem das Reich sei, könne er diesen Frieden nicht mißbilligen, und gab ihm seine Genehmigung.

Wir erinnern uns, wie einst der große Kurfürst, um Stettin zu behaupten, nahe daran war, das Bestehen seines gesammten Staates auf das Spiel zu setzen. Jetzt fiel es seinem Enkel durch eine allgemeine Uebereinstimmung der westlichen und der östlichen Mächte in die Hände.

Mit Freuden nahm Friedrich Wilhelm im Jahre 1721 die Huldigung ein. Er gab den Bürgern die Waffen zurück, die ihnen eine Zeit lang entzogen gewesen, und sendete der Stadt eine französische Colonie zu, von der sich die Hebung ihres Wohlstandes hoffen ließ.

Noch wichen die Schweden von dem pommerschen Boden nicht ganz und gar zurück; eingedenk ihrer alten Interessen, die zu den Unternehmungen in Deutschland geführt hatten, bestanden sie darauf, Stralsund und Rügen zu behalten. England war dafür gewonnen; durch seine Vermittelung wurde Dänemark bewogen, die pommersche Küste, die es innehatte, aufzugeben. Und so viel wenigstens bewirkte in Frankreich die Erinnerung an seine alten Verbindungen mit Schweden, daß es sich lebhaft dafür erklärte. In dem deutschen Reiche ward es gutgeheißen, weil die schwedische Stimme an dem Reichstage ungern vermißt wurde. Man hat die Modalitäten unter dem Einfluß der vorwaltenden Mächte festgesetzt. Auch Dänemark nahm die allerdings sehr vortheilhaften Vorschläge, welche Großbritannien machte, an und willigte in die Rückgabe der über Schweden zuletzt gemachten Eroberungen, wogegen die Schweden Bremen und Verden an Hannover überließen. So geschah es, daß die beim ersten Abschluß der hannoversch-brandenburgischen Allianz im Jahre 1684 gemachten Entwürfe doch endlich durchgeführt wurden. Frankreich, das sich damals denselben mit Entschiedenheit entgegengesetzt hatte, nahm unter ganz veränderten Zuständen jetzt selbst an ihrer Ausführung Antheil. Noch widersetzte sich jedoch der Czar, nicht zwar in dem, was Brandenburg-Preußen, aber in dem, was Dänemark und Großbritannien betraf. Die verbündeten Mächte meinten beinahe mit ihm verfahren zu können, wie mit dem Könige von Spanien. Eine englische Flotte sollte die Schweden unterstützen gegen Rußland, wie die Kaiserlichen im Mittelmeer und die Franzosen an der oceanischen Küste gegen Spanien.

Aber der Czar war auf das gewaltigste gerüstet; er hielt Schweden unter dem Schrecken seiner Verwüstungen. Die Hülfeleistung der englischen Flotte war im Norden doch unwirksamer, als man erwartet hatte. Die Russen behielten dagegen über die Schweden auch zur See allenthalben die Oberhand. Der Plan, eine Expedition nach Liefland zu Stande zu bringen, bei der auch Preußen mitwirken sollte, scheiterte an dem Widerstande Friedrich Wilhelms I, der nur an einer Mediation, nicht aber an einem Kriege gegen Rußland Theil nehmen wollte. Was hätte sich auch von England oder von Frankreich für eine Unternehmung so weitaussehender Art erwarten lassen, in einer Zeit, in der die verwegenen, auf Ueberspannung des Credits beruhenden Finanzsysteme, die in beiden Ländern versucht worden waren, in sich selbst zusammenbrachen und alle Kräfte paralysirten! In England trat ein neues Ministerium ein, welches sich von allen hannoverschen Sympathieen, inwieweit sie bisher noch Beachtung gefunden hatten, losriß; war doch England selbst durch die umfassendsten commerciellen Interessen zur Rücksicht auf Rußland genöthigt.

So weit also reichten die Kräfte der Allianz, die sonst in Europa allenthalben dominirte, mit nichten, daß Rußland sich ihr unterwerfen oder Preußen sich ihr unbedingt hätte anschließen müssen. Von Einfluß waren die inneren Zustände in Schweden, wo sich eine neue Regierung im Gegensatz gegen den Herzog von Holstein gebildet hatte und eine Staatsform eingeführt worden war, die das Schwergewicht der Macht dem Königthum entzog und in die Stände legte. Um dem Herzog von Holstein den Beistand des Czaren zu entziehen, entschlossen sich die Schweden, ohnehin aller wirksamen Unterstützung der europäischen Mächte beraubt, sich in das Unabänderliche zu fügen und die streitigen Provinzen alter deutscher Colonisation, welche sie einst den Polen entrissen hatten, dem Czaren zu überlassen, der dagegen ihre Verfassung, wie sie nunmehr war, anerkannte und dieselbe nicht zu stören ausdrücklich versprach. Zwischen den beiden Nachbarreichen, die eine aristokratische Gestaltung annahmen, Schweden und Polen, kam die Monarchie des Czaren, den sein Volk eben hiebei als einen großen Kaiser begrüßte, gewaltig empor. Auch Schweden gerieth in die nachtheilige Lage, die wir bei Polen und Spanien bemerkten: mit der großen Weltstellung, die es Jahrhunderte lang besessen, verlor es die Bedingungen seiner Bedeutung überhaupt. Schweden und Polen waren abwechselnd Gegner des brandenburgisch-preußischen Staates gewesen; in Rußland sah derselbe seinen natürlichen Bundesgenossen.

Zweites Capitel.

Pragmatische Sanction. Bündniß von Hannover.

Aus der Ferne der Zeiten angesehen, boten die europäischen Verhältnisse nach den Friedensschlüssen im Norden und den Erfolgen der Quadrupelallianz im Süden die Aussicht auf einen langen Frieden dar; die einander widerstrebenden Elemente, die in dem spanischen Erbfolgekriege und in dem nordischen Kriege miteinander gerungen hatten, waren zu einer Pacification gelangt, welche die Welt umfaßte; auch Preußen hatte seine Stellung in ihrer Mitte genommen. In einem politischen Testamente, welches Friedrich Wilhelm bereits im Jahre 1722 aufgesetzt hat, entwickelt er die Beziehungen, in denen der preußische Staat zu den verschiedenen Mächten stehe. Und es ist sehr der Mühe werth, sich die Situation zu vergegenwärtigen, wie er sie nach den verschiedenen Seiten hin auffaßt. In Bezug auf die nordischen Angelegenheiten empfiehlt er vor allem, an der Allianz mit Rußland festzuhalten, welche zuverlässig sei und nur befestigt werden müsse. Er wünscht die Erhaltung von Polen in seiner damaligen, mehr republikanischen als monarchischen Staatsform, mit Rücksicht auf den Einfluß, den Preußen auf dem polnischen Reichstage übe. Von Schweden setzte er voraus, daß es noch immer in der bisherigen Feindseligkeit verharre; doch zweifelte er nicht, daß es dermaleinst gegen eine bedeutende Geldzahlung auch Stralsund abtreten werde. Würde Preußen mit Schweden feste Freundschaft haben, so würde es auch gegen Dänemark freie Hand behalten. Von seinen nächstmächtigen Nachbarn in Deutschland, den Sachsen und Hannoveranern, urtheilte Friedrich Wilhelm, daß die letzten die zuverlässigeren seien; man könne mit ihnen in enge Allianz treten; mit den ersten dürfe Brandenburg nur in einem allgemeinen freundschaftlichen Verhältniß stehen.

Er ist überzeugt, daß der Kaiser den Anwachs des Hauses Brandenburg mit Eifersucht ansehe: denn dies werde dadurch so mächtig, daß es sich um seine Mandate und Befehle nicht zu kümmern brauche; auch Brandenburg dürfe den Kaiser nicht stärker machen, als er schon sei. Mit Frankreich weist er keineswegs alle Verbindung zurück: denn die französische Macht könne der preußischen, die preußische der französischen gute Dienste leisten; nur dürfe sie nicht gegen das deutsche Reich gerichtet sein; und wenn man die halbe Welt dem König von Preußen dafür anböte, so müsse er das ablehnen. Die Allianz mit den vereinigten Niederlanden hatte die alte Bedeutung nicht mehr; auch Friedrich Wilhelm wollte nicht über allgemein freundschaftliche Beziehungen mit denselben hinausgehen. Dagegen legte er den größten Werth auf ein gutes Vernehmen mit England. Vornehmlich in der Allianz mit England und Rußland sah er damals seine Sicherheit. In dieser befestigten, nach keiner Seite hin gefährdeten Stellung meinte er den Ausbau des Staates, in dem er begriffen war, weiter durchführen zu können, um, wenn die Gelegenheit sich darbiete, seine gerechten Ansprüche zur Geltung zu bringen.

Ein so ruhiger Fortgang der allgemeinen Verhältnisse, wie er da in Aussicht genommen ward, läßt sich doch in unserem Europa niemals erwarten. Unaufhörlich in ihrer eigenen inneren Entwickelung begriffen, nehmen die verschiedenen Staaten immer neue Stellungen ein; und damals war die im Ganzen und Großen vollzogene Pacification doch nicht so vollständig, daß nicht Streitfragen übrig geblieben wären, welche zu erneuerten Irrungen Anlaß gaben.

Namentlich entsprangen aus dem Verhältniß Oesterreichs zum südlichen Europa Verwickelungen, auf welche Friedrich Wilhelm I an sich nicht viel Rücksicht nahm, die ihn aber bald unmittelbar berühren sollten. Die Differenzen, die bei der Accession Spaniens zu der Quadrupelallianz unerledigt geblieben waren, beschäftigten noch die allgemeine Aufmerksamkeit. Wohl betrafen dieselben meistentheils Ehrenpunkte, die an sich geringfügig erschienen, z. B. wenn der eine und der andere Hof das ausschließliche Recht, den Orden des goldenen Vließes zu ertheilen, für sich in Anspruch nahm. Aber dabei kamen doch die erheblichsten Fragen der Politik zur Sprache. In Italien wurde die Herrschaft von Oesterreich, die weit entfernt war, gesichert zu sein, doch schon sehr drückend empfunden; Alles richtete sein Augenmerk auf den Infanten Don Carlos, dem, wie erwähnt, die Aussicht auf die Stiftung einer bourbonischen Herrschaft in Parma, Piacenza und Toscana eröffnet worden war. Die westlichen Mächte hatten

den Streit dadurch auszugleichen gedacht, daß man die Oberlehnsherrlichkeit des Reiches nicht allein über die beiden ersten, sondern auch über das dritte dieser Fürstenthümer anerkannte und der Kaiser sich zu der eventuellen Investitur des Infanten mit denselben verpflichtete. Das führte aber zu neuen Mißhelligkeiten. Der päpstliche Stuhl nahm die Oberherrlichkeit über Parma und Piacenza, wie vor Alters, so auch jetzt in Anspruch. In Toscana meinte man vollkommen unabhängig zu sein und neigte sich selbständig auf die spanisch-bourbonische Seite. Man hieß die Combination auch deshalb gut, weil ja Don Carlos, ein Abkömmling von Maria Medici, florentinisches Geblüt in sich habe. Auf einem Congreß, der im Jahre 1722 zu Cambray zur Schlichtung dieser Streitigkeiten eröffnet wurde, kamen diese Fragen erst recht in Evidenz.

Der Kaiser hielt an seiner von den Mächten anerkannten Lehnsherrlichkeit fest und bezog sich bei den einzelnen Fragen, namentlich der über die Aufnahme neutraler oder spanischer Garnisonen in die festen Plätze jener Landschaften, die ihm zugemuthet wurde, auf die Entscheidung des Reichstages zu Regensburg. Er war mit den ursprünglichen Alliirten schon nicht mehr in gutem Vernehmen; sein Versuch, seinen niederländischen Provinzen einen freien Handelsverkehr nach den ostindischen Gewässern zu verschaffen, setzte Holländer und Engländer gegen ihn in Aufregung. Die Holländer machten einen Artikel ihres Friedens zu Münster mit Spanien geltend, durch welchen diesem eine Ausdehnung seiner Macht nach Indien verboten wurde: nur in die Rechte Spaniens sei Oesterreich bei dem Uebergang der Niederlande in seinen Besitz eingetreten. Dagegen stellte der Kaiser vor, daß dieser Besitz durch die Vorrechte, welche sich Holland ausbedungen habe, ihm mehr zur Last falle, als zum Vortheil gereiche; er müsse dem Lande durch die Eröffnung neuer Handelswege Hülfsquellen des Wohlstandes verschaffen.

Wenn Karl VI jemals für irgend eine Sache lebhafte Vorliebe gehegt hat, so war es für Commerz und Seewesen[1]; man konnte durch kühne und einigermaßen scheinbare Entwürfe in dieser Beziehung sein Glück bei ihm machen.

1) Foscarini, storia arcana im Archivio storico italiano, S. V, S. 83, spricht von der „strana passione avuta da Sua Maestà nei commerci e in ogni altra industria il cui fine sia generare ricchezza“, von einer ‚inclinazione per cui rendevasi disposto a secundare leggiermente ogni vano promettitore di ideali profitti.“

Für die österreichischen Länder ist diese Gesinnung nicht ohne Folgen geblieben: das Emporkommen von Triest darf ihr größtentheils zugeschrieben werden. Der Kaiser hat einmal den Gedanken gehabt, daß seine Kauffahrer von Triest und Ostende in dem befreundeten Lissabon sich vereinigen könnten. Von Ostende trug die Compagnie ihren Namen, der er im Jahre 1722 seine feierliche Sanction gab. Die Directoren der Compagnie trugen sich mit den weitesten Aussichten und schienen Glück zu haben; sie hatten einen Hafen unfern Madras erworben. Aber wie hätte eine solche Concurrenz nicht auch den Engländern verhaßt sein sollen? Die Interessen der ostendischen Compagnie waren schon damals von vieler Bedeutung für die Politik von England.

Wie aber der Kaiser nicht mehr auf die Seemächte zählen konnte, so war andererseits das enge Verhältniß, in welches Spanien durch den Regenten mit Frankreich getreten war, durch den Tod desselben überaus zweifelhaft geworden. Der Herzog von Bourbon, der die französischen Geschäfte leitete, folgte gerade entgegengesetzten Gesichtspunkten. Wenn nun von der Dazwischenkunft der beiden vermittelnden Mächte unter diesen Umständen nicht viel zu erwarten war, so faßten die Spanier, welche die einst von Alberoni verfolgten Ziele niemals aus den Augen verloren, die Hoffnung, sie auf entgegengesetztem Wege durch unmittelbare Verbindung mit dem Hause Oesterreich zu erreichen. Der Kaiser hatte nur Töchter, der König von Spanien nur Söhne. Der Gedanke wurde ergriffen, durch Vermählung der Erzherzoginnen mit den Infanten den Streit der beiden Häuser auf immer auszugleichen. Die Entwürfe des spanischen Zweiges der bourbonischen Dynastie waren immer sehr umfassend. Man schmeichelte sich, durch eine Vermählung des ältesten Prinzen aus der zweiten Ehe des Königs mit der ältesten Tochter des Kaisers die deutschen Erbländer für ihn erwerben zu können. Derselbe sollte dann — denn durch seine Eigenschaften werde er fähig dazu — zum römischen König erhoben werden. Aber nicht die ganze österreichische Monarchie war für ihn bestimmt. Den jüngeren Bruder, Don Philipp, dachte man mit den italienischen Herzogthümern auszustatten und ihn mit der zweiten Erzherzogin zu vermählen, der dann die italienischen Besitzungen des Kaisers als Mitgift zufallen sollten. Man meinte sogar auf eine Rückerwerbung der Niederlande zählen zu dürfen. Es war, als ob die Ideen Philipps II wieder auferweckt und zur Ausführung gebracht werden sollten. Wie man sich das hiedurch zu begründende Verhältniß dachte, ergiebt sich unter anderem daraus, daß

man Carl VI für verpflichtet hielt, zur Wiedereroberung von Gibraltar und Minorka behülflich zu sein: denn im Bunde mit ihm gegen den König von Spanien aus dem Hause Bourbon sei beides von den Engländern erobert worden [1]).

Man kann das kaum einen politischen Plan nennen; wenigstens gehört er mehr der Imagination, als einer ernsten Berechnung an. Aber er durfte wohl erwähnt werden, da bei Verhandlungen, die sogleich eröffnet wurden, zwar nicht dieselben, aber ähnliche Gedanken maßgebend geblieben sind.

Fast gegen die eigene Erwartung Philipps V fand der Bevollmächtigte, den er in tiefem Geheimniß nach Wien schickte, Ripperda, eben auch einer von den Parteigängern, an denen diese Zeit so reich ist, der schon mehr [2]) als einmal die Religion gewechselt hatte und demgemäß aus dem holländischen in den spanischen Dienst getreten war, mit seinen Eröffnungen Eingang. Sie entsprachen nicht allein den commerciellen Tendenzen des Kaisers; sie konnten auch für ein anderes großes Unternehmen, in welchem Karl VI begriffen war, das wichtigste, welches er wohl überhaupt in den Sinn gefaßt hat, von großem Werthe werden. Es ist die Durchführung der pragmatischen Sanction. Eben in derselben Zeit, in welcher die spanischen Cortes die Trennung der Krone von Spanien und Frankreich beschlossen und der Tractat von Utrecht sie sanctionirt hat — das erste geschah im November 1712, das zweite im März 1713 — hatte Karl VI es rathsam gefunden, auch für die Zukunft Oesterreichs als eines Gesammtstaates Sorge zu tragen. Nachdem Joseph I ohne männliche Erben gestorben und Karl VI ein paar Jahre in unfruchtbarer Ehe zugebracht, fing man in Wien an zu fürchten, daß der deutschen Linie des Hauses Habsburg in kurzem dasselbe Schicksal bevorstehe, welches die spanische betroffen [3]). Die Siege, die man erfocht,

1) Man entnimmt diesen Plan aus einer Instruction König Philipps V an Ripperda, abgedruckt bei Alejandro de Cantillo, Tratados de paz.

2) Ohne auf die Besonderheiten dieser Mission einzugehen, will ich doch das Motiv für die Wahl Ripperda's zu derselben, welches darin lag, daß Ripperda von den in Spanien herrschenden Factionen nicht abhing, aus Ottieri anführen: Istoria delle guerre avvenute dall' anno 1696 all' anno 1715, Buch VIII, 110: riguardato della regina come uomo destro nel trattare e senza dipendenza de Spagnuoli et de Italiani.

3) In den dem Prinzen Eugen beigelegten Schriften (III, 84) wird erzählt, daß Graf Wratislaw oft sagte: Gott gebe uns einen Prinzen; sonst ist an nichts anderes zu denken, als daß die österreichischen Erbländer Spolia gentium werden.

die Erweiterung des Gebietes selbst machten die östreichischen Staatsmänner traurig, wenn sie bedachten, daß der Staat vielleicht so sterblich sei, wie der Kaiser, daß bei dem Tode desselben eine Auflösung der Monarchie in ihre durch die Arbeit von Jahrhunderten vereinigten Bestandtheile in Aussicht trete.

Wie man bemerkt hat, daß die ganze diplomatische Geschichte der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von der Erwartung der Thronerledigung in Spanien und den daran sich knüpfenden Entwürfen bestimmt ward, so haben die Bewegungen über die Erbfolge in Oesterreich mehrere Jahrzehnte vor dem Tode Karls VI ihren Anfang genommen; die diplomatischen Verhandlungen wurden nunmehr von dieser Erwartung beherrscht, wie früher von jener.

Für Oesterreich war es ohne Zweifel die vornehmste aller Aufgaben, seiner eigenen Auflösung vorzubeugen. Als Staat hatte es noch keinen eigentlichen Mittelpunkt; insofern war ihm der Besitz des Kaiserthums, welches diesen bildete, eher nachtheilig, als vortheilhaft gewesen. Ob ein österreichischer Staat als solcher bestehen oder derselbe sich in die Länder verschiedener Nationalität und Berechtigung, aus denen er ursprünglich zusammengesetzt war und die nur durch das dynastische Interesse zusammengehalten wurden, auflösen sollte, hing davon ab, daß eine über das Leben des gegenwärtigen Regenten hinaus gesicherte Erbfolgeordnung eingeführt wurde. Es hat einen historischen Zusammenhang, wenn in dem Momente, in welchem die Trennung von Oesterreich und Spanien festgesetzt wurde, Oesterreich sich als ein besonderer und untheilbarer Staat begründete. In einer feierlichen Versammlung seines geheimen Rathes ließ der Kaiser am 19. April 1713 [1]) ein Hausgesetz verkündigen, kraft dessen die ihm angestammten Erbkönigreiche und Lande nach seinem Tode sämmtlich und ungetheilt an seine männlichen Nachkommen, wenn er aber deren nicht habe, an seine Töchter und in deren Ermangelung an die Erzherzoginnen, Töchter seines verstorbenen Bruders, endlich auch an seine Schwestern, Töchter des Kaisers Leopold, gelangen sollten, allemal jedoch, wie nachdrücklich wiederholt wird, ungetheilt und nach dem Rechte der Erstgeburt. Es war zur Zeit einer in Wien herrschenden Pest, wo man rings um sich her unerwartete Todesfälle erlebte, daß

1) Die Einwendungen des alten Wandersmannes (Anemonen II, 121) gegen die Richtigkeit des Datums heben sich, da die Ausdrücke, an denen er Anstoß nimmt, in dem ursprünglichen Texte, wie er auch bei Olenschlager, Geschichte des Interregnums I, S. 12 steht, nicht vorkommen, sondern erst in den späteren Transactionen erscheinen.

der Kaiser diese Erbfolgeordnung bekannt machte, der man den schon von den altrömischen Kaisern gebrauchten, am spanischen Hofe fortgepflanzten Titel „Pragmatische Sanction" gab. Sollte aber dabei nicht, so darf man fragen, noch eine andere Rücksicht obgewaltet haben? Vergessen konnte in dem Hause jener Vertrag nicht werden, durch welchen bei dem Abgang des Maximilianischen Zweiges die spanische Linie, indem sie sich mit der deutschen auseinandersetzte, die Erbfolge nach dem Abgang des Mannesstammes derselben sich vorbehalten hat. Diese Linie war nun zwar untergegangen; aber die in Spanien eingetretenen Bourbonen betrachteten sich als rechtmäßige Erben derselben und hielten mit diesem Anspruch nicht zurück.

Dem aber mußte nun ebenfalls durch ein Hausgesetz, welches zugleich von den europäischen Mächten anerkannt wurde, entgegengetreten werden. Gleich bei dem Rastadter Vertrage mit Frankreich (7. September 1714) ist auf die Erbfolgeordnung Rücksicht genommen worden. Indem König Ludwig die Uebertragung der spanischen Niederlande an Oesterreich bestätigte, nahm er zugleich für dieselben die Erbfolge nach dem österreichischen Hausgesetz an, nicht jedoch für die italienischen Landschaften [1]). Für diese versprach er den Besitz des Kaisers nicht zu stören; er erkannte die in Utrecht festgesetzte Neutralität derselben an.

Eben daran knüpften sich die oben berührten italienischen Irrungen, denen die Quadrupelallianz ein Ende machte. Wie der Kaiser die von England und Frankreich bestimmten Successionsordnungen anerkannte, so wurden ihm dagegen die an ihn gelangten italienischen Länder garantirt und eben so gut seinen Nachkommen und Erben. Dann aber wurde die Frage, wer seine Erben seien, von größter Wichtigkeit; sie wurde damals noch nicht entschieden. Ein dem Kaiser geborener Sohn war sehr bald gestorben; er selbst erwartete, daß seine Gemahlin ihm noch einen männlichen Nachfolger bringen werde; aber man verbarg sich doch nicht die Möglichkeit, daß es auch nicht geschehe. Die Festsetzung der weiblichen Succession für die Länder, welche die Monarchie bildeten, wurde jetzt die Bedingung des Fortbestehens des österreichischen Staates. Vor allem mußte dann jenes in dem geheimen Rathe verkündete Erbfolgegesetz von den Landschaften selbst anerkannt werden. In den österreichischen Erzherzogthümern, wo sich wohl auch Einiges hätte einwenden lassen, geschah es ohne alle Widerrede. Die zahlreich versammelten Landstände haben die

1) Artikel 19: iuxta successionis ordinem in Domo Austriaca receptum. Dumont, VII, 1, S. 438.

pragmatische Sanction nicht allein angenommen (22. April 1720), sondern dafür gedankt. Auch in Böhmen hatte das an sich keine Schwierigkeit, wie ja die Krone durch weibliche Succession an das Haus gekommen war. Der Urheber der goldenen Bulle hatte dies selbst vorgesehen; aber ganz gegen andere Dispositionen derselben lief es, daß eine Frau die kurfürstlichen Rechte ausüben sollte. Eine Ueberlieferung ist: es sei davon die Rede gewesen; Prinz Eugen habe erwiedert, in diesem Falle müsse die goldene Bulle vor der Nothwendigkeit und dem Interesse des europäischen Gleichgewichts zurückstehen. Unbedenklich möchte ich das nicht wiederholen. Wenigstens war von Anfang an auf die der Krone inhärirenden Rechte Rücksicht genommen, und man hatte schon früher erlebt, daß die Kur durch Uebertragung ausgeübt worden war. Einigen Anstand fand die Sache in Ungarn [1]). Erst im Juli 1722 erfolgte die Anerkennung des Erbfolgerechts der Erzherzoginnen; sie wurde dem Kaiser durch eine förmliche Botschaft der Stände notificirt. Die Erstgeburtsordnung, die damit verbunden war, und welche die Erbfolge der erstgeborenen Tochter des Kaisers, Maria Theresia, sicherte, wurde erst ein Jahr später (Juli 1723) von den ungarischen Reichsständen ausgesprochen. Zuerst in den vornehmsten der niederländischen Provinzen, Brabant und Flandern, dann auch in allen übrigen wurde die pragmatische Sanction als ein unwiderrufliches Gesetz anerkannt.

Indem es so weit kam, soll die Ansicht geäußert worden sein, das Beste wäre, sich nun um die Anerkennung seitens der europäischen Mächte so sehr nicht zu bekümmern, sondern nur die Verstärkung der inneren Kräfte der Monarchie ins Auge zu fassen. Dem Geiste und dem Sinne der Epoche hätte das jedoch nicht entsprochen. Dem Kaiser war schon deshalb an der Anerkennung seiner Disposition durch die europäischen Mächte unendlich viel gelegen, weil eine Staatsgewalt einer sicheren Zukunft bedarf, um Autorität zu besitzen. Ueberdies beruhte der Bestand der Monarchie auf der Uebereinstimmung der europäischen Mächte: die Quadrupelallianz hatte denselben nicht allein garantirt, sondern überhaupt erst in seinem Umfange festgesetzt. Auf diese Allianz stützte sich nun auch der Kaiser vorzüglich bei seinen auf die Anerkennung der Erbfolge gerichteten Anträgen: denn da er selbst die Erbfolge in England, Frankreich und Spanien, deren jede zweifelhaft gewesen sei, anerkannt habe, so sei es billig, daß auch die österreichische außer allem Zweifel gesetzt werde. Hiebei aber fand er die

1) Olenschlager, Geschichte des Interregnums I, S. 16.

Beistimmung seiner alten Verbündeten mit nichten. Sie sahen die Garantie der Länder und die Festsetzung der Erbfolge als zwei sehr verschiedene Dinge an. Wir berührten schon, welche Differenzen, namentlich commercieller Art, eingetreten waren; die Mächte waren nicht geneigt, eine Erbfolgeordnung anzuerkennen, durch welche Italien unwiderruflich und auf immer an Oesterreich geknüpft worden wäre.

Auf dem Congreß zu Cambray konnte man sich überzeugen, daß der Kaiser das große Ziel auf diesem Wege nicht erreichen, die Verbündeten der Quadrupelallianz sich dazu nicht verstehen würden [1]). Da war es nun von der größten Bedeutung, daß Spanien zu einer Verständigung die Hand bot. So eben trat ein Vorfall ein, welcher der Politik Philipps V, die an sich nicht nach dieser Seite hin ging, eine Richtung zu Gunsten der Absichten Oesterreichs gab. Die spanische Infantin, die von dem Herzoge von Orleans zur Gemahlin des jungen Königs Ludwig XV bestimmt und zu ihrer Erziehung bereits nach Frankreich gebracht worden war, wurde von dem Herzoge von Bourbon über die Pyrenäen zurückgeschickt.

Das entsprach nun wohl der allgemeinen, in der Natur der Sache liegenden Tendenz, die beiden Reiche gesondert zu halten. Aber in Spanien konnte es nicht anders als die bitterste Entrüstung erregen. Eben im Gegensatz gegen Frankreich wendete sich nun Spanien mit verdoppeltem Eifer an Oesterreich; dessen eigenen Gesichtspunkten war es jetzt geneigt sich anzuschließen. Auch unter den österreichischen Staatsmännern gab es manche, welche die Verbindung mit Italien, namentlich mit Neapel und Sicilien, lieber aufgegeben hätten, um alle Sorge auf die übrigen Provinzen zu wenden. Aber Karl VI, in dem eine althabsburgische Ader schlug, war entfernt davon, sich beschränken lassen zu wollen. Zu seiner Seite hatte er noch immer einen spanischen Staatsrath, der den Zusammenhang der alten großen Monarchie repräsentirte und denselben in irgendwelcher Form zu erneuern wünschte. Bei dessen Mitgliedern nun und den Ministern, welche die commerciellen Entwürfe ergriffen hatten, fand der spanische Bevollmächtigte Ripperda, der dem österreichischen Staatswesen wieder die alte Geldhülfe von Spanien in Aussicht stellte, mit seinen Anträgen Anklang und Gehör.

1) Relation des Francesco Donado z. J. 1725: per la repugnanza manifestata più con l'opera che con dissenso vocale dalle Potenze mediatrici (England und Frankreich auf dem Congreß zu Cambray) et interessate nella quadruplice Alleanza di garantire nella linea feminina Austriaca tutta la successione. Arneth, die Relationen der Botschafter Venedigs, S. 62.

Unter deren Einfluß und Mitwirkung wurden einige Verträge zwischen Spanien und Oesterreich zu Stande gebracht, welche geeignet schienen, die Gestalt von Europa zu verändern [1]).

Vor allen Dingen ward ein Friede geschlossen, in welchem jeder Theil auf die Besitzungen des anderen Verzicht leistete und Spanien das neue österreichische Hausgesetz, wodurch die Erbfolge auch auf die weibliche Linie ausgedehnt wurde, als im Sinne der Altvordern abgefaßt und von der allgemeinen Stimme willkommen geheißen ausdrücklich gewährleistete [2]).

Dann wurde eine weitere zwiefache Abkunft getroffen, worin einerseits Spanien die ostendische Compagnie anerkannte, die österreichischen Unterthanen den meistbegünstigten Fremden in seinen Häfen gleichstellte und sie in Schutz zu nehmen versprach, diesseit und jenseit der Linie, andererseits der Kaiser seine guten Dienste zusagte, um England zur Herausgabe von Gibraltar und Minorca zu bewegen [3]).

Allein auch dieses Eingehen auf die eigensten gegenseitigen Interessen genügte der plötzlich aufsteigenden Neigung zu einer Allianz noch nicht.

Wie Philipp V in seiner ersten Instruction den Gesandten beauftragt hatte, mit der stolzen Emphase katholischer Rechtgläubigkeit einen Bund der beiden Monarchien gegen Türken und Protestanten und vor allem die engste Familienverbindung zu Stande zu bringen, so liegt es am Tage, daß von dieser Hoffnung und Aussicht die ganze Unterhandlung innerlich belebt wurde. Nach einiger Zeit gelang es Ripperda, einen Tractat abzuschließen, der auch diesem Wunsche des spanischen Hofes genügte.

Von jeher ist zwischen den Mächten und in der Literatur von diesen Verabredungen viel die Rede gewesen; erst über ein Jahrhundert nach ihrem Abschluß, in unseren Tagen, sind sie bekannt geworden [4]).

1) Ich leiste darauf Verzicht, die Einwirkungen der Ereignisse jedes Jahres auf den Gang der Verhandlungen zu erforschen; denn auch, was erst später zu Stande kam, konnte doch schon in seinen Vorbereitungen den Abschluß bestimmen.

2) Pax inter Carolum VI et Philippum V. Viennae 30 Aprilis 1725. Art. XII bei Dumont VIII, II, 108.

3) Foedus inter sacram caesaream et catholicam Majestatem et sacram d. 30 April. ibid. 113. Traité de navigation et de commerce fait à Vienne le 1 Mai ibid. p. 114.

4) Alejandro de Cantillo, Tratados de paz desde el anno de 1700 que han hecho los monarcas españoles de la casa de Borbon. Madrid 1843. Tratado muy secreto de amistad y alianza. Ibid. p. 231, Art. 2, 8.

Alles beruht darauf, daß der Kaiser, wiewohl nicht ohne einen merkwürdigen Vorbehalt, sich geneigt erklärte, seine älteste Tochter, Maria Theresia, deren Anrecht auf die große österreichische Erbschaft eben festgesetzt worden, mit dem spanischen Infanten Don Carlos, ältestem Sohne der Königin von Spanien, zu vermählen. Ripperda hat behauptet, die Absicht des kaiserlichen Hofes sei anfangs mehr auf den Prinzen von Asturien, Don Ferdinand, gegangen; er, der Gesandte, habe die Wahl auf Don Carlos gelenkt. Auch erkannte man wirklich in dem Vertrage die Nothwendigkeit an, die drei Mächte, Frankreich, Spanien und Oesterreich, getrennt zu erhalten; man machte ausdrückliche Stipulationen, um Vermählungen aus der kaiserlichen und der spanischen Familie mit der französischen zu verhindern. Dagegen würde Don Carlos, dem man die Nachfolge in Toscana, Parma und Piacenza zusicherte, durch seine Vermählung mit der Erbtochter von Oesterreich diese Länder der österreichischen Monarchie, die damals auch Neapel und Sicilien umfaßte, hinzugefügt haben. Was man in Spanien wünschte, daß Don Carlos alsdann zum römischen König gewählt würde, ist in dem Tractat nicht ausdrücklich enthalten; aber am Tage liegt, daß es dahin kommen sollte. Philipp V versprach, bei der Wahl eines römischen Königs seine Dienste und seine Macht anzuwenden, um die kaiserliche Krone bei dem österreichischen Stamme und Hause — das dann sein eigenes gewesen sein würde — zu behaupten. Sollte hierüber, wie zu erwarten, ein Krieg mit Frankreich und England ausbrechen, so setzte man sich vor, dem ersteren alle Eroberungen, die es über das alte Haus Oesterreich-Spanien gemacht, sogar Burgund, wieder zu entreißen, auch Lothringen in den Stand herzustellen, in welchem es 1633 gewesen war, dem letzteren aber Gibraltar und Minorca mit Gewalt der Waffen zu entreißen. Es war ein Vertrag nach dem Muster derer, die früher zwischen den beiden habsburgischen Linien getroffen worden: gegen Franzosen und Türken und, wenn etwa der Religion wegen innerhalb oder außerhalb des Reiches es zum Kriege kommen sollte, auch gegen die Protestanten wollten sie gemeinschaftliche Sache machen [1]).

So lautet der Vertrag; es schien darauf abgesehen, das alte spanisch-österreichische Uebergewicht wiederherzustellen. Bei alledem möchte man beinahe zweifeln, ob es dem Wiener Hofe rechter Ernst damit gewesen ist, ob er nicht bloß dem stürmischen Verlangen der

1) Wie es in der Instruction heißt: Alianza defensiva et offensiva contra el Turco y los principes protestantes.

Spanier nachgegeben hat. Großes Bedenken erregt der berührte Vorbehalt. Die Vermählung der ältesten Erzherzogin ist nur dann unzweifelhaft, wenn der Kaiser stirbt, ehe sie zu reifen Jahren gelangt; unbedingt ist allein die Vermählung zweier Erzherzoginnen (noch lebten ihrer drei) in das spanische Haus. Aus den Aeußerungen Eugens sollte man schließen, dem Hofe habe eigentlich nur an der Garantie der pragmatischen Sanction gelegen; wenigstens war dies der Sinn der Partei, der er angehörte. Anders aber war diese Garantie nicht zu erlangen, als wenn man der Königin von Spanien große und glänzende Aussichten eröffnete. Der Vertrag, wie er zu Stande kam, gewährte nicht alles, was sie wünschte, und bot doch für Oesterreich unendliche Vortheile dar. Ganz Italien staunte, daß zwar die Investitur des Infanten Don Carlos mit Parma und Toscana darin bestätigt wurde, aber auf der Grundlage der Rechte des Reiches und ohne Erwähnung der daselbst einzuführenden Garnisonen; man urtheilte, der Kaiser habe nie einen vortheilhafteren Vertrag geschlossen. In Hoffnung auf die künftige Vermählung ihres Sohnes mit der Erbin der österreichischen Landschaften hatte die Königin ihre alten Anforderungen fallen lassen. Und auf der Stelle gelangte nun die österreichische Politik zu einem vorherrschenden Einfluß in Spanien. Der kaiserliche Gesandte, Graf Königseck, entschied die wichtigsten Angelegenheiten in Spanien nicht ohne Rücksprache mit seinem Hofe, dessen Urtheil als ein Orakel erwartet wurde [1]). Ansehnliche Geldsummen sind wirklich von Spanien an Oesterreich gezahlt worden; hiedurch ermuthigt und gekräftigt, zeigte der Wiener Hof wieder mehr Energie in seiner Haltung.

Nun versteht es sich wohl, daß schon die Annäherung der beiden bisher feindlichen Mächte und ihr Friedensschluß, noch mehr einzelne der von ihnen getroffenen Verabredungen, welche bekannt wurden, am meisten aber die Tendenz, die man errieth, noch ehe sie sich vollständig entwickelt hatte, eine allgemeine Bewegung in Europa erregen mußten.

Frankreich faßte die österreichische Succession ebensowohl ins Auge wie einst die spanische und wollte keine einseitige Festsetzung darüber dulden, am wenigsten eine solche, von der es feindselig be-

1) Vgl. Relation des Niccolò Erizzo von 1730: l'Imperatore hà esercitato per quello sia gl'affari politici una uguale autorità in Spagna di quello facesse nel proprio dominio; prima di prender qual si sia deliberatione attendeva l'Oracolo della Corte di Vienne. Das aus Spanien nach Wien übersandte Geld giebt Erizzo auf 4 Mill. Scudi an.

rührt zu werden fürchtete. Wenn die beiden Seemächte, wie wir wissen, schon längst gegen die Errichtung der ostendischen Handelscompagnie Widerspruch eingelegt hatten, so wurden derselben jetzt auch von Spanien Privilegien bewilligt, durch welche sie Vortheile über jede Mitbewerbung erhielt [1]); mit bewaffneter Macht sollte sie aufrechterhalten werden.

Indem nun schon hierüber die englische Nation in Aufregung gerieth und sich in Schmähreden gegen den Kaiser erging, der, nachdem er durch englische Aufopferungen in Italien behauptet und vergrößert worden, nun zum Danke dafür England mit dem Verluste seines Handels bedrohe, hörte man noch von den verborgenen Absichten eines geheimen Bundes. So weit diese auch reichten, so wiederholte sich doch, was zu geschehen pflegt: die Vermuthungen überstiegen das, was beschlossen war. Man brachte einen Artikel zum Vorschein, nach welchem sich die beiden Höfe vereinigt haben sollten, eine Restauration zu Gunsten des Prätendenten in England zu versuchen [2]). Das hätte eben noch dazu gehört, um alles rückgängig zu machen, was in den letzten hundert Jahren geschehen war.

Und auch der Norden schien in die allgemeine Feindseligkeit verwickelt werden zu müssen. Schweden und Rußland hatten in einem geheimen Artikel ihres Friedens von Stockholm (Februar 1724) sich verbunden, dem Herzog von Holstein-Gottorp wieder zu dem Gebiete zu verhelfen, das ihm in dem letzten Kriege von Dänemark entrissen und dieser Macht von England garantirt worden war [3]). Kaiser Karl VI zeigte sich sehr geneigt, dazu beizutragen, wofern Rußland an seinem Bunde mit Spanien Antheil nehme. Die Verträge darüber sind erst später zu Stande gekommen; doch findet sich in den

1) In dem zweiten Artikel des traité de navigation wird den österreichischen Schiffen erlaubt, überall, also auch in Amerika, zu kaufen à prix raisonnable toutes les choses dont ils auront besoin, soit pour leur nécessaire soit pour la réparation des navires ou autrement. Da nun für Ostindien die Einschränkung gemacht ward, daß sie da keinen Handel treiben sollten, so schloß man daraus, daß ihnen der Handel in Amerika erlaubt sei; Oberst Blader behauptete im englischen Parlament, darin liege a permission to vend their merchandizes for ready money, so that it was manifest that the subjects of the Austrian Lowcountries were allowed mere extensive privileges, than ever had been granted to any nation, was gegen alle Verträge laufe. Parliam. history VIII, 506.

2) Coxe hat ihn in den Memoirs of Horatio Lord Walpole (1820) I, p. 252 mitgetheilt.

3) Hoyer, König Friedrich IV, I, S. 117.

Aufzeichnungen über Czar Peter I, daß sich derselbe schon am 7. Januar 1725 mit seinem Beitritt zu der Verbindung zwischen Spanien und Oesterreich, die also damals schon eine gewisse Haltbarkeit gewonnen haben mußte, beschäftigt habe.

Es schien, als sollte von der Meerenge von Gibraltar bis nach Kronstadt der kaum beendigte Kampf wieder in neuen Flammen auflodern.

Ein Zustand der allgemeinen Angelegenheiten, welcher für den eben aufkommenden preußischen Staat, der beide Systeme berührte, aber keinem angehörte, mit allen benachbarten Mächten in engen Beziehungen stand, ohne doch ihre Politik zu theilen, eine ganz besondere Schwierigkeit der Behandlung darbot.

Noch konnte Preußen nicht daran denken, sich den vier anderen Mächten als eine fünfte an die Seite zu stellen; aber so viel Kraft hatte es bereits entwickelt, daß in allgemeinen und deutschen Angelegenheiten nichts geschehen konnte, woran es nicht eingreifenden Antheil genommen hätte. Man mußte nun sehen, ob es bei dem drohenden Herannahen eines allgemeinen Zusammenstoßes eine Politik beobachten würde, ihm selber angemessen und dem europäischen Gemeinwesen förderlich.

Die meisten der zunächst obschwebenden besonderen Streitigkeiten lagen ihm fern. Welche Privilegien die Handelsgesellschaft von Ostende in den amerikanischen Provinzen genieße, wer seine Fahne in Gibraltar wehen lasse, kümmerte den König von Preußen wenig, der nicht für seinen Beruf hielt, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen; es berührte ihn selbst nicht unmittelbar, welche von den beiden Linien des Hauses Oldenburg in den holstein-gottorpischen Landen regiere.

Sowie man sich aber von diesen Streitpunkten in das Gebiet der allgemeinen Politik erhob, wurden die Fragen auch für Preußen von dringender Wichtigkeit.

Sein Dasein hatte eine seiner Grundlagen in dem europäischen Gleichgewicht; einer überwiegenden Macht würde es leicht zum Opfer gefallen sein.

Keine Frage, daß eine Vereinigung zwischen Spanien und Oesterreich, wie die, mit der man umging, für Preußen gefährlich war, ihm aus religiösen sowie aus politischen Rücksichten widerwärtig sein mußte.

Alle die letzten Jahre daher hatten die religiösen Gegensätze das deutsche Reich gewaltig aufgeregt. Die Bestätigung der Ryswijker, dem Protestantismus so überaus ungünstigen Clausel im Badenschen

Frieden, die heftig hervorbrechende Bekehrungssucht einer beschränkten und fanatischen Priesterschaft und einiger von ihr mißleiteten Fürsten regten den evangelischen Theil fortwährend auf. Welch einen Eindruck brachte es hervor, als man eben beim zweihundertjährigen Jubelfest der Reformation erfahren mußte, daß auch der Kurprinz von Sachsen, auf dessen standhaftes Verharren bei dem lutherischen Bekenntniß man immer noch zählte, dem Beispiele seines Vaters gefolgt und zum Katholicismus übergetreten sei! Da er sich zugleich mit einer Nichte des Kaisers, einer josephinischen Erzherzogin, vermählte, so schrieb man der Einwirkung desselben den Uebertritt zu. Man hat ihm einmal das starke Wort gesagt, bei einem solchen Verfahren wäre es eben so gut, als wenn man den Papst zum Kaiser hätte. Karl VI schien wenigstens eine Zeit lang zu vergessen, daß ein Kaiser beiden Theilen angehören müsse. Wie bedenklich wurde aber dann eine so enge Vereinigung mit Spanien, welches die Protestanten in Eine Reihe mit den Ungläubigen setzte!

Und auch in den politischen Angelegenheiten beklagte sich der König von Preußen, die ganze Zeit seiner Regierung über ohne Rücksicht, ja mit Feindseligkeit behandelt worden zu sein: bei den Reichsgerichten höre man ihn nicht lange, man verurtheile ihn gleich [1]). Der Kaiser hatte nacheinander die Allodialerben von Limburg, den Abt von Werden, das Stift Quedlinburg gegen Brandenburg in Schutz genommen, wegen des letzten sogar einige Nachbarn mit der Ausführung seiner Verfügungen beauftragt [2]).

Und so konnte Friedrich Wilhelm wohl nicht sehr kaiserlich gesinnt sein, als jene großen Irrungen ausbrachen.

Er hatte auch sonst noch mancherlei Anlaß, den Gegnern des Kaisers, die sich an ihn wandten, namentlich dem englischen Hofe, sein Ohr zu leihen.

1) „Die Methode so der Ks. Hof dabei gebrauchet ist diese, daß alle jura dieses Hauses auch gantze Provintzien und Lande, die gleichwohl unsere Vorfahren besessen, und in deren Possession wir uns auch befinden, uns streitig und zweifelhaft gemacht, andre Stände im Reich, die Verwandten unsers Hauses selbst und unsre eigne Unterthanen selbst solche jura zu impugniren, und deshalb bei dem Kaiser zu beklagen angehetzet, ja gar welches fast unerhört durch den Reichsfiscal dazu gezwungen werden."

2) „Weil man zu Wien die Maxime hat, daß man uns auf alle Weise klein machen müsse, daß wenn wir schon in einer Sache recht hätten die raison d'état nicht zuließe uns damit aufkommen zu lassen." Beschwerden vom Januar 1725.

So oft Georg I von England nach Hannover herüberkam, veranstaltete er, wenn es irgend möglich war, eine Zusammenkunft mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne. Zuweilen kam er nach Berlin, um die zunehmende Familie, seine Enkel zu sehen; öfter gingen König und Königin von Preußen nach Hannover oder nach jenem Jagdbezirk an den Grenzen der Altmark, wo große Eichen- und Buchenwaldungen die alten Confinien zwischen der sächsischen und der wendischen Nation bezeichnen, der Göhrde. Im Sommer 1725 war König Georg I, begleitet von dem englischen Minister Lord Townshend, einem Manne, der Feuer und Kühnheit mit Erfahrung und Gründlichkeit in den Geschäften verband, herübergekommen; Friedrich Wilhelm und Sophie Dorethea besuchten ihn; besonders in den Gärten von Herrenhausen, die damals für die schönsten der Welt erklärt worden sind, war man beisammen.

Der englischen Politik kam es nun besonders zu statten, daß die Königin von Preußen eine neue Verbindung beider Familien zu Stande zu bringen wünschte. Oft mag davon früher im Gespräch die Rede gewesen sein; festgesetzt war noch nichts darüber [1]). Von ihrem Vater auf das zärtlichste aufgenommen, hoffte die Königin jetzt ein festes Versprechen zu erlangen. Lord Townshend spricht in einem seiner Schreiben die Meinung aus, daß es damit keine Schwierigkeit haben werde.

Zugleich brachte Townshend nun aber auch die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache. Friedrich Wilheim liebte eigentlich diese Art der Geschäftsführung nicht. Feurig und ungestüm, wie er war, hat er öfter zu bereuen gehabt, in persönlichem Verkehr zu weit herausgegangen zu sein, zu viel gesagt zu haben; dagegen hat er auch ein ander Mal zu viel nachgegeben und sich mehr, als er später billigte, abgewinnen lassen. Was man aber selbst von sich fürchtet, das ist man eben darum auch wieder in Gefahr zu thun. Auch diesmal trat Friedrich Wilhelm persönlich in Unterhandlungen; Lord Townshend wußte seine ganze Seele zu bewegen. Die Ereignisse in Thorn, wo ein Tumult, bei einer Jesuitenprocession entstanden, von den Polen auf eine Art geahndet wurde, welche den durch

1) Es ist ein Irrthum der Prinzessin Friederike Wilhelmine, wenn sie angiebt, daß schon zwei Jahre früher in einem zu Charlottenburg geschlossenen Vertrage über die Vermählung mit dem präsumtiven Thronerben von England ein Abkommen getroffen worden sei. Dieser Vertrag enthält, auch in seinen geheimen Artikeln, kein Wort davon.

die Friedensschlüsse anerkannten Gerechtsamen der Protestanten entgegenlief, erweckten sein evangelisches Mitgefühl. Die Verbindung des Kaisers mit Spanien schien eine allgemeine Gefahr einzuschließen.

Lord Townshend stellte vor, daß eine entgegengesetzte Verbindung europäischer Mächte nothwendig sei.

Doch würde er damit noch immer nicht durchgedrungen sein, hätte er nicht Unterstützung in einer Angelegenheit hoffen lassen, welche jetzt fast den vornehmsten Gegenstand der preußischen Politik ausmachte, in dem wieder auflebenden Streit über die jülichsche Erbschaft. Nur zusammen wirken diese Interessen; man muß uns erlauben, das eine nach dem anderen vorzutragen.

Als sich einst Kurfürst Friedrich Wilhelm entschloß, auf die eine Hälfte dieser Erbschaft Verzicht zu leisten, zufrieden mit dem wirklichen Besitze der anderen, behielt er sich den Anfall jener beim Abgang des Hauses Neuburg vor. Eine Aussicht, damals in weiter Ferne, da der Pfalzgraf Philipp, mit dem der Kurfürst sein Abkommen traf, von acht blühenden Söhnen umgeben war. Nun geschah aber, daß von diesen Söhnen einige in den geistlichen Stand traten, andere, obwohl weltlich, doch unvermählt blieben, die aber, welche sich verheiratheten, entweder nur weibliche Nachkommenschaft hatten oder gar keine. Der letzte von ihnen, Karl Philipp, nunmehr Kurfürst von der Pfalz, einer von den Fürsten, die sich damals durch religiöse Verfolgungen einen widerwärtigen Namen machten, hatte nur zwei Töchter, und man sah dem Aussterben des Mannesstammes dieser Linie mit Sicherheit entgegen. Kurfürst Karl Philipp wünschte nichts mehr, als die Erbfolge in den jülichschen Landen seinem Eidam, Pfalzgrafen von Sulzbach, zuzuwenden, und dieser schien die Gunst des kaiserlichen Hofes zu besitzen. Einigen Einfluß mochte es haben, daß Königin Elisabeth von Spanien, die Tochter einer Prinzessin von Neuburg, ebenfalls für Sulzbach Partei nahm[1]). Allein der König von Preußen war nicht gemeint, ein Recht, das er für unzweifelhaft erachtete, sich entreißen zu lassen. Was England anbetrifft, so hatte dies schon in einem Vertrage, der 1723 zu Charlottenburg geschlossen worden ist — in welchem die älteren Tractate erneuert und die

1) Eine Tochter Philipp Wilhelms, Dorothea Sophie, vermählte sich mit Odoardo Farnese von Parma; die älteste Tochter aus dieser Ehe war Elisabeth Farnese, die Königin von Spanien. In dem geheimen Tractat Art. VIII werden ausdrücklich die Rechte der Serenissima casa de Sulzbach in Schutz genommen.

Staaten und Besitzthümer nicht allein, sondern auch die Rechte und die Prärogativen beider Theile gegenseitig gewährleistet wurden —, auch die preußischen Ansprüche auf Jülich und Berg ausdrücklich anerkannt. In einem geheimen Artikel hatte Georg versprochen: wenn der männliche Stamm des Hauses Neuburg abgehe, die gerechten Ansprüche des Königs von Preußen auf die Erbschaft zu begünstigen und nicht zu dulden, daß demselben Unrecht geschehe[1]). Die Wiederholung des Wortes „Recht" soll wohl keine Beschränkung enthalten, sondern den Grund eindringlicher hervorheben. Auch auf die Theilnahme der damaligen besten Verbündeten von England, der Franzosen, deren Zustimmung bei Landschaften so nahe an ihren Grenzen eine entscheidende Wichtigkeit hatte, durfte man rechnen. Schon seit einiger Zeit war darüber unterhandelt worden; Frankreich hatte sich schon im December 1724 geneigt erklärt, dieselben Verpflichtungen in Bezug auf Jülich und Berg einzugehen, welche England über sich genommen. Wenn die Sache noch zu keinem Abschluß gediehen war, so lag die Schuld davon an dem König von Preußen selbst, der ein gewisses Bedenken trug, sich durch so weit reichende und nicht ganz zu überblickende Verbindungen auf künftige Fälle zu fesseln. Jetzt aber, unter dem Eindruck der neuen Allianz zwischen Spanien und Oesterreich, von der man vermuthete, und zwar sehr richtig, daß darin auch auf jene Erbschaft Bezug genommen sein werde, hob sich jeder Zweifel. Dem König ward der Entwurf einer Allianz vorgelegt, den er mit einigen Randglossen begleitete, aber im Ganzen guthieß. Eine seiner vornehmsten Bemerkungen ist, daß er dadurch nicht in Irrungen mit Rußland, seinen früheren Verträgen mit dieser Macht zuwider, verwickelt werden wolle. In stürmischer Eile ward Ilgen herbeibeschieden, der an und für sich noch weniger geneigt war als der König, die Politik von Preußen für kommende Zeiten zu binden, und niemals die Vortheile aus den Augen verlor, welche aus einem guten Verhältniß mit dem Kaiser entspringen müßten, aber unter den Umständen des Augenblickes, und da ja das vorgeschlagene Bündniß nur auf Vertheidigung ging und nicht auf Angriff, jeden Widerspruch

1) Schreiben von Rothenburg 15. Dec. 1724: Vre Excellence verra par le second art. que le roi s'est déterminé à la considération de S. Maj. Prne à prendre sur l'affaire de Clèves et de Juliers les mêmes engagemens que le roi d'Angleterre a pris à cette égard, par l'article secret du traité de Charlottembourg, persuadé que cette facilité ne fera que resserrer les noeuds de l'union qui subsiste entre S. Mé et le roi de Pr. et dont elle désire le maintien.

fallen ließ. So kam es zum Abschluß des Vertrages von Hannover am 3. September 1725 zwischen Frankreich, England und Preußen.

Das Wichtigste darin ist, daß die drei Mächte einander, wie ihre Besitzungen, so auch ihre Rechte gegenseitig gewährleisten. Frankreich verspricht ausdrücklich, die beiden anderen Verbündeten zu unterstützen, wenn im Reiche etwas zu ihrem Nachtheil unternommen werde; gemeinschaftlich wollten sie die Vorschläge in Betracht ziehen, die ihnen über die kaiserliche Succession gemacht werden konnten, und keinen annehmen, der ihnen für ihre Interessen und für die Behauptung des Gleichgewichts von Europa unzulänglich erscheinen könnte. Man sieht, daß der Nachdruck der ganzen Uebereinkunft in dem Widerstande liegt, den man den vermutheten kaiserlichen Entwürfen entgegensetzen will, und in der Gewährleistung der gegenseitigen Rechte. Indessen konnte eine so allgemeine Verpflichtung dem Könige von Preußen nicht genügen. Der Vertrag ist gleich Anfangs bekannt geworden, oft genug gedruckt und unzählige Mal ausgezogen; vollständig aber kennt man denselben noch nicht [1]). Was ihm für Preußen seine Bedeutung giebt, ist ein geheimer Artikel, der im Original noch vor den abgesonderten eingeschaltet und bisher wirklich geheim geblieben ist. Frankreich und England versprechen darin beide, nicht zuzulassen, daß bei dem Abgang des Hauses Neuburg die Länder Jülich und Berg, auf welche Preußen Anspruch mache, sequestrirt, oder ein förmlicher Proceß darüber eröffnet werde, noch auch Sr. Preußischen Majestät dabei irgend ein thatsächliches Unrecht geschehe; sie wollen vielmehr dahin arbeiten, daß die Parteien sich dem Ausspruch unparteiischer Mächte unterwerfen [2]). Zugleich durch die allgemeinen Betrachtungen und diesen

1) Ein für allemal sei bemerkt, daß ich hier, wie fortan, die erste Ausgabe des vorliegenden Werkes vom Jahre 1847 in allem Wesentlichen reproducire, wie das denn auch für die Geschichte der Studien zu dieser Epoche erforderlich erscheint. Ich füge nur Eines und das Andere hinzu, was fortgesetzte eigene Forschung an die Hand gegeben hat.

2) Der Artikel lautet: S. M. le roi de Prusse ayant présenté à S. M[é] très-chrétienne et à S. M. Britannique, que lors de l'extinction des princes de la maison de Neubourg elle auroit des prétentions à exercer sur la succession de Berg et de Juliers et ayant demandé à LL DD MM de vouloir bien luy être favorables en luy assurant l'effet des conventions faites cy-devant sur ce sujet et leurs dites MM. Très Ch[ne] et Britannique voulant en tout ce qui dépend d'Elles donner à S. M. le roi de Prusse des témoignages de leur attention pour les choses qui l'intéressent, Elles promettent que le cas arrivant qu'il n'y eut plus de princes de la maison de Neubourg elles favoriseront et seconderont les

besonderen Vortheil ward der König vermocht, den Tractat zu unterzeichnen.

In dem ersten europäischen Kampfe, der sich zu entspinnen schien, trat Friedrich Wilhelm dergestalt entschlossen auf die antiösterreichische Seite.

justes prétentions de S. M. Prussienne et Elles tâcheront par les moyens les plus efficaces à porter toutes les parties intéressées à soumettre leurs prétentions à l'arbitrage des puissances impartiales dont on conviendra dans la suite. Et à cette fin elles empêcheront que les susdits Duchés ne soyent mis en séquestre n'y que l'affaire ne soit réduite en procès formel n'y qu'on y procède contre S. Mé Prussienne par voye de fait afin qu'il ne soit fait aucun tort à S. Mé Prussienne mais au contraire toute la justice qui lui est due. Cet article secret aura la même force etc.; es folgen die Worte wie bei den drei Artikeln séparés bis zu Ende, mit dem nämlichen Datum.

Drittes Capitel.

Verträge zu Wusterhausen und zu Berlin.

Der Bund von Hannover ist in der Ausdehnung, die man ihm zu geben gedachte, eigentlich niemals recht zu Stande gekommen.

Holland, dessen man nicht entbehren konnte, wäre nie dahin zu bringen gewesen, den geheimen Artikel anzunehmen. Schon das Wort, daß die Rechte, nicht allein die Besitzungen wechselseitig garantirt sein sollten, welches sie, scharfsichtig genug, beim ersten Blick auf Jülich und Berg bezogen, erweckte ihre Besorgnisse; man wagte nicht, ihnen den geheimen Artikel auch nur mitzutheilen.

Wenn dagegen Holland wider die ostendische Compagnie Ernst zu machen begehrte, aber zu dem Ende einer ausreichenden Hülfeleistung der Anderen gegen den Kaiser versichert sein wollte, so war der König von Preußen nicht geneigt, darauf einzugehen. Er meinte, daran liege der Welt wenig, ob Holland bei dem Vertriebe des Kaffees oder des Porcellans oder auch seiner eigenen Landeserzeugnisse bessere Preise bekomme oder schlechtere; für Dinge dieser Art wolle er sein Schwert nicht ziehen.

Ebenso wenig fühlte sich Friedrich Wilhelm berufen, für die Behauptung der gottorpschen Landschaft bei der Krone Dänemark, die man ebenfalls in den Bund zu ziehen suchte, einzutreten. Er wiederholte, was er schon vor der Unterzeichnung des Tractats erklärt hatte, daß er den Russen, wenn sie den Herzog in Schleswig einsetzen wollten, niemals entgegen sein werde; würden sie aber Bremen und Verden angreifen, oder Hannover beunruhigen, das wolle er mit aller seiner Macht hindern.

Wenn es nun schon unmöglich war, die Interessen von Preußen, Dänemark und Holland in diesem Falle auszugleichen und den Bund

in der ursprünglichen Intention vollkommen zu Stande zu bringen, so mußte es bei dem Könige von Preußen um so größeren Eindruck machen, daß er auch an den Absichten der beiden vornehmsten Verbündeten irre wurde.

Es schien ihm, als seien die Unternehmungen, welche die Seemächte gegen die ostendische Compagnie beabsichtigten, offensiver Natur und mit einem bloßen Vertheidigungsbündniß, wofür er das hannoversche angesehen, nicht zu vereinbaren. Sollten nicht etwa die Seemächte geradezu auf eine Eroberung der österreichischen Niederlande denken? Es empörte ihn, in einem Bunde stehen zu sollen, dessen letzte Zwecke man ihm nicht einmal mittheile; sein ganzer Stolz erhob sich, wenn er bedachte, daß man ihn brauchen wolle wie einen Beiläufer, sagt er, wie einen Subalternen.

Dann erwachten alle politischen Bedenklichkeiten, welche der Allianz entgegenliefen, — freilich erst nach der Hand. Wie dann, wenn es hierüber wirklch zum Kriege komme? Eben er werde die Last desselben am meisten zu empfinden haben. Sein Land sei nicht durch das Meer geschützt wie England, noch durch Festungen wie Frankreich; man möge ihm angeben, was man von dem Kaiser fordere, und wie man, wenn er dies verweigere, ihn dazu zu nöthigen gedenke, welches Contingent alsdann jeder Verbündete aufbringen, wo man den Krieg führen wolle. Er z. B., der den ersten Angriff zu erwarten habe, müsse in Stand gesetzt werden, eine hinreichende Macht an den Grenzen von Schlesien aufzustellen, um nöthigenfalls in diese Provinz oder auch in Böhmen einzufallen. Im Mai 1726 verlangte er, daß eine Hülfsmacht von 28,000 Mann zu Fuß und 10,000 Mann zu Pferde für ihn in Bereitschaft gesetzt werde. Preußische Offiziere sollten bei der Musterung zugegen sein und die Vollzähligkeit der Regimenter prüfen; auf den ersten Ruf des Königs sollte das Heer in den bestimmten Sammelplätzen erscheinen [1]). Da er aber hiebei nicht eine eigene, sondern eine fremde Sache verfechte, so halte er für billig, daß man ihn, dessen Land leicht der Kriegsschauplatz werden dürfte,

1) In einem eigenhändigen Aufsatz des Königs heißt es beispielsweise:
„Die Alliance bestehe in König England, König Frankreich, König Preußen, König Sardinien, in Kurfürstenthum Baiern, in den Holländern, Landgraf Hessen —.
Die Alliirte sollten sagen: der Kaiser soll die ostendische Compagnie niederlegen, der Kaiser soll dies oder das thun; will er nun nit thun was die obigen Alliirte haben wollen, also müssen die Alliirte eine Disposition machen den Kaiser dazu zu zwingen, nemlich die mus so sein.

vor Schaden und Unglück sicherstelle, daß man ihm die Garantie, die ihm früher zugesagt worden, noch erweitere und befestige.

Hierauf antworteten ihm die Verbündeten: wenn der Kaiser von Schlesien aus die preußischen Provinzen angreife, so solle die englische Flotte Neapel beschießen.

Friedrich Wilhelm hatte, ehe er mit jenem Begehren hervortrat, seine vornehmsten Generale und Minister zusammengerufen und sie aufgefordert, ihre Meinung zu sagen, wie sie solche vor Gott verantworten könnten. Auf Anträge, die so feierlich überlegt und mit Rücksicht zwar auf die Gefahr, die man laufe, aber auch auf die Verpflichtung des hannoverschen Bundes festgesetzt waren, empfing er nun diese Antwort. So befremdend sie auch lautet, so ist sie doch insofern der Lage der Dinge nicht unangemessen, als das Bestreben des Kaisers vornehmlich darauf gerichtet war, das südliche Italien jetzt im Bunde mit Spanien für sein Haus zu behaupten. Ein Angriff auf Neapel konnte allerdings für Norddeutschland von Bedeutung werden; auf den König Friedrich Wilhelm, der nur für das Unmittelbare Sinn hatte und in eine unmittelbare Gefahr zu gerathen fürchtete, machte eine so fernliegende Combination keinen Eindruck.

Und auch das war mit nichten seine Meinung, daß England und Frankreich, sich auf seine Allianz stützend, wenngleich ohne seine Hülfe, allein den Krieg gegen den Kaiser zu dessen Nachtheil ausführen sollten. Er hatte sich nur gegen die Uebermacht des Hauses Oesterreich, die man ihm so drohend schilderte, vertheidigen, nicht es angreifen oder verderben wollen.

Die drei erstere Könige und Holl. die stellen ihr Contingent von so viel Truppen, die soll der oder der commandiren; die Armee soll sich onweit Mastricht zusammenziehen, und die kaiserlichen Truppen aus Brabant delogiren. Holland giebt Artillerie, England giebt Brot, Frankreich — — Preußen — —.

Der Kaiser wird gewiß mit Polen und Moscau Allianz machen, dem König in Preußen Amusement zu geben; die nordische Armee von was vor Truppen soll die sein? wer soll commandiren, und wer soll furniren?

In Italien da muß der König von Sicilien (Sardinien) agiren, Frankreich muß gegen die spanische Grenze eine Armee haben, auch eine gegen Schwaben die Reichsfürsten en ordre oder échec zu halten.

Dieses wäre so eine Disposition, die Engeland, Holland, Frankreich machen mus und Preußen fragen ob er accordiren will, und wovor; da Preussen großen Risiko hat und Hasard, da seine Länder können le champ de la guerre werden, und dabei sehr leiden; und ich wissen muß was ich dagegen zu gewarten haben werde."

Schon ein Anfall auf die niederländischen Provinzen, um die ostendische Compagnie zu zerstören, schien ihm unzulässig. Nachdem der preußische Reichstagsgesandte die alten Verhandlungen nachgesehen, berichtete er, der burgundische Kreis, der diese Lande begreife, werde noch fortwährend als ein Theil des Reiches betrachtet; ein Angriff auf denselben würde ein Angriff auf das Reich sein.

Aber der König gerieth, wenn er sich vergegenwärtigte, was er in Herrenhausen von den fremden Gesandten gehört hatte, auf den Gedanken, als sei ihre Absicht wohl gar auf einen völligen Umsturz des Hauses Oesterreich gerichtet; er meinte gehört zu haben, man müsse dieses Haus so viel wie möglich herunterbringen, nach dem Tode des Kaisers dessen Länder theilen. Damit trat ihm die Gefahr eines undienlichen Uebergewichtes, das bisher von der einen Seite gedroht, von der anderen entgegen. Was dann, sagt der König, wenn man Oesterreich zu Grunde gerichtet hat? Will man alsdann einen englischen oder einen französischen Kaiser machen? Er urtheilte, es sei besser, einen Kaiser zu behalten von deutscher Nation und von österreichischem Blut.

Nur den Geistern von erstem Range stellen sich die verschiedenen Seiten einer Frage auf einmal und vollständig dar; anderen, die mehr von den Eindrücken abhängen, die ihnen geschehen, entwickeln sie sich erst nach und nach.

Wenn sich die österreichische Erbfolge von so gewagten Combinationen, wie die spanische war, freihielt, so blieb sie im Allgemeinen politisch überaus wünschenswürdig. Oder mußte nicht eine Auflösung des österreichischen Ländercomplexes zuletzt doch nur den Franzosen und vielleicht den Engländern zugute kommen, eben wie dies bei der spanischen Monarchie der Fall gewesen war? Wer hätte gegen ihre Ueberwacht Schutz verleihen können?

Das will es im Grunde auch nur sagen, wenn Friedrich Wilhelm meint, daß Franzosen und Engländer Kaiser werden würden; es erinnere ihn an die Fabel vom Storch und den Fröschen. Im Reiche würden sie Meister geworden sein.

Wenn der König durch mancherlei, vom kaiserlichen Hofe erfahrene Ungunst, die Uebergriffe der Katholiken und Rücksichten der Familie bewogen worden war, die hannoversche Allianz einzugehen, so erweckte dagegen nun auch diese durch eine offensive Richtung, welche für den Zustand des Reiches gefährlich werden konnte, Besorgniß und Verstimmung in ihm; im Sommer 1726 war er schon sehr davon zurückgekommen.

Eines Abends, im Juni, saß der König an einem Fenster des Schlosses, den Blick auf die in der Nähe am Wasser auf und ab Lustwandelnden gerichtet, als er unter diesen eines alten Bekannten, des kaiserlichen Generals Grafen Seckendorf, ansichtig wurde. Er winkte ihm, bat ihn, einzutreten, neben ihm niederzusitzen.

Graf Seckendorf war dadurch ausgezeichnet, daß er, obgleich Norddeutscher und Protestant, Neffe jenes Seckendorf, der als Geschichtschreiber des Lutherthums einen so rühmlichen Namen erworben, dennoch zu den höchsten Stellen im kaiserlichen Heer und zu vielem Einfluß auf die Geschäfte gelangte. Den protestantischen Fürsten schien er ein sehr geeigneter Vertreter an dem Hofe, von dessen günstiger oder ungünstiger Stimmung für einen Jeden doch unendlich viel abhing; seinerseits stützte er sich wieder auf das Vertrauen, welches ihm diese widmeten [1]). Längst schon, in den niederländischen Feldzügen, war er mit Friedrich Wilhelm I bekannt geworden und seitdem in Correspondenz mit ihm geblieben. Er sagt einmal, von Jugend auf habe er dem Könige seine Treue und Devotion gewidmet; ein andermal, ein nach längerer Unterbrechung bei ihm eingegangenes königliches Schreiben habe ihn gleichsam wieder lebendig gemacht [2]). War er fern, so versäumte er nichts, um des Königs Gunst zu behaupten. Er schickte ihm Delicatessen für seine Küche, — italienische Trüffeln, „gar schöne Krammetsvögel aus Dresden“; hauptsächlich verschaffte er ihm den erwünschten Anblick langgewachsener Soldaten, die er größtentheils von den razischen Heiducken nahm. Erschien er dann persönlich, so zeigte er sich so recht als einen Mann für den König. Da er in vielen Feldzügen gedient und oft in diplomatischen Geschäften gebraucht worden war, z. B. auch bei dem Congreß in Utrecht, so besaß er die mannichfaltigste Kenntniß der lebenden Welt; seine Conversation war angenehm und unterrichtend. Er hatte mit dem König einige Eigenschaften gemein: große Wirthschaftlichkeit, untadelhafte Führung in Bezug auf das weibliche Geschlecht, äußere Religiosität, Unermüdlichkeit, wie in der Arbeit, so auf Reisen, oder bei der Jagd. Friedrich Wilhelm theilte mit Niemandem lieber seine langen Sitzungen bei

1) 21. Sept. 1725 ersuchte er den König von Preußen, „sich für ihn bei Hannover zu interessiren“, damit ihn dies für die Feldzeugmeisterstelle in der Reichsarmee befördere, und ging dann selbst nach Hannover. Der König schrieb für ihn auch nach Regensburg.

2) 23. Januar 1720 aus dem Feldlager von Trapani. Er hofft, „mündlich weiter Rapport zu erstatten“. 12. Februar: „bald aus diesen verdrießlichen Ländern (Unteritalien und Sicilien) zu kommen.“

der Mittagstafel, oder des Abends bei Tabak und Bier. Das hatte um so mehr zu bedeuten, da Seckendorf bei allem Anschein von Treuherzigkeit und Hingebung doch vor allem nach dem Lobe trachtete, das ihm Eugen beilegt, ein geschickter Negociateur zu sein. Ich weiß nicht, ob eine Stellung, wie die seine, wobei man zwei entgegegesetzten Parteien gerecht zu werden genöthigt ist, nicht eine allzu große Versatilität nothwendig macht, und ob sie mit innerer Wahrhaftigkeit bestehen kann. Seckendorf erscheint in den zahlreichen Briefen, die von ihm übrig sind, vielleicht nicht als ein Anspinner von Ränken und Hinterlist; aber er sieht deren überall, sucht sich nicht allein vor ihnen zu hüten, sondern auch wohl sich ihrer zu bedienen; so viel möglich unter anderem Schein geht er immer auf sein Ziel los, mit zäher Bedachtsamkeit, weitschweifig und gewandt. Er ist eine Figur, die uns noch manchmal begegnen wird.

Damals war es keineswegs Zufall, daß er an den Ufern der Spree einherging.

In Wien fühlte man wohl, welche Unannehmlichkeit, ja Gefahr daraus entspringen würde, wenn es jemals zum Bruch mit Preußen komme.

Friedrich Wilhelm war viel zu einfach und offen, um durch den Anschein von Feindseligkeit etwas erreichen zu wollen; verstimmt und gereizt, weil er sich gemißhandelt glaubte, ergriff er natürlicherweise jene drohende Stellung; aber damit brachte er doch die Wirkung hervor, daß man in Wien mehr Rücksicht auf ihn nahm, als bisher. War es bei dem Vertrage mit Spanien jemals auf eine große katholische Combination abgesehen gewesen, so zeigte sich in kurzem, daß diese nicht ausführbar sei; unter anderem stieß man bei dem König von Polen auf größere Schwierigkeiten, als man erwartete. Aus beiden Gründen beschloß der Wiener Hof, sich dem König von Preußen zu nähern. Schon im Januar 1726 machte er demselben freundschaftliche Eröffnungen, pries ihn, daß er in der Sache von Ostende so gute und patriotische Gesinnungen kundgegeben. Jetzt war Seckendorf, der sich gerade auf seinem Gute Meuselwitz aufhielt, von Prinz Eugen beauftragt worden, nach Berlin zu gehen und dem König zu hinterbringen, daß es nur von ihm abhänge, ob er mit dem Kaiser in guter Freundschaft und Einigkeit stehen wolle [1]).

General Seckendorf hatte das Glück, daß der Fürst, an den er

1) 5. Mai 1726. Bei Förster, Friedrich Wilhelm I, Urkundenbuch II, S. 59.

abgeschickt war, ihm zuvorkommend schon selber den Sinn zeigte, welchen er hervorrufen sollte.

Der König, dem seine Gedanken immer auf der Zunge schwebten, fragte gleich nach der ersten Begrüßung, ob ihn Seckendorf nicht für gut hannoverisch halte; und da dieser das bejahte, fuhr der König fort: „Herr General auf Officierparole! ich bin besser kaiserlich als hannoverisch." Er ließ sich darüber in den unumwundensten Ausdrücken vernehmen und hatte nichts dagegen, daß Seckendorf dies dem Prinzen Eugen berichte; wofern nur der Kaiser ihn in seinen rechtmäßigen Forderungen unterstütze und ihn behandle, wie es ihm gebühre, ihn namentlich mit unanständigen Canzleidecreten verschone, wolle er öffentlich auf des Kaisers Seite treten [1]. — Ein paar Worte, die aber ein großes, man darf vielleicht sagen, auch ein glückliches Ereigniß enthalten.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1726 und den ersten Monaten des folgenden ließen sich die Dinge in Europa sehr kriegerisch an.

Ripperda zwar, der sich des Glückes, das er bei seiner Negociation gehabt hatte, mit ruhmrediger Anmaßung überhob, konnte sich in Spanien nicht behaupten. Aber sein Fall selbst, da er seine Zuflucht zu dem englischen Botschafter nahm, hier aber von einem Alcalden aufgesucht und festgenommen wurde, verschlimmerte noch das Verhältniß zu England. In den westindischen Gewässern erschien ein englisches Geschwader, welches die Gallionen hinderte, mit ihrer Silberladung in See zu gehen; dagegen ward in einem spanischen Hafen auf englische Schiffe geschossen und aller Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern gehemmt. Nachdem man eine Zeit lang bittere Schriften gewechselt, setzte sich endlich ein spanisches Heer gegen Gibraltar in Bewegung, dessen Anführer, der Marquis de las Torres, sich rühmte, das rechtgläubige Königreich von der Ansiedelung ketzerischer Fremden binnen sechs Wochen befreien zu wollen; am 27. Februar 1727 ward die Belagerung eröffnet.

In alle dem erblickten nun die Engländer zugleich eine Folge österreichischer Einwirkung, wie denn in der That der kaiserliche Gesandte Königsegg gar nicht geleugnet hat, daß er zur Unternehmung gegen Gibraltar gerathen habe, in der Ueberzeugung, die Spanier würden so gut vorbereitet sein, um die englische Besatzung zu

1) Ein späterer, von dem Könige selbst dictirter Aufsatz enthält diese Umstände.

überraschen; — die Verstimmung gegen den Kaiser ward täglich größer, gereizter. Holländer und Engländer vereinigten sich, die Schiffe der ostendischen Compagnie wegzunehmen, wo sie dieselben auch finden würden, und dann abzuwarten, was der Kaiser thun werde: einer der vertrautesten Diener Georgs I sagte dem preußischen Residenten im December 1726, wenn der Kaiser diese Handelsgesellschaft nicht wiederaufgebe, so werde es so gewiß zum Kriege gegen ihn kommen, als er hier vor ihm stehe. Bei der Eröffnung des Parlaments am 28. Januar 1727 gab der König den Höfen von Wien und Madrid die Absicht Schuld, den Prätendenten auf den englischen Thron zu setzen [1]; — und als der kaiserliche Gesandte eine Denkschrift hiegegen bekannt machte, in der er zwischen Nation und Regierung unterschied und sich hauptsächlich an jene wendete, erweckte er einen allgemeinen Sturm gegen sich; die beiden Häuser gaben ihm zu verstehen, durch ausweichende Erklärungen, kunstvolles Leugnen würde man sie nie zu einer falschen Sicherheit verleiten. Hierauf mußte dieser Gesandte London verlassen, die englischen Wien und Regensburg; um für jeden Fall gerüstet zu sein, wurden kaiserliche Truppen nach den Niederlanden beordert.

Es mag sein, daß diese Dinge nicht so gefährlich, noch so ernstlich gemeint waren, wie es aussah; aber man besorgte, die Gelegenheit, wie so oft ein erster Schlag, könne die allgemeinen Gegensätze zum Ausbruch bringen.

Ein Plan ward entworfen, nach welchem im Norden und Osten ein Heer von Dänen, Schweden, Hannoveranern, Hessen unter englisch-französischen Fahnen ins Feld gestellt werden sollte, um, wie einst im dreißigjährigen Kriege, in Schlesien einzufallen.

Dagegen faßte man in Wien den Gedanken, den König von England in seinen hannoverschen Landen anzugreifen, von denen man wußte, wie sehr sie ihm am Herzen lagen.

Beide Theile hofften den König von Preußen für sich zu haben, England und Frankreich wegen der Verträge von Hannover, der Kaiser als solcher. Prinz Eugen wünschte durch Seckendorf zu erfahren, „was demselben von den ihm benachbarten, allem menschlichen

1) If time shall evince, that the giving up the trade of this nation to one power, and Gibraltar and Port-Mahon to another, is made the price and reward of imposing upon this kingdom a Popish Pretender, what indignation must this raise in the breast of every Protestant Briton. The Parliamentary History of England vol. VIII, p. 524.

Ansehen nach bald feindlich werdenden Ländern am anträglichsten sein dürfte" [1]).

Dahin gingen jedoch nicht die Gedanken des Königs von Preußen. Er näherte sich dem Kaiser und traf mit ihm, wie wir gleich weiter sehen werden, noch im Jahre 1726 eine vorläufige Uebereinkunft; aber wenn ihm dieser den Antrag machte, dem Wiener Frieden und den Verbindungen, die sich daran geknüpft hatten, z. B. mit Rußland, beizutreten, so lag dies ganz jenseit der Politik Friedrich Wilhelms; er wollte nicht die Partei wechseln, um etwa denen, mit welchen er eben verbündet gewesen, in entgegengesetztem Bunde ein Stück Landes zu entreißen: unter dem Hin- und Wiederschwanken der Neigung und des Unterhandelns erhob sich ihm vielmehr der Gedanke, nicht allein selber neutral zu bleiben, sondern es auch zu keinen Feindseligkeiten zwischen den Mächten kommen zu lassen. Der König von England sollte ihm versprechen, nichts gegen die Erblande des Kaisers im Reiche, namentlich gegen Schlesien oder Böhmen, vorzunehmen; dagegen sollte aber auch dieser zusagen, die hannoverschen Lande nicht anzugreifen [2]). Mochte der Krieg in anderen Regionen ausbrechen, in seiner Nachbarschaft wollte der König den Frieden behaupten.

Mit diesen Anträgen schickte er im Februar 1727 einen seiner Officiere, von Polenz, nach England. Die Herzogin von Kendal, Gemahlin Georgs I, ließ einige kleinen Vorwürfe, die ihr wohl anstanden, über die Unbeständigkeit des Königs von Preußen verlauten; Georg I bezog sich auf Frankreich, mit dem er Rücksprache nehmen müsse, ehe er eine bindende Antwort geben könne; allein man sah ihm und seiner Umgebung an, daß ihnen der Antrag überaus angenehm war. Denn schon hatten sie ein noch engeres Verständniß zwischen Preußen und dem Kaiser gefürchtet; sowohl den englischen als den deutschen Ministern schien ein Stein vom Herzen gewälzt zu werden; sie seien so vergnügt, sagt der preußische Resident, als wären sie von neuem geboren.

Minder erwünscht war der Antrag in Wien, wo man ein=

1) 22. Jan. 1727, bei Förster III, 331.

2) Die Worte des Königs sind: Je suis seur, que si V. Mé veut bien y entrer et déclarera, de vouloir entreprendre rien d'offensif contre l'empereur dans les états qu'il a en Allemagne et sur les frontières du côté de la Bohème et de la Silésie, j'espère de pouvoir disposer la cour de Vienne à s'obliger pareillement que n'y elle n'y ses alliés n'inquiéteront non plus les états de V[re] Mé dans l'empire. 18. Februar 1727.

wandte, König Georg I könne den Kaiser auch in Italien oder in den Niederlanden angreifen; der Kaiser könne ihm nirgends beikommen, als in seinen hannoverischen Landen, hier aber leicht die größte Wirkung hervorbringen; Preußen werde nicht wollen, daß Reichslehen, wie Mailand oder Mantua, oder der burgundische Kreis angegriffen würden, ohne daß sich der Kaiser in anderen Theilen des Reiches dawider regen dürfe [1]).

Auch in Versailles war man mit dem Vorschlage nicht einverstanden: denn dadurch werde der Kaiser freie Hand behalten, seine Waffen gegen Frankreich zu richten; aber eben diese Einwendungen zeigen, daß er sehr zum Ziele traf.

Manche anderen Umstände kamen hinzu, der Tod der Kaiserin Catharina I, der Widerspruch, den die in Aussicht tretende Verbindung mit Spanien allenthalben im Reiche fand. Der Kaiser wäre doch in eine sehr gefährliche Lage gerathen, wenn bei dem Abgang seiner Verbündeten die Gegner eng vereinigt geblieben wären; aber durch die Haltung von Preußen wurden auch diese auf ihre eigene Gefahr aufmerksam gemacht; es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß Friedrich Wilhelm auf seinem Wege unendlich dazu beitrug, eine friedliche Stimmung hervorzurufen. Indem man noch den Ausbruch des Krieges erwartete, im Frühjahr 1727, wurden ernstliche Friedensunterhandlungen angeknüpft; der Mai ging nicht ganz vorüber, als die Präliminarien geschlossen wurden.

Eine der ersten Wirkungen des Emporkommens der Militärmacht und politischen Selbständigkeit von Preußen auf Europa: sie verhinderte das feindliche Zusammentreffen der über das maritime und continentale Gleichgewicht entzweiten Mächte auf dem deutschen Gebiete.

1) Eugenio von Savoy (denn so unterschreibt er sich) an den König 12. März 1727, bei Förster, III, 391. Doch ist dies nur der Entwurf. Wie das Schreiben eingegeben ward, ist es vom 20. April datirt und hat einige Zusätze, z. B. gleich von vorn. E. M. Schreiben — worden, hätte ich sogleich nach dessen Empfang meiner Schuldigkeit nach zu beantworten mir die Ehre gegeben wenn ich mir nicht erlaubt zu sein geglaubt, vorher jener Antwort, welche der König von England über das von E. Mt. gethanes Schreiben ertheilen wurde abzuwarten, um sodann meiner wenig Meinung über dessen Inhalt — eröffnen zu können ꝛc. Sonst ist das Schreiben gleichlautend; denn die englische Antwort enthielt nichts Besonderes; die Hauptstelle: so kommt zu betrachten, daß des Kaisers entfernte Lande, als die italienischen und Niederlande so gelegen, daß England an dem Ort wo es will, solche anzugreifen vermag, wohingegen der Kaiser den König in keiner andern Gegend, als in seinen deutschen Erblanden beikommen — kann.

Hätte es — man erlaube uns diesen Rückblick — in dem dreißigjährigen Kriege eine solche gegeben, dann würde weder die katholisch-österreichische Macht mit der Unterstützung von Spanien Norddeutschland überfluthet, noch auch das deutsch-schwedische Kriegsheer unter französischem und zuweilen englischem Einfluß daselbst vorgedrungen sein. Wohl waren damals die religiösen Antriebe bei weitem gewaltiger und so zu sagen wilder; aber man weiß, wie oft die politischen Interessen damit zusammenfielen. Die Welt war nun dahin gekommen, daß die letzten die Feindseligkeit der ersten in Zaum hielten. Unmöglich kann ein großer Staat ausschließend auf Einem Glaubensbekenntniß beruhen; er braucht zu seinem Dasein eine Menge von Kräften, die von der religiösen Wahrheit unabhängig sind. Sollten wir jemals wieder untereinander schlagen, so durfte es nicht der religiösen Entzweiung halber geschehen, die auf diese Weise nicht auszumachen ist, und noch weniger wegen fremder Streitsachen, so nahe sie sich auch an die deutschen herandrängten und sie zu ergreifen suchten; wenn es nicht anders sein konnte, so mußten wenigstens nur die eigenen Staatsinteressen der deutschen Mächte den Anlaß geben.

Die vornehmsten, welche in Frage kommen konnten, zwischen Preußen und Oesterreich, waren diese Mächte soeben beschäftigt miteinander auszutragen.

Schon im Jahre 1726 waren, wie berührt, Unterhandlungen auf das ernstlichste und mit gutem Erfolge gepflogen worden.

Worauf Alles ankam, wovon Alles abhing, das war die Anerkennung der pragmatischen Sanction. Ein größerer Vortheil konnte für das Haus und die Monarchie von Oesterreich damals nicht erlangt werden, als wenn zunächst einer der mächtigsten Reichsfürsten, dem die übrigen folgen würden, diese Satzung gewährleistete. Unmöglich hätte sich jedoch das eine oder das andere erreichen lassen, wenn der Kaiser dabei geblieben wäre, seine Tochter an einen spanischen Prinzen zu vermählen. Es ist eine Zusammenkunft einiger der angesehensten Reichsfürsten in Mannheim gehalten worden, in welcher sie sich ausdrücklich dagegen verwahrten. Auch Friedrich Wilhelm wollte nur von dem österreichischen Stamme deutscher Nation hören, und es sind ihm darüber immer beruhigende Erklärungen gegeben worden. Dies vorausgesetzt, erklärte er sich bereit, die Erbfolgeordnung anzuerkennen; jedoch hatte auch er eine Begünstigung dagegen zu fordern. Denn als vollkommen frei sah er seine Einwilligung an, und es schien ihm billig und recht, für einen so großen Dienst auch seinerseits einen Gegendienst zu verlangen. Er machte

die kaiserliche Gewährleistung seiner Ansprüche auf die jülich-bergische Erbschaft zur Bedingung. Seine Absicht ging aber nicht dahin, Pfalz-Sulzbach, das sich der mannichfaltigsten Verbindung und Unterstützung erfreute, ganz auszuschließen: er wollte demselben Jülich überlassen und sich mit Berg begnügen. Der kaiserliche Hof sollte sich verpflichten, die pfälzischen Häuser zur Annahme dieses Vergleichs zu bewegen. Friedrich Wilhelm erklärte, nur gegen Gewährung dieses billigen, gerechten und gemäßigten Ansuchens könne er in die Fortführung der angefangenen Unterhandlungen willigen.

Wir sehen, es waren die größten Interessen der beiden Fürstenhäuser in Frage: für Oesterreich das der Erhaltung der Monarchie in ihrem Bestande, für Preußen das der Erwerbung einer ansehnlichen Provinz auf den Grund altvorbehaltener Rechte. Sollten sie miteinander gehen, so mußte hierüber ein Verständniß getroffen werden.

Die Erklärung, welche Seckendorf, der sich indeß nach Wien begeben hatte, von da zurückbrachte, zeigte wenigstens den besten Willen, eine solche zu vermitteln. Der Kaiser war bereit, die Unterhandlung mit Pfalz nach den Vorschlägen des Königs über sich zu nehmen; sollte er in einer von diesem zu bestimmenden Zeit damit nicht zu Stande kommen, so wolle er sich mit ihm über eine anderweite Genugthuung verständigen [1]).

Das war alles, was man in Berlin zunächst erwarten konnte.

Der König setzte fest, daß der Tractat in sechs Monaten zu Stande gebracht sein müßte, und bedang sich nur noch aus, daß der Kaiser nicht mit Anderen, die auch Ansprüche zu haben vermeinten, sondern allein mit Pfalz unterhandele. Hierauf unterzeichnete er am 12. October 1726 zu Wusterhausen einen Tractat, worin er seinerseits die Erbfolgeordnung anerkannte. Man sieht aber leicht,

1) Vorstellung Seckendorfs Großmachnow 27. September 1726. Se. Majestät erklären (sich) weiter auch dahin, daß im Fall wider Vermuthen auf die anberaumte Zeit dieser Vergleich nicht könnte bewerkstelligt werden, Se. Kais. Kathol. Majestät alsdann mit Sr. Königl. Majestät über anderweitige Satisfaction ratione ihrer Prätension auf Jülich und Berg übereinzukommen trachten wollen. Seckendorf schließt mit folgenden Worten: „Nach diesem Beweise wahrer Intention, Sr. Königl. Majestät in Preußen Desideria wegen der jülich und berg'schen Succession zu erfüllen, zweifele man auch nicht, daß der König nunmehro die Fortsetzung der angefangenen Handlungen allergnädigst ordiniren, damit sie zum vergnüglichen Schluß kommen, um alsdann desto eher zu dem vorgeschlagenen Vergleich wegen Jülich und Berg nach Maße Se. Königl. Majestät in Preußen die Zeit determiniren wieder zu gelangen.

daß dies eigentlich noch keine schließliche Verabredung, sondern nur erst die Grundlage eines künftigen Vertrages bildet. Der König wie seine Minister erklärten wiederholt, daß die Uebereinkunft keine Geltung habe, ehe der Vergleich über Berg wirklich zu Stande gebracht sei.

Auch so war sie nicht ohne Wirkung. Der König sah mit Vergnügen, daß er in den Reichsangelegenheiten viel glimpflicher und rücksichtsvoller behandelt wurde als bisher: die Religionsklagen hörten auf. Für Oesterreich war es ein wesentlicher Vortheil, daß sich Preußen zu einer neutralen Haltung vermögen ließ.

Wie sich aber denken läßt, in jenem Halbjahr konnte eine Unterhandlung, wie die jülich-bergische, nach den überall und besonders im Reiche herkömmlichen Formen kaum eingeleitet, geschweige denn beendigt werden. Nach einiger Zeit hat man in Wien dem preußischen Hofe erklärt, daß man Pfalz-Neuburg jetzt zu keiner vermittelnden Abkunft zu bringen vermöge. Es leuchtet ein, daß alsdann auch der Wusterhauser Tractat gar nicht mehr als bestehend betrachtet werden konnte [1]).

Indessen aber waren die allgemeinen Angelegenheiten zu keiner größeren Festigkeit gelangt.

Noch oftmals schien es, als sollten die trotz aller Friedensentwürfe fortdauernden Feindseligkeiten zwischen Spanien und England, bei denen doch auch dieses durch die spanischen Caper sehr empfindliche Verluste erlitt, zu einem allgemeinen Kriege führen. Die Franzosen wurden von der englischen Regierung aufgefordert, den Verpflichtungen gemäß, die sie übernommen, in Spanien einzurücken; da man in London nach wie vor in dem Einfluß des Kaisers den Grund der Hartnäckigkeit Philipps V sah, trug man Sorge, um für jeden Fall gerüstet zu sein, mit Hessen und Braunschweig Subsidientractate zu schließen, die engste Verbindung mit Schweden aufrechtzuerhalten.

Man traf Friedenspräliminarien, nicht ohne die größte Mühe; den Frieden selbst konnte man nicht zu Stande bringen. Oesterreich machte einige nicht unbedeutenden Concessionen, namentlich in Bezug auf die Handelsgesellschaft von Ostende; aber es beharrte unbedingt auf der Annahme der pragmatischen Sanction, welche in dem Umfange,

1) Anmerkung des Königs bei dem Entwurfe: „wofern der Vergleich nicht zu Stande kommt, ist diese Alliance null und nichtig." Der bei Dumont VIII, 139 gedruckte Tractat ist erdichtet.

in dem man sie damals verstand, von den westlichen Mächten zurückgewiesen wurde. Zugleich aber traten die Schwierigkeiten des Verhältnisses zu Spanien allmählich wieder hervor. Denn was die Königin Elisabeth wünschte, die Vermählung der ältesten Erzherzogin mit Don Carlos, — eine Erwartung, die ihre ganze Politik beherschte, — konnte man ihr doch nicht gewähren. Die Manifestationen dagegen, die in Deutschland erfolgt waren, mußte man schlechterdings berücksichtigen. Man hat an die Auskunft gedacht, der Königin für ihren zweiten Sohn die zweite Erzherzogin zuzugestehen und dieselbe mit Italien auszustatten; dadurch würde aber die pragmatische Sanction vernichtet und die Königin schwerlich befriedigt worden sein. Man suchte sie hinzuhalten, ohne ihr eine positive Erklärung zu geben [1]). Schon blieben hierauf die Geldsendungen aus, und man konnte sich die Gefahr einer Entzweiung nicht verbergen. In dieser Lage der Dinge fiel die eröffnete Unterhandlung mit Preußen doppelt ins Gewicht: Oesterreich bedurfte eines starken und zuverlässigen Verbündeten in unmittelbarer Nähe, wie der König von Preußen war; man ließ keinen Augenblick von dem Versuche ab, ihn zu gewinnen. Wir wissen, er war ohnehin geneigt. Denn den anderen benachbarten Mächten wollte er keinen überwiegenden Einfluß in Deutschland gestatten, wie sie ihn ohne Zweifel erlangt haben würden, wenn Oesterreich zu Grunde gerichtet worden wäre. Nur richtet sich sein nationales Gefühl ebenso sehr gegen den spanischen Infanten. Und hiebei war es nun, daß er in dem am Wiener Hofe wieder zu vorwaltendem Ansehen emporkommenden Prinzen Eugen einen Verbündeten fand. Vermöge seiner Parteistellung widersetzte sich der Prinz allem, was eine Vermählung der Erzherzogin mit Don Carlos in Aussicht stellte. Und wenn er sich hiebei auf den Widerspruch der deutschen Fürsten stützte, so war es für ihn von dem größten Werthe, den mächtigsten von allen durch einen festen Vertrag in seinem Widerspruch zu bestärken und eben in der Direction, die er seinerseits selbst in Wien verfolgte, an Oesterreich zu fesseln. Wir kennen die Forderung in Bezug auf Berg, welche der König machte. Noch konnte man sich nicht entschließen, darauf einzugehen, da man sich Neuburg und Sulzbach damit nothwendig entfremdete. Der Gedanke wurde einmal

1) Auf diese Unterhandlungen werfen die vor kurzem veröffentlichten Aufzeichnungen Bartensteins, der damals in die Geschäfte trat, ein neues Licht (herausgegeben von Arneth im Archiv für österreichische Geschichtskunde, Bd. 46, H. 1).

gefaßt, den König, der doch nur den Wunsch einer Vergrößerung seines Landes verrathe, dadurch zu befriedigen, daß man ihm eine solche aus dem bei dem bevorstehenden Kriege zu erobernden Gebiete in Aussicht stelle [1]). Oesterreich hätte dann den Vortheil gehabt, das Haus Pfalz auf seiner Seite zu behalten. Ich denke nicht, daß Seckendorf, dem die größte Behutsamkeit zur Pflicht gemacht war, dies jemals unumwunden vorgeschlagen hat. Im Juni 1727 hat er nur erklärt, der Kaiser, der die bergischen Unterhandlungen noch immer, wenn es irgend möglich sei, zu Ende zu bringen hoffe, wünsche doch auch andere Vorschläge, die „zu des Königs Vergnügen und Genugthuung in Kriegs- und Friedenszeiten gereichen" könnten, zu hören und eine unzertrennliche Freundschaft zu schließen. Der König ist indessen hierauf nicht eingegangen. Er antwortete: die Freundschaft des Kaisers solle ihm sehr lieb sein; was aber Berg anbetreffe, so sei das eine Vergrößerung, auf welche er vor Gott und Menschen Recht habe; er könne sich mit gutem Gewissen darum schlagen; in weitläufige Verpflichtungen einzutreten, sei nicht seine Sache [2]).

Und da nun Irrungen zwischen dem Kaiser und dem Hause Pfalz eintraten, bei denen sich ein unangenehmer Briefwechsel entspann, so daß dieses Haus sich augenscheinlich wieder an Frankreich anschloß, änderten sich die Stimmungen am Hofe zu Wien [3]); man zog die alte Erbstreitigkeit noch einmal in förmliche Erwägung. Im Anfang des Jahres 1728 war Seckendorf daselbst und ging, wie er sagt, mit dem Reichshofrathspräsidenten, Grafen Wurmbrand, die voluminösen Acten aufs neue durch; über einige ungewissen Punkte bat er sich Erläuterungen von Berlin aus. Anfangs Mai kam er nach Berlin zurück. In seinem Beglaubigungsschreiben heißt es, er

1) Karl VI an Seckendorf 22. Jan. 1727 bei Förster III, 331: „Dir ist am besten bekannt, was aus den dem König benachbarten und nach allem Ansehen bald feindlich werdenden Ländern am anträglichsten sein könnte — Was Vortheil demselben aus Bremen und Verden oder aus den vereinigten Provinzen Anständiges zukommen könnte, wodurch denn ein Aequivalent leichtlich ausfindig zu machen wäre."

2) „Der von Ilgen kennt meine alten Sentiments, das ich gerne meine Hände frei habe und gern von mir allein dependire, da wo ich A sage, ich auch B sagen muß; was aber die bergische Affaire ist, ist das Agrandissement vor mein Haus nur eine Sache da ich vor Gott und Menschen Recht habe, wenn ich mich darum schlage, ich es mit gutem Gewissen thun kann, aber in weitläuftige Engagements einzugehen, weiß nit ob es von meiner Convenience ist." (O. D., wahrsch. 6. Juni 1727.)

3) Aufzeichnung von Bartenstein S. 138.

werde dem Könige das aufrichtige Verlangen des Kaises beweisen, „mit ihm fester zusammenzusetzen und den Vortheil seines königlichen und kurfürstlichen Hauses möglichster Dinge zu befördern.“ Er selbst machte bei seiner ersten Audienz in Potsdam solche Eröffnungen in Bezug auf Berg, daß der König nicht zweifelte, jetzt zu dieser Erbfolge gelangen zu können, wenn die Sache vernünftig angegriffen werde. Mit feierlicher Herzlichkeit forderte er Ilgen auf, sich nochmals anzustrengen und alle die guten Dienste, die er seit so langen Jahren dem brandenburgischen Hause geleistet habe, durch die Erwerbung von Berg zu krönen [1]).

Ilgen und dessen College Borck hegten längst die Ansicht, daß der beste und sicherste Weg, diesen Anspruch durchzuführen, in der Freundschaft mit dem Kaiser bestehe, wenn derselbe es nur ernstlich meine.

Und die Vorschläge nun, welche Seckendorf gleich in der ersten Conferenz, die er mit ihnen hatte — 12. Mai 1728 —, vorlegte, trafen vollkommen zum Ziele.

Er trug vor, wenn der König die Nachfolge der ältesten Erzherzogin in den sämmtlichen österreichischen Erblanden garantire und mit den Waffen zu vertheidigen verspreche, so wolle dagegen der Kaiser „hinwieder dem Könige zum Herzogthum Berg verhelfen“.

Man empfand in Berlin sehr wohl, was man mit der Gewährleistung einer Erbfolge, die bisher weder vom Reiche, noch von der Mehrheit der europäischen Mächte anerkannt war, gegen die sich vielmehr ein heftiger Widerstand erwarten ließ, auf sich nehme; allein man hielt den dagegen dargebotenen Vortheil für so wesentlich, daß man kein Bedenken trug, darauf einzugehen. Die einzige Frage war, unter welchen Formen die Versicherung des Herzogthums Berg durch den Kaiser geschehen sollte, mit welchen Bedingungen sie verknüpft sein würde.

Auf richterlichen Spruch wollte man sich nicht einlassen; denn dieser hätte allenfalls auch gegen Preußen ausfallen können; hier war nur von einer politischen Unterhandlung die Rede.

Auch von einem erneuerten Versuch, einen Vergleich mit Pfalz-Sulzbach zu Stande zu bringen, ließ sich nichts erwarten, da ein

1) 9. Mai. „Sie haben so viel Avantagen vor dieses Haus zu Wege gebracht; also bin persuadirt, daß sie itzund allen ihren Verstand zusammensuchen, die Sache durch Gottes Beistand so zu fassen, daß sie zu Weg komme; der ich Gott von Herzen bitte daß er sie möge Gesundheit und langes Leben verleihen, zum Besten mir und meiner Lande; das gebe Gott Amen.“

solcher eben mißlungen war und dieses Haus jetzt an den fremden Mächten Rückhalt fand.

Man gerieth auf die Auskunft, daß der Kaiser, der selbst ein Enkel Philipp Wilhelms und zwar von dessen ältester Tochter Eleonore war, sich für den bestberechtigten Erben erklären und alsdann seine Rechte zwischen Sulzbach und Preußen theilen, dem ersten Jülich, dem zweiten das Herzogthum Berg zuerkennen sollte.

Eine Form, die vielleicht besser vermieden worden wäre. Denen, die sie billigten, hat man damals und später in Berlin immer entgegnet, daß die Uebertragung des kaiserlichen Rechtes dem preußischen nichts hinzufügen könne, welches von dem Kaiser vielmehr selbst schon öfter als das beste von allen anerkannt worden sei. Die Hauptsache ist, daß der Kaiser versprach, der König solle zum Besitz und Genuß von Berg gelangen und dabei auf das kräftigste geschützt werden.

Eine Bedingung wünschte der Kaiser seinem Zugeständniß hinzuzufügen: indem er das Herzogthum dem König zusprach, hätte er dem Hause Pfalz gern die Stadt Düsseldorf vorbehalten. Allein der König wollte nichts von einer Landschaft hören, die keine Hauptstadt habe; er weigerte sich, Verpflichtungen, wie man sie ihm zumuthete, zu übernehmen, wenn er nicht auch diese erlange. Seckendorf sagte: wenn man das Pferd hergebe, so werde man am Ende doch auch noch über die Schwierigkeit wegen des Zaumes wegkommen. In den Tractat kam nichts weiter, als daß dem Kaiser das Recht zustehen solle, nöthigenfalls Truppen oder Geschütz nach Düsseldorf zu legen; die Abtretung selbst blieb so wenig in Bezug auf die Stadt wie auf das Land einem Zweifel unterworfen. Die preußischen Minister sprachen die Besorgniß aus, daß der Kurfürst von der Pfalz den Prinzen von Sulzbach, dem er das Land zu hinterlassen denke, noch bei seinen Lebzeiten zum Statthalter ernennen möchte, so daß es schwer halten würde, ihn wieder zu entfernen. Seckendorf erwiederte: wenn zu dieser Zeit ein Dutzend Pfalzgrafen in Düsseldorf wären, so würde der Kaiser durch den Tractat verpflichtet sein, sie sämmtlich hinauszujagen. Auch Prinz Eugen erklärte, wenn der Fall eintrete, habe sich der König des Herzogthums mit Gewißheit zu versehen; eine etwa bestehende Statthalterschaft solle ihn an dem Possessorium nicht hindern, weder in der einen noch in der anderen der Formen, welche die Rechte unterscheiden.

Nur Ein Bedenken kam hiebei noch zur Sprache. Man setzte den Fall, daß vielleicht der Reichshofrath, über dessen Urtel doch der

Kaiser nicht geradezu verfügen konnte, weder das preußische Recht anerkennen wolle, noch selbst das des Kaisers, sondern sich zu Gunsten von Sulzbach ausspreche. Sollte der König alsdann leer ausgehen?

Man erinnerte: Preußen übernehme schwere Verpflichtungen, die dem kaiserlichen Hause unverzüglich zum größten Nutzen gereichen müßten; es würde ein schlechter Tractat sein, wenn die Vortheile, die man Preußen dagegen zusage, unbestimmt blieben; man forderte, daß der Kaiser für diesen Fall ein aus seinen eigenen Besitzungen zu nehmendes Aequivalent verspreche [1]).

War das nicht auch deshalb billig, weil die Unterstützung, die Preußen gewährte, dem Hause Oesterreich zugute kam, — was der Kaiser dagegen übernahm, dem Wesen nach von seiner Stellung als Reichsoberhaupt abhing?

Man hat hierüber in mannichfaltigen Zusammenkünften verhandelt, bald in Berlin, bald in Wusterhausen, bald auch in Britz, wo Ilgen wohnte, der freilich damals schon im Sterben lag; doch war weder seine Krankheit noch sein Tod ein Hinderniß für ihren Fortgang. Eines Tages hat es der andere preußische Minister, Borck, wirklich so weit gebracht, daß Seckendorf sich bereit erklärte, einen Artikel, den er als den allergeheimsten bezeichnet, anzunehmen, durch welchen der Kaiser verpflichtet sein sollte, in jenem Falle dem Könige von Preußen ein Aequivalent aus seinem eigenen Besitz zu gewähren [2]).

Ich weiß nicht, ob dies nicht bei der Gefahr des Krieges, die gerade gegen Ende des Jahres 1728 noch einmal recht dringend erschien, zu erreichen und ob es nicht überhaupt das Beste gewesen wäre, wie denn bestimmte und keinen Zweifel zulassende Stipulationen für beide Theile immer das Zuträglichste sind; aber Seckendorf hatte kaum die Erklärung gegeben, so reute sie ihn auch schon wieder, und er beeiferte sich, sie rückgängig zu machen.

1) 18. Oct. „Declariren sie an Kaiser, daß wo mir der Kaiser nit maintenirt bei Posseß von Berge, oder mir ein Aequivalent jetzt benennet, ich an Tractat mich nicht binde und ich von abgehen will; denn ich thue willigst alles vor den Kaiser und soll alles thun vor nichts, und in großer Ungewißheit; dieses thue wahrhaftig nit."

2) Der Articulus secretissimus, wie ihn Seckendorf vorschlug, lautet: Sollte wider alles Verhoffen die Commission oder auch der Reichshofrath wider Ih. K. M. in Preußen, oder auch wider ihre Romisch Kais. und Kathol. Maj. in der Jülich und Bergschen Sache sprechen, so sollen und wollen J. Rom. Kais. und Kathol. Maj. gehalten sein, Ihre Kön. Mt. ein wahres Aequivalent ex propriis zu geben. (O. D., ungef. 11. Dec.)

Wenn man sagen sollte, worin Seckendorf wohl jemals den persönlichen Einfluß über den König von Preußen, von dem so viel die Rede gewesen, bewiesen hat, so ist es hier gewesen.

Er stellte vor, ein Fall, wie der vorausgesetzte, sei nun und nimmermehr zu erwarten. In kurzem werde die Erbschaft sich erledigen, da der jüngste der Brüder von Neuburg bereits 64 Jahre zähle; — dann werde der König in Besitz von Berg und Ravenstein treten, ein paar hunderttausend Thaler Einkünfte davon ziehen; der Kaiser sei durch die klarsten Worte des Tractates verpflichtet, ihn dabei zu schützen. Wer wolle den Proceß wieder aufregen, der schon hundert Jahre ruhe? Gesetzt, es geschehe doch, so habe der König so viel gutes Recht, daß er keinen widrigen Ausschlag befürchten dürfe; aber auch zugestanden, daß eine solche Sentenz erfolge, wer wolle sie gegen den Kaiser und den König ausführen? Seckendorf behauptete, auch Ilgen sei zuletzt dieser Meinung gewesen. Hauptsächlich entwickelte er, daß es das unveränderliche Bestreben des Wiener Hofes sein müsse, Preußen für sich zu haben, mit so einleuchtenden Gründen, daß der König davon vollkommen überzeugt wurde [1]). Sonst so bedacht auf deutliche und unzweifelhafte Bestimmungen für die Zukunft, entschloß sich Friedrich Wilhelm, diesmal die Erwähnung eines Aequivalents fallen zu lassen. Es schien ihm unmöglich, daß sich Oesterreich jemals von der Verbindung mit ihm lossagen sollte.

Borck theilte das Vertrauen des Königs mit nichten: er ließ sich durch eine besondere Urkunde (Decharge) bezeugen, daß der König ihn zur Nachgiebigkeit in diesem Punkte ermächtigt habe; er wollte die Verantwortung dafür nicht tragen.

So kam am 23. December 1728 der Tractat zu Berlin zu Stande, den man als ein ewiges Bündniß bezeichnet hat. König Friedrich Wilhelm, der so lange eine mißtrauische, ja halb feindselige Haltung gegen Oesterreich beobachtet, kehrte zur Politik seines Vaters zurück. Mit ausdrücklicher Beziehung auf den ersten und zweiten Artikel des Kronvertrages erneuerte er die damals ausgesprochene Gewährleistung aller kaiserlichen Erblande, so in wie außer dem Reiche, und zwar nunmehr nach der im April 1713 erklärten Erbfolgeordnung (der pragmatischen Sanction) zu Gunsten Maria Theresia's. Er machte sich anheischig, zur Behauptung derselben erforderlichen Falles

1) Die Eingabe Seckendorfs ist vom 19. December Der König schrieb dazu: General Bork und Knyphausen, ich glaube daß er recht hat, denn es ist des Kaisers sein eigen Interesse, Preußen für sich zu haben.

ein Hülfscorps von 10,000 Mann ins Feld zu stellen, welches auch in Ungarn dienen sollte, nicht ebenso in Italien; werde aber der Kaiser da angegriffen, so sollte es zur Bedeckung anderer Provinzen desselben verwendet werden können. Er versprach, auch im Reiche die Reservate des Kaisers, namentlich die oberrichterlichen, aufrechtzuerhalten, überhaupt in und außer dem Reiche mit demselben für Einen Mann zu stehen, und sogar, demjenigen, dem der Kaiser seine Erbtochter würde vermählen wollen, seine Stimme zum römischen König zu geben. Nur Einen Vorbehalt machte hiebei der König: er wollte zu nichts verpflichtet sein, wenn der Kaiser seine Tochter mit Don Carlos oder einem anderen Prinzen, der kein Deutscher sei, verheirathe. „Keinen Spanier", heißt es in einer seiner Randglossen, „keinen Franzosen, einen Deutschen wollen wir." Das erklärt er für seinen recht altdeutsch-patriotischen Willen. So lautet auch der Artikel selbst auf einen Prinzen, der aus altem deutschem Reichsfürstengeblüt entsprossen sei [1]).

Dagegen übertrug nun der Kaiser seine bergischen Ansprüche, ohne die Stadt Düsseldorf auszunehmen, auf Preußen und erklärte sich einverstanden, daß bei dem Abgange der drei neuburgischen Brüder ohne männliche Erben der König diese sowohl, als seine eigenen in Possessorio und Petitorio geltend machen, also Besitz ergreifen möge, selbst in dem Falle, daß die Statthalterschaft schon vorher einem Prinzen von Sulzbach anvertraut sein möchte. Auch der Kaiser machte sich anheischig, den König von Preußen, wenn er angegriffen werde, mit einer ansehnlichen Hülfsmacht zu unterstützen [2]). In allen wichtigen Angelegenheiten, namentlich den polnischen, versprach er sich mit ihm allezeit vertraulich zu vernehmen.

Dahin gelangte man zuletzt im Laufe der Ereignisse und unter den mannichfaltigen Windungen der Negociation.

1) Seckendorf: S. Kſ. Mt. hat mir anbefohlen, E. K. Mt. nochmaln zu versichern daß sie in dieser wichtigen Heirathssache mit ihrer Erzherzogin sicherlich keine Resolution fassen, und sich vor Jemand erklären würden, wo sie nicht vorhero E. K. M. Meinung und Rath darüber eingeholet.

2) Der Tractat bei Förster, Friedrich Wilhelm I, Urkundenbuch II, 215, freilich nach einer im Ganzen und Einzelnen incorrecten Abschrift. Die vier Artikel am Ende erscheinen im Original als Articuli secretissimi; es folgt dann noch ein Articulus separatus, der aus dem Wusterhauser Vertrag genommen ist. — Am 3. Febr. 1729 wurden die Ratificationen ausgewechselt. Die Minister drückten ihren Wunsch aus, daß der Vertrag zum Ruhme Sr. Majestät und zum Vortheil des Hauses ausschlagen möge. Der König schrieb auf ihre Vorstellung: Gott gebe seinen Segen.

Wir berührten schon und wollen nicht wiederholen, welch ein Verdienst sich Friedrich Wilhelm damit erwarb, daß er, so militärisch die Natur seines Staates war, zwischen den großen Mächten, welche miteinander in Krieg gerathen zu müssen schienen, den Frieden erhielt.

Eine andere Frage aber ist, ob die Politik des Königs auch in jedem Augenblicke eben die rechte war, ob er nicht zu rasch auf den Bund von Hannover eingegangen ist, so daß er sich bald darauf genöthigt sah, von demselben zurückzutreten, ob der neue Bund mit Oesterreich den Interessen seines Staates ganz entsprach.

Diese Bundesgenossenschaft gewährte den großen Vortheil, daß sie die stärksten deutschen Kräfte vereinigte, die Gesichtspunkte des Friedens und gegenseitigen Vertrauens zwischen den beiden Religionsparteien erneuerte. Für die Entwickelung und Erweiterung des preußischen Staates hatte es einen hohen Werth, daß der Kaiser die Erbfolgeansprüche auf Berg anerkannte und gewährleistete. Aber einmal fiel die Anerkennung der österreichischen Erbfolgeordnung, die von ganz Europa bestritten war, also des Bestandes der österreichischen Monarchie, sehr ins Gewicht; sodann bedeutete es doch in der That etwas, daß die preußische Freundschaft dem Hause Oesterreich in den vorliegenden Verwickelungen unmittelbar zugute kam, während aller Gewinn, den Preußen sich zu versprechen hatte, in der unbestimmten Aussicht entfernter Zeiten lag. Um so größeren Werth legte man auf diese Eventualität; Friedrich Wilhelm I verlor sie keinen Augenblick aus den Augen. Der Vertrag ist für die weiteren Verhältnisse beider Mächte so verhängnißvoll geworden, wie jene Abkunft über Schwiebus.

Zunächst bildete derselbe ein wichtiges Moment in dem Verhältniß zu England.

Im Jahre 1727 war Georg I unerwartet gestorben (11. Juni). Es ist ein Irrthum, wenn man annimmt, zwischen dem Nachfolger desselben, Georg II, und Friedrich Wilhelm I sei nun sofort ein alter persönlicher Widerwille hervorgetreten.

Eine eigenhändige Instruction des Königs von Preußen an seinen Gesandten Wallenrodt liegt uns vor, welche nichts Anderes, als den dringenden Wunsch ausdrückt, ein gutes Vernehmen anzuknüpfen. Man erkennt dabei die damalige Stellung Friedrich Wilhelms.

Er wiederholt darin sein Versprechen, niemals zuzulassen, daß die deutschen Provinzen des Königs von England belästigt oder über

den Haufen geworfen würden; nur dürfe derselbe den Kaiser auch nicht von da aus angreifen, noch fremde Truppen nach Deutschland führen. Aus einem für beide Theile geltenden Grunde legte er ihm die Nothwendigkeit ans Herz, eine Vermittelung in der schleswigschen Sache zu versuchen: denn sonst würde der Kaiser die Gelegenheit erlangen, zu den Waffen zu greifen; es sei aber eine alte Maxime der Reichsfürsten, ihm eine solche nicht darzubieten.

Indem er sich aber dem englischen Hofe näherte, wollte er doch vollkommen freie Hand behalten, dem Grundsatz gemäß, den einst sein Vater nach dem Frieden von Ryswijk ausgesprochen hatte. Es war ihm immer vorgekommen, als suche man in England die zwischen beiden Häusern bestehende Verwandtschaft als ein Motiv politischer Verbindung in jedem Momente zu benutzen [1]; er wünschte diese Dinge auseinanderzuhalten, vor allem das persönliche Vertrauen herzustellen; so viele Versicherungen er für die deutschen, ja auch die allgemein europäischen Angelegenheiten ertheilen ließ, so wollte er doch nicht, daß von einer neuen Allianz die Rede wäre.

Wie der Zweck der ganzen Einrichtung, die er mit so unablässiger Anstrengung durchführte, dahin ging, sich von allem fremden Einfluß unabhängig zu machen, so war er für nichts so empfindlich, als wenn Jemand einen solchen auszuüben oder ihn als einen minder Selbständigen mit sich fortzureißen suchte. Das hauptsächlich hatte ihn aus der Allianz mit Hannover getrieben, daß ihm die Vermuthung aufstieß, man verfolge da noch andere Zwecke, als die ihm mitgetheilt waren [2]. Selbst bei seiner Annäherung an den kaiserlichen Hof meinte er nicht eigentlich sich demselben unterzuordnen; er fühlte sich vielmehr in seinem Ehrgeiz geschmeichelt, daß ein mit so prächtigen Ansprüchen und Vorrechten prangender Fürst seine Freundschaft so eifrig suchen mußte. „Ohne Eitelkeit", sagt er einmal, „ich habe Ehre erworben für das Haus Brandenburg. Ich habe meine Tage nie nach Allianzen getrachtet, nie einer fremden Macht die ersten Anträge gethan. Meine Maxime ist, Niemanden zu verletzen, aber mir auch nicht auf die Füße treten zu lassen." Es war das große

1) Man forderte zum Beispiel, daß, wenn der Congreß von Cambray sich versammele, der preußische Gesandte, wofern der König einen hinschicke, nicht gegen England sei.

2) „Je veux savoir tous les secrets également comme le Roi T. Chr. et le roi de Gr. Br. et régler avec eux tout ce qui se passera et comme partie, mais pas en subalterne et inférieur. mais également comme lesdits rois." (Aus einer Erklärung des Jahres 1726.)

Staatsprincip, Niemanden zu brauchen, um zu bestehen, keinen Bund zu schließen, ohne Vortheil gegen Vortheil auszutauschen. Dieser principielle Gegensatz, in welchem sich persönliches Selbstgefühl und Bewußtsein der Würde des Staates durchdrangen, wurde nun aber durch mancherlei anderweite Differenzen genährt.

Schon über das Testament Georgs I, welches dessen Nachfolger nicht zum Vorschein kommen lassen wollte, waren Irrungen entstanden; es folgten andere über die Erbschaft jener unglücklichen Herzogin von Ahlden, Mutter Georgs II und der Königin von Preußen. Nachbarliche Streitigkeiten brachen aus, vornehmlich über Mecklenburg, von welchem Lande Hannover, um der Kosten einer früher einmal vollzogenen Execution, die sehr hoch berechnet waren, sicher zu sein, einige Bezirke besetzt hielt, wogegen sich jetzt der König von Preußen ein Conservatorium ertheilen ließ, — auch über Ostfriesland, das bei einer nahe bevorstehenden Vacanz an Preußen fallen sollte, zur schlechten Genugthuung der hannoverschen Minister.

Da Friedrich Wilhelm eben damals den Tractat einging, durch welchen er sich so genau an den Kaiser anschloß, und England sich diesem sehr ernstlich entgegenstellte, da ganz Europa noch zwischen Krieg und Frieden schwankte, hat es sogar einen Augenblick bei einem geringen Anlaß den Anschein gewonnen, als sollte der Streit zwischen diesen beiden nahe verwandten Königen zu dem Ausbruch ernstlicher Thätlichkeiten führen.

Den Anlaß gaben einige Gewaltsamkeiten preußischer Werber, wie sie schon oft vorgekommen. Aber jetzt wollte Georg II, der 1729, zum ersten Male als König, seine deutschen Länder besuchte, sie nicht mehr dulden. Ohne dem Könige von Preußen auch nur Nachricht von seiner Ankunft gegeben, geschweige ihn erinnert zu haben, ließ er die preußischen Soldaten, die den Weg durch sein Gebiet nahmen, aufgreifen und gefangensetzen und erklärte, sie nicht wieder freigeben zu wollen, bis ihm die Hannoveraner, welche man in preußische Dienste genommen, ausgeliefert seien.

In Berlin erfuhr man dies nicht etwa durch amtliche Anzeige, sondern durch die Zeitungen, und es läßt sich denken, in welche Aufregung Hof und Armee geriethen. Georg II, sagte man, habe damit nicht eine Feindseligkeit begangen, gegen die man sich würde wehren können, sondern eine Beleidigung, die man rächen müsse; Friedrich Wilhelm hatte nicht übel Lust, ein paar Quartiere im Lüneburgischen aufheben zu lassen, damit auch er Gefangene auszuwechseln habe, sich überhaupt mit den Waffen Genugthuung zu verschaffen.

Wirklich hat man sich einst auf beiden Seiten in Kriegsbereitschaft gesetzt: Georg mahnte seine Freunde in Wolfenbüttel, Cassel, Kopenhagen auf, er hat sich selbst an die Franzosen gewendet; in Berlin sah und hörte man nur noch von Rüstungen.

Dazu waren jedoch die Dinge nicht angethan, um zu einem blutigen Zusammentreffen zu führen. Es wäre eine Fehde im Geiste des Mittelalters gewesen, wie eine solche dann und wann auch in der Reformationsepoche die allgemeinen Bestrebungen durchsetzte. Aber auch diese Zeiten waren vorüber, die beiden Fürsten viel zu mächtig, als daß eine einseitige, auf sie selbst eingeschränkte Feindseligkeit zwischen ihnen noch möglich gewesen wäre. In den damaligen Verhandlungen der europäischen Mächte ist wiederholt davon die Rede gewesen; Frankreich war für England, der Kaiser für Preußen.

Nach mancherlei anderen Vermittelungsversuchen, die aber nicht weit führten, machte endlich Friedrich Wilhelm selbst den Vorschlag, daß die von Hannover reclamirten Unterthanen verhört und diejenigen unter ihnen, bei welchen das zwischen beiden Ländern bestehende Cartel verletzt worden, herausgegeben werden sollten[1]). Man hatte von hunderten gesprochen: es fanden sich zuletzt nur zwanzig. Gegen deren Auslieferung wurden die festgehaltenen preußischen Soldaten ebenfalls zurückgegeben.

Indem aber nahmen die großen Angelegenheiten eine Wendung, welche den Kaiser und dann auch seine Verbündeten in großen Nachtheil setzte. Im November 1729 gelang es den Engländern in den Verhandlungen zu Sevilla, im Verein mit Frankreich, Spanien von dem Kaiser zu trennen und auf ihre Seite zu bringen. Der Grund war, daß Königin Elisabeth Farnese endlich doch an der Vollziehung jener Heirathsversprechungen, mit denen sie sich vier Jahre lang geschmeichelt hatte, irrewurde und es vorzog, die Zukunft ihres Sohnes durch eine neue Abkunft mit England und Frankreich zu sichern. Diese versprachen ihr die Besetzung der festen Plätze der dem Infanten bestimmten italienischen Lande, Toscana, Parma und Piacenza, durch spanische Garnisonen, wogegen sie zu-

1) Seckendorf sagt, er habe den Rath gegeben. 28. Juli: „on veut avoir satisfaction coûte qui coûte, j'ai fait différer la response (wo drin steht, man halte es für einen Friedensbruch, wenn man nicht alles in statu quo stellt) jusque après la revue des troupes de Hesse, afin que ceux-là retournent dans leur quartier; j'ai proposé pour expédient que les Hanovriens doivent relâcher tous les Prussiens et que le roi en même tems relâchera diejenigen so man mit Gewalt weggenommen."

sagte, die noch andauernden Belästigungen des südamerikanischen Handels fallen zu lassen.

Der Vertrag von Sevilla ist vor allem ein Werk Robert Walpole's, der durch das Geschrei der Nation, besonders des Handelsstandes, ihn einzugehen genöthigt wurde. Doch war durch den Abschluß mit Spanien die Sache noch nicht ausgerichtet. Denn wie dann, wenn der Kaiser sich der Einführung jener Garnisonen widersetzte?

Man war entschlossen, ihn zu der Aufnahme derselben zu zwingen. Der Hader zwischen Oesterreich und Spanien erneuerte sich nicht allein, sondern schärfte sich. Da der Kaiser unter der Einwirkung des Prinzen Eugen in Italien rüstete, schien es nicht anders, als ob der Krieg nun doch zum Ausbruch kommen würde. Es leuchtet ein, daß Preußen in Gefahr gerieth, in denselben gezogen zu werden.

Davon aber wurden nicht allein die politischen Verhältnisse betroffen, sondern auch die häuslichen. Es ist der Moment, in welchem von der Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit einer englischen Prinzessin die Rede war, eine Verwickelung, die den Vordergrund in der Geschichte König Friedrichs II bildet, und die zugleich für die damalige Zeit eine große Bedeutung hat.

Viertes Capitel.

Frühere Jugend Friedrichs II. Absichten für seine Vermählung.

Friedrich Wilhelm war ungewöhnlich früh vermählt worden, um die ältere Linie seines Hauses — die andere bildeten die Halbbrüder seines Vaters — sobald wie möglich fortzupflanzen. Auch wurden ihm in den ersten Jahren seiner Ehe drei Kinder geboren, von denen jedoch nur die Tochter am Leben blieb, die beiden Knaben starben. König Friedrich empfand es sehr schmerzlich, daß die preußische Krone noch nicht durch einen Enkel in seinem Stamm gesichert war, als ihm am 24. Januar 1712 wieder ein solcher geboren wurde, ein Knabe zwar auch von zarter und oft schwankender Gesundheit, aber, wie man sogleich bemerkte, von nachhaltiger Lebenskraft [1]).

Die Welt empfing ihn im Sinne der alten Zeit, der obwaltenden Verhältnisse.

Die Hausgenossen haben überliefert, wie der Erwerber der Krone, Friedrich I, der in der Geburt eines Prinzen die Erhörung seiner Gebete sah, unter dem Geläute der Glocken, welche dieselbe der Stadt ankündigten, seine Hände über den Neugeborenen ausbreitete, das Leben desselben und damit die Zukunft seines Landes aufs neue

1) Vgl. die aus dem hannoverschen Archiv mitgetheilten Briefe Friedrichs I in Ledeburs neuem Archiv Bd. III. In dem Notificationsschreiben vom 24. Jan. 1712 sagt der König: Gott habe ihm den Verlust seines im verflossenen Jahre verstorbenen Enkels wieder ersetzt, ihn „heut Vormittag umb halb zwölf Uhr" — mit einem anderweiten wohlgestalten Enkel und Prinzen von Preußen und Oranien erfreuet.

Gott empfahl und, seinen Geist in die ewigen Geschicke vertiefend, nicht aufstand, bis er auch in diesem Gebet erhört zu sein glauben durfte. So dankte man Gott in den Kirchen, daß er nach manchen betrübten Fällen das Haus und Reich seines Gesalbten, des Königs, aufs neue befestigt und vor aller Welt bestätigt habe.

Recht im Geiste der großen Allianz, welche seit einem Vierteljahrhundert die Politik und das Schicksal des Landes bestimmt hatte, lud man die Generalstaaten und Kaiser Karl VI zu Taufzeugen ein [1]). Es bezeichnet das alte vertrauliche Verhältniß, daß die ersteren dem jungen Prinzen von Preußen und Oranien — denn diesen Titel gab man ihm in Erinnerung an seine Aeltermutter, Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien — ein Geschenk machten, wie wohl begüterte Verwandten pflegten: zwei goldene Becher und eine goldene Casette mit einem Leibrentenbrief auf 4000 Gulden. Indem der Kaiser die Pathenstelle annimmt, bei deren Antrage ihm Glück gegen seine Feinde in Rathschlägen und Handlungen gewünscht worden war, spricht er die Hoffnung aus, daß das gute Verständniß, welches zwischen seinem und dem königlich preußischen Hause jederzeit gepflogen worden sei, bis ans Ende der Welt bestehen werde. In diesem Sinne fügte man bei der Taufe dem hohenzollerischen Namen einen habsburgisch-burgundischen bei: man nannte den Prinzen Karl Friedrich, obgleich man beschloß, ihn für gewöhnlich allein Friedrich zu nennen [2]). Der junge Prinz ward recht feierlich zum Fortsetzer eines Bündnisses eingeweiht, das er gerade unterbrechen sollte. Die Sage liebt es, an der Wiege eines Helden Vorahnungen seiner Bestimmung zu sammeln; die Geschichte findet eher das Gegentheil.

Friedrich Wilhelm vertraute die Pflege der ersten Jahre seines Sohnes denselben Händen an, unter denen seine eigene Kindheit gediehen war. Einer Französin, die ohne männliches Geleit die Auswanderung ihrer Familie durchzuführen gewußt hatte, um dem religiösen Zwange zu entgehen, Frau von Rocoulle, gebührt die Ehre, von zweien der thatkräftigsten Fürsten, die je auf einem Throne ge-

1) Es finden sich noch Dankschreiben für die Wahl zur Taufzeugin von Kurfürstin Sophie, Hannover 3. Febr., und Herzogin Eleonore, Lüneburg 6. Februar.

2) Eine authentische Aufzeichnung hat sich hierüber noch nicht gefunden. Was aber die Sache historisch entscheidet, ist ein Schreiben des Kaisers, seines Pathen, vom 6. Januar 1731 mit der Aufschrift: „Ihro Liebden Carl Friedrich Cronprinzen von Preußen und Churprinzen von Brandenburg meinem lieben Vetter.“

sessen, die erste Erziehung, die so viel bedeutet, geleitet zu haben [1]). Den Fehler wenigstens, den man vielen Anderen in ihrem Falle vorwerfen darf, beging sie nicht: den eigenen Willen der ihrer Obhut anvertrauten Pflegebefohlenen suchte sie nicht zu brechen.

So hatte auch General Finkenstein, der dem Prinzen, als er in sein siebentes Jahr ging, von dem nunmehrigen König zum Oberhofmeister gegeben wurde, diesem selbst in seiner Jugend einige Jahre lang in einer ähnlichen Stellung zur Seite gestanden. Er war einer der seltenen Männer, vor deren Tugend die böse Nachrede zurückweicht [2]), von stiller Arbeitsamkeit, ein guter Wirth und prächtiger Bauherr, christlich-fromm und vor allem tapfer. Er hat einst in Frankreich, wohin er als Kriegsgefangener gerieth, ein paar Jahre als gemeiner Soldat die Pike getragen und sich dort, in der Fremde, durch kühne und glückliche Kriegsthaten emporgearbeitet; als Ludwig XIV entschieden seine Waffen gegen Deutschland wandte, ist er zu den heimischen Fahnen zurückgekehrt; hier hat er dann zu dem Ruhme der preußischen Waffen nicht wenig beigetragen, bei Höchstädt wetteifernd mit Fürst Leopold; bei Malplaquet hat er in Erstürmung der französischen Schanzen wohl das Beste gethan. An seinem Beispiel bewährt Friedrich später den Grundsatz, daß nur der zu befehlen verstehe, wer gelernt habe, zu gehorchen [3]).

Auch den Untergouverneur, den ihm Friedrich Wilhelm beigesellte, Oberstlieutenant Kalkstein, hatte er in den Niederlanden als einen tapferen Kriegsmann kennen gelernt. So zuverlässig sie waren, so hielt der König doch für gut, ihnen eine ausdrückliche Instruction zu geben, die für ihn selber sehr charakteristisch ausgefallen ist. Er legte dabei die für seine eigene Erziehung im Jahre 1695 geschriebene zu Grunde, veränderte sie aber in dem nunmehr in ihm ausgebildeten Sinne.

Es hatte in ihm schon immer, ich weiß nicht, ob mehr Widerwillen oder Mitleiden erweckt, daß man den jungen deutschen Fürsten-

1) Sie war Sousgouvernante unter Frau von Kameke. „Comme elle ne parle que Français, elle a appris sa langue aux enfants du roi, qui la parlent avec la même facilité que la langue Allemande. Pöllnitz, Lettres I, 35. Vgl. Erman: Mémoires sur Sophie Charlotte 128.

2) Pauli, Leben großer Helden VIII, 280, auf seine Weise: „wenn unsre Kirche sich das Recht anmaßte, Heilige zu ernennen, so würde Finkenstein die Hoffnung haben, darunter aufgenommen zu werden.

3) Qui ne sait obéir, ne saura commander. Art de la guerre, chant I.

söhnen so viel von dem Alterthum ihrer Häuser, der Hoheit ihres Blutes zu hören gab, ihnen mit dem Gepränge glänzender Titel den Hof machte, ohne sie auf die Forderungen des Lebens zu verweisen; er verbat sich ein solches Verfahren. Man soll einen Jeden, der den Prinzen sieht, verwarnen, daß er demselben nicht schmeichle; gäbe es Einen, der es dennoch thue, den soll man bei ihm verklagen; durchaus soll man seinen Sohn nicht hoffärtig machen. Den Pomp der fürstlichen Phrase: „unsere herzgeliebte Gemahlin Liebden, unsers vielgeliebten Sohnes des Kurprinzen Liebden", in dem sich sein Vater gefallen, die Erwähnung der „herrlichen" Lande, der darin wohnenden „Millionen" Menschen, veränderte Friedrich Wilhelm in die einfachen Ausdrücke: meine Frau, mein Sohn, das ganze Land; überdies trat das Ich an die Stelle des Wir. Wenn in der alten Instruction von Respect und Submission die Rede war, welche der Prinz seinem Vater und dessen Befehlen schuldig sei, so fügt Friedrich Wilhelm hinzu: diese Unterwürfigkeit dürfe nicht sklavisch sein; es ist der von seiner Hand beigeschriebene Ausdruck, daß der Prinz Vertrauen zu ihm haben, in ihm seinen besten Freund sehen, „brüderliche Liebe" zu ihm fassen möge; das solle man ihm ins Herz predigen. Nur die unentbehrlichen, das Leben berührenden Gegenstände des Unterrichts haben Werth für ihn. Er verwirft das Studium der Genealogie, welches früher empfohlen worden; statt Geschichte des kur- und fürstlichen Hauses Brandenburg" will er nur von preußischer Historie hören; Staatenkunde, verbunden mit Geographie, soll der Prinz lernen, die Landkarte in der Hand, und eine vollkommene Fertigkeit im Rechnen erwerben. Sehr bemerkenswerth bleibt es doch, daß der König das Latein geradehin verbietet; für ihn hatte die Anordnung der goldenen Bulle, welche die Kenntniß dieser Sprache von einem Kurprinzen fordert, keine Bedeutung mehr. Mit methodischer Grammatik soll man seinen Sohn nicht plagen; schon genug, wenn er sich durch Uebung einen fließenden französischen und deutschen Stil aneignet.

Und fragen wir nun weiter, worauf die Erziehung des Prinzen sich richten sollte, so ist das dreierlei.

Zunächst, wie seine Gouverneure zwei ausgezeichnete Kriegsmänner sind, soll er hauptsächlich mit Offizieren umgehen, Begierde zu Ruhm und Bravour, Liebe zu den Soldaten fassen; man soll ihm auf das nachdrücklichste einprägen, daß er ein verachteter Mensch wäre, wenn er nicht ein Soldat würde.

Sodann, man soll einen guten Wirth aus ihm machen; gegen

Pracht und überflüssigen Aufwand, noch mehr gegen Spiel und jede Art der Verschwendung soll und muß man ihm Ekel beibringen.

Endlich, er soll ein guter evangelischer Christ werden. Man soll ihm den Ungrund der katholischen Lehre so stark wie möglich darlegen, von den verworfenen Secten aber, von Arianismus, Socinianismus, auch den Meinungen der Quäker, ihm lieber gar nicht sprechen [1]).

Diese religiöse Tendenz tritt besonders in einem Stundenplan, welcher im Jahre 1725 vorgeschrieben wurde, und zwar mit dem übertriebenen Eifer jener Zeiten hervor.

Der Prinz soll sich früh und rasch erheben, sogleich ein kleines Gebet auf den Knieen sprechen; nachdem er sich hurtig angekleidet und in wenig Minuten Thee und Frühstück eingenommen, wird in Gegenwart aller Diener ein großes Gebet auf den Knieen gehalten, ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein gutes Lied mit lauter Stimme gesungen; die Fechtstunde wechselt ab mit Information in der Religion. Sonst geht der Prinz alle Morgen mit dem König nach der Parade; Sonntags marschirt er an der Spitze seiner Compagnie mit ihm nach der Kirche [2]). In einer gewissen Beziehung hiezu steht die sonderbare Form des Unterrichts, den man ihm in der allgemeinen Geschichte ertheilte. Man ließ ihn das Theatrum europaeum lesen, dessen erste Bände die Religionskriege umfassen.

Es leuchtet ein, daß es Friedrich Wilhelm nicht auf eine freie Ausbildung angeborener Geistesgaben, noch auf die Aneignung allgemeiner Cultur absah. Erziehung und Unterricht hatten bei ihm ein bestimmt vorgestecktes Ziel; er wollte einen Mann aus seinem Sohne

1) Instruction und Bestallung, welche ich F. W., — meines Sohnes des Kronprinzen verordneten Oberhofmeister und Sousgouverneur meinen Generallieutenant Graf von Finkenstein und Obristen von Kalkstein ertheilt, abgedruckt bei Cramer: Zur Geschichte Friedrich Wilhelms, Nr. 1. In einer Privatsammlung existirt das Original, d. i. die alte Instruction, eigenhändig von Friedrich Wilhelm durchcorrigirt (wovon mir eine Abschrift vorlag), welche seinen Sinn noch originaler darstellt, als die übrigens (von Marschall) wohlgefaßte Umarbeitung selbst, in der das Schroffe wieder gemildert ist.

2) Bei Cramer S. 21 findet sich auch das „Reglement wie mein ältester Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll". Es muß heißen Stunden statt Studien; das Datum ist 3. Sept. 1725, nicht 1721. Die Abschrift, nach welcher der Druck gemacht worden, war sehr mangelhaft. Zur Ergänzung dient: Instruction wie mein Sohn Friedrich seine Stunden soll halten zu Potsdam. Die Instruction für das Joachimsthalsche Gymnasium von 1731 (Mylius I, II, 254) hat manches Aehnliche, z. B. § 14, § 15.

machen, wie er selber einer war. Und beinahe ließ es sich an, als werde es ihm mit seiner Methode gelingen.

Im Februar 1719 meldet General Finkenstein, der Prinz treibe seine Studien fleißig; wenn gutes Wetter sei, gehe er nach dem Marstall, steige zu Pferde, besuche die Cadetten, schieße nach der Scheibe. Man bildete ihm eine Compagnie aus diesen Cadetten.

Auch von dem Prinzen sind Briefe aus dieser frühen Zeit übrig [1]), worin er mit kindlicher Hand, aber in Ausdrücken, wie sie ein alter Hauptmann brauchen würde, vom Zustand seiner Compagnie Nachricht ertheilt; er sendet regelmäßig ihre Listen ein. Oder er giebt an, wie weit er im Theatrum europaeum gelangt ist; dem Sinne, der dadurch in ihm rege geworden, entspricht es, wenn er dem Vater eine, in dessen Abwesenheit ihm vorgekommene Satire gegen Papst und Prätendenten zusendet. Ein andermal vertraut er dem Vater, daß die Königin ein paar schöne Rekruten nachzuweisen wisse; nur dürfe sie nicht erfahren, daß er, der Prinz, es anzeige; oder er spricht sein Bedauern aus, daß er einer bestimmten Musterung nicht beiwohnen und die schönen Leute des Königs nicht sehen könne. In kurzem werden auch ihm deren für seine Compagnie zugeschickt, die er dankbar annimmt. Er lebt und webt in militärischen Beschäftigungen; auf dem Schlosse ward ein kleines Zeughaus mit allen Arten von Gewehr für ihn in Stand gesetzt. „Meine Wiege", sagt er einmal, „war mit Waffen umgeben; in der Armee bin ich aufgezogen worden." Schon macht ihm die Jagd Vergnügen; er hat seine Freude über eine Koppel Hunde, mit der er Hasen hetzt; im October 1720 schießt er, wie er selber erzählt, ein Feldhuhn im Fluge.

Es scheint Alles wieder so werden zu wollen, wie es unter seinem Vater ist. Auch Friedrich correspondirt mit dem Fürsten Leopold über große Soldaten und den Ausfall der Jagden. Gundling, der des Königs Abendgesellschaften mit seiner Art von Gelehrsamkeit erheiterte, wobei er sich jedoch in die Rolle eines Hofnarren verlor, speiste auch bei dem Sohne, und man war sehr lustig. In seinen Briefen schreibt Friedrich den Namen Gottes zuweilen in Uncialbuchstaben aus. Man hat von ihm einen kleinen Aufsatz aus seinem neunten Jahre, worin er einige Grundsätze positiver Rechtgläubigkeit

1) Ein paar Briefe, worin man dem Kinde offenbar die Hand geführt hat, vom 21. und 27. Juli 1717 an den König, wird man ihm nicht zurechnen wollen; der älteste, von dem man sagen kann, daß er ihn geschrieben, ist vom 21. Febr. 1719.

über Gott und Christus und die Einwirkungen des Satans mit vieler Ueberzeugung ausspricht. Man weiß die Psalmenmelodieen zu nennen, an denen er besonders Wohlgefallen gefunden hat.

Das aber ist wohl nicht die Absicht der Natur und der Vorsehung bei der Aufeinanderfolge der Generationen, daß die aufwachsenden Geschlechter den vorangegangenen gleich seien und die Kinder die Lebensgedanken der Eltern noch einmal zur Erscheinung bringen.

In jenen ältesten Briefen zeigt der junge Prinz schon Spuren einer Gewandtheit und Feinheit, die dem Sinne des Vaters fernlagen. Sehr merkwürdig ist der erwähnte kleine Aufsatz. Das erste Wort, welches Friedrich je aus eigenem Nachdenken aufzeichnete, lautet: „man muß das Herz auf dem rechten Fleck haben". Eine andere Maxime, die da vorkommt, dürfte man wohl von dem Vater nicht erwarten: „man müsse nichts zu stark lieben". Geistige Auffassung ist in jedem Worte des Knaben zu bemerken. Wer ihn sah, erkannte das Regen eines eingeborenen Talents, und es war an sich nicht zu erwarten, daß sich dies gerade in den Bahnen des Vaters bewegen werde.

Der Mann nun, der auf die eigenthümliche Entwickelung des Heranwachsenden den meisten Einfluß geübt hat, ist sein täglicher Lehrer, Duhan de Jandun, gewesen.

Auch dieser war ein eingewanderter Franzose, den Friedrich Wilhelm einst in den Laufgräben von Stralsund als einen tapferen Freiwilligen kennen gelernt, so daß er ihn für besonders geeignet halten mochte, den Prinzen nach seiner militärischen Absicht zu unterweisen.

Duhan hatte aber mehr natürlichen Sinn für die Studien als für die Waffen, und hiedurch besonders wirkte er auf seinen Zögling. Friedrich hat selbst einmal in einem lebendigen Erguß seiner Gefühle das Verhältniß bezeichnet, in dem sein Lehrer zu ihm stand. Er dankt ihm vor allem, daß er den Kreis von Gedanken und Bestrebungen durchbrochen, die ihn umfaßt hielten, wie er sagt, der Unwissenheit, worin seine blöde Unschuld schlief. Duhan ließ ihn noch ein anderes Verdienst ahnen als das, wovon im Umgang mit Fürst Leopold und seinem Vater die Rede war, sprach ihm von einem Fürstenruhm, der nicht von dem Schwerte abhängt, wie ihn Titus und die Antonine erworben, richtete seinen Blick von der getümmelvollen Thatkraft der Männer des Theatrum europaeum und den verwickelten Bestrebungen religiös-politischer Kämpfe auf die persönliche Lebensweisheit, die in einem beruhigten Zustande möglich ist, auf Denker und Dichter des Alterthums, wie Sokrates und Horaz sind.

Was dem Lehrer zugeschrieben wird, war ohne Zweifel zugleich die natürliche Wirkung der neueren und älteren Autoren, mit denen ihn derselbe bekannt machte, auf den empfänglichen und emporstrebenden Geist.

Wenn es auf methodischen Unterricht ankam, einen solchen zu geben, war Duhan nicht fähig[1]). Er verstand nicht viel mehr als seine Muttersprache; statt brandenburgische Historie zu treiben, gab er dem Prinzen Anweisung, französische Verse zu machen.

In dem Leben eines Menschen in der vorgeschrittenen Entwickelung der Welt ist nichts so wichtig als das Verhältniß, in welches er sich zur Literatur setzt. Duhan vermittelte, wohin der Genius seines Schülers sich ohnehin neigen mochte, daß derselbe Geschmack an der Lectüre bekam.

Später hat Friedrich bemerkt, man lerne niemals so gut von Menschen als aus Büchern; das unterrichtendste Gespräch sei das mit den Todten, welche nicht aus irgend einer Rücksicht reden; aus den Büchern der Geschichte könne man das Urtheil abnehmen, welches man selber zu erwarten habe. Darin besteht die unmittelbarste Beziehung des individuellen Geistes zu dem allgemeinen Leben des menschlichen Geschlechts; es ist vielleicht für einen Jeden entscheidend, wo diese sich anknüpft.

In den Deutschen jener Zeit regte sich das Gefühl, daß sie in freier Ausbildung der Persönlichkeit hinter anderen Nationen und zunächst hinter ihren westlichen Nachbarn, die ihnen so manchen anderen Antrieb gegeben, zurückseien. Nicht übel ist die Schilderung eines schönen Geistes, welche Pater Bouhours aufstellte, daß nämlich ein solcher richtig denke, tief eindringe, dabei doch auch Zartheit habe, zugleich umfassend und deutlich, bescheiden und fruchtbar sei. Aus einer der frühesten Schriften von Thomasius kann man sehen, welchen Eindruck dieser Begriff von schönem Geist und gutem Geschmack in Deutschland machte; eigentlich mit einer Anerkennung desselben hat dieser Autor seine Laufbahn begonnen.

Von den Vorzügen der französischen Bildung ward nun auch Friedrich durchdrungen. Französische Bücher waren wohl jetzt ausschließend seine Lectüre. Er fand Geschmack, wie an ihrem präcisen und witzigen Ausdruck, für welchen ihm selbst eine natürliche Anlage

1) In dem Reglement heißt es von dem geographischen Unterricht: Kalkstein soll dabei das Beste thun. So sagt dieser auch selbst, daß er mit dem Prinzen wohl die meiste Arbeit gehabt habe.

innewohnte, so an dem ganzen Begriff von Leben und Welt, den sie mittheilten.

Und wie junge Menschen zu thun pflegen, diesen Begriff wandte er nun auf die Dinge und Personen an, die er um sich her sah; an seines Vaters Hofe glaubte er Niemanden zu finden, dem er Bildung zuschreiben könne, es müßte denn Einer und der Andere gewesen sein, der sich viel mit französischer Lectüre beschäftigte.

Wenn man bedenkt, wie gewaltig die Umgebung, namentlich eine militärische, den jugendlichen Sinn zu ergreifen pflegt, so würde der Widerspruch, in den Friedrich sich gegen die seine setzte, zumal da er doch zuletzt noch mehr angeborenen militärischen Geist als literarischen bewiesen hat, noch auffallender sein, wenn man nicht wüßte, daß die Königin, seine Mutter, dazu beitrug.

Sophie Dorethea war niemals ganz auf die Gesichtspunkte ihres Gemahls eingegangen; der einfache, beschränkte, von allem, was zum Schmuck und höheren Genuß des Lebens diente, entblößte Haushalt genügte ihr nicht; sie tadelte Vieles von dem, was der König vornahm, und sah nach, wenn ihre beiden ältesten Kinder sich das Nämliche erlaubten; sie richtete die Augen derselben nach dem lebensfroheren Auslande. Unter dieser zusammentreffenden Einwirkung — denn die Mutter liebte und begünstigte zugleich die Studien, jenen Ehrgeiz der Cultur — begann der Prinz das knappe, enge Soldatenleben halb und halb für eine Pedanterie zu halten, an Paraden und Revüen eher Mißbehagen zu empfinden. Er dachte, einem Fürsten gezieme es ebenso wohl, auf geistige Vergnügen zu denken, wie sie Musik, Theater und heitere Geselligkeit darbieten.

Um so mehr war es ein Ereigniß für ihn, daß er im Februar 1728 den Hof von Dresden sehen durfte.

Die Mißhelligkeiten, welche bisher zwischen Friedrich Wilhelm I und August II obgewaltet, waren ausgeglichen worden; und so verschieden, ja beinahe entgegengesetzt ihre Sinnesweise bisher erschienen war, so trat doch nach und nach manches heraus, was sie gemein hatten. August zeigte besonders in seinen späteren Jahren eine steigende Vorliebe für das Militärische; Friedrich Wilhelm folgte wenigstens darin noch dem alten Herkommen der Höfe, daß er zu Zeiten an langen, reichlichen Gelagen gern Theil nahm. Nun hatte August II sich aus seinen vertrautesten Cavalieren eine besondere Gesellschaft (runde Tafel) gebildet, als deren Patron er erschien; König Friedrich Wilhelm, der als Genosse und Mitbruder eintrat, ward bald darauf als Compatron anerkannt, mit dem Recht, die Gesellschaft

zusammenzuberufen, neue Mitglieder aufzunehmen. Patron und Compatron sind die Titel, mit welchen die beiden Fürsten sowohl von einander als von den vertrautesten Dienern bezeichnet werden. Sie machten einen förmlichen Vertrag, wie Einer den Anderen ohne Ceremonie und selbst ohne Ankündigung sollte besuchen, sein Mittag- oder Abendessen bei dem königlichen Gastfreund oder auch, bei wem ihm sonst beliebe, ohne Rücksicht auf Rang, einnehmen können. Die Hauptsachen aber blieben doch wohlvorbereitete Zusammenkünfte, bei denen sie einander mit Prunk und Aufwand bewirtheten. Die erste fand im Carneval 1728 statt, wo der König und der Kronprinz von Preußen in Dresden erschienen. Es wäre unnütz, die Festlichkeiten zu schildern, von denen damals eigene Beschreibungen in Prosa und Versen herauskamen, die dann oft excerpirt worden sind. Merkwürdiger ist es, welchen Eindruck dieses Dresden auf Vater und Sohn hervorbrachte. Friedrich Wilhelm bewunderte die Magnificenz dieses Hofes, gegen welche die Pracht seines Vaters „Lappalie“ gewesen sei; wäre es möglich, Gold zu machen, so würde er glauben, der König von Polen besitze dies Geheimniß. Er verglich die Anstalten zur Jagd, die Fasanengärten, die Orangerie, die Sammlungen, wie das grüne Gewölbe, mit seinen eigenen und gestand, daß jene unvergleichlich besser seien. Aber er unterließ nicht, auch den militärischen Dingen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Von der Festung Königstein urtheilte er, sie verdiene, daß man 100 Meilen danach reise; dagegen das Zeughaus von Dresden erklärte er für tausendmal schlechter als das Berliner; — von der Infanterie fand er einige Regimenter sehr gut, andere erbärmlich, auch manche Offiziere von Verdienst; was aber seine Mißbilligung erweckte, war die geringe Achtung, in der dieselben standen, so daß man sie wohl, sagt er in einem Briefe an den Fürsten von Dessau, „mit den Lakaien paradiren“ lasse[1]). Er hielt für seine Pflicht, ihnen dagegen die in Berlin gebräuchliche Ehre zu erweisen; er suchte den geringsten Fähnrich hervorzuziehen.

Hätten wir doch auch einen ähnlich eingehenden Brief von dem Kronprinzen! Das dürfte sich wohl nicht darin finden, was der Vater von sich sagt, es habe nicht an Verführung gefehlt; aber Gott habe ihn bewahrt: er sei rein vor Gott. Auf den jungen lebenslustigen Prinzen, dem die Welt sich hier zum ersten Mal ohne den

1) Schreiben Friedrich Wilhelms an den Fürsten von Anhalt, Potsdam 13. Februar 1728, nachdem er den Abend zuvor angelangt war.

heimischen Zwang öffnete, mußte der wollüstige Hof, wo die geschlechtlichen Verhältnisse sich aller Zucht und Rücksicht enthoben hatten, einen verführerischen Reiz ausüben [1]). Namen wüßte ich nicht zu nennen; aber das Glück oder sein Genius wollten es so, daß er seine Huldigungen einer Dame darbrachte, die, wie er, die Literatur liebte und ihn in seiner Neigung zu Poesie bestärkte.

Ein dauerndes Verhältniß zwischen den beiden Höfen begründete der Vorzug des sächsischen in der Pflege der Musik. Der Kronprinz und seine ältere Schwester hegten, wie ihre Mutter sagt, eine Leidenschaft für Musik [2]). Auf Bitten der Königin, die darüber mit dem Gesandten sprach, hatte August II die Gefälligkeit, seinen Virtuosen Quanz und Weiß zu erlauben — denn ganz abtreten wollte er sie nicht —, von Zeit zu Zeit einen längeren Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Weiß unterrichtete die Prinzessin auf der Laute, Quanz den Prinzen auf der Flöte; man weiß, mit welcher Virtuosität der erfinderische Meister dieses Instrument einzurichten und dann zu gebrauchen verstand. Für Friedrich war die Uebung eine Quelle unendlichen Vergnügens für sein ganzes Leben. Damals fühlte er sich glücklich, wenn er nach Parade und Tafel Nachmittags die Uniform ablegen, sich in den brokatenen Schlafrock werfen, sich mit seinen Büchern und seiner Musik beschäftigen konnte.

Nothwendig aber gerieth er damit in Widerspruch mit den Wünschen und Absichten, die sein Vater hegte, mit dessen ganzem Sinne, und bald bekam er dafür seine Verstimmung zu empfinden.

1) Den romanhaften Erzählungen der Schwester setze ich die Versicherung des Bruders entgegen. In einer eigenhändigen Aufzeichnung von August Wilhelm, die leider zu kurz ist, heißt es von Friedrich: jamais il n'a eu du penchant pour le sexe et encore moins pour le mariage.

2) Hören wir die Königin sprechen. Suhm berichtet am 30. Juli, daß sie dem Könige von Polen ihren Dank ausgesprochen für seine Gefälligkeit: en luy envoyant des gens de sa musique et en luy permettant de les garder quelque tems. Dann fügt sie hinzu: vous savez la passion de mes enfans pour la musique, ils m'ont engagé à augmenter le nombre de mes musiciens, il me manque un homme comme Quanz; pourrois-je espérer que le roi qui a un si grand nombre d'habiles gens voulut me céder celui-là, je lui en aurois bien de l'obligation. — Besonders der Kronprinz, „qui apprend à jouer la flûte traversière avec un succès étonnant", wünscht Quanz, der schon am 6. August anwesend ist. — Bald darauf dankt die Königin, daß der König von Polen ihr vier seiner ersten Musiker so lange gelassen: qu'elle se serviroit de la liberté que V. Majesté lui avoit donner de faire venir de tems en tems Quanz.

Der König schalt den Prinzen, daß er nicht besser reiten und schießen lernen wolle; er warf ihm ein unmännliches Wesen, weibische Geberden vor. Mit besonderem Widerwillen bemerkte er, daß Friedrich keinerlei Neigung zeigte, sich mit seinem Hauswesen zu befassen und seine kleine Wirthschaft zu führen; er hielt ihn um so kürzer und strenger; aber dies hatte die Folge, daß der Prinz Schulden machte. Wenn diese dann einmal, nicht ohne harte Worte, zum Theil bezahlt wurden, so hielt Friedrich sich nicht für verpflichtet, dem Vater die Meinung zu benehmen, als habe er sie nunmehr alle getilgt.

Und in der Auffassung der höchsten Dinge so gut, wie in den täglich vorkommenden, trat ein Gegensatz zwischen ihnen hervor.

Friedrich Wilhelm, obwohl, wie sein ganzes Haus, von reformirtem Bekenntniß, nahm doch an einem der wichtigsten calvinistischen Dogmen, dem Lehrsatze von der unbedingten Gnadenwahl, der dem Gemeinsinn, der in ihm lebte und webte, widersprach[1], Anstoß und erklärte sich, ohne nach dem Zusammenhang des ganzen Lehrgebäudes zu forschen, für die lutherische Auffassung in diesem Stücke. Der Prinz dagegen faßte gerade für diese Lehre, die etwas tiefsinnig Großartiges hat und ihm besser aus den Beweisstellen zu folgen schien, eine entschiedene Vorliebe. Die Prediger zwar, die ihn unterrichteten, hätten nicht gewagt, ihm ein Wort davon zu sagen; aber schon war er selbständig genug, um ihrer nicht mehr zu bedürfen[2]. Er nahm sich die Zeit, Bücherkatologe durchzusehen, und wenn er auf einen Titel stieß, der in diese Streitfrage einschlug, versäumte er nicht, sich das Buch zu verschaffen; da er einmal Antheil, ja Partei genommen, so hat es ihm keine große Ueberwindung gekostet, sich an

1) In den eigenhändigen Bemerkungen zur Instruction heißt es: „sollen ihn nicht zum Particularisten machen, sondern soll die universalische Gnade glauben von Christus."

2) In den Fluchtacten findet sich die Aussage des Hofpredigers Andreä, er habe den Kronprinzen nicht anders unterrichtet, als die heil. Schrift und die Glaubensbekenntnisse der Reformirten, insonderheit auch des Chf.-Johann Sigismunds, welches Deponent sammt allen Hofpredigern nach Sr. Königl. Majestät Befehl zweimal unterschrieben, es erforderten; er habe den Kronprinzen auf die Gnade in Christo und ein gottseliges Leben hinzuführen gesucht. Von dem Rathschluß Gottes habe er wegen der Jugend des Kronprinzen noch abstrahirt „und ihm nur gesagt, daß diese Materie vor ihn, den Kronprinzen, noch zu hoch sei." — Es war die Histoire de la religion des églises réformées von Jacob Basnage, was der Prinz las.

Autoren, wie Jacob Basnage, zu wagen, durch die er sich dann in seinen Meinungen befestigte.

Dem haushälterischen, soldatischen, in religiösen Dingen an einer einfachen und praktisch anwendbaren Formel festhaltenden Vater setzte sich dergestalt in dem Sohne eine auf Literatur und Kunst gerichtete, der Tiefe und Forschung zugewandte Sinnesweise, die aber auch an äußerem Wohlleben Gefallen fand, entgegen. Der König hatte keinen Sinn dafür, daß diese zu etwas Rühmlichem und Gutem, er sah nur, daß sie auf Abwege führen könne, und verwarf sie von Grund aus.

Der Prinz wünschte eine größere Reise zu unternehmen, vielleicht in Begleitung von Kalkstein, der einst dem König davon gesprochen hat, zu seiner Ausbildung und seinem Vergnügen; aber der König mochte fürchten, daß er sich dann vollends einem unheimischen Wesen zuwenden, sich ihm entfremden werde, und wollte nichts davon hören.

Im Sommer und Herbst 1728 kam es zwischen beiden zu offenem Mißverständniß. Der Prinz beklagt sich, daß die Gnade seines Vaters sich in Haß zu verwandeln scheine; wiewohl er sich geprüft, habe er seines Wissens sich nichts vorzuwerfen. Der König antwortete ihm mit Scheltworten über sein unmännliches („effeminirtes") Wesen: er solle doch wenigstens dem Vater zulieb sich anders bezeigen; aber er folge nur seinem eigensinnigen Kopfe[1]).

Damit ist nicht gesagt, daß der wachsende Unwille seiner Vaterliebe eben für diesen Sohn Eintrag gethan habe. Um diese Zeit gedenkt er in einem Briefe an den Fürsten von Dessau einer Krankheit, in die der Prinz gefallen war. „Solange die Kinder gesund sind", sagt er, „weiß man nicht, daß man sie lieb hat."

Und so blieb trotz allen Haders auch Friedrich in seinem Herzen gesinnt. Es kam einst hierüber, bald nach jenen unerfreulichen Erklärungen, im October 1728 zu einer Scene zwischen Vater und Sohn, die ihres gleichen nicht hat.

Man feierte den Hubertustag in Wusterhausen mit einer großen Tafel. Der Prinz saß der Königin gegenüber neben dem sächsisch-polnischen Gesandten Suhm und wiederholte, was er ihm schon oft gesagt, daß er es in der Knechtschaft, in der er leben müsse, nicht auszuhalten im Stande sei; er knüpfte die Frage daran, ob ihm nicht vielleicht der König August II durch seine Vermittelung die Erlaubniß zu einer Reise verschaffen könne, nur damit er etwas mehr Freiheit genieße. Gegen seinen an-

1) Der Brief (11. September 1728) bei Cramer 33.

geborenen Sinn, aber durch den Gebrauch der Tafel fortgerissen, trank er mehr als gewöhnlich; er sprach so laut, daß man ihn über den Tisch hin hörte und die Königin ängstlich wurde, was den Prinzen nicht abhielt, die Ergießungen über seine Leiden fortzusetzen; nur so oft er seinen Vater ansah, fühlte er sich darin gestört und unterbrach sich mit den Worten: „Ich liebe ihn dennoch.“ Die Königin war weggegangen; der Prinz wollte nicht gehen, ehe er von seinem Vater Abschied genommen. Er zog die Hand, die dieser ihm reichte, über die Tafel hin an sich, bedeckte sie mit Küssen; einmal in dieser Stimmung, ging er dann zu ihm, umfaßte seinen Hals, warf sich auf seinen Schooß. Von den Anwesenden war keiner, der ihre Stimmung gegeneinander nicht gekannt hätte; die einen riefen dem Prinzen ein Lebehoch zu; anderen traten die Thränen in die Augen; „schon gut“, sagte der König, „schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl“ [1]. Abends in der Tabaksgesellschaft erwähnte man diesen Vorfall nicht; auch erschien der Prinz nicht; doch hat man den König niemals vergnügter gesehen.

Dennoch soll es Leute gegeben haben, welche ihm sagten, es sei alles Verstellung.

Nur zu bald kehrten die alten Mißverständnisse wieder. In einer Instruction, die der König im März 1739 dem Oberst Rochow ertheilte [2]), der den Prinzen als Gesellschafter und Freund begleiten sollte, wiederholt er seine alten Klagen: der Prinz habe keine Neigung zu soliden Dingen, denke nur auf faule Beschäftigungen, halte nichts auf seinen Leib, habe Hoffart im Kopf, hinter der nichts sei; der Oberst solle alles Mögliche thun, um einen braven Kerl und honnetten Offizier aus ihm zu machen; wolle es dann nicht anschlagen, so müsse man es als ein Unglück ansehen.

Seinerseits dagegen nahm Friedrich gern diejenigen in Schutz, welche in Strafe verfielen; er bezeigte denen Verachtung, die beim Könige gut standen.

1) Schreiben von Suhm 21. October 1728 im Dresdner Archiv. — Als der König im Juni 1728 nach Preußen ging, gab er Kalkstein auf dessen Bitte eine neue Instruction, worin die Gesellschaft des Prinzen bestimmt, der Unterricht des Ingenieurs, Major Senning, für Früh- und Nachmittagsstunden festgesetzt wird (16. Juni). Nach der Rückkunft des Königs bat Kalkstein, sowohl für sich als für Finkenstein, um den Abschied. Im Frühjahr 1729 trat Rochow bei ihm ein.

2) „Instruction vor den Obristlieutenant von Rochow, der bei meinem ältesten Sohn Friedrich sein soll, ihm Gesellschaft zu leisten, als ein guter Freund“ (17. März).

Der König meinte, wenn er ihn dreißig Schritt weit kommen sah, schlimme Gedanken zu bemerken, die er im Herzen habe, und behandelte ihn danach. Er sagte wohl: ein anderer Offizier, dem des Königs Gesicht mißfalle, könne seinen Abschied nehmen, aber nicht der Prinz; der müsse bei ihm bleiben und sich ihm „conformiren", oder er werde ein saueres Leben haben.

Er gab seinem Tadel so viel Oeffentlichkeit als möglich: erst vor den Hausgenossen, dann den Offizieren des Regiments, dann den Generalen sprach er ihn aus. Dem Prinzen machte das, statt den mindesten Einfluß auf ihn auszuüben, nur seinen Zustand unerträglich, und der Wunsch stieg in ihm auf, sich auch wider den Willen seines Vaters vom Hofe loszureißen.

Was ihn noch abhielt, einen resoluten Entschluß zu fassen, war die unentschiedene Lage der Verhältnisse zu England, die Europa umfaßten, für ihn aber, da sie seine Vermählung betrafen, zugleich die allerpersönlichste Beziehung hatten.

Der dynastische Bestandtheil der europäischen Geschichte hat hier wie so oft die innigste Verknüpfung mit den allgemeinen Angelegenheiten.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1725 mit dem Könige von England in Allianz trat, verhandelte, wie wir berührt, seine Gemahlin zugleich über eine neue Familienverbindung.

Die Rede war zunächst von einer Vermählung der ältesten preußischen Prinzessin, Friederike Wilhelmine, mit dem dereinstigen Thronerben von England, Friedrich, Sohne des Prinzen von Wales. Die englische Nation schien sie zu wünschen; der anwesende Minister war sehr dafür; König Georg I gab seiner Tochter, deren Herz daran hing, die besten Zusicherungen.

Bindend aber waren diese nicht, nicht einmal schriftlich [1]). Man hielt in Berlin dafür, daß die Sache weder den deutschen Ministern in Hannover, noch einigen Anderen von der nahen Umgebung Georgs I gefalle. Dieser Fürst sagte nur immer, man solle ihn nicht drängen: sein Blut sei ihm lieber als alles Andere; aber er könne unreife Dinge nicht zu reifen machen. Er hatte hoffen lassen, den Prinzen Friedrich, der sich in Hannover aufhielt, nach Berlin zu schicken, um die spätere Verbindung durch genauere persönliche Bekanntschaft zu

1) Friedrich Wilhelm an Wallenrodt 12. Aug. 1727: „daß der hochselige König, wie Lord Townshend gegen euch vorgegeben, über dieses Sujet jemals an uns geschrieben und uns deshalb eine positive Promesse gegeben habe, dessen erinnern wir uns nicht."

vermitteln; aber so sehr es der junge Prinz wünschte, so vortheilhaft es vielleicht auch für ihn hätte werden können, unter den Augen des Königs von Preußen eine strengere Schule durchzumachen, geschah es doch nicht. Die eintretenden politischen Irrungen trugen eher bei, die Gemüther einander zu entfremden. Als Georg I (1727) auf der Reise nach Hannover unerwartet starb, war noch nichts darüber festgesetzt.

Bei der Thronbesteigung Georgs II wurde dieser Plan nicht allein nicht aufgegeben, er wurde in noch größerem Umfang erneuert.

Schon seit manchen Jahren war zwischen den beiden Schwägerinnen, der jetzigen Königin von England, Caroline, geborenen Prinzessin von Ansbach, und der Königin von Preußen, die Rede davon gewesen, durch eine doppelte Vermählung, nicht allein der preußischen Prinzessin mit dem englischen Thronerben, sondern auch des preußischen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin, die Familien auf immer zu vereinigen; hievon ward jetzt, was bisher nicht geschehen, officiell gehandelt.

König Friedrich Wilhelm I war in diesem Augenblicke weit entfernt, sich dagegenzusetzen; bei jener Mission, die wir erwähnten, hat er seinen Gesandten Wallenrodt ausdrücklich beauftragt, mit der neuen Königin darüber zu sprechen[1]. Nur machte er hiebei eine seinem Selbstgefühl und preußischen Ehrgeiz entsprechende Bedingung. Er wollte die öffentlichen Geschäfte nicht nach dem Maße der verwandtschaftlichen Beziehungen verwalten lassen; er wollte in den öffentlichen Geschäften, wie oben berührt, freie Hand behalten; die Vermählungen sollten geschlossen, die politische Allianz aber darum noch nicht unbedingt erneuert werden. Dagegen in England blieb man dabei, daß die Angelegenheiten der Politik und der Familie zusammengehen müßten. Als der Königin Caroline, die überhaupt Anfangs einen gewissen Einfluß ausübte[2], die erste Eröffnung geschah

1) Instruction vom 12. August 1727: er könne ihr einen Begriff darüber machen, daß eine gedoppelte Heirath zwischen unser und der königl. englischen Familie das beste und sicherste Fundament zu einem beständigen immerwährenden guten Vernehmen zwischen beiden königlichen Häusern unfehlbar sein werde; hievon müsse man den Anfang machen.

2) „C'est la reine qui représente le premier ministre.“ Aeußerung einiger englischen Großen. „Se. Majestät“, sagt der deutsche Bericht, aus dem wir dies nehmen (Febr. 1728), „wollen nicht zugeben, daß die Ministri regieren sollen, sondern sie selbst alleine.“

(der Gesandte sprach nur in eigenem Namen), versicherte sie zwar, daß sie nichts mehr wünsche, als die doppelte Vermählung, daß sie auch für ihren Sohn keine bessere Gemahlin wisse, als die preußische, welche Verstand habe und sich zu betragen verstehe; „aber um Gottes Willen", fügt sie hinzu, „wir wollen den Roman nicht von hinten anfangen; erst wollen wir die Geschäfte in Ordnung bringen, dann kann ich mit Erfolg an der Heirath arbeiten" [1]).

Sah es nicht wirklich aus, als betrachte der englische Hof diese Vermählung als eine Gunst, die durch anderweite Zugeständnisse zu erwiedern sei? Für Friedrich Wilhelm bedurfte es nichts weiter, als einer solchen Andeutung, um ihn in der Seele zu entrüsten. „Wenn der Herr der Dame", sagt er, von seiner Tochter redend, „so ist die Dame des Herrn werth." Seinem Gesandten antwortet er, es scheine, als wolle man ihn gleichsam zwingen, sich in neue Verpflichtungen einzulassen, als meine man ihn durch jene Heirath dazu bringen zu können; solche Vortheile aber finde er dabei nicht, daß er die Interessen seines Hauses darüber hinopfern oder sich beschwerlichen Bedingungen unterwerfen sollte. Noch stärker drückte er sich gegen seine einheimischen Minister aus. Er wäre nicht abgeneigt gewesen, seine Tochter lieber dem Herzog Johann Adolf von Weißenfels, oder einem anderen machtlosen deutschen Prinzen zu geben.

Von dem Ehrenpunkt ging der Widerwille aus; doch nährten ihn noch andere Umstände, die zu jenem an eine nachbarliche Fehde alter Zeit erinnernden Hader führten, dessen wir oben gedachten. Wie sehr derselbe in die Familienangelegenheiten eingriff, ersieht man daraus, daß nach dem Tractat von Berlin gegen Ende 1728 der Prinz Friedrich, nunmehr Prinz von Wales, von Hannover plötzlich nach London beschieden wurde; man fürchtete, er möchte sonst etwa auf eigene Hand nach Berlin gehen, um die ihm bestimmte Braut zu besuchen.

Noch größere, aber entgegengesetzte Folgen schien das Zerwürfniß von 1729 zu haben. Schon damals ist von einer Flucht des Kronprinzen von Preußen nach England die Rede gewesen. König Georg sagte damals, er sei bereit, den Prinzen aufzunehmen und für ihn Sorge zu tragen; aber ihn gegen seinen Vater zu behaupten, dazu würde er sich nicht verpflichten [2]).

1) Ne commençons pas le roman par la queue, ne commençons pas par la conclusion. Remettez premièrement les affaires.

2) Schreiben König Georgs II an Lord Townshend: to the masch, tho' I should be very glad to take case of the prince of Prussia in case he

Kaum aber waren diese Streitigkeiten verhallt, als man in England zu den alten Vermählungsprojecten zurückkehrte. Sie waren jetzt nicht mehr eine Sache allein des Hofes; wir vernehmen, die Nation habe den Gedanken mit allgemeinem Beifall begrüßt. Für das Ministerium kam noch hinzu, daß es sich so eben in den Whigprincipien, von denen es dann und wann abzuweichen geschienen, aufs neue befestigte. Einige der vornehmsten Mitglieder der Partei, wie der Herzog von Newcastle, traten in die Verwaltung; Parteifragen wurden im Parlament durch große Majorität im Sinne der eifrigen Whigs entschieden. Damals waren die Whigs preußisch gesinnt [1]). Wie oft haben ihre Wortführer sich beklagt, daß man eine Macht vernachlässige, die eben jetzt noch einmal so stark werde, als sie gewesen, und die sich gern an England anschließen würde, wenn man ihr nur die nöthige Rücksicht zeige, — nicht ganz mit Unrecht, wie die zustimmenden Anerkennungen darthun, welche Friedrich Wilhelm den Berichten über diese Reden beischrieb. Die englischen Minister beschlossen, einen außerordentlichen Gesandten, Sir Charles Hotham, der sich durch Jugend, Gestalt und Herkunft für einen Auftrag dieser Art besonders zu eignen schien, deshalb nach Berlin zu schicken [2]). Ihre Absicht war auf eine langdauernde Familienverbindung und daher auf die doppelte Vermählung gerichtet.

Und hatte es nicht auch für Preußen den größten Werth, mit dem mächtigen Nachbarn, zugleich dem Hofe, dem Ministerium und der Nation, in immer genauere Verbindung zu treten? Wir wissen, die dringendsten Wünsche der Königin von Preußen, des Kronprinzen und der Prinzessin gingen dahin; auch die preußischen Minister waren nicht dagegen. Nach nochmaliger Erwägung der Sache erklärten Knyphausen und Borck mit einer gewissen Feierlichkeit, als verpflichtete Diener der Krone könnten sie nicht anders urtheilen, als daß die „gedoppelte Vermählung in alle Wege zu wünschen sei".

should take his refuge to me. I am not willing to have it made a condition of the marriage, that I should maintain him. Coxe, Memoirs of the life of Robert Walpole. Vol. II, p. 531.

1) Robert Walpole 1730: To distress the emperor — — is the only way of bringing him to reason. „Man glaubt", schreibt der preußische Gesandte schon im Januar 1729, „daß wenn man Ew. Königl. Majestät völlig von dem Kaiser abziehen könnte, man alsdann gewonnenes Spiel haben, und der Kaiser sich bequemen, Spanien sich auch alsdann besseren Kaufes müsse geben."

2) Am 22. März 1730 kündigte der regelmäßige Gesandte du Bourgai die bevorstehende Ankunft Hothams an.

Und so wurde dem Könige Friedrich Wilhelm I diese Frage nochmals vorgelegt, die schwierigste, dornenvollste, vielleicht bedeutendste für sein ganzes Leben, welche er je zu entscheiden gehabt hat; alle seine öffentlichen, häuslichen und persönlichen Beziehungen wurden davon berührt.

Er war nicht blind gegen die Vortheile der Verbindung, und seiner Tochter, die er liebte, hätte er gern das Glück gegönnt, „in das magnifike Land" zu kommen, einmal als Königin von Großbritannien zu glänzen.

Aber dagegen war er enger, als man wußte oder vermuthete, mit dem Kaiser vereinigt; so viel durchschaute er von fern, daß, wenngleich noch von keiner politischen Allianz die Rede war, eine solche doch für die Zukunft beabsichtigt wurde.

Und vornehmlich, für seinen Sohn hielt er die vorgeschlagene Vermählung keineswegs für so rathsam. Man brauche, sagt er seinen Ministern, überhaupt nicht mit ihm zu eilen; er selbst, der König, habe noch nicht das Alter, zu sterben; an seinem Stamme sehe er noch zwei andere wohlgemachten Reben; der Kronprinz könne dreißig Jahre alt werden, ehe er sich vermähle. Ueberdies aber, warum solle man gerade eine englische Prinzessin für ihn aussuchen? Der König fürchtete, in dem Luxus eines glänzenden Hoflebens erzogen, werde sich eine solche in die Einfachheit des preußischen Wesens nicht finden; sie werde ihren Sinn auf kostbare Vergnügungen richten, hoch hinauswollen, die Sparsamkeit der eingeführten Hausordnung unterbrechen, und wohl gar durch ihren Aufwand veranlassen, daß man die Armee vermindern müsse; dann würde seine Verfassung nicht bestehen können; sein Haus und Staat würden den Krebsgang gehen [1]).

Wenn er nachdachte, so waltete für ihn kein Zweifel ob; er wünschte die Vermählung der Tochter, nicht des Sohnes; daß man aber in England die letzte als die Bedingung der ersten bezeichnete, blieb doch auch auf ihn nicht ohne alle Rückwirkung und machte ihn, so stark er sich auch zuweilen dagegen ausdrückte, in seinem Herzen wieder irre.

1) Einer der ausführlichsten Aufsätze, welche von seiner Hand vorhanden ist. Am Schluß: „was ist Alliance? (durch Vermählung.) Ist man dann besser Freund in der Welt? Ja, unter Particuliers; aber große Herren, die gehen nach dem Interesse. Indessen wünsche von Herzen meinen Blutsfreunden alles Glück und Wohlseyn, wenn es nur nicht à mes dépenses und gegen meine Verfassung ist, die über den Haufen zu schmeißen: denn das stichet den Herren Engländer-Hannoveranern in die Augen. Meine Verfassung c'est la pierre de touche."

Eben daher aber kam es, daß sich zwei entgegengesetzte Tendenzen, die sich um ihn her gebildet, auf der einen und der anderen Seite, mit verdoppelter Lebhaftigkeit regten.

Eines der merkwürdigsten Denkmale über den Zustand des preußischen Hofes bleiben immer die Memoiren der Prinzessin Friederike Wilhelmine, so viel Uebertriebenes und Unrichtiges sie auch enthalten. Man sieht daraus, daß weder sie selbst noch auch die Königin einen Begriff von den Gründen hatte, die den König bedenklich machten, sofort eine bejahende Entscheidung zu geben. Sie sahen in ihm einen eigensinnigen, gewaltsamen Hausvater, der nur gegen seine Angehörigen streng ist und schwach gegen Fremde. Die Gemüther erfüllten sich gegenseitig mit Bitterkeit und Widerwillen. Auch der Kronprinz, der noch in den Jahren war, wo ein junger Mann wohl von einer geistreichen, älteren Schwester Einfluß erfahren kann, ward von dieser Stimmung ergriffen; er ließ sich verleiten, um ihre Vermählung zu befördern, insgeheim eine förmliche Erklärung auszustellen, daß er dermaleinst keiner anderen, als einer englischen Prinzessin, seine Hand geben wolle.

Aber auch davon hat man doch keinen Begriff, was die andere Partei sich erlaubte, um den König festzuhalten. Seckendorf hatte den täglichen und vertrautesten Gesellschafter des Königs, General Grumbkow, vollkommen auf seine Seite gebracht; Grumbkow, es ist kein Zweifel daran, erhielt Geld von Wien [1]. Beide unterhielten mit dem preußischen Residenten in London, Reichenbach, eine Verbindung, die etwas Anstößiges hat. Dieser Reichenbach, der sich einmal des Mangels an äußerem Ehrgeiz rühmt, dem es aber auch an innerem fehlte, stand nicht allein mit Seckendorf in unmittelbarer Correspondenz, in der er ihn von dem unterrichtete, was in England in Bezug auf die Heirath geschah, und ihm wohl sagte, er könne auf ihn so gut rechnen, wie auf sich selbst; noch bei weitem schlimmer ist, daß er sich von Grumbkow angeben ließ, was er an den König schreiben sollte, und dann nach dessen Weisungen seine Depeschen zusammensetzte [2]. Es ist kaum begreiflich, daß man diese Briefe nicht vernichtet hat; sie haben sich in dem Nachlaß Grumbkow's gefunden. Reichen=

1) Arneth, Prinz Eugen III, 209.

2) In einem Briefe vom 17. März 1730 meldet Reichenbach, qu'il a envoyé hier par un courier de 57 (Kinsky) à Bruxelles et de là par l'ordinaire à Berlin une telle lettre, à 120 (le roi de Prusse conformément aux ordres de Grumbkow et de Seckendorf) et il a employé tout ce, qu'il a trouvé dans la dernière lettre de Grumbkow.

bach, der eine untergeordnete Rolle spielte, sich aber als den Dritten in diesem Bunde betrachtete, gab auch seinerseits an, was dem Könige zur Unterstützung seiner Berichte mündlich beigebracht werden müsse. Ihr System war, dem Könige vorzustellen, daß England nur damit umgehe, Preußen wie eine Provinz zu behandeln und eine solche Partei um ihn her zu bilden, daß er die Hände nicht regen könne. Vorstellungen, für welche Friedrich Wilhelm ohnehin im höchsten Grade empfänglich war.

Er wollte auch deshalb eine englische Schwiegertochter lieber vermeiden, weil er sonst in seinem Hause nicht mehr Herr zu bleiben fürchtete: vielleicht werde sie mehr bedeuten wollen, als er selber; man werde ihn umbringen durch Verdruß, mit kleinem Feuer.

Vergleichen wir diese, von beiden Seiten um den König geschäftige Intrigue, so ist der Unterschied, daß die eine, die in seiner eigenen Familie, was die Absicht anbelangt, sich entschuldigen ließ: denn ihr erstes und letztes Ziel war das Zustandebringen der Heirath; der König vermuthete wenigstens eine Neigung dazu und fuhr mit Gewaltsamkeiten dazwischen, welche Haus und Stadt erschreckten und in ganz Europa wiederhalten; dagegen war die andere bei weitem ernstlicher; sie hatte den bestimmten Zweck, Preußen an das einmal ergriffene politische System in jeder Beziehung zu fesseln und von England fernzuhalten. Von dieser hatte der König keine Ahnung: was ihm Reichenbach schrieb oder Grumbkow hinterbrachte, nahm er ohne allen Verdacht hin.

Nicht eben günstig standen dergestalt die Sachen in Berlin, als man in England jenen Entschluß faßte, zu einer förmlichen und officiellen Unterhandlung zu schreiten. Der englische Hof wußte es wohl; aber er dachte zugleich die ganze Cabale, die den König umgab, zu sprengen.

Um die Absicht zu würdigen, muß man sich die damalige Lage der großen Angelegenheiten vergegenwärtigen. Im Frühjahr 1730 machte England die ernstlichsten Veranstaltungen zur Ausführung des Vertrages von Sevilla. Die Spanier wurden aufgefordert, ihre Truppen, wie der Tractat ihnen zugestand, nach Italien hinüberzuführen und die festen Plätze, von denen die Rede war, zu besetzen. Der König von England versprach, die ihm durch den Vertrag auferlegten Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen und das Unternehmen zu unterstützen. Um nun aber den Widerstand des Kaisers hiegegen zu lähmen, hielt man für das geeignetste Mittel, ihn in seinen Erblanden zu bedrohen; in den Niederlanden ihn anzugreifen, erachtete man

schon aus Rücksicht auf Holland nicht für rathsam. Die Absicht wurde gefaßt, eine englisch-französische Armee in Deutschland erscheinen zu lassen — Engländer, Hannoveraner, Hessen sollten sich mit ihr vereinigen —, eine Coalitionsarmee zur Ausführung des Tractats von Sevilla; ihr Sammelplatz sollte am Main oder Neckar sein; am geeignetsten dafür erschien Heilbronn. Mit dieser Armee sollte man einen Einfall, wenn nicht in Schlesien, wovon früher die Rede gewesen war, so doch in Böhmen unternehmen. Man durfte darauf rechnen, daß die rheinischen Kurfürsten, mit denen man in gutem Verständniß war, keinen Widerstand entgegensetzen würden.

Die vornehmste Frage war, wie sich der König von Preußen dazu verhalten werde. Man kannte sein Verhältniß zu Oesterreich, zwar nicht in vollem Umfang, aber doch genug, um Hindernisse von seiner Verbindung mit demselben zu befürchten. Diese Verbindung in ihren Organen zu brechen und zugleich eine enge Allianz mit ihm zu schließen, war nun der Zweck der Sendung Hothams. Wir sagen nicht, daß die beabsichtigte Doppelheirath nur eben darauf abgesehen gewesen sei; aber der Zusammenhang, in welchem die politischen Verwickelungen und die häuslichen Entwürfe miteinander standen, ist unleugbar.

Am 2. April traf Sir Charles Hotham in Berlin ein; am 4. hatte er in Charlottenburg Audienz bei dem Könige.

Sein Vortrag hielt sich fürs erste noch ganz im Allgemeinen. Er knüpfte an ein im letzten December eingegangenes Schreiben der Königin an, über das er die persönliche Ansicht des Königs zu hören gekommen sei. Dieser versichert, in dem Schreiben sei nur von einer Heirath zwischen dem Prinzen von Wales und seiner Tochter die Rede gewesen (der Entwurf dazu scheint verloren gegangen zu sein); er war mit der Eröffnung des Gesandten höchlich zufrieden und ergriff sie mit dem Vergnügen eines Vaters, der einem geliebten Kinde die größte Freude, die es sich auf Erden denkt, machen zu können hofft. Er bat Hotham um Verschwiegenheit; er hätte lieber gesehen, daß das Gerücht verbreitet würde, als sei die Unterhandlung abgebrochen: dann wolle er nach der Stadt kommen und seine Tochter mit der Nachricht überraschen, auf welche sie hoffe, wie auf den Messias. Er dachte sich aus, wie er sie unerwartet, im Beisein des Gesandten, um ihre Einwilligung ersuchen wolle[1]).

1) „er möchte so gut seyn, und seyn still davon bis ich in die Stadt käme: hätte er dann Ordre, so wollte in seiner Gegenwart meine Tochter um

So einfach und den Wünschen des Königs enspreсhend waren jedoch die Absichten des englischen Hofes und Ministeriums keineswegs. Hotham hatte Befehl, über die erste Heirath nicht abzuschließen, wofern nicht König Friedrich Wilhelm auch in die zweite willige. Er eröffnete zunächst: sein Auftrag gehe dahin, die Antwort des Königs von Preußen durch einen Staatsboten nach England zu senden. Hierauf ward ihm eine officielle Antwort zu Gunsten der einfachen Heirath gegeben, in welcher nur der Vermählung der Prinzessin Erwähnung geschah, und diese schickte er ab.

Er fügte ihr jedoch noch einiges Weiterreichende hinzu. Was die Politik anbetrifft, so hatte sie der König selber berührt, und zu vernehmen gegeben, man müsse ihm darüber von England aus Vorschläge machen. Ueber den Kronprinzen meldete Hotham ein Gerücht, das ihm zu Ohren gekommen war: der König solle einem seiner Geheimschreiber gesagt haben, er sei des Haders mit seinem Sohne müde und würde in die Vermählung einwilligen, wenn Georg II denselben zum Statthalter von Hannover ernennen wollte [1]). Daß er dieses damals gesagt habe, steht mit seinen eigenen Beischriften in Widerspruch; in früheren Zeiten war es allerdings geschehen.

Mit dieser Concession nun glaubte man in England jede fernere Widerrede zu heben.

Hotham legte so großen Werth auf den Vorschlag, daß die englischen Minister ihrem Könige riethen, darauf einzugehen. Sie erreichten, daß Georg II endlich darauf einging, jedoch unter der Form, daß seine Tochter Amalie, mit welcher er den Kronprinzen von Preußen zu vermählen gedachte, zur Regentin von Hannover erklärt werden sollte [2]), so daß der frühere Wunsch des Königs von Preußen erfüllt worden wäre.

Mit diesem Anerbieten versehen, ließ nun Hotham den König um eine neue Audienz ersuchen. Sie fand am 4. Mai statt und ist zunächst dadurch merkwürdig, daß Hotham im Laufe der Rede einen Angriff auf die Faction zu machen wagte, von der man an den beiden Höfen meinte, daß sie Friedrich Wilhelm den I beherrsche. Er be-

ihren Consens fragen, und was wegen der Heirath, und ihren Transport nach England und auf was Art, sollen sie (die Minister) mit ihm alles abreden.“ Er bestimmte die Mitgift der Prinzessin auf 40,000 Thaler: so viel habe auch seine Gemahlin mitbekommen.

1) Nach Hothams Bericht, den wir aus Raumers Auszuge kennen.

2) Coxe, memoirs of Sir Robert Walpole II, p. 692.

klagte sich über Reichenbach, der einen Mangel an Ehrerbietung gegen den König von Großbritannien an den Tag lege, und zwar in Briefen, deren Original man würde vorlegen können. Friedrich Wilhelm fühlte sich versucht, nach der Art und Weise zu fragen, wie man zu diesen Briefen gekommen sei; doch überwog in ihm diesmal eine nachgiebige Stimmung, und er ging darüber hinweg. Er sagte, wenn Reichenbach in England unangenehm sei, so sei er auch unnütz daselbst, und bewilligte, ihn abzuberufen.

Die Hauptsache aber war nun der Antrag über die Vermählung. Hotham begann damit, daß er im Namen seines Königs und Herrn um die älteste preußische Prinzessin für den Prinzen von Wales förmlich ansuchte. Friedrich Wilhelm erwiederte, es sei ihm lieb und angenehm. Doch war das nur die eine Seite des englischen Antrages. Hotham fuhr fort: der König von Großbritannien wünsche sich noch enger mit dem preußischen Hause zu verbinden; einverstanden mit der ganzen Nation, die das sogar für nothwendig halte, habe er eine seiner Prinzessinnen für den preußischen Kronprinzen bestimmt; er habe deshalb einige Vorschläge zu machen.

Und diese Vorschläge, die er sogleich mittheilte, schienen alles zu enthalten, was man am preußischen Hofe nur immer wünschen konnte.

Georg II erbot sich, die Prinzessin, mit welcher sich der Kronprinz von Preußen vermähle, zur Statthalterin seiner kurbraunschweig-lüneburgischen Erblande zu ernennen; ihr Gemahl, der Kronprinz, würde dann mit ihr in Hannover residiren, ebenso bedient und unterhalten werden, wie er selbst, wenn er zugegen wäre, und zwar auf seine Kosten.

Der Antrag sah noch großmüthiger aus, als er war. Man behielt sich vor, daß der Kronprinz die Kosten seines Hofhaltes nach seiner Thronbesteigung wieder erstatten, überdies sich aber verpflichten sollte, jederzeit auf den ersten Ruf nach England hinüberzukommen. Das ließ man jedoch unerwähnt, und unleugbar ist, daß die ganze Eröffnung den dringenden Wunsch einer freundlichen Annäherung ausdrückte und eine Erweiterung des preußischen Einflusses in sich schloß. Man sah an den Mienen des Königs, daß sie ihn überraschte und ihm ein gewisses Vergnügen machte.

Doch besaß er Zurückhaltung genug, um nicht sogleich darauf einzugehen. Er sagte, da in dem Schreiben seiner Gemahlin von der Vermählung des Kronprinzen nicht die Rede gewesen, und dies

also ein neuer Antrag sei, so werde man begreifen, daß er darüber zuerst mit seinen Ministern Rücksprache nehmen müsse [1]).

Bei dieser näheren Ueberlegung erhoben sich ihm aber mannichfaltige Bedenken.

Es schien ihm nicht ehrenvoll, daß England die Unterhaltung des Kronprinzen übernehmen wolle, gleich als sei er selber zu karg dazu; — er besorgte, durch den Aufenthalt in Hannover werde sich derselbe von seinem Lande entfremden, ihm aber alles Andere eher, als eine gehorsame Schwiegertochter, zu Theil werden; — er kam nicht darüber hinweg, daß der Kronprinz noch zu jung sei; — aber die vornehmste Schwierigkeit sah er in den politischen Verhältnissen, in dem Hader der Verbündeten von Sevilla, vor allem Englands mit dem Kaiser. Wie dann, wenn der Krieg zwischen beiden Parteien ausbrach? Wäre nicht Preußen alsdann in die größte Verlegenheit gekommen? Der König, dem sich die Dinge in ihren äußersten Folgen darstellten, meinte sogar in den Fall kommen zu können, daß er gegen seinen Sohn, alsdann Statthalter von Hannover, die Waffen ergreifen müsse. Er forderte wenigstens das Versprechen, daß England den Kaiser nicht im Reiche angreife. Um aber dem vorübergehenden einen Vortheil auf immer hinzuzufügen, brachte er die Succession von Berg wieder zur Sprache und verlangte die Erneuerung der Garantie derselben durch den König von England [2]).

In diesem Sinne ward nun am 11. Mai eine officielle Antwort abgefaßt. Der ersten Vermählung, heißt es darin, stehe kein Bedenken entgegen; in die zweite aber könne der König nicht willigen, wofern nicht den Differenzen mit dem Kaiser abgeholfen, ihm aber Berg garantirt werde; auch dann behalte er sich die Zeit der Vermählung zu bestimmen vor. Er ließ mündlich sagen, der Kronprinz müsse sich erst entwickeln und die zur Führung eines Hauswesens nöthigen Eigenschaften erwerben; er müsse 28 Jahre werden, ehe er sich verheirathe.

Es waren die Tage, wo sich der preußische Hof zu einem großen

1) Schreiben des Königs vom 9. Mai an die Minister, worin er auch von dem Verlaufe der Audienz Kunde gab, von der Hotham denselben nicht hatte ausreichende Nachricht geben wollen.

2) Er bezeichnet es als eine Condition sine qua non, daß „K. Majestät von Großbritannien und die Krone Engelland zum faveur dieser Mariage sich vor immer verbindlich erklären dem Kgl. Pr. Hause die Garantie der künftigen Succession in den jülich-bergischen Landen zu leisten.“

militärischen Feste, einem Lustlager begab, welches der König von Polen bei Mühlberg veranstaltet hatte. Hier im Lager vernahm man, daß dem englischen Hofe die vorgelegte Erwiederung zu weitaussehend scheine: er wolle sich auf Bedingungen nicht einlassen, die den Vermählungen so ganz fern lägen. Der König antwortete, dann sei in der Sache nichts weiter zu thun; doch müsse man nicht sagen, daß er die Ehre einer solchen Verbindung abgelehnt habe; es heiße nicht, sie ablehnen, wenn man sie noch zu frühzeitig finde.

Auch sah man das in England trotz aller Ausstellungen in diesem Lichte an; man rechnete fortwährend auf die Vollziehung der Vermählungen. Unter anderem haben wir einen Brief der Königin von England an die Königin von Preußen vom 16. Juni, der ganz von dem Gefühl der neu bevorstehenden Verwandtschaft erfüllt ist [1], ohne Spur von Gereiztheit, voll zärtlicher Erinnerung an ihre Jugendjahre.

Was dazu beitrug, war ohne Zweifel auch die Haltung des Kronprinzen. So geheim es bleiben mußte, hatte Hotham doch Mittel gefunden, mit ihm in Verbindung zu treten: ein flüchtiges Wort, etwa bei einer Jagdpartie, genügte schon, sie zu unterhalten. Friedrich hatte sich aber auch ganz ausdrücklich erklärt. Er hatte seinen Oheim auf das dringendste ersuchen lassen, die Vorschläge seines Vaters nicht zu verwerfen, wie sie auch immer beschaffen sein möchten, ja vielleicht gar keine Zusicherungen desselben zu fordern, nur fürs erste die Ehe seiner Schwester abzuschließen, damit diese nicht ganz unglücklich werde; es sei genug, daß er das Versprechen erneuere, welches er schon gegeben habe, keine andere Gemahlin zu nehmen, als die Prinzessin Amalie von England. Er werde wissen, sein Wort zu halten; man möge ihm nur Vertrauen schenken [2].

In England ging man nun zwar hierauf nicht so vollständig ein, wie der Prinz gewünscht hätte; aber man hütete sich doch, die Unterhandlungen abzubrechen. Sir Charles Hotham erklärte endlich, Dinge dieser Art könne man besser mündlich verhandeln, als schrift=

1) J'ai mis, heißt es unter anderem, mes intérêts en vos mains, ma chère soeur, comme celle qui connait mon coeur pour son roi et toute sa famille roialle; je me souviens de nos jeunes ans quoique fort anciens du roi de Prusse; nous nous sommes toujours aimés comme frère et soeur et je vous prie, ma chère, d'être mon garant que cela sera toujours de mon côté, et le bon coeur du roi de Prusse m'est garant de son côté.

2) Das Schreiben bei Raumer 513.

lich; er bitte sich noch einige Erläuterungen aus und wolle sie selber nach England überbringen. Der König gab ihm diese Erläuterungen, die hauptsächlich zwei Punkte betreffen. Er versprach bei seinem königlichen Wort, wenn er beschließen sollte, den Kronprinzen zu vermählen, dann eine englische Prinzessin jeder anderen vorzuziehen und zwar die, welche ihrem Alter nach am besten passen würde, ferner aber diese Vermählung spätestens binnen zehn Jahren eintreten zu lassen [1]). Hotham sprach die Hoffnung aus, daß er nach einiger Zeit mit solchen Instructionen zurückkommen würde, kraft deren er zu einem Abschluß in dieser Angelegenheit schreiten könne.

Wenn man über die Haltung des Königs Friedrich Wilhelm in dieser Sache urtheilen will, so wird die Heftigkeit seiner Aeußerungen, die dann und wann hervorbrach, manche Mißbilligung erfahren; aber in der Hauptsache kann man ihm so Unrecht nicht geben. Seine Einwendungen, mochten sie persönlicher oder häuslicher, oder auch politischer Natur sein, hatten guten Grund, und man darf sie nicht etwa bloß von dem Einfluß eines Grumbkow oder Seckendorf herleiten. Grumbkow, der keine amtliche Stellung in den auswärtigen Sachen hatte, wurde keineswegs allezeit zu Rathe gezogen, und aus seinen Aufzeichnungen ergiebt sich, daß er zuweilen schlecht unterrichtet war. Eine wirkliche und nicht zu beseitigende Schwierigkeit, von der freilich die Wenigsten eine Ahnung hatten, lag für den König in jenem geheimen Bunde mit Oesterreich, in dem er die vornehmste Sicherheit für die künftige Machterweiterung des Hauses sah. Sollte er sich in ein Verhältniß begeben, das demselben offen oder versteckt entgegenlief? Er wünschte vielmehr den Frieden zwischen Oesterreich und England hergestellt zu sehen, um dann das letztere in jener Garantie von Berg heranzuziehen. Auch aus diesem Grunde verlangte er Aufschub; der weitaussehendste mußte ihm der liebste sein. Bei seiner Art, zu denken, ist es schon viel und in Wahrheit alles, was sich erwarten ließ, daß er das Versprechen, seinen Sohn mit einer englischen Prinzessin zu vermählen, wirklich gab. Dabei hätte man es lassen, jede Beschleunigung oder Aenderung des Systems von den Wechselfällen der Zukunft erwarten sollen [2]).

1) Le roi donne sa parole royale qu'il préférera toujours le mariage du prince royale son fils avec une princesse d'Angleterre à tout autre. (Declaration vom 9. Juli.)

2) Schulenburg versichert, que le roi même avoit avoué, que depuis, s'ils avoient accepté le simple mariage, le double s'en serait sûrement suivi. Wien 4. Oct. 1731 an Grumbkow (bei Förster III, 70).

Unvorsichtigerweise that aber Hotham, im Begriff, Abschied zu nehmen, einen Schritt, der neue Verwirrung veranlassen mußte. Am 10. Juli hatte er noch eine Audienz, um sich zu beurlauben und zugleich seinen Stellvertreter Gui Dickens vorzustellen. Alles ging auf das beste der König zeigte eine gute Stimmung, als Hotham einen Brief hervorzog, den er als eine Fortsetzung der früher angeklagten Reichenbachischen Correspondenz mittheilen wollte. Er war von der Hand Grumbkow's, der sich darin über das Auffangen von Privatbriefen, wie es der englische Hof treibe, mit Wegwerfung aussprach; Grumbkow hatte ihn zu dem Zweck geschrieben, daß er aufgefangen und gelesen würde [1]). Diesen Brief nun überreichte Hotham dem Könige, in der Hoffnung, Grumbkow zu stürzen, wie er die Abberufung von Reichenbach veranlaßt hatte. Allein er war wohl sehr unerfahren in der Kunst der Unterhandlung; bei einigem Nachdenken hätte er voraussehen müssen, daß er in dem leicht erregbaren Fürsten eher das Gegentheil hervorbringen werde. Daß um die Abberufung eines Gesandten gebeten ward, lief nicht so ganz wider das europäische Herkommen: Friedrich Wilhelm hatte damals einen natürlichen Widerwillen dagegen erstickt und nachgegeben; noch ganz anders aber berührte es ihn, daß man den Minister seiner geheimen Geschäfte, der am meisten um ihn war, durch dieselben gehässigen Mittel zu stürzen unternahm. Legte es sich nun nicht doch an den Tag, daß man in seine Angelegenheiten eingreifen, ihm in seinem Hause Gesetze geben wollte, — das Verhaßteste, was er sich auf Erden denken konnte? Er warf den Brief auf den Boden, wandte dem Gesandten den Rücken und verließ das Zimmer.

Man hat damals erzählt, der König habe den Fuß gegen Hotham erhoben, gleich als wolle er ihn persönlich insultiren, und ihn hernach nicht viel weniger als um Verzeihung gebeten; wie das erste, ebenso ist das letzte übertrieben.

Da der Gesandte sich verlauten ließ, das Vorgefallene gehe nicht weniger seinen Hof an, als ihn, so erklärte der König um so nachdrücklicher, die geheiligte Person Sr. Großbritannischen Majestät habe damit nichts zu thun, sondern allein der Chevalier Charles Hotham.

1) Nachricht von Grumbkow, aufgesetzt 15. Juli: „Tout de coup Mr. le Chevalier Hotham tira de sa poche une lettre de moi écrite de ma main — — où je taxe ceux, qui ont ouvert mes lettres et y donnent un sens pervers d'infamie. Le roi qui ne s'attendoit pas à une telle récidive de leur part après qu'il eut l'affaire assoupie par le rappel de Reichenbach fut fort ému.

Doch wollte er auch von diesem nicht in Unfrieden scheiden. Er ließ ihn fragen, ob es ihm eine Genugthuung wäre, wenn er noch einmal zur königlichen Tafel gezogen würde. Aber Sir Charles machte ganz andere Ansprüche: der König sollte den Brief, welchen er damals auf die Erde geworfen, in einer anderen Audienz entgegennehmen und eine Untersuchung der Sache versprechen, womit er dann freilich vollkommen Recht behalten haben würde. Da ihm dies nicht bewilligt ward, zog er vor, den Hof ohne Abschied zu verlassen. Friedrich Wilhelm, hierüber aufs neue entrüstet, ließ den König von England wissen, dieser Gesandte sei nicht geeignet, weder durch Sinnesweise noch Betragen, das gute Vernehmen zwischen den beiden Höfen zu erhalten.

Gewiß war Hotham nicht der Mann für Durchführung einer so schwierigen Angelegenheit. Gleich nach seiner Ernennung, noch in London, vertraute er sich Reichenbach an, und dieser meldete Grumbkow und Seckendorf, daß sie an ihm einen Feind haben würden. In Berlin ließ er sich bei weitem zu tief in die den König umgebenden Spannungen ein, glaubte mehr dem, was Andere von ihm sagten, als daß er dessen eigenen Sinn zu durchdringen gesucht hätte; indem er überhaupt mit einer stolzen Zuversichtlichkeit zu Werke ging, erweckte er die Vermuthung, als denke er selber hier zu Lande zugleich Gesandter und erster Minister zu werden, einmal einen Einfluß auszuüben, wie Seckendorf, nur von der entgegengesetzten Seite her. Wie wäre er aber fähig gewesen, sich mit diesem oder mit Grumbkow zu messen, die alle Untiefen dieses klippenvollen Golfes kannten?

Es liegt am Tage, daß ein Vorfall, wie dieser, den Fortgang der Unterhandlung wieder gewaltig hemmen mußte; auch jetzt aber ward sie noch nicht abgebrochen.

Dazu führte erst ein anderes, mit diesen Dingen zusammenhangendes Ereigniß sehr persönlicher Natur, welches an und für sich, das ist in dem, was wirklich geschah, vielleicht nicht von so großer Bedeutung war, aber von der größten eben durch die Persönlichkeiten, die darin handeln, und die Rückwirkung, die es auf dieselben ausübte.

Fünftes Capitel.

Fluchtversuch des Kronprinzen und dessen Folgen.

Wir sahen oben, in welchem Zustande Friedrich sich befand, wie sich in ihm die Meinung festsetzte, daß er in der Nähe seines Vaters nicht leben könne.

Schon im Jahre 1729 hat er gedacht, die Reise, die ihm nicht gestattet wurde, eigenmächtig zu unternehmen. Von einem damals in Berlin sehr bekannten Manne, Vernezobre, der bei den Law'schen Actien in Frankreich viel gewonnen, und nun davon lebte, sein Geld auf Zinsen auszuthun, lieh er sich eine nach den Umständen ziemlich ansehnliche Summe und bestellte sich einen Reisewagen in Leipzig. Bei diesen Vorbereitungen hatte es aber damals sein Bewenden, besonders deshalb, weil der Page Kait, der ihm dabei an die Hand ging, eben in dieser Zeit in wirklichen Dienst trat und nach Wesel versetzt wurde [1]).

Auch war noch nicht jede andere Aussicht verschlossen.

Einen Augenblick ließen sich die Dinge noch sehr kriegerisch an; das Leben im Felde hätte dem Prinzen schon an sich größere Freiheit verschafft; wäre es aber wirklich zu Waffenthaten gekommen, das Glück seinem Muthe günstig gewesen, so würde ein ganz anderes Dasein für ihn begonnen haben. Der Vater selbst hatte ihn oft auf eine Campagne verwiesen.

1) Acta inquisitorialia in puncto desertionis des Obristlieutenants Kronprinzen von des Königs Regiment. — Der Kammerdiener Gummersbach sagt aus, der König habe ihn nach Kaits Entfernung einst gefragt, ob das gut sei; er habe geantwortet: wenn er nur schon früher weggewesen wäre. Ihr Verhältniß erregte also damals Verdacht.

Statt dessen erfolgte die Aussöhnung; als Hotham nach Berlin kam, fand er den Kronprinzen schwermüthig und niedergeschlagen, was die Theilnahme noch steigerte, die er ohnedies erweckte; er lebte aber bald auf, als er von den Vorschlägen vom 4. Mai unterrichtet ward, die sich so unmittelbar auf seine Zukunft bezogen. Welch eine Aussicht für ihn in seiner gedrückten und mit Bitterkeiten erfüllten Lage, sich zu einer beinahe selbständigen ehrenvollen Stellung in einem der angesehensten Kurfürstenthümer erhoben zu sehen! Er willigte in alles, was man von ihm forderte; nach England abgerufen werden zu können, wo dann seine Schwester als Prinzessin von Wales gelebt haben würde, war eher ein Reiz für ihn, als eine Abhaltung. In kurzem aber zeigte sich, daß, wenn es jemals dazu komme, er doch vorher noch manches Jahr der Entsagung und des Dienstes vor sich habe.

Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß eben hierüber seine früheren Gedanken mit doppelter Stärke in ihm erwachten. Wenn er versprach, auch gegen seines Vaters Willen — denn daß dieser über seine Hand verfügen könne, wollte ihm nicht einleuchten — die englische Vermählung zu vollziehen, und sich bei seinem Worte anheischig machte, das auszuführen, so lag dem die Absicht zu Grunde, die man auch recht wohl durchschaute, sich durch die Flucht aus der harten Gewalt zu retten, unter der er stand.

Denn täglich ward ihm diese unerträglicher. In jenem Lustlager von Mühlberg, wo die Augen so vieler Fremden sich auf ihn richteten, ward er, wie ein ungehorsamer Knabe, sogar einmal körperlich mißhandelt, eben damit er fühlen sollte, daß man ihn für nichts Besseres halte. Der aufgebrachte König, der die Folgen seiner Worte niemals erwog, fügte der Mißhandlung noch den Schimpf hinzu. Er sagte, wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich todtgeschossen; aber Friedrich habe keine Ehre, er lasse sich Alles gefallen.

In diesem erhob sich hierüber der Gedanke, auf der Stelle davonzugehen. Er hat einmal bei dem sächsischen Minister, Grafen Hoym, angefragt, ob es wohl möglich sei, daß ein paar preußische Officiere unangemeldet nach Leipzig kämen. Dieser antwortete, der Gouverneur von Leipzig sei aufmerksam und streng. Hoym hatte eine Ahnung von der Absicht des Prinzen und warnte ihn: denn er werde sehr genau beobachtet; eine Empfehlung verweigerte er. Der Prinz überlegte, wenn er von hier entfliehe, möchte leicht der Verdacht, ihn dabei begünstigt zu haben, auf den König von Polen fallen, und stand davon ab.

Schon durfte er sich auf eine bessere Gelegenheit Rechnung machen. Friedrich Wilhelm beschloß, eine Reise nach Oberdeutschland oder, wie man noch sagte, in das Reich zu unternehmen, wobei er einige Höfe für die damalige Politik des Kaisers im Gegensatz gegen die Verbindung mit England, Frankreich und Spanien zu stimmen dachte, und alsdann den Rhein abwärts nach Cleve zu gehen; es war davon die Rede, daß der Kronprinz ihn begleiten sollte. Da diese Reise in die Nähe der westlichen Grenzen führte, so ließ sich dabei am leichtesten an ein Entkommen nach dem Auslande denken.

In dem Vertrauen des Prinzen war damals an die Stelle von Kait der Lieutenant von Katte getreten, ein junger Mann von einiger Bildung, der auf dem Pädagogium zu Halle studirt hatte, sich mit Literatur und Musik beschäftigte; was wir schriftlich von ihm übrig haben, zeigt einen gewissen Schwung des Geistes und viele jugendliche Redegabe; es mag sein, daß er sich in dem Ansehen gefiel, welches ihm der vertraute Umgang mit dem Kronprinzen hie und da verschaffte; mit den Dingen des Lebens nahm er es überhaupt noch leicht; bei seinen Freunden galt er mehr für dreist und unbesonnen, als für klug und überlegt.

Mit diesem Freunde, der eine unendliche Hingebung zeigte, wurden nun mancherlei Pläne geschmiedet.

Katte sollte sich z. B. auf Werbung ausschicken lassen und seinen Weg nach Oberdeutschland nehmen; in einem Wirthshause bei Cannstadt, wo die Straße vorüberführt, sollte er der Ankunft der königlichen Wagen warten; ein Diener, kenntlich an einer rothen Feder, sollte das Wahrzeichen abgeben, daß er zugegen sei; unter einem oder dem anderen Vorwande wollte dann der Prinz absteigen und, während man ihn in dem Wirthshause glaubte, mit dem Freunde und dessen Begleitern auf die bereit gehaltenen Pferde steigen und davonreiten. So viele Gefährten sollte Katte zusammenbringen, daß man sich gegen einige Leute, durch welche ihnen der König nachsetzen lassen dürfte, auch allenfalls vertheidigen könne. So werde man die nicht weit entfernte französische Grenze erreichen; wahrscheinlich werde in nächster Zeit der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser ausbrechen; daran könne man Theil nehmen; wenn man sich dabei hervorthue und von sich reden mache, so werde der König seine Meinung schon ändern und sie bitten, wiederzukommen [1]). Der Plan einer auf aben=

1) Verhör des Prinzen zu Mittenwalde 2. Sept. Auf Katte's Einwendungen hat er gesagt: das wäre eine schlechte Sache, die man der Difficul=

teuerliche Unternehmungen begierigen Jugend. Zu den häuslichen Irrungen gesellten sich in dem Prinzen die Unlust, seine Kräfte im Friedensdienst gefesselt zu fühlen, und der Wunsch, die Welt zu sehen, sich hervorzuthun.

Zuweilen nahm jedoch die Phantasie ihre Richtung mehr nach England. Im Lager hatte Friedrich eines Tages den Secretär der englischen Gesandtschaft, Gui Dickens, der eben im Begriff stand, nach London zu reisen, zufällig getroffen und ihn gebeten, sich am englischen Hofe zu erkundigen, ob man ihn aufnehmen und schützen wolle, wenn er herüberkomme. Man kann denken, wie begierig der Prinz nun war, Gui Dickens nach dessen Rückkehr zu sprechen. Den verdachtvollen Zwang, unter dem er lebte, zeigt auch die Art und Weise, wie er mit demselben zusammenkam, indem eine andere nicht möglich war; es geschah eines Abends um 10 Uhr unter dem großen Portal des königlichen Schlosses.

Katte führte den Engländer herbei und ging dann auf und ab, Wache zu halten und jede Störung zu verhüten. Die Eröffnungen von Gui Dickens waren aber nicht, wie der Prinz sie wünschte. Er meldete ihm geradezu, man wolle ihn in England nicht haben; Georg II wolle den Schein nicht auf sich laden, als hätte er den Prinzen verführt: darüber könnte sonst ein Feuer an allen vier Enden von Europa aufgehen; man bitte ihn, diesen Gedanken lieber ganz fallen zu lassen; habe er Schulden, brauche er Geld, so möge er nur die Summe nennen, und man werde sie ihm verschaffen [1]).

Nicht sogleich scheint sich der Prinz von der Unwiderruflichkeit dieses Bescheides überzeugt zu haben. Er faßte noch einmal den Gedanken, seinen Freund Katte nach London zu schicken, um die Sache besser anzubringen, und hat ihm dafür einst schon eine Art von Beglaubigungsschreiben ausgestellt. Bei besserem Nachdenken fand er jedoch sowohl Katte ungeeignet, als die Sache unausführbar. Und da es wieder zweifelhaft wurde, ob er den König, der darüber einen Augenblick geschwankt hat, begleiten solle, so beschloß er endlich, wenn dies nicht geschehe, ruhig in Potsdam zu bleiben, wofern es aber geschehe und der König ihn auf die Reise mitnehme,

täten wegen unterließe; vielmehr würde sie dadurch um so angenehmer, wenn man sie ausführe.

1) Vgl. Informatio ex Actis (die sich hauptsächlich auf Katte bezieht) aus den Sammlungen von König bei Preuß, Lebensgeschichte Friedrichs des Großen IV, 470, Jugend und Thronbesteigung Friedrichs des Großen 87.

alsdann auf die früheren Entwürfe zurückzukommen und sich bei günstiger Gelegenheit zu entfernen [1]). Junge Leute lieben wohl, ihre Entschlüsse von Dingen abhängig zu machen, welche nicht in ihrer Gewalt stehen. Katte versprach, wenn der Fall eintrete, Theil zu nehmen.

Endlich erklärte der König, daß der Prinz ihn begleiten solle. Beide Freunde fühlten sich dadurch in ihrem Herzen verpflichtet.

Katte machte es möglich, einst in der Nacht unangemeldet nach Potsdam zu kommen, um mit dem Prinzen eine schließliche Abrede zu nehmen. Doch ließ sich nichts festsetzen, da Katte noch nicht die Zusicherung hatte, von der Alles abhing, auf Werbung geschickt zu werden. Mochte er dieselbe nun erhalten oder nicht, so kam man überein, daß er nichts thun, überhaupt Berlin nicht verlassen solle, ehe er weitere Nachricht von Friedrich habe. Er nahm dessen Kostbarkeiten an sich, ein paar Ringe und Tabatièren, einige tausend Thaler an baarem Gelde, seinen polnischen Orden in Brillanten, von dem jedoch die echten Steine guten Theils schon herausgenommen waren; damit sollte Katte auf die erste Weisung nachkommen: die Bücher, zu denen ihm Duhan die Schlüssel gegeben, sollten nach Hamburg gebracht werden. Sie durften darauf rechnen, daß auch Kait dann aus seiner Garnison entweichen und sich anschließen würde. Nur die Namen waren bestimmt, die sie führen, doch nicht die Zeit, wann, noch der Ort, wo sie zusammentreffen würden.

Am 16. Juli ward die Reise des Königs angetreten. Friedrich Wilhelm ließ sich, wie sein Begleiter Seckendorf sagt, überall patriotisch vernehmen; er suchte die fürstlichen Mitglieder der associirten Kreise zum Beitritt zu einer vom Kaiser gegen seine Widersacher von Sevilla erlassenen Declaration zu bringen; den Franzosen, die ihm vorkamen, zeigte er, wie wenig er ihnen geneigt sei.

Indeß richteten sich alle Gedanken seines Sohnes dahin, eben zu ihnen seine Flucht zu nehmen.

Die Vorbereitungen, die er ohne seinen Vertrauten dazu machen konnte, wollten nun freilich nicht viel sagen. Um nicht durch die Uniform im ersten Augenblick verrathen zu werden, ließ er sich einen Reisemantel von rothem Tuche anfertigen, — sehr insgeheim, meinte er,

1) Verhör des Kronprinzen (2. September); wenn er in Potsdam bleibe (gelassen würde), wolle er nicht weggehen; wenn er aber mit dem König wegginge, sollte Katte mit ihm gehen. Die Abrede scheint in Folge der Abmahnungen von Gui Dickens so genommen worden zu sein.

aber Jedermann wußte es. Gegen einen Verwandten Katte's, der ihm einen Brief von diesem brachte, und den er zu gewinnen hoffte, äußerte er sich sehr unvorsichtig, so daß derselbe die Umgebung des Prinzen, namentlich den mit der unmittelbaren Aufsicht betrauten Oberstlieutenant Rochow, warnte und die Aufsicht um so strenger wurde [1]); nur Eins gelang ihm: er brachte einen Pagen, der den König begleitete, Bruder des Lieutenants von Kait, eben durch die Erinnerung an dessen Beispiel, auf seine Seite, und dieser versprach ihm seine Hülfe.

Vielleicht würde aber doch die Sache noch unterblieben sein, wäre nicht zu Feuchtwangen wieder eine Scene häuslichen Haders vorgefallen, indem der Vater den Sohn bei einem geringen Anlaß heftig anfuhr [2]).

Dem Prinzen trat vor die Seele, was er, da Jedermann gegen ihn zu sein, die Umgebung des Königs denselben recht mit Absicht gegen ihn zu stimmen schien, künftigen Herbst in den trüben Tagen zu Wusterhausen zu erfahren haben werde; man gelangte nun in die Gegenden, wo sich die französische Grenze am leichtesten erreichen ließ: Friedrich beschloß, es zu wagen.

Er schrieb an Katte, er möge die Sachen nur vorausschicken und Alles vorbereiten, um bei der Nachricht, daß er, der Prinz, weggegangen, sofort zu Pferde sitzen und ihn einholen zu können; er nannte ein Schloß der Grafen Rothenburg in Frankreich, wo er ihn treffen werde. Dem älteren Kait in Wesel schrieb er, er möge sich nach dem Haag begeben und in der Stille anfragen, ob sie später daselbst Aufnahme finden würden; der jüngere ging ihm bei den zu seinem Entkommen nöthigen Anstalten an die Hand.

Die Gelegenheit, die sie ergreifen wollten, war folgende.

Das letzte Nachtquartier vor Mannheim nahm der König nicht weit davon, in einem Dorfe mit Namen Steinfurt. Noch ging Alles sehr einfach her. In dem Dorfe lagen ein paar Scheunen einander gegenüber: in der einen wurde dem König, in der anderen dem Prinzen das Nachtlager aufgeschlagen. Beim Schlafengehen sagte der König, er denke am nächsten Morgen nicht wie gewöhnlich um drei,

1) „Er avertire ihn als ein guter Freund, er möge auf seinen hohen Untergebenen ein wachsames Auge haben."

2) Wie Katte aus einem Briefe des Kronprinzen angiebt (Verhör am 30. Aug.): „bei Gelegenheit daß er ein Messer von der Markgräfin an die Erde fallen lassen".

sondern erst um fünf Uhr wegzufahren, da man nicht mehr weit nach Mannheim habe.

Da dachte nun der Prinz, es werde ihm leicht werden, während die übrigen noch im Schlafe seien, zu entkommen. Kait versprach ihm, um diese Stunde Pferde herbeizuschaffen und ihn zu begleiten.

Der Morgen kam heran. Kait seinerseits ging wirklich nach den Pferden; in erster Frühe erhob sich der Prinz von seinem Lager, kleidete sich an, steckte sein Geld zu sich, nahm seinen rothen Reisemantel um und ging hinaus, um die Pferde zu erwarten.

Indessen aber hatte der Kammerdiener, dem der Oberstlieutenant Rochow gesagt, er möge den Prinzen nur bei Nacht in Obacht nehmen, bei Tage wolle er schon selbst für ihn haften, diesem Meldung gemacht, und kaum war Friedrich vor der Thür, wo er sich an einen Wagen lehnte, so erschien auch Rochow und bot ihm unbefangen guten Morgen.

In diesem Augenblick kam Kait mit seinen Pferden herauf. Rochow fragte ihn mit einiger Schärfe, wohin er mit den Gäulen wolle. Kait antwortete, es seien die Pferde, auf denen die Pagen reiten sollten, und damit war Rochow zufrieden.

Daß der Prinz eben hier, in der Stunde, da man sonst gewöhnlich aufbrach, hatte entfliehen wollen, vermuthete noch immer Niemand. Schon kam auch Seckendorf aus des Königs Scheune, wohin Friedrich seine Schritte gewendet. Rochow fragte ihn scherzend und harmlos, wie ihm der Aufzug des Prinzen in seinem neuen Mantel gefalle.

Endlich war Alles auf. Es hatte nichts auf sich, daß der Prinz ein wenig später nach Mannheim kam, als der König; dieser besah die Stadt mit ihm; sie gingen des anderen Tages zusammen in die Kirche. Noch wußte Niemand als der Page Kait um das Vorhaben: der Prinz forderte denselben in Mannheim abermals auf, ihm Pferde zu verschaffen.

Kait war aber unfähig, diesen Zustand länger zu ertragen. Er gehörte mit nichten zu den eigentlichen Vertrauten des Prinzen, ward von diesem nur eben jetzt herbeigezogen. Er fühlte sich in seinem Herzen beängstigt und unglücklich, daß er den König, dem er diente, täuschen sollte; endlich dort zu Mannheim in einer Bewegung von Gehorsam und Reue warf er sich demselben zu Füßen und bekannte ihm Alles.

Hierauf, in einem der kurfürstlichen Vorzimmer zu Mannheim, rief der König den Oberstlieutenant an das Fenster und sagte ihm,

daß Friedrich habe entfliehen wollen — der König sagte es der Umgebung des Prinzen, nicht diese ihm —; hier aber, fuhr Friedrich Wilhelm fort, sei nicht Zeit noch Ort, davon zu reden; man müsse warten, bis man in das eigene Gebiet nach Wesel komme; Rochow werde mit seinem Kopfe dafür stehen, daß er den Prinzen dahin bringe, „lebendig", sagte der aufgebrachte Fürst, „oder todt". Rochow antwortete: der Prinz solle nicht entkommen; man könne sich auf die Leute verlassen, die bei ihm seien [1]).

Zunächst nahm man den Weg nach Darmstadt. Der Prinz ahnte noch nicht, daß er verrathen sei — er hat noch dort seinen Antrag an Kait erneuert —; bald aber mußte es die Behandlung, die er erfuhr, ihn lehren, wenn es ihm auch Niemand gesagt hat.

Als man nach Bonn kam, suchte der Prinz die Vermittelung Seckendorfs nach; so sehr dieser auch sonst in Gnaden stand, hierin vermochte er nichts: der König war nicht allein aufgebracht; er vermuthete ein Geheimniß und wollte einer Sache, welche in die Irrungen einschlug, die ihm die widerwärtigsten auf der Welt waren, schlechterdings auf den Grund kommen.

Am 12. August, des Abends, langte man in Wesel an.

Und hier war es nun, wo der Streit zwischen dem an sich wohlmeinenden, aber rücksichtslosen, selbst tyrannischen Vater und dem Sohne, der seine Lage unerträglich fand und nach Unabhängigkeit dürstete, zu einem Ausdruck kam, in welchem die persönliche Differenz mit der militärischen Ordnung der Dinge und der politischen Lage verschmolz und die schwersten Folgen herbeizuführen drohte.

So spät es schon war, lud der König den Prinzen doch sogleich zum feierlichen Verhör vor. Er ermahnte ihn, Gott seinem Herrn und seinem Vater die Ehre zu erweisen, alle Umstände der vorgehabten Desertion — denn unter diesem Gesichtspunkte einer militärischen Pflichtverletzung faßte er die Sache — zu gestehen.

Der Prinz machte keinen Versuch, zu leugnen; er nannte auch seine beiden Vertrauten, den älteren Kait und Katte, von denen er voraussetzte, daß sie sich gerettet haben würden.

Kait, von einer Weisung des Prinzen erreicht, hatte wirklich einige Tage zuvor Wesel verlassen und war nach Holland gegangen; nur vergeblich versuchte der König seine Auslieferung zu bewirken; er entkam glücklich nach England. Katte dagegen, immer vorberei=

1) Mylius, Relation, welche Se. Königl. Majestät von des Kronprinzen intendirten Retraite mir zu Papier dictirt haben, wie Se. Hoheit und übrige darin benannte Personen zu vernehmen.

tend, aber nichts ausführend, — soviel wir wissen, gewarnt, wenngleich nicht durch den Brief des Prinzen, der nicht an ihn gelangte, ward festgenommen, wie dieser.

In Wesel nun, wo noch zwei andere Verhöre stattfanden, war die Sache nicht zu Ende zu bringen; ohnehin mußte der König, wie vorher bestimmt war, nach Berlin zurückgehen. Die Vorsichtsmaßregeln, die er dabei für die Rückreise seines Sohnes nahm, zeigen, welche Besorgnisse sich ihm aus dem schwankenden und halb feindseligen Verhalten seiner Nachbarn erhoben. Der Termin der Abreise ward geheimgehalten; die hessischen und hannoverschen Gebiete wurden vermieden; aber der König hielt für möglich, daß man auch an anderen Stellen dem Reisewagen des Prinzen auflauere und ihn zu entführen suche. Nicht in Dörfern und Städten, sondern vor denselben ward umgespannt; man aß nur kalte Küche, entweder im Wagen oder im freien Felde, entfernt von Waldungen und Gehegen; es waren Verhaltungsbefehle für den Fall eines Angriffs gegeben; unter keinen Umständen solle man den Prinzen in die Hände feindseliger Wegelagerer, vermutheter Widersacher gerathen lassen[1].

Die unverbürgten Erzählungen über die Ausbrüche väterlicher Heftigkeit des Königs bei seiner Rückkehr wollen wir nicht wiederholen; Anordnungen wie die, deren wir so eben gedachten, zeigen am besten, in welcher Aufregung er war, welche weitreichenden Combinationen, eingreifend in sein eigenes Haus, ihm möglich schienen: er brannte vor Begierde, diese zu entdecken.

Zunächst ward Katte binnen vier Tagen dreimal verhört. Er verfaßte eine ausführliche Erzählung über den Thatbestand, die er Species facti nannte, wobei er nur darin irrte, daß er ein größeres Gewicht auf seine Abmahnungen legte, als denselben zukam; aber der König war damit noch nicht zufrieden; er ordnete eine Specialinquisition gegen ihn an und wäre sogar nicht abgeneigt gewesen, die Tortur in Anwendung zu bringen; Grumbkow bemerkte ihm aber, das könne zu Verantwortung führen, und es wurde unterlassen.

Auch alle Anderen, die in einer Beziehung zu dem Prinzen gestanden, wurden vernommen: der Kammerdiener, der Page, Oberstlieutenant von Rochow, die Lieutenants Ingersleben und Spaen, mit denen er in Potsdam Umgang gepflogen, sein früherer Untergouverneur Oberst Kalkstein, jener Bernezobre, der ihm das erste Geld ge=

1) Instruction vor den General Buddenbrock, auf was Art er des Königs Sohn Friedrich von Wesel nach Cüstrin wohlverwahrt bringen soll.

liehen, der ihm Juwelen verkauft und abgekauft, auch ein junges Mädchen, Dorothea Ritter, Tochter eines kurz vorher nach Potsdam gekommenen Schulmannes, die er ein paar Mal an ihrer Hausthür gesprochen, und der er einige kleinen Geschenke gemacht hatte; auf das härteste mußte sie büßen.

Aus den Aussagen, die in den Acten vorkommen, ist unsere Erzählung der Ereignisse zusammengesetzt worden; das Merkwürdigste, was außerdem daraus hervorgeht, ist die Haltung des Prinzen.

Er bekennt, daß er sehr Unrecht gethan habe, und sucht sich nicht zu vertheidigen. Nur will er nicht zugestehen, daß der Fluchtversuch als Desertion betrachtet werden dürfe; so könne man es nicht nennen, daß er sich der Ungnade seines Vaters habe entziehen wollen. Dabei entschlüpft ihm nichts, was seiner Mutter oder seiner Schwester hätte zur Last gelegt werden können. Ueber das Verhältniß zu England, welches sein Vater kennen zu lernen besonders begierig ist, das aber nicht so entscheidend gewesen war, wie derselbe wohl dachte, drückte er sich mit Vorsicht und Zurückhaltung aus.

Bei einem Verhör, das auf dem Wege nach Cüstrin, zu Mittenwalde, am 8. September mit ihm vorgenommen wurde, mußte er erfahren, daß Katte nicht entkommen sei, und man deutete ihm an, es könne diesem wohl das Leben kosten. Er ließ seinem Vater vorstellen, er möge ihn als den Schuldigen ansehen und Katte als den Verführten: er, als des Königs Sohn, habe auf jeden Fall die größere Strafe verwirkt; er würde sein Leben lang seine Seelenruhe nicht wiederfinden, wenn Jemand seinetwegen den Tod erleiden sollte.

So kam er nach Cüstrin, wo er in eigentlich scharfen Arrest genommen ward, in einem Zimmer, das mit neuen starken Schlössern und Riegeln verwahrt wurde; an der Thür standen zwei Wachen, auf der Treppe noch eine; der wachthabende Offizier schlief in dem Vorzimmer; Niemand durfte länger bei ihm bleiben als vier Minuten. Der König hatte die Artikel selbst aufgesetzt, auf welche hier am 16. September durch den Generalauditeur Mylius ein neues Verhör mit ihm angestellt wurde. Besonders merkwürdig sind darunter die letzten, gegen welche Mylius einige Einwendungen machte, wegen der Folgen, die daraus entspringen könnten; der König wiederholte ihm jedoch den unabänderlichen Befehl, sie vorzulegen[1]). Der

1) „Ich befehle es euch: es ist meine strenge Ordre, die ich habe selber meinem Secretär in die Feder dictirt; ich befehle euch, meine Ordre auf meine Verantwortung zu exequiren.“

erste ist: was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Complotte zur Desertion mache; der Prinz antwortete: er glaube nicht, gegen die Ehre gehandelt zu haben. Der zweite: ob er sich noch für würdig halte, Landesherr zu werden; der Prinz: er könne sein eigener Richter nicht sein. Der dritte: ob er sein Leben geschenkt haben wolle oder nicht; der Prinz: er unterwerfe sich der Gnade des Königs. Es war die schwerste Stunde, die er noch erlebt, wo seine Geistesgegenwart auf eine ernste Probe gestellt wurde. Endlich kam Mylius auch mit dem vierten und letzten Artikel hervor: da Friedrich sich der Succession unwürdig gemacht, indem er seine Ehre gebrochen, da er auch sein Leben verwirkt habe, ob er, um dieses zu retten, auf die Erbfolge Verzicht leisten wolle, dergestalt, daß die Renunciation von dem Reiche bestätigt werde. Der Prinz antwortete gefaßt und besonnen, an seinem Leben liege ihm so viel nicht; aber er denke, Se. Majestät werde nicht so ganz ungnädig auf ihn sein. Nach Beendigung des Verhörs stieg ihm die Besorgniß auf, sein Vater wolle ihn in ewigem Gefängniß halten. Er bat die Commission, ihn noch einmal zu hören, was am 1. October geschah. Diese glaubte schon, er werde etwas mehr von dem Antheil Englands bekennen; er blieb aber bei den letzten Artikeln stehen und erklärte, fortwährender Arrest würde ihm unerträglich sein; lieber sei ihm Verzichtleistung oder der Tod. Solle er sterben, so möge man es ihm bei Zeiten sagen; könne er aber durch Renunciation die Gnade des Königs erlangen, so wolle er sich dem Willen desselben darin unterwerfen; der König möge mit ihm machen, was er wolle, so werde er ihn dennoch lieben und verehren.

Nachdem die Verhöre beendigt waren, wurde ein Kriegsgericht in Köpenick niedergesetzt, um über den Prinzen und seine Mitschuldigen zu sprechen. Es war nach dem für den militärischen Rang des Prinzen in Anwendung kommenden kriegsrechtlichen Gebrauche aus 3 Generalmajoren, 3 Obersten, 3 Oberstlieutenants, 3 Majoren, 3 Capitänen[1]) zusammengesetzt; den Vorsitz führte der Generallieutenant Schulenburg, ein Mann, der militärisches Wesen mit sehr ausgesprochenen religiösen Gesinnungen vereinigte, ganz wie der König es wünschte. Die beiden Auditeure Mylius und Gerbett waren zugegen.

1) Die Generale: v. Schwerin, Graf Dönhof, v. Linger; die Obersten: v. Derschau, v. Stedingk, v. Wachholz; Oberstlieutenants: v. Weiher, v. Schenk, v. Milagsheim; Majore: v. Einsiedel, v. Lestewitz, v. Lüderitz; Capitäne: v. Podewils, v. Jeetze, v. Itzenplitz.

Am 25. October 1730 ward den Versammelten das erste, am 26. das zweite Volumen der Acten vorgelesen. Hierauf schwuren sie, auf die vorgelesenen Acten Recht zu sprechen, nach bestem Wissen und Gewissen, gemäß den königlichen Kriegsartikeln, Rechten und Gewohnheiten, ohne irgend eine menschliche Rücksicht. Am 27. gaben sie nach den verschiedenen Rangklassen ihr Urtheil ab.

Was den Prinzen anbetrifft, so waren sie alle darüber einig, daß es ihnen als Vasallen und Unterthanen nicht zukomme, über Vorfälle zu richten, die in der königlichen Familie stattgefunden; es würde sogar, sagen die Generale, gegen ihre Pflicht laufen, über dieselben eine solche Nachforschung anzustellen, wie für ein gründliches Urtheil erfordert werde. Die Capitäne bemerken noch: die vorgehabte Flucht sei doch nicht zu Stande gekommen; der Prinz sei durch den scharfen Arrest schon hinreichend bestraft; die Oberstlieutenants: die Entschließungen des Kronprinzen seien verschiedenartig gewesen; in den Kriegsartikeln sei nichts enthalten, was auf diesen Fall passe. Man sieht, die Meinung des Kronprinzen, daß sein Vorhaben nichts mit Desertion gemein habe, behielt hier die Oberhand. Die Obersten fügten hinzu, die intendirte, aber nicht exequirte Flucht sei eine Staats- und Familiensache zwischen dem großen Könige und seinem Sohne. Insgesammt legten sie darauf noch besonderen Nachdruck, daß er sich der Gnade seines Vaters und Königs so vollkommen unterwerfe [1]).

Ich finde nicht, daß König Friedrich Wilhelm das Mindeste hiegegen eingewendet, oder daß er jemals im Ernst daran gedacht habe, seinen Sohn mit dem Tode zu bestrafen [2]). Wahr ist, daß Viele von

1) Seit ich dies im Jahre 1847 aus den Acten berichtete, sind die Protokolle aus dem Schulenburger Archiv durch den Druck veröffentlicht worden. (Danneil, Vollständige Protokolle des Köpenicker Kriegsgerichts 1861.)

2) Die Tradition war, der Kronprinz sei von dem Kriegsgericht mit allen Stimmen gegen zwei zum Tode verurtheilt worden (Preuß, Geschichte Friedrichs des Großen, I, S. 47), woran sich dann die weitere knüpft, der König sei durch fremde Intercession, namentlich des kaiserlichen Hofes, abgehalten worden, dieses Urtheil vollstrecken zu lassen. Wenn nun aber der Spruch des Gerichtes von entgegengesetzter Natur ist, so fällt alles weg, was daran geknüpft wird. Wie hätte auch der König nur daran denken können, über seinen Sohn um eines häuslichen Haders willen, von dem ihm sein Gewissen doch sagen mußte, daß auch er eine Schuld daran habe, die äußerste aller Strafen zu verhängen! Wenn man zum Beweise dieser Absicht sein Schreiben an den Kaiser anführt, in dem es heißt: nur aus Rücksicht auf die kaiserliche Fürbitte habe er seinen Sohn pardonniret, so bezieht sich das nur

seiner aufbrausenden Natur, vielleicht auch durch eine oder die andere zornige Aeußerung veranlaßt, das Aeußerste befürchtet haben. Die befreundeten Fürsten versäumten nicht, sich für den Gefährdeten zu verwenden; König Friedrich von Schweden erinnerte Friedrich Wilhelm an das Vertrauen, welches seine Familie, sein Volk, alle Protestanten zu ihm hätten; König August von Polen, er möge die Sache nicht mit militärischer Strenge, sondern als ein großer Herr mit Großmuth behandeln; Kaiserin Anna von Rußland sagt, der Kronprinz, von dessen ausnehmenden Fähigkeiten und Eigenschaften man so viel Rühmliches melde, sei gewiß nur auf einen Augenblick durch unbesonnene Leute verführt worden. Ebenso drückt sich auch Karl VI in seinem Intercessionsschreiben aus [1]). Noch sei zwar, heißt es darin weiter, der Kronprinz von der Neigung des Kaisers zu dem königlichen Kurhause Brandenburg nicht recht überzeugt; aber diese Verwendung werde sie ihm außer Zweifel stellen; von der beständigen Vertraulichkeit der beiden Häuser hange ihre Wohlfahrt ab. Wer wollte leugnen, daß so viele Vorstellungen einigen Eindruck auf den König hervorbringen konnten! Doch dürfte man nicht sagen, daß sie seinen Entschluß bestimmt hätten: auch nicht die kaiserliche, obwohl das Antwortschreiben, die freundliche Annäherung mit einer entsprechenden erwiedernd, dahin zu deuten scheint; Seckendorf, dem es überlassen war, zu beurtheilen, ob, wann und wie weit sich etwas für den Kronprinzen thun lasse, überreichte das Schreiben, zu dem er selber den Entwurf gemacht, erst am 31. October, als das Urtheil des Kriegsgerichts dem König überreicht und von ihm, insofern es den Kronprinzen betraf, ohne Widerrede hingenommen war.

auf die im Briefe vorangehende Aeußerung, daß alle seine Ermahnungen — er meint doch auch die politischen — bei dem Kronprinzen vergeblich gewesen seien, so daß er mit rechtem Ernste wider ihn habe verfahren müssen; auch jetzt habe er Ursache, ihn einen solchen empfinden zu lassen. Daß er dies nicht thut, sondern seinem Sohne Verzeihung angedeihen läßt, ist es, was er der Intercession des Kaisers zuschreibt. Aber wie weit ist dies von der Tradition entfernt, er habe das Leben seines Sohnes aus Rücksicht auf den kaiserlichen Hof geschont! Ein einigermaßen haltbarer Beweis für die angebliche Absicht des Königs ist nirgends beigebracht worden. Dennoch wird die traditionelle Erzählung noch immer festgehalten.

1) „Diese aus aufrichtig und liebreichster Neigung — — — ergehende Vorschrift." In dem Leben Seckendorfs, wo dies Schreiben sammt den Antworten des Königs und des Kronprinzen zuerst mitgetheilt wurde (IV, 285), wird die Ueberreichung auf den 1. November angesetzt. Die Antwort des Kronprinzen war diesem wörtlich vorgeschrieben.

Was in seiner Seele vorging, kann man daraus abnehmen, daß er sich mit den Büchern Samuels beschäftigte und die Stelle ausdrücklich angeführt hat, in welcher es heißt, daß König David seinen Feldhauptleuten anbefohlen habe, säuberlich mit Absalom zu verfahren [1]).

Mit dem Urtel dagegen, welches das Kriegsgericht nach einiger Meinungsverschiedenheit über Katte gesprochen, war der König nicht einverstanden.

Von jenen Rangklassen hatten ihn drei, unter anderen auch aus dem Grunde, weil er sich mit fremden Ministern eingelassen und in Sachen gemischt habe, die zwischen dem König und seinem Sohne vorgefallen, zum Tode verurtheilt, aber zugleich der königlichen Gnade empfohlen. Die beiden anderen dagegen zogen in Betracht, daß sein Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen sei, und verurtheilten ihn — denn sehr schuldig sei er allerdings, da es niemals so weit gekommen wäre, hätte er nicht dem Prinzen Vorschub geleistet — zu immerwährendem Festungsarrest. Der Vorsitzende, der für sich allein eine Stimme führte, gesellte sich der letzteren Meinung bei [2]), und da auf diese Weise Gleichheit der Stimmen entstand, so vereinigte man sich nach dem in Fällen solcher Art gewöhnlichen Rechtsgebrauch auf das mildere Urtheil, welches dem König als das der Gesammtheit vorgelegt wurde.

Dieser meinte, es sei ein Urtheil, aus Menschenfurcht geflossen, und ließ das Gericht am 31. October nochmals zusammentreten, um über Katte anders zu sprechen; das Kriegsgericht blieb jedoch bei seinem Spruch, jede einzelne Klasse und alle zusammen.

Hierauf nahm sich der König vor, das Urtheil zu verändern. Eben darum, sagt Mylius, sende man gesprochene Urtheile dem souveränen Landes- und Kriegsherrn ein, damit er solche nach seiner umfassenden Einsicht und Machtvollkommenheit entweder mildern oder vielleicht auch schärfen könne [3]). Der König selbst sagt: Katte, obgleich als Offizier der Garde ihm noch mehr als Andere persönlich verpflichtet, habe doch „mit der künftigen Sonne tramirt", sich behufs der Desertion mit fremden Gesandten in „Durchstechereien" eingelassen;

1) Droysen, Geschichte der preuß. Politik IV, 3, S. 111.

2) Votum des Präsidis: „da die Sache doch nicht zum Effect gekommen, ja nicht einmal Zeit und Ort festgesetzt gewesen."

3) Zumal wo bonum publicum solches erfordern sollte. Mylius in einer nach England bestimmten Deduction.

dadurch habe er das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen und sich des Todes durch das Schwert schuldig gemacht; würde er ihn schonen, so würde er sich in Zukunft auf Niemanden mehr verlassen können, der in Eid und Pflicht bei ihm stehe. Katte wandte sich noch einmal in einem ausführlichen Schreiben an des Königs Gnade. Er klagt sich darin jugendlicher Unbedachtsamkeit und Verirrung an; doch sein Wahn, frei von versteckten Absichten, sein durch Liebe und Mitleiden eingenommenes Herz rufe um Erbarmen: ein verdorrender Baum werde noch eine Weile geschont; er aber werfe schon wieder neue Knospen der Treue und Unterthänigkeit. Der König jedoch blieb unerbittlich; er ließ ihm sagen, es sei besser, daß er sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt komme. Er hatte in seinem harten Sinn festgesetzt, daß Katte auf der Festung von Cüstrin, vor des Prinzen Augen, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden sollte.

Dies sein Gebot ward vollzogen am 6. November.

Früh am Morgen erfuhr Friedrich, was ihm zu sehen bevorstand. Er forderte, man möge innehalten und durch eine Staffette dem Könige melden, daß er, der Prinz, dem Tod oder der Entsagung, oder, was schlimmer als beides, dem ewigen Gefängniß sich unterwerfen wolle, wenn der Freund verschont werde. Wer hätte es aber wagen können, der schlechthin befohlenen und schon beginnenden Execution Einhalt zu gebieten? Um sieben Uhr zog ein Commando der Garnison auf dem Wall auf und stellte sich im Kreise um die bestimmte Richtstätte; bald darauf führte ein Commando von den Gensd'armes der Garde, bei denen Katte gestanden, den Verurtheilten herbei. Sowie Katte erkannte, daß er keine Begnadigung hoffen dürfe, hatte er sein ganzes Gemüth dem Troste der Religion geöffnet; der Prediger hatte ihn überzeugt, daß er zur Rettung seiner Seele diesen saueren Weg geführt werde; jetzt erschien er gefaßt und muthig. Es ist ganz wahr, daß die Richtstätte sich unmittelbar unter den Fenstern des Prinzen befand, über der Mühlenpforte bei der Wache. Katte stand schon in der Mitte des Kreises, und man wollte eben sein Urtheil verlesen, als der Prinz, der am Fenster erscheinen mußte, ihm zurief, er möge ihm verzeihen. Katte antwortete: er wisse von nichts, das er ihm zu verzeihen hätte [1]), nahm sich selbst das Hals=

1) General Lepel, Bericht vom 8. November, giebt die Worte an: „Je vous demande mille pardons", worauf Katte ungefähr geantwortet: „Monseigneur vous n'avez rien à me demander", was wohl keinen anderen Sinn haben kann als den angegebenen.

tuch ab und richtete sein Gesicht nach dem Prinzen: die Augen auf ihn geheftet, so wollte er sterben. Friedrich ward bei dem Anblick von einer Ohnmacht ergriffen [1]); als er wieder zu sich kam, war Alles vorüber; Kopf und Rumpf des Todten lagen zusammengefügt auf dem Platze; er wich nicht von seinem Fenster, bis Nachmittags ein paar Bürger erschienen, den Körper in den Sarg zu legen und wegzubringen; auch alsdann verwandte er kein Auge von der Richtstätte; in der Nacht hörte man ihn mit sich selber sprechen; am anderen Morgen sagte er, der König habe ihm Katte nicht nehmen können; unaufhörlich stehe ihm derselbe vor den Augen.

Wenn dann der nämliche Geistliche, der den Freund zum Tode vorbereitet hatte, bei ihm erschien und religiöse Gespräche mit ihm anfing, so entstand in ihm der Gedanke, daß auch er über acht oder vierzehn Tage denselben Weg zu gehen bestimmt sei.

Wer kann die Wirkung ermessen, die solch ein Ereigniß, dies heftige Emporstreben aus einem drückenden, verletzenden Zustand und, da es mißlingt, die doppelte Gewalt der unüberwindlichen Nothwendigkeiten, die das Leben bedingen, der Anblick des denselben zum Opfer fallenden Freundes, dies Schwanken zwischen Leben und Tod, auf eine noch nicht vollkommen befestigte, in ihrer Entwickelung begriffene, großer Dinge fähige Seele ausüben mußte!

Merkwürdig finde ich, daß in dem ganzen Laufe des Verhörs kein Wort des Hasses, keine Spur einer politischen Absicht zum Vorschein kommt. Wie ganz anders als etwa bei Don Carlos von Spanien, der in fieberhafter Gereiztheit von der Ermordung seines Vaters gesprochen hat, oder bei dem russischen Alexei, welcher die Absicht in sich nährte, alles rückgängig zu machen, was sein Vater geschaffen, diesen als einen Unterdrücker des Vaterlandes betrachtete, sich als den geborenen Befreier desselben, nicht von seinem Vater das Reich erben, sondern von dem Kaiser Karl VI eingesetzt werden wollte [2])! Hier könnte man von einer politischen Absicht höchstens des Vaters reden, der den Versuchen, von der Fremde her in sein Haus und seine Politik einzugreifen, auf immer ein Ende zu machen

1) Lepel: „Die Execution ist vor seinen (des Prinzen) Augen verrichtet worden, und hat der Katte, nachdem er sich entblößet, das Gesicht gegen ihn gekehret, worüber der Kronprinz in Ohnmacht gefallen und der Capitän zutreten und ihn halten müssen."

2) Einige seiner Geständnisse bei Bergmann, Peter d. Gr. IV, 240, 279. Affanaßjews 283.

entschlossen war; er befand sich ungefähr auf einer Stufe des Staatslebens, wie Cardinal Richelieu hundert Jahre früher, der die Beziehung, in welche sich Spanien zu der höchsten Gewalt in Frankreich setzen wollte, in der Mutter und dem Bruder seines Königs mit gewaltsamem Eifer bekämpfte. Uebrigens sehen wir hier nur einen Vater, der seinen Sohn und Nachfolger nach seinem Sinn haben will, und einen Sohn, in dem sich ein angeborener Bildungstrieb dagegen sträubt, der einer abweichenden Lebensansicht ohne Bedenken folgt, dabei auf Abwege geräth, die ihn weiter und weiter hätten führen können, jetzt aber unter gewaltigen Erschütterungen genöthigt wird, davon zurückzukommen.

Indem der Prinz am meisten fürchtete, noch zum Tode verurtheilt zu werden, ließ ihm der König ankündigen, da er durch den Prediger von seiner Reue und Zerknirschung unterrichtet worden, so wolle er einen Anfang der Vergebung machen und ihn aus dem scharfen Arrest lassen. Friedrich wollte es kaum glauben; er hielt es erst für wahr, als man ihm den Brief seines Vaters im Orginal vorzeigte.

Dieser war jedoch nicht ohne Bedingung Der Vater wollte keine Erleichterung gewähren, wenn sich der Sohn ihm nicht von neuem durch einen Eid verpflichte.

Friedrich mußte schwören, seinem Vater allezeit treu und gehorsam zu sein, nie und nimmermehr zu versuchen, sich der königlichen und väterlichen Gewalt desselben zu entziehen; sollte er hinführo nicht in allen Stücken dem Willen und Wohlgefallen seines Vaters nachleben, so wolle er der königlichen und kurfürstlichen Succession auf ewig verlustig sein [1]).

Er schwur dies in Gegenwart der Generale Grumbkow und Glasenapp und einiger höheren Civilbeamten, die zu diesem Zweck nach Cüstrin gekommen, sowie derjenigen, die ihm jetzt als besonders zuverlässige Leute beigegeben wurden.

Dies waren die Kammerjunker Natzmer und Rohwedel. und ein königlicher Rath, Wolden, dem die Oberaufsicht anvertraut ward [2]).

1) Der König an den Prediger 8. Nov. Eine erste Formel hatte der König als ungenügend verworfen. Er ließ den Kronprinzen ausdrücklich erinnern, reservationes mentales kenne man hier zu Lande nicht, worauf dieser sagt, er wisse sehr wohl, daß man einen Eid in der Meinung schwören müsse, in welcher ihn der verstanden, der ihn vorschreibt, wünscht ihn aber vorher zu sehen.

2) Wie es in der Instruction heißt, „welche Se. Königl. Majestät dero Kron=

Auch sie mußten einen Eid schwören — bei dessen Ablegung sie erzitterten —, daß sie nur Einen Gott anerkennen wollten und Einen König, Friedrich Wilhelm, als ihren Herrn.

In deren ausschließendem Umgange sollte der Prinz in Cüstrin, auf dessen Ringmauern er beschränkt war, noch eine strenge Schule durchmachen.

Des Königs Gedanke war schon immer gewesen, ihn in der Verwaltung arbeiten zu lassen: denn ein Fürst, der nichts von Administration und Oekonomie verstehe, gerathe in die Hände der Günstlinge und werde verachtet.

Den Tag nach jener Eidesleistung ward der Prinz in die Kriegs- und Domänenkammer in Cüstrin eingeführt. An einem untenan gestellten Tische nahm er als Auscultator mit einem der beiden Kammerjunker Platz [1]). Hier sollte er alle Tage von sieben bis halb zwölf und von drei bis fünf Uhr arbeiten; wir finden die Protokolle der Sitzungen von ihm ebenfalls untenan hinter den Räthen unterzeichnet; in den späteren Stunden sollten dann der Präsident Münchow oder der Director Hille ihn über die Kammersachen, die er noch nicht verstehe, unterrichten. Er sollte keine Briefe schreiben, auch nicht an seine Geschwister, nur in bestimmten Zeitabschnitten an König und Königin, Musik weder machen noch auch nur hören, Fremde so wenig wie möglich sehen, und nie sollte Jemand von Politik mit ihm sprechen; nur von Gottes Wort und der Landesverfassung durfte die Rede sein. Von allen Büchern der Welt wurden ihm nur drei gestattet, die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arndts wahres Christenthum; habe er noch Zeit übrig, so könne man ihm die alten Papiere des Markgrafen Johann von Cüstrin, Bruders Joachims II, eines der ersten deutschen Fürsten, welche echten Sinn für Staatshaushaltung entwickelt haben, aus dem Archiv vorlegen: die möge er studiren [2]).

Der König verwarf den Vorschlag, den ihm Münchow und Hille machten, dem Kronprinzen wenigstens einige Bücher über Finanzen

prinzen Hoheit vorgesetzt, um zu Cüstrin bei ihm zu seyn und auf ihn Achtung zu geben."

1) Das erste Protokoll einer Sitzung in seiner Gegenwart ist vom 20. Nov. Darin kam eine Beschwerde des Herzogs von Merseburg über ein Verbot sächsischer Waaren, besonders Tücher, in Frankfurt a. d. O. vor.

2) „Wenn er mehr Lust zu lesen hat, sollen sie ihm aus dem Cüstrinschen Archiv die Schriften und Documente der alten Verfassung des Markgrafen Hans holen lassen, da er sich mit Lesen dieser nützlichen Sachen divertiren kann; wenn er das ganze Archiv ausgelesen, soll Wolden darüber berichten."

und Polizei mittheilen zu dürfen; aus Büchern, sagte er — wie ganz verschieden von seinem Sohne —, lerne man nichts; eben durch unnütze Lectüre sei der Prinz verdorben worden. Wir finden, daß hierauf den Acten jenes alten Markgrafen auch in Berlin nachgefragt wird.

Man meinte den König zu gewinnen, als man ihm nicht lange nach dem Anfang ein Project über Verbesserung der Spinnwerke in Preußen, das der Prinz verfaßt habe, einschickte. Der König wollte nicht glauben, daß es von ihm herrühre; überhaupt aber sollte er sich nicht mit Verbesserungsentwürfen beschäftigen, sondern Anschläge auf Grund und Boden machen lernen, sich um die Viehzucht bekümmern: denn er müsse erfahren, wie viel Mühe es einem Bauern koste, so viel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen. Im Mai brachte Friedrich wirklich einen Arrendeanschlag nach einer aufgegebenen Morgenzahl zu Stande, den man dem König schickte; Hille sagt, weder er noch der Präsident könne einen besseren machen; der Prinz habe es vortrefflich gelernt.

Und noch eine andere Sache kam in den ersten Monaten zu Cüstrin vor, von zartestem Inhalt, die oben berührte religiöse Meinungsverschiedenheit. Des Königs Geblüt wallte ihm auf, wenn er bedachte, daß sein Sohn an der calvinistischen Lehre von der Prädestination festhalte, nach welcher dann, so verstand er sie, einige nichts als Gutes, andere, zur Verdammniß bestimmt, nur Böses vollbringen könnten; er fand das unbiblisch und seelenverderblich. Friedrich aber war in den Beweisen für diese Ansicht sehr gut bewandert[1]; ich denke, daß die theologischen Aufsätze von seiner Hand, die Katte nach seiner Aussage bei ihm gesehen hat, diesen Punkt betrafen, der ihm der wichtigste war: er wußte, daß auch Luther anfangs eine verwandte Meinung behauptet habe, und wollte sie nicht fahren lassen. Unaufhörlich disputirte seine Umgebung mit ihm darüber. Zuerst brachte man ihn zu der Erklärung, er halte die Lehre mehr für philosophisch, als für theologisch, ohne Werth für das praktische Christenthum; aber der König antwortete, das sei eine Ausflucht: er müsse leider befürchten, daß sein Sohn nicht ehrlich zu Werke gehe. Dann gab sich Hille, ein Mann von allgemeiner Bildung und nicht

1) Gegen den Prediger Müller benutzt der Prinz gleichnißartige Argumente, z. B. von den Rädern in einer Uhr, die aber ineinander greifen müssen: die Stelle 2. Petri 2, 1 war ihm in dieser Beziehung noch neu. Dagegen stützte sich Friedrich auf Römer 9.

ohne Geist, in Gesprächen sowie in Briefen Mühe, die schlimmen Consequenzen jener Ansicht zu entwickeln. Da der Prinz diese nicht zugeben wollte, so suchte man ihm zu beweisen, daß er dann zu einer Auffassung genöthigt werde, bei der Alles eigentlich nur ein Wortstreit sei. Hille behauptet, das habe den Prinzen überwunden. Von Friedrich selbst wissen wir nur, daß er sagt, er wolle für seine Meinung nicht zum Märtyrer werden.

Der König war höchlich zufrieden, als er von dieser Annäherung erfuhr; er ließ sich nun etwas gnädiger vernehmen und schickte Predigten, um den Prinzen vollends des Irrthums zu überzeugen, worin er geschwebt habe.

Ob dies aber nicht der Weg war, ihm beide Meinungen zu verleiden? Wenn die eine nicht als folgerecht erschien und die andere zu Folgerungen führte, die anderen unantastbaren Grundsätzen widersprachen, mußten sie einem forschenden Geiste nicht beide gleichgültig werden?

Zuweilen empfand Friedrich die Unterwürfigkeit, in der man ihn hielt, sehr bitter; es fuhr ihm wohl eines Tages durch den Sinn, sich hier im Gefängniß nochmals in Widerspruch gegen seinen Vater zu setzen und umzukommen mit Ehren. Man überzeugte ihn aber, daß auch das Ertragen von Widerwärtigkeiten ihm Ehre mache.

Darin bestärkten ihn ohne Zweifel die Briefe, die zuweilen anonym, mit verstellter Hand geschrieben, an ihn gelangten, wahrscheinlich von seiner älteren Schwester, worin eine feuerige Bewunderung seiner Haltung ausgesprochen wurde [1]): so viele Selbstbeherrschung lege er an den Tag; er thue nie etwas, als was an der Zeit; in allen Dingen sei er vollkommen; er wisse sein großes Herz den Geboten der Vernunft zu unterwerfen.

An und für sich wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, den Willen des Königs vollkommen zu vollstrecken.

Der König konnte anordnen, daß sein Sohn nie einen Franzosen sehen, kein französisches Buch, keine französische Zeitung lesen sollte — von Zeitungen überhaupt nur die Berliner, Hamburger und die Intelligenzblätter —; aber das erweckte in diesem vielleicht nur eine um so stärkere Vorliebe für das Französische. Verse in dieser

1) Es heißt von ihm:
Celui-ci est parfait en toutes ses actions,
Maître de ses passions il sait les commander,
Son grand coeur est soumis aux loix de la raison,
Il ne fait jamais rien qui ne soit de saison.

Sprache zu machen, ließ er sich nicht nehmen, selbst wenn man ihm sagte, daß sich das für ihn nicht schicke; es sind deren noch übrig, worin er sich über seine Widerwärtigkeiten tröstet, nicht ohne Spuren von einem Geiste, dem diese Ausdrucksweise einmal zur anderen Natur werden sollte. Man nahm mit Erstaunen wahr, wie so ganz der Geschmack daran ihn beherrsche; Hille meint, eine epigrammatische Wendung mache dem Prinzen mehr Vergnügen, als der einfache gesunde Menschenverstand; mit weisen Lehren erreiche man nichts bei ihm: man müsse ihm die lächerliche Seite der Dinge zeigen[1]). Friedrich hat wohl selbst seinen Zustand durch scherzhafte Ordres ironisirt, die mit allen Förmlichkeiten des Kanzleistyls abgefaßt sind.

Seine Umgebung, die in ihm immer den Prinzen erblickte, ihren künftigen Herren, sah ihm alles nach, was mit den strengen Befehlen, die der König gegeben hatte, irgend zu vereinigen war.

Auch Grumbkow näherte sich; da der Prinz und seine Gesellschaft einige Mal fehlgegriffen, gab er endlich an, was man von Cüstrin aus an den König in ostensiblen Briefen und an ihn selbst zu schreiben habe.

Hierauf, und nachdem nun auch ein Jahr der Buße vergangen, entschloß sich der König, seinen Sohn wiederzusehen. Die Zusammenkunft fand im Regierungsgebäude zu Cüstrin statt, am 15. August 1731. Ich will sie nicht schildern, da man sie schon kennt[2]) und Einiges von Seiten des Prinzen für den Fall vorbedacht war. Aber als der König mit väterlicher Wärme ihm vorstellte, was daraus erfolgt sein würde, wenn sein Plan gelungen wäre, besonders wie unglücklich die Königin darüber hätte werden müssen, ihn fragte, warum er doch einen Vater anfeinde, der nur für ihn arbeite und damit nicht einmal seine Freundschaft erwerben könne, fühlte sich Friedrich überwältigt; wenn wir es so bezeichnen dürfen, das Erz, welches sein Herz umgab, ward gebrochen; er empfand, daß der König ihn wirklich liebe; so warf auch er sich demselben mit einer Hingebung zu Füßen und drückte ihm ein kindliches Gefühl aus, das jenseit aller Vorbereitung lag. Er bekannte Einiges, was er bisher allezeit verborgen gehalten; sie schienen auf immer versöhnt. Man müßte blind sein,

1) Hille an Grumbkow 18. Dec. 1730: Dites ou écrivez lui tout ce, que vous voulez; si cela n'est pas assaisonné de quelques traits d'esprit, il s'en moque. S'il y en a, il admire, il pèse avec exactitude s'il y en a trop ou trop peu du sel attique; mais pour ce, qui est du réel, il se ne met pas guère en peine.

2) Nachricht von Grumbkow an Seckendorf bei Förster III, 50.

sagt Hille, wenn man darin nicht den Finger der Vorsehung erkennen wollte.

Der Prinz bekam hierauf die Erlaubniß, zuweilen Cüstrin zu verlassen und die nächsten Aemter zu besuchen.

Er war jetzt dahin gebracht, daß er es als ein Glück empfand, wieder freie Luft athmen zu können. Es gewährte ihm mehr Vergnügen, durch das Feld zu reiten, als der Jagd zu pflegen, obwohl auch das letzte geschah und dem Vater, der es gern hörte, ein ausführlicher Bericht darüber zugestellt ward.

Vorzüglich wurden die Aemter bereist: Quartschen, Carzig, Wollup. Einen nicht geringen Eindruck machte es ihm, als er hörte, das letzte habe früher nur 1600 Thaler eingetragen und sei durch seines Vaters Einrichtung bis auf einen Ertrag von 22,000 Thalern gebracht worden. Er besah sich dann Gebäude, Vieh, Aecker, das ganze Gebiet und fand, daß es noch neuer Verbesserungen fähig sei, besonders wenn man die Brüche austrockene, die keinem Menschen etwas nützen.

Eine so vollkommene Umgestaltung der Denkart, wie der Vater sie beabsichtigte, war in dem Prinzen jedoch nicht hervorgebracht. Viel zu energisch und von Natur eigenthümlich geartet war dieser Geist, als daß er sich jemals einem anderen hätte unterwerfen können. Aber die Cüstriner Schule, der Umgang mit Männern, die ihm zwar Schonung und Rücksicht bewiesen, doch auch die Wahrheit sagten[1]), brach die bisherige Einseitigkeit seiner Richtung. Man bemerkte bald, daß er Sinn nicht allein für Vergnügen und literarisch Geistreiches hatte, sondern auch für den Ernst und die Arbeit. Er ergriff die cameralistischen Studien mit einem Eifer, den man ihm nicht zugetraut hätte, und nachdem er über die ersten Schwierigkeiten derselben hinweggekommen, fing er an, die Ideen, die sie ihm darboten, auf seine Weise zu combiniren und der Verwaltung eine Theilnahme zu widmen, die aus Verständniß entspringt. Auch zum Soldatenstande zeigte er jetzt eine freiwillige Neigung. Er sprach den Wunsch aus, eine Compagnie in Cüstrin, eine andere in Frankfurt zu haben, um zugleich dem Dienste leben und seine landwirthschaftlichen Beschäftigungen in der dortigen Gegend fortsetzen zu können. Der König wollte es noch nicht glauben; denn es überstieg seine Erwartungen; doch war es ohne Zweifel sehr ernstlich gemeint.

Unter den Entwürfen, die unzweifelhaft von Friedrich stammen,

1) Hille rühmt sich dessen einst: nous avons assez de courage pour dire les choses comme elles sont et sans flatterie.

finden sich zwei, die von großer Merkwürdigkeit sind, der eine über die Nothwendigkeit, den preußischen Handel durch die Herabsetzung der inneren Zölle zu heben und die Vortheile zu benutzen, welche der Besitz der Obermündungen und eine so große Strecke der Ostseeküste in sich schließen, der andere von politischer Natur. Darin wird die geographische Unhaltbarkeit der preußischen Monarchie besprochen. Der Prinz findet, im Osten sei der Besitz von Westpreußen und des noch schwedischen Pommerns unentbehrlich; im Westen werde Cleve sich erst vertheidigen lassen, wenn man auch Jülich und Berg besitze. Soviel wir wissen, hat der König diesen Aufsatz nicht gesehen; aber Seckendorf wußte ihn sich zu verschaffen und schickte ihn an den Prinzen Eugen. Der zeigt sich in seiner Antwort ganz erstaunt über die weitaussehenden Ideen dieses jungen Herrn, der wohl noch flüchtig und unüberlegt, aber lebendig und vernünftig sei, so daß er seinen Nachbarn einmal gefährlich werden könne. Schon machte Friedrich bei Jedem, der ihn sah, den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit. Feldmarschall Schulenburg war erstaunt, wie er die Offiziere seines Regiments, die er ihm vorstellte, empfing, beinahe wie ein König: er fühle, was er sei; er werde es einst zeigen.

Noch waren aber die Fäden nicht alle angeknüpft, an denen sich sein persönliches Leben entwickeln sollte. Indem sich Friedrich zu Gedanken erhob, die ganz anders als die weitfliegenden Pläne, denen er sich früher hingegeben, zugleich praktisch und kühn erscheinen, dachte sein Vater, um jede weitere Abweichung unmöglich zu machen, nun doch darauf, ihn unverzüglich zu vermählen.

Inmitten der Mißverständnisse, selbst nach dem Hothamschen Begegniß, hatte der Londoner Hof auf seine Entwürfe einer Familienverbindung nicht Verzicht geleistet. Er war sogar geneigt, damit eine Annäherung an Oesterreich in Verbindung zu bringen, wie Friedrich Wilhelm zuletzt gefordert; noch im September 1730 hat Harrington eine Eröffnung in diesem Sinne gemacht. Eben damals aber stellte sich bei den Untersuchungen über die Flucht des Kronprinzen heraus, daß die englischen Bevollmächtigten, wenn sie auch nicht so weit gegangen sein sollten, wie man vermuthete, doch die Beziehungen desselben zu ihrem Hofe vermittelt, seine Anfragen nach Hause besorgt, ihm Antworten, wiewohl nicht immer eines Inhalts, wie er ihn wünschte, mitgetheilt hatten[1]. In dem Eifer der Entrüstung, die hierüber

1) Der König an Chambrier 16. September: Vous ne devez pas dissimuler, que la cour d'Angleterre n'avait pas ignoré que le prince méditoit son

in ihm aufstieg, ließ Friedrich Wilhelm dem englischen Geschäftsträger, Gui Dickens, mit amtlicher Bestimmtheit erklären, daß von einer Vermählung zwischen den Kindern beider Häuser, weder einer doppelten, also auch des Kronprinzen, noch einer einfachen, also nicht einmal seiner Prinzessin mit dem Prinzen von Wales, die Rede sein könne; er wolle, sagt er in einer seiner Randbemerkungen, keine englische Prinzessin in seinem Hause sehen, ebenso wenig aber eine der seinen in das englische geben, unter keiner Bedingung, wäre sie auch noch so vortheilhaft. Hiedurch erst wurden diese Verhandlungen auf immer abgebrochen. Im Frühjahr 1731 ward die Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth verlobt; der König suchte für seinen Kronprinzen eine Gemahlin aus einem anderen Hause.

Schon früher und dann von Zeit zu Zeit immer wieder ist die Behauptung aufgetaucht, daß von einer Vermählung des künftigen Königs von Preußen mit der Erbtochter von Oesterreich die Rede gewesen sei [1]), und man wird neugierig, zu erfahren, ob jemals ein solcher Plan gefaßt worden ist. Ich habe darüber nichts gefunden, als eine Aussage Katte's, nach welcher der Prinz geklagt hat, er werde von Seckendorf und Grumbkow zu einer Vermählung mit einer katholischen und kaiserlichen Prinzessin gedrängt. In dem Gefängniß hat dann Friedrich wohl auch einmal hören lassen, um seinen Vater zu begütigen, sei er nicht abgeneigt, sich mit der ältesten Erzherzogin zu vermählen, vorausgesetzt, daß er die Religion nicht zu ändern brauche. Dabei haben aber, wie es scheint, Mißverständnisse obgewaltet. Die beiden Minister haben standhaft geleugnet, jemals einen ähnlichen Gedanken gehegt zu haben, und gewiß ist er weder dem Könige noch auch dem Kaiser in den Sinn gekommen. In Wien dachte man zwar längst nicht mehr an Don Carlos, wie sich ja auch die Politik in ganz anderen Bahnen bewegte. Aber am Hofe lebte der junge Franz von Lothringen, zu dem die Erzherzogin eine frühe Neigung faßte, die mit ihr aufwuchs. König Friedrich Wilhelm erklärte sich von Anfang an ganz damit einverstanden; keinem anderen

évasion que le chevalier Hotham avoit été consulté par le prince sur l'exécution de ce projet etc., sowie an Keppel: man hätte ihm davon Mittheilung machen müssen „si l'on avoit voulu agir en ami avec moi".

1) In den kurzgefaßten historischen Nachrichten zu Behuf der neuen europäischen Begebenheiten 1730, St. 37, war von einer Reise des Kronprinzen nach Wien, zugleich der „Errichtung der Hofstatt" der Erzherzogin die Rede, mit dem Zusatz, daß das auf eine hohe Mariage deute; der Artikel machte damals viel Aufsehen.

als dem gönne er diese reiche Erbin; an seinen Sohn zu denken, verbot ihm schon die Religion, deren Gegensatz, durch die Natur beider Staaten und die Sinnesweisen beider Familien getragen, ein unübersteigliches Hinderniß bildete.

Etwas näher ist der König auf einen anderen Gedanken eingegangen, der damals aufkam, den Kronprinzen mit der präsumtiven Erbin von Rußland zu vermählen.

Es war Elisabeth Catharina Christine von Mecklenburg, Enkelin Iwans, des älteren Bruders Peters I, deren Rechte auch bald darauf von ihrer Tante, Kaiserin Anna, anerkannt worden sind. Am russischen Hofe gab es eine Stimme dafür. Der damals in den auswärtigen Angelegenheiten wirksamste Minister, Ostermann, hat gesagt, wenn er dies Meisterstück der Politik vollbringe, so werde er sich auf immer Ruhe gönnen. Friedrich Wilhelm aber machte Bedingungen, die nimmermehr zu erlangen waren: Beibehaltung der Religion, nicht allein für den Prinzen [1]), sondern auch für alle aus dieser Ehe entspringenden Kinder, und sodann: unmittelbare Eidesleistung der ganzen russischen Armee an denselben als dereinstigen Nachfolger. Auch dann aber wäre noch immer die wichtigste Frage übrig gewesen, in welches Verhältniß der preußische Staat zu dem russischen Reiche treten würde; denn eine Vereinigung von beiden hätte ganz Europa in Bewegung gesetzt. Der Kronprinz, den man einmal gefragt hat, ob er, wenn die Sache zu Stande komme, geneigt sei, auf die preußische Krone Verzicht zu leisten, antwortete, er wolle eine so große Thorheit nicht begehen; wenn er es thäte, so meinte man, würde er es nicht halten, sondern beim Tode seines Vaters an der Spitze einer russischen Armee an den Grenzen erscheinen und sein angestammtes Erbe zurückfordern [2]).

Es war überhaupt nicht bestimmt, daß diese mächtig aufwachsende geistige Kraft dem einen oder dem anderen der benachbarten

1) Nach einem Bericht vom 10. Jan. 1731 wäre man nicht abgeneigt gewesen, dies zuzugestehen; die Prinzessin jedoch werde übertreten müssen; indeß sei der Erzbischof von Nowgorod, der sie unterrichte, im Herzen gut lutherisch. — Unter anderen Einwürfen erscheint auch der, daß man nicht wisse, ob sich nicht Kaiserin Anna noch vermählen und ob nicht später die Nation die Prinzessin Elisabeth vorziehen würde. —

2) Arneth, Prinz Eugen, Bd. III, S. 335 ff. So ungefähr drückt sich auch Prinz Eugen aus, der allen Ernstes über dies Vorhaben in Aufregung gerieth: er fürchte einen Umsturz des ganzen Systems, da sich der Prinz leicht an Frankreich und England anschließen würde.

Reiche zugute kommen sollte. Nur an der Spitze Preußens, wie es der Vater nun einmal gebildet, sollte der Sohn in der Welt etwas bedeuten. Die Gewaltsamkeiten des Vaters hatten, bewußt oder unbewußt, den Zweck, in seinem Nachfolger den Fortsetzer seiner inneren und äußeren Politik zu erziehen; er übte die Disciplin des Schreckens über den Sohn aus, um ihn ganz auf der eingeschlagenen Bahn zu halten. Friedrich Wilhelm suchte jetzt für ihn eine Prinzessin, die weder einen bedeutenden Einfluß an seinem Hofe ausüben, noch ihn in anderweite Verwickelungen abziehen könnte: Preußen sollte vor allen Dingen preußisch bleiben.

Da richtete er nun sein Augenmerk auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern.

Die Gemahlin Kaiser Karls VI. stammte aus diesem Hause, war die Tante der Prinzessin, und es ist kein Zweifel, daß die österreichische Politik — im tiefsten Geheimniß, von dem kein Mensch, außer Grumbkow, nur eine Ahnung haben durfte — durch ihren gewandten Vertreter den Absichten des Königs diese Richtung zu geben gesucht hat. Man glaubte erst dadurch den englischen Entwürfen ein Ende zu machen und den Kronprinzen auf beständig an das Haus Oesterreich zu knüpfen [1]). Man setzte voraus, daß der Prinz von seinem Vater nur kärglich bedacht werden würde, und zeigte sich sehr bereit, ihn in diesem Falle mit Geld zu unterstützen.

Dem König mochte es ganz angenehm sein, daß die Prinzessin eine Verwandte des kaiserlichen Hauses war; hauptsächlich aber fand er zu rühmen, daß sie, wenn auch nicht eben schön, aber bescheiden und gottesfürchtig sei, mit ihm und seiner Gemahlin werde leben können. Anfang Februar 1732 schlug er sie dem Prinzen vor, versprach ihm, daß er auf Reisen gehen sollte, sobald er Erben habe, und forderte ihn auf, sich so rasch wie möglich zu erklären. Gerade damals hat Friedrich eine Inclination zu einem weiblichen Wesen empfunden. In der Nähe von Cüstrin, in Tamsel, hatte er nähere Bekanntschaft mit Frau von Wreech, einer noch in der ersten Blüthe der Jugend stehenden Dame, gemacht, die er zuweilen auf dem Gute besuchte. Er liebte, an sie zu schreiben. Noch sind die Episteln übrig, auf grobem Papier, das in krummen Linien bis an den

1) Prinz Eugen fordert den Grafen Seckendorf (29. Jan. 1732) auf, alles Mögliche unter der Hand anzuwenden, damit des Königs Entschließung je eher je besser zu Stande kommen möge, wozu etwa die Anwesenheit des Herzogs von Lothringen, und wann der Prinz Bevern sich mit ihnen nach Berlin verfügte, eine nochmalige Gelegenheit geben dürfte.

äußersten Rand vollgeschrieben ist; sie sind mit beißenden Charakterschilderungen der Personen seiner Umgebung angefüllt. Der Humor verräth überall tiefe Kränkung. Die Zuschriften, welche der Kronprinz bald in Versen, bald in Prosa an Frau von Wreech richtete, enthalten, soviel wir erfahren, eine fortlaufende Huldigung für die Reize und Vorzüge der jungen Dame, meistens scherzhaft, zuweilen auch leidenschaftlich. Auf eine kaum zweideutige Liebeserklärung antwortete die Dame mit einem poetischen Scherz, in welchem sie zu erkennen giebt, daß die Antwort mit Vorwissen ihres Mannes, des Obersten Wreech, und ihrer Mutter abgefaßt sei [1]).

Welch ein schroffer Uebergang nun von der leidenschaftlichen Huldigung für jugendliche Anmuth und Bildung zu der Aufforderung, sich wider Willen zu vermählen!

In demselben Sinne wie der König schrieb damals Grumbkow an den Prinzen. Er schilderte die Prinzessin von Bevern, die mit ihren Eltern eben damals nach Berlin kam, absichtlich minder vortheilhaft, damit Friedrich sich angenehm überrascht fühlen möchte, wenn er sie sehe; er ließ auf Seckendorfs Wunsch — denn eine Unwahrheit erregte ihnen kein Bedenken — sogar einfließen, der kaiserliche Hof habe die Reise der Bevernschen Familie nicht gern gesehen, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wolle er sich in die Familienangelegenheiten des preußischen Hauses, namentlich des Kronprinzen, mischen, dem man in der Wahl seiner Gemahlin vielmehr volle Freiheit lassen sollte.

Noch einmal gerieth Friedrich in die größten Wallungen des Gemüthes. Auf der einen Seite sah er den Vater, der es im Grunde gut meinte, dessen Zorn zu erwecken entsetzlich war; wenn er sich fügte, konnte er auf ein ungleich freieres und ruhigeres Leben rechnen; sogar eine Reise war ihm in Aussicht gestellt, und er bemerkte kaum, an welche Bedingungen sie geknüpft ward. In einem Augenblick, wo er sich hievon durchdrungen fühlte, schrieb er dem Vater: selbst wenn die Schilderung der Prinzessin, wie er sie mache, zu günstig für sie wäre, so würde er sich doch in Allem seinem Willen fügen.

Sogleich darauf aber erhoben sich ihm entgegengesetzte Betrachtungen.

Sollte er sich für alle Zukunft an ein Verhältniß binden, das

1) Die Briefe reichen vom August 1731 bis Februar 1732. Vgl. Sophie Schwerin, ein Lebensbild von A. v. R., S. 35. Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Th. II, S. 44 und S. 512.

ihm wahrscheinlich unerträglich werden mußte? Er fürchtete, sich einer wenig erzogenen Gemahlin schämen zu müssen, sich neben ihr Jahr aus Jahr ein zu langweilen: von übereinstimmender Gemüthsart und schön müsse die Frau sein, mit welcher er leben solle, lieber zu frei als zu tugendhaft; am wenigsten könne er eine Fromme ertragen, die ein halb Dutzend Heuchler in ihrem Gefolge habe. Kaum war der Brief an den König abgegangen, so schrieb der Prinz in dem entgegengesetzten Sinne an Grumbkow. Unglück gegen Unglück, sagt er, Alles sei ihm einerlei; für die Verirrung, die er begangen, sei er genug gestraft: er wolle nicht die Verpflichtung eingehen, für immer unglücklich zu werden; lieber mache er durch einen Pistolenschuß allen Qualen ein Ende; Gott werde ihn nicht verdammen, wenn er sich von einem unglücklichen Dasein befreie [1]).

Grumbkow, dem der König voller Freude den ersten Brief gezeigt hatte, erhielt am anderen Morgen den zweiten an ihn gerichteten. Man muß gestehen, er hatte jetzt guten Grund, dem Prinzen zu widersprechen. Er führte demselben zu Gemüthe, daß er zu früh, ohne Kenntniß der Sache verzweifle; was wolle er thun, wenn ihn Gott dereinst mit wahren Unglücksfällen heimsuche? Besonders aber sprach er so nachdrücklich wie möglich aus, daß der Prinz hiebei nicht auf ihn zählen dürfe; er werde ihm dienen, soweit es der Dienst des Königs zulasse, aber nicht einen Schritt weiter. Wolle der Prinz den Don Carlos (des St.-Real) spielen, er wolle nicht den Herzog von Gramont machen.

Indem Friedrich diese schroffe Zurechtweisung bekam, traf auch die Antwort des Königs ein, der sich glücklich darüber zeigte, daß er einen so gehorsamen Sohn habe, und ihn anwies, sein Quartier in Cüstrin aufzusagen, Alles zu bezahlen, mit Sack und Pack nach Berlin zu kommen. Die Zeit der Ankunft bestimmte er in seiner Weise auf das genaueste: Dienstag, den 26. Februar, Abends 6 Uhr; es war der Fastnachtsabend. Sollte Friedrich Bedenken tragen, den Ort seiner Gefangenschaft und Verbannung zu verlassen? Er kam zur festgesetzten Stunde.

Am Hofe vermißte man bei seiner Erscheinung etwas von der jugendlichen Anmuth, von der raschen Hingebung an Personen und Dinge, welche man früher an ihm geliebt hatte [2]). Er war größer und stärker, besonnener, kälter, überhaupt männlicher geworden.

1) Je crois que le bon dieu ne me damnerait pas pour cela et ayant pitié de moi en échange d'une vie misérable, m'accordera le salut.

2) Schon im November 1731 hatte er der Hochzeit seiner Schwester bei-

Dem König aber durfte er nicht wagen sich zu widersetzen, auch nicht in dieser persönlichsten Sache. Schon den 28. schritt Friedrich Wilhelm dazu — denn Verzug kannte er nicht —, die Heirath zu Stande zu bringen. Nachdem er den Herzog und die Herzogin von Bevern in Person um ihre Einwilligung ersucht hatte, ward Friedrich herbeibeschieden. Da er erklärte, daß er keinen Widerwillen gegen die Prinzessin fühle, rief man auch diese, die dann als ein gutes Kind antwortete: sie werde alles thun, was Vater und Mutter von ihr forderten; die Person des Prinzen mißfalle ihr mit nichten. Der König bestand darauf, daß dieser sofort seinen künftigen Schwiegereltern zum Zeichen kindlicher Ehrerbietung die Hand küsse.

So eben war auch Herzog Franz von Lothringen nach Berlin gekommen und ward hier auf das beste empfangen. Der König ließ die großen Grenadiere zu Potsdam ihre Uebungen vor ihm machen, die Geschütze von Berlin bei seiner Ankunft abfeuern, Bataillone, deren Paraden er besuchte, ihm ein Vivat bringen, und was dem mehr ist [1]). In seiner Gegenwart wurde die feierliche Verlobung des Kronprinzen am 10. März vollzogen. Der König wechselte die Ringe; dem Prinzen traten Thränen in die Augen, nicht gerade aus Rührung. Ist es wahr, daß die Dame, der er einmal sein Herz gewidmet, sich in der Gesellschaft befunden hat? Man sagt, nach dem Ceremoniell habe sich Friedrich zu ihr gewandt, um sich mit ihr zu unterhalten. — Ueber sein häusliches Leben war nun das Loos geworfen.

Den anderen Tag führte der König den Kronprinzen in das Generaldirectorium ein, für den Anfang unter der Bedingung, daß er noch nichts entscheiden, sondern erst suchen solle, sich zu unterrichten; habe er Zweifel, so möge er nicht widersprechen, sondern die alten Resolutionen des Königs nachsehen. Er beförderte ihn gleichsam wie einen seiner Räthe, von der unteren zur oberen Behörde. Auch in das Militär ward der Prinz wiederaufgenommen, zum Obersten und Chef des bisher Golzschen Infanterieregiments, das in Ruppin stand, erklärt. Er hatte seine Freiheit wieder, aber man sieht, um welchen Preis und mit welcher Verpflichtung zum strengsten Gehorsam.

Der König äußerte viel Genugthuung über den Gang dieser Dinge: man habe ihm in seiner Familie Gesetze geben, ihm vor-

wohnen dürfen; sie erstaunte über die Veränderung, die in ihm vorgegangen war. Mém. de Baireuth I, 343.

1) Zeitungsartikel in Faßmanns Friedrich Wilhelm I, 429.

schreiben wollen, mit wem er seine Kinder verheirathen solle und mit wem nicht; dann habe er zugelassen, daß von der russischen Vermählung gesprochen und die ganze Welt darüber in Wuth gesetzt worden; aber nie sei seine Meinung dahin gegangen; endlich habe er allem Gerede ein Ende gemacht und bewiesen, daß er eben so gut Herr in seinem Hause sei, als andere in dem ihrigen.

Wenn der König diese Angelegenheit als eine durchaus persönliche, individuell-hausväterliche begriff, so wissen wir doch schon, wie der Ehrgeiz der stolzesten politischen Unabhängigkeit in ihm damit zusammenhing; wir mögen wohl noch eine andere Bemerkung hinzufügen.

Nicht in jedem Stadium des politischen Daseins ist einem Volke und Staate die enge Verbindung mit einem anderen ersprießlich; und man darf fragen, ob in dem damaligen die eigene Entwickelung von Preußen durch eine so genaue Allianz mit England, wie die beabsichtigte, gefördert werden konnte. England war zu stark, als daß es bei dauernder Bundesgenossenschaft nicht die schwächere Macht durch sein natürliches Uebergewicht in Schatten gestellt oder mit sich fortgerissen hätte. Und ferner, wenn die englische Cultur, die sich eben in großen und glänzenden Werken erhob, einen gleichsam öffentlich berechtigten Einfluß in Berlin erhielt, welches ohnehin so viele fremdartigen Bestandtheile in sich schloß, so muß zweifelhaft erscheinen, ob es dann dem eigenthümlich deutschen Wesen nicht doch zu schwer geworden wäre, sich selbständig durchzuarbeiten. Wenigstens hätte Alles eine andere Gestalt angenommen. Der Kronprinz, als Statthalter von Hannover in eine immer untergeordnete Verbindung mit dem englischen Hofe gezogen, hätte sich einmal mit aller Gewalt wieder davon losreißen müssen, oder er wäre nie der preußische Friedrich geworden.

Wir werden später sehen, welchen Weg er ging, um trotz der Beschränkung, die ihm auferlegt war, sich doch in Zusammenhang mit der allgemeinen Bildung und den geistigen Tendenzen der europäischen Welt zu setzen; zwischen den Stürmen, die nun ausgetobt, und dem Antritt seiner Regierung war ihm noch eine geraume Zeit vergönnt, die er hiezu benutzte. — Jetzt wenden wir unseren Blick noch einmal auf die politischen Folgen dieser Verwickelungen.

Es ist unleugbar, daß sie hauptsächlich dem Hause Oesterreich zu statten kamen.

Die englische Regierung sah sich genöthigt, auf die unmittelbare Herstellung eines guten Verhältnisses mit Oesterreich zu denken. Hätte

sie Preußen, wie sie wünschte, gewonnen, so würde der Kaiser haben nachgeben müssen. Wären jene Vermählungen auch nur ohne politische Allianz zu Stande gekommen, so würde Preußen eine Stellung zwischen beiden Mächten ergriffen und die Vermittelung in die Hände genommen haben. Jetzt näherte sich der englische Hof dem kaiserlichen, eher im Gegensatz mit Preußen. Er konnte es nicht aufschieben, da der friedliche und ungestörte Handelsverkehr mit Spanien und dessen Colonien, den die englische Nation vor allem wünschte, ohne dies nicht herzustellen war. Solange die spanischen Besatzungen nicht in die dem Don Carlos bestimmten Plätze aufgenommen worden, war der Tractat von Sevilla unvollzogen; die spanische Regierung fühlte sich durch denselben noch nicht gebunden und ließ die Engländer fortwährend ihre Verstimmung empfinden. Den kaiserlichen Hof zur Einwilligung zu vermögen, gab es aber, wie die Dinge standen, kein anderes Mittel, als daß man ihm in der Angelegenheit, die ihm am Herzen lag, der Festsetzung der Erbfolge, die Hände bot. Das hatte jetzt weniger Schwierigkeiten als früher, da an die spanischen Vermählungen nicht mehr zu denken war, und es erschien sogar wünschenswürdig, weil sich am französischen Hofe immer deutlicher sehr einseitige Pläne in Bezug darauf hervorthaten. Und so zeigte sich England zu diesem Schritte bereit, wofern Oesterreich die auf der anderen Seite nöthigen Concessionen gewähren wollte, wozu sich dies sofort verstand. Am 16. März 1731 ward ein neuer Vertrag in Wien geschlossen, in welchem sich England zur Garantie der österreichischen Erbfolgeordnung anheischig machte, Oesterreich dagegen die Aufnahme der Garnisonen in jene Plätze bewilligte und zugleich die Compagnie von Ostende, deren Aufrichtung so große Bewegungen veranlaßt hatte, definitiv fallen ließ [1]. Prinz Eugen fühlte sich in hohem Grade zufrieden. Er meinte, daß man nun auch die spanischen Truppen ohne weiteres aufnehmen und dadurch den Tractat zu unzweifelhafter Gültigkeit bringen sollte. Wenn Oesterreich bei der Errichtung der Compagnie und seiner Verbindung mit Spanien wirklich nur die Absicht gehabt hätte, die noch widerstrebenden Seemächte — denn Holland schloß sich den Engländern an — zur Anerkennung der Erbfolge zu bringen, so wäre seine Politik sehr geheimnißvoll, gewandt und glücklich gewesen. Zu ihrem Erfolge gehörte aber — denn sonst hätten die Sachen auch ganz anders kommen können —, daß eben

1) Urkunde bei Dumont, Supplément III, 2, 228. Actus concurrentiae ordinum generalium ad tractatum Viennensem ibid. 291.

ein Mann wie Friedrich Wilhelm I, in welchem die deutschen Sympathien vorherrschten, und der sich gegen ein entscheidendes Zugeständniß mit einer fernen Aussicht begnügte, auf dem Throne von Preußen saß. Jetzt folgte England nur dem Beispiele, das dieser selbst gegeben. Gewiß war der Vortheil Oesterreichs unermeßlich, wenn man annimmt, wie man muß, daß die Sache zweifelhaft war und die Garantie auch hätte verweigert werden können.

Der König von Preußen war ein so warmer Freund von Oesterreich, daß er ein Ereigniß, welches ihm doch auch eine bedenkliche Seite darbot, als ein glückliches begrüßte; nichts, sagte er, mache ihm größeres Vergnügen, als England und Holland kommen zu sehen, um dem Kaiser die Hand zu küssen. Dagegen versicherte Seckendorf, trotz der Herstellung des guten Verständnisses mit dem englischen Hofe solle diesem doch nie etwas nachgegeben werden, das dem Hause Brandenburg zum Schaden gereiche; stehe der Kaiser mit England gut, so werde er doch mit Preußen allezeit noch in besserem und vertraulicherem Vernehmen stehen; er zweifle nicht, das seien auch des Königs Grundsätze. „Solang ich lebe", antwortete der König [1]).

Und sogleich gewährte dieser nochmals seine Unterstützung in der wichtigsten Angelegenheit. Englands oder vielmehr Hannovers versichert, beschloß man in Wien, die Erbfolgeordnung vom Reiche garantiren zu lassen. Friedrich Wilhelm hatte dies immer gerathen. Als die Einleitungen in den herkömmlichen Formen getroffen waren und das Commissionsdecret zur Dictatur kommen sollte, forderte der Kaiser den König auf, seinen eben abwesenden Gesandten nach Regensburg zu schicken, um in Gemeinschaft mit demselben die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, wogegen er wiederholte, daß in keiner den preußischen Hof angehenden Sache, namentlich nicht in der jülich-bergischen, das mindeste geschehen solle, was mit der gegebenen Zusage in Widerspruch stehe; er gelobe vielmehr nochmals, solche „heiliglich zu halten". Der König antwortet, nächst Gott traue er auf Niemanden so sehr, wie auf seinen wahren Freund und Alliirten, den Kaiser; in der Erbfolgesache — die er damals die gute Sache zu nennen pflegte — werde er sich so finden lassen, wie es einem treuen Freunde und deutschen Patrioten gezieme. Es war großentheils der eifrigen preußischen Unterstützung zu danken, daß der Antrag trotz

1) 21. Februar 1731. In diesem Briefe fügt Seckendorf hinzu: der Kaiser habe zu verstehen gegeben, er wünsche einen so rechtschaffenen patriotischen Herrn kennen zu lernen.

des Widerspruchs, den die drei katholischen Kurfürsten, Sachsen, Baiern und Pfalz, einlegten, am Reichstage durchging und die Garantie der pragmatischen Sanction am 3. Februar 1732 zu einer Reichssatzung erhoben wurde. In Wien erwiederte man das Verfahren des Königs und seines Gesandten mit erkenntlichem Bezeigen.

Ein Denkmal dieses Verständnisses, Hervorbringung dieses politischen Momentes, ist die Ansiedelung der Salzburger in Ostpreußen. Der kaiserliche Hof war jetzt unparteiisch in religiösen Dingen; er mißbilligte die Gewaltsamkeiten des Erzbischofs Firmian gegen seine andersgläubigen Unterthanen und gewährte den von diesen so gut wie vertriebenen Auswanderern den Durchzug, den ihnen Andere noch versagten. Mit den Bitten der Salzburger, die zu Friedrich Wilhelm ihre Zuflucht nahmen, traf eine Eröffnung Seckendorfs von Wien zusammen, der ihn aufmerksam machte, daß diese frommen und arbeitsamen Menschen sich gut nach Preußen schicken würden [1]. Hierauf ersuchte der König den Erzbischof, die Auswanderer als künftige preußische Unterthanen zu betrachten; es gereicht ihm zur Ehre bei Mit- und Nachwelt, mit welchem Eifer er alsdann für ihre Reise und ihre Ansiedelung in seinen preußisch-litthauischen Gebieten Sorge trug.

Einer der einflußreichsten Männer in Deutschland war damals dieser Graf von Seckendorf, der die Allianz, welche er zwischen beiden Höfen zu Stande gebracht, nun nach allen Seiten erweiterte. Im Frühjahr 1732 finden wir ihn auf einer Reise nach Cassel und Kopenhagen, um auch diese Höfe in die Interessen herbeizuziehen, als deren Vertreter er sich aufstellte. Mit dem dänischen Hofe brachte er einen überaus wichtigen Vertrag zu Stande, nach welchem derselbe die österreichische Succession gewährleistete, der Kaiser dagegen, zugleich mit Rußland, die für den Herzog von Holstein dargebotene Schadloshaltung annahm; in Cassel schloß er eine vorläufige Abkunft wegen der Ueberlassung hessischer Truppen ab; mit Wolfenbüttel ward ein Cartel entworfen, durch welches einige Irrungen mit Preußen ausgeglichen werden sollten. Seckendorf versichert, die Kaiserin habe ihren Vater, den Herzog, gebeten, dem preußischen Hofe gefällig zu sein, und dieser ihm überlassen, die noch streitigen Punkte zu vermitteln. Wie sollte der nicht einer der mächtigsten Männer in Deutschland sein, dem es gelang, ein gutes Verständniß zwischen

1) Das Schreiben Seckendorfs ist vom 26. December 1731. Der König hat die Stelle gleich beim Durchlesen mit einem Kreuz bezeichnet.

Oesterreich und Preußen zu erhalten? Sein Einfluß erstreckte sich nothwendig auch auf alle mindermächtigen Höfe.

Durch Seckendorf hauptsächlich geschah es, daß der König, um den Kaiser und die Kaiserin kennen zu lernen, im Sommer 1732 eine Reise nach Böhmen unternahm. Am 31. Juli traf Friedrich Wilhelm, von Grumbkow und Seckendorf begleitet, auf einem kaiserlichen Gute, des Namens Kladrup, wo Alles zu seinem Empfange in Bereitschaft gesetzt war, in der Nähe der schlesischen Grenzen ein; in dem nahen Chlumitz erwartete ihn der Kaiser, und man begab sich von da nach Prag. Wie es fast immer der Fall ist, wenn die Fürsten persönlich beisammen sind, daß keine Berichte niedergeschrieben werden, findet sich auch über diese Zusammenkunft in den Archiven so gut wie keine Nachricht. Aus den Briefen des Königs [1]) sieht man, daß die Fruchtbarkeit des Landes, die Pracht der Hauptstadt einen nicht geringen Eindruck auf ihn machte, den größten aber die gute Aufnahme, die ihm zu Theil wurde. Die Kaiserin sagte, sie sehe die mit dem Kronprinzen verlobte bevernsche Prinzessin als ihre Tochter an; diesen selbst nannte sie ihren Sohn. Besonders zeigt sich der König von Prinz Eugen eingenommen, der noch nie so von Herzen mit ihm gesprochen, gewiß ein ehrlicher Mann sei und ihn lieb habe. Auch von Geschäften, namentlich demjenigen, welches dem Könige das wichtigste war, dem jülich-bergischen, ist dabei die Rede gewesen. Auf eine spätere Anfrage seiner Minister, was denn da eigentlich vorgekommen, hat der König geantwortet, man habe ihm einen Vorschlag zu gütlicher Abkunft gemacht, den er aber nicht habe annehmen können. Der König hatte keinen Zweifel, daß die getroffene Uebereinkunft gehalten werden würde. In seinen Händen war ein Brief des Prinzen Eugen an Seckendorf, worin es hieß, wenn man über die bergische Angelegenheit nicht durch Unterhandlung zum Ziele kommen könne, so müsse man Anstalt treffen, den Berliner Vertrag mit Gewalt durchzuführen; der König habe sich hiezu, den Tractaten gemäß, von Seiten des Kaisers aller Beihülfe auf ewige Zeiten zu versehen. Aus den Aeußerungen des Kaisers nahm man ab, daß er es billige, wenn der König sich in Bereitschaft setze, um, sowie der Fall eintrete, das Land unverzüglich in Besitz zu nehmen. Der König gab bei seiner Rückkehr nach Berlin eine vollkommene Befriedigung zu erkennen; sein erstes Gespräch mit dem österreichischen Geschäftsträger endigte er mit einem Lebehoch für den Augustissimus, d. i. den

1) Besonders aus denen an Leopold von Dessau.

Kaiser. Von Kaiser und Kaiserin sprach er nie ohne den Ausdruck persönlicher Ergebenheit und Verehrung; er wiederholte, er wolle dem Hause Oesterreich bis in den Tod getreu sein [1]. Das geschah aber alles unter dem Vorbehalt der Ausführung der über Berg geschlossenen Uebereinkunft. Es leuchtet ein, daß der König, sobald er sich hierin getäuscht sah, ein ebenso heftiger Gegner des Kaisers werden würde, als er jetzt sein Freund war. Dann aber mußte Preußen, doppelt mächtig geworden, durch die Organisation des großen Heeres, die man vollbrachte, dem kaiserlichen Hofe doppelt furchtbar werden. Schon bahnten sich Verwickelungen an, namentlich in der polnischen Angelegenheit, deren Ausgang sich nicht absehen ließ.

1) Grumbkow am 20., der König am 26. August an Seckendorf bei Förster III, III, 307.

Sechstes Buch.

Heer und Staat. Die späteren Jahre Friedrich Wilhelms I.

18 Jul 1908
beim großen Sirocco in Algier

In den Irrungen und Verwickelungen dieser Jahre erscheint Preußen noch immer nicht als eine große Macht, wiewohl die Idee einer vollkommenen Selbständigkeit dem König allezeit vorschwebte.

Durch den großen Gang der Entwickelung seit 1688 waren im Bunde mit Brandenburg auf der einen Seite Oesterreich, auf der anderen England unter dem Hause Hannover emporgekommen, das eine in Deutschland, dem Orient und Italien, das andere durch die Combination einer deutschen Territorialmacht mit dem weltumfassenden Interesse des großen Inselreiches im Westen. Der erste Blick zeigt, wie wenig Brandenburg-Preußen der einen oder der anderen dieser Potenzen die Wage halten konnte. In den damals zwischen ihnen ausgebrochenen Entzweiungen war es noch weit entfernt, eine selbständige Haltung in ihrer Mitte einzunehmen; Friedrich Wilhelm suchte nur sich von dem Uebergewichte Englands zu emancipiren oder vielmehr die Abhängigkeit fernzuhalten, die durch die Vermählung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin unter den damaligen Umständen seinen Staat bedrohte. Indem er dies aber that, stützte er sich um so mehr auf Oesterreich, dessen Politik in Bezug auf die Erhaltung seiner Gesammtmacht er begünstigte und zu der seinen machte. Jene trüben und zuweilen häuslichen Irrungen, in die er sich verwickelte, entsprangen eben aus diesem Gegensatz.

Recht mit Absicht kehrte Friedrich Wilhelm die Unterordnung hervor, die ihm als einem Reichsfürsten gegen das Reichsoberhaupt gezieme. Er hatte den größten Antheil an der Erhaltung des Friedens; für die Durchführung der pragmatischen Sanction war seine

Theilnahme entscheidend. Aber er erscheint doch zu sehr als Vasall von Oesterreich, um als ein vollkommen ebenbürtiger und nur von sich abhängiger Potentat betrachtet werden zu können. Auch ging seine Absicht nicht mit Entschiedenheit und in jedem Augenblicke dahin. Die Energie seiner Thätigkeit war noch bei weitem mehr auf die Hervorbringung der effectiven inneren Macht gerichtet. Eigentlich darin besteht, was er für sein Land geleistet hat. Wir wenden, ehe wir seine Politik weiter verfolgen, dieser inneren Gestaltung unsere Aufmerksamkeit zu.

Erstes Capitel.

Anwachs und Organisation des Kriegsheeres. Auflösung des Lehnsnexus.

Erinnern wir uns des bedeutenden und charakteristischen Wortes, mit welchem Friedrich Wilhelm seine Regierung antrat. Der Fürst von Anhalt war sogleich nach Berlin gekommen, was viel Eifersucht erweckte. Friedrich Wilhelm hatte nichts dagegen, da es einer alten Abrede entsprach; er ließ denselben der Fortdauer seiner Zulage versichern. „Ich werde immer sein Freund sein, wenn er thut, was ich ihm befehle. Ich bin der Finanzmann und der Feldmarschall des Königs von Preußen; das wird den König von Preußen erhalten.“

In diesem Sinne ermahnt er in einer früh verfaßten, aber für seine Sinnesweise höchst bezeichnenden Instruction vom Jahre 1722 seinen Nachfolger, die Finanzen allein zu verwalten und das Commando der Armee selbst und allein zu bestellen, über diese beiden Sachen allein zu disponiren: auf dem Commando beruhe die Autorität über die Armee, auf der Verfügung über die Geldsache auch die Liebe der Militär- und Civilbeamten; dann folge der Respect und selbst die Bewunderung der Welt.

Friedrich Wilhelm war in der Schule gewesen, „wo große Männer sich bilden, die Fürsten so viel geschätzt werden, als sie durch Tapferkeit und gute Führung verdienen“, in dem Feldlager in den Niederlanden. Marlborough, von dem diese Worte sind, der den Prinzen zuweilen sah, behandelte alle Aeußerlichkeiten der Würde als Dinge einer nichtigen Einbildung und setzte die Macht eines Fürsten allein in die Anzahl der Truppen, die er halten könne[1]). Bei Niemandem

1) Schreiben des Oberst Grumbkow an König Friedrich I vom 31. Januar, 17. Februar 1709, bei Schöning, Leben Natzmers 309 f.

fanden Ansichten dieser Art ein gelehrigeres Ohr, als bei dem Kronprinzen von Preußen. Wie oft hat er den Ministern seines Vaters vorgeworfen, daß sie mit der Feder den europäischen Mächten etwas abzugewinnen meinten, was doch nur mit dem Schwerte möglich sei [1])! Er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, welches er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe.

Wie man aber in Wissenschaften und Künsten bemerkt hat, daß große Fortschritte sich nicht machen lassen, ohne Freude am Einzelnen und Kleinen, so war bei ihm der politisch-militärische Ehrgeiz mit einer unglaublichen Vorliebe für den kleinen Dienst verbunden. In der alten preußischen Armee war es eine angenommene Ueberlieferung, Friedrich Wilhelm habe als Prinz sich auf seine eigene Hand und seine eigenen Kosten, ohne daß sein Vater darum gewußt oder darum wissen wollen, ein Bataillon in Mittenwalde eingerichtet, zusammengesetzt aus geschickten Offizieren und ansehnlichen Leuten, die ihm der alte Fürst von Anhalt einzeln warb und zuschickte, und hier habe er es sein Vergnügen sein lassen, die Handgriffe in den Waffen einzuüben, welche in den Niederlanden in Gebrauch gekommen waren. Die Handlung des Commandirens schien ihm Vergnügen zu machen; er verachtete die Spöttereien, welche er darüber erfahren mußte. Er ließ es sich auch später nicht nehmen, als er König geworden; sein Bataillon war die Grundlage des großen Regiments in Potsdam, in welchem er ein militärisches Ideal zu realisiren suchte.

Auf diese beiden Dinge, Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der Armee, richtete er, sowie er zur Regierung kam, sein vornehmstes Augenmerk. Gleich in den ersten Monaten hat er alles umgestaltet, was Verpflegung, Kleidung, Wohnung anbetraf; er sagt es selbst, und Jedermann gesteht es ihm zu, daß er väterliche Fürsorge für seine Truppen gezeigt hat. Bald darauf erschienen seine Kriegsartikel, eine neue Bearbeitung der vom großen Kurfürsten gegebenen, mit den schärfsten Bestimmungen. Wer sich dem Amtscommando des Unteroffiziers auch nur mit Worten widersetzt, wird mit Gassenlaufen bestraft; sollte einer aber thätlichen Widerstand leisten, der hat das Leben verwirkt. Die Artikel beruhen zuletzt auf den alten Ordnungen deutscher Landsknechte und erinnern noch hie und da daran; aber welch eine Umwandlung von jenem flüchtig

1) An Leopold von Anhalt 11. August: „Ich muß über die B. lachen. Mit der Feder wollen sie dem Könige Land und Leute schaffen; ich sage: mit dem Degen, oder er kriegt nichts.“

freien Reiselaufen zu der zwangsvollen Subordination dieser auf immer eingerichteten, wie ebenso viele Körperschaften zusammenhaltenden Regimenter!

Friedrich Wilhelm hegte nicht den mindesten Zweifel, daß nach Gottes Ordnung alle Unterthanen schuldig seien, ihm in einem Heere zu dienen, das nur zu ihrem Schutze, „Landen und Leuten" lediglich zum Besten angeordnet sei [1]); doch wollte er von einer Nationalmiliz nichts hören [2]): er verbot den Namen Miliz. Nur eine stehende Armee, allezeit bereit, das Gewicht des preußischen Schwertes in die Wagschale der europäischen Dinge zu werfen, schien ihm der Rede werth. Dadurch allein meinte er eine selbständige europäische Macht zu bilden.

An und für sich konnte ein Verein deutscher Landschaften, die sämmtlich kaum drittehalb Millionen Einwohner zählten und nicht einmal in sich zusammenhingen, dem französischen Reiche gegenüber, das von den Pyrenäen bis an den Oberrhein, von dem Mittelmeer bis an den Ocean reichte,— benachbart dem unermeßlichen Rußland, dem unerschöpflichen Oesterreich, zur Seite Englands, dem die See gehorchte, nur wenig bedeuten. Was dem preußischen Staate einen gewissen Rang unter ihnen, Ansehen in der Welt verschaffte, war allein das Kriegsheer. Man nahm damals an, daß Frankreich eine Landmacht von 160,000 Mann, Rußland von 130,000 Mann regelmäßiger Truppen erhalte; hier fehlte aber viel an Erfüllung der Listen; dort ward ein großer Theil der Mannschaften durch den Dienst in den Garnisonen der zahlreichen Festungen beschäftigt; das österreichische Heer rechnete man auf 80 — 100,000 Mann, jedoch von zweifelhafter Streitfähigkeit und zerstreut in alle Provinzen. Was Friedrich Wilhelm I für die Stellung Preußens in diesem Wetteifer der Streitkraft gethan hat, ermißt man sogleich, wenn man bemerkt, daß er die Armee von 38,000 Mann, in welcher Zahl sie etwa mit Sardinien, Sachsen=Polen in gleichem Range stand, bis auf mehr als 80,000 Mann vermehrte, so daß er Oesterreich nahe kam. Wir haben die genaue Berechnung eines Kriegsbeamten aus den ersten Zeiten der folgenden Regierung, nach welcher Friedrich Wilhelm bei

1) Edict bei Mylius III, Nr. XV.

2) Unter dem 9. März 1713 ist die Landmiliz aufgehoben worden. Schon unter Friedrich I war es zu Conflicten der regelmäßigen Werbung mit dem Enroliren der Landmiliz gekommen; so bevölkert war das Land nicht, daß beide hätten nebeneinander bestehen können.

seinem Eintritt ein Heer von 38,459 Mann fand und dieses noch in dem ersten Jahre auf 44,792 Mann brachte. Er errichtete in demselben sieben neue Regimenter. Im Jahre 1719 zählte die Armee bereits 53,999, im Jahre 1729 69,892, im Jahre 1739 endlich 82,352, oder mit dem Unterstabe 83,486 Mann. Der König nahm eine ziemlich gleichmäßige Rücksicht auf die verschiedenen Waffen; die Cavallerie ist unter ihm um mehr als die Hälfte, die Artillerie in noch größerem Maße angewachsen [1]. Bei ihm kam kein Widerspruch mit den Listen vor; der Festungsdienst beschäftigte eine verhältnißmäßig nicht große Anzahl. Wenn wir der geringsten Angabe folgen, so waren 72,000 Mann jeden Augenblick oder wenigstens nach kürzestem Verzug im Felde zu erscheinen vorbereitet.

Schon aus dem Verhältniß der Zahlen ergiebt sich, daß es unmöglich war, ein stehendes Heer von dieser Stärke aus den brandenburgisch-preußischen Landen aufzustellen, wenn man nicht jeder anderen Thätigkeit Kräfte und Mittel entziehen wollte. Es gehörte schon außerordentliche Anstrengung dazu, um nur die Hälfte des Heeres aus den Eingeborenen zusammenzusetzen. Eine Zeit lang schwankte man zwischen Pflicht und Freiwilligkeit, Werbung und Gestellung; die Eigenmächtigkeit der Offiziere, der Wetteifer und gegenseitige Uebergriffe der Regimenter brachten unzählige Unordnungen hervor. Um denselben vorzubeugen, bildete Friedrich Wilhelm eine ältere Einrichtung, nach welcher jedem Regiment ein besonderer Bezirk zu seiner Ergänzung vorbehalten war, systematischer aus. Die Feuerstellen des Landes wurden nach ihrer Zahl cantonweise unter die Regimenter und Compagnien ausgetheilt, um sich daraus die erforderlichen Mannschaften anzueignen, mit Rücksicht jedoch auf die zugestandenen Ausnahmen und die Unabkömmlichkeit für die bürgerlichen Gewerbe oder für den Landbau. Man nahm weder ansässige Leute noch älteste Söhne und Erben; Räthe der Provinzialcollegien waren bei den Aushebungen zugegen, um das militärische Bedürfniß mit dem civilen auszugleichen. Den größeren Theil des Zuwachses, der sogleich mit den Commandeurs in Verbindung trat, bildeten die jüngeren Bauersöhne. In den geographischen Beschreibungen der brandenburgischen Landschaften merkt man besonders an, wie die Landleute gesund, stark, arbeitsam seien, den Wechsel der Witterung gut ertragen und treffliche Dienste im Felde

1) Bericht von Massow an Friedrich II vom Jahre 1748. Sollten auch im Calcül bei den einzelnen Summirungen Fehler vorgefallen sein, was nicht unmöglich, so ist doch das Verhältniß richtig.

leisten. Man fand das Wort des alten Cato bewährt, daß der Bauernstand die tapfersten Leute gebe.

Leicht die Hälfte der Armee ward durch Werbung zusammengebracht und in Stand gehalten. Was dabei die größten Beschwerden veranlaßte, war die Vorliebe des Königs für hochgewachsene, riesenhafte Menschen, die man aus allen Theilen von Europa, Schweden, Irland, der Ukräne, den österreichisch-türkischen Grenzgebieten von Niederungarn, welche sich besonders ergiebig erwiesen, mit einem bei der übrigen Sparsamkeit in Erstaunen setzenden Aufwand, im deutschen Reiche, wo es die Landesfürsten nicht gestatten wollten, nicht ohne Gewaltsamkeit und List zusammenbrachte. Noch waren aber nicht alle Gebiete geschlossen: als Kurfürst hatte der König das Recht, in den Reichsstädten und deren Bezirken zu werben, und es fehlte in Deutschland an solchen nicht, welche das Kriegshandwerk liebten und sich gern für einen Dienst anwerben ließen, in dem man gut bezahlt und gut gehalten wurde. Dadurch gewann die Armee einen allgemein deutschen Bestandtheil; die Verbindung der Eingeborenen und der Angeworbenen erweckte zwischen ihnen Wetteifer und gegenseitige Aufsicht; sie verwuchsen in der strengen Schule militärischer Einübung ineinander.

Es würde jenseit unserer Grenzen liegen, wollten wir entwickeln, wie diese beschaffen war, wie die beiden großen Exercitienmeister, der Fürst Leopold von Anhalt auf jener kleinen Wiese zu Halle, der König selbst in seinem spartanischen Potsdam, es sich eifrig angelegen sein ließen, jener, die erste Grundlage zu schaffen, dieser, die weitere Ausbildung hinzuzufügen. Denn dazu haupsächlich diente das Regiment der großen Leute in Potsdam, um jede nöthig scheinende Veränderung zu erproben und zu vollkommener Fertigkeit auszubilden [1]. Die Hauptsache ist Gleichschritt und rasches Feuern, wie der König es einmal ausdrückt: „geschwinde laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, Alles in tiefster Stille". Jenen tiefen Colonnen gegenüber, in welchen einst die spanische Schlachtordnung vorrückte, hatten die ihnen widerstehenden Heere eine breite Front eingerichtet, weniger ausgesetzt der Gewalt des Geschützes und wirksamer durch zahlreicheres Schießgewehr. Wenn Muskete und Pike früher nebeneinander erschienen, so besaß man jetzt in Bajonnett und Flinte gleichsam eine Verbindung von beiden.

1) Oft schickten die anderen Regimenter ihre Offiziere nach Potsdam, um sich durch Anschauung das anzueignen, was sich aus den Instructionen nicht ergiebt.

Sehr nützlich erwies sich der eiserne Ladestock, durch dessen stärkeren Stoß die Patrone auf einmal festgesetzt wurde, während sonst verschiedene Ansätze nöthig waren; man zog auch deshalb großgewachsene Männer vor, weil sie zu diesen Handgriffen von Natur geschickter seien. Das ganze Fußvolk der preußischen Armee konnte in vier Linien aufmarschiren, von denen die erste und die letzte aus den größten und stärksten, die beiden mittleren aus etwas minder, aber immer noch starken und großen Leuten bestanden. In ihren Fahnen sah man den nach der Sonne gerichteten Adler; sie machten einen überaus kriegerischen und militärisch furchtbaren Eindruck. Freunde und Feinde, sagt Fürst Leopold in einem seiner Briefe, bewundern Eurer Majestät Infanterie; die Freunde sehen sie für ein Wunderwerk der Welt an, die Feinde mit Zittern [1]).

Die Führer dieser Schaaren, deren Tagewerk es bildete, die Uebungen durchzumachen und den Neueingestellten einzuprägen, waren bei weitem zum größten Theile die eingeborenen Landedelleute. Bei einer Aufzählung des pommerschen Adels vom Jahre 1724 wird die Bemerkung hinzufügt, daß er, mit wenigen Ausnahmen, aus lauter Offizieren bestehe, die noch dienen oder doch gedient haben [2]).

Eine der vornehmsten Bemühungen Friedrich Wilhelms war nun, sich ein durch und durch lebendiges, brauchbares Offiziercorps zu bilden.

Wie sehr ward eben damals im österreichischen Dienste geklagt, daß man die Offizierstellen nicht allein durch Kauf erwerbe, sondern sogar wieder verkaufen könne [3]): man sehe sie nicht als eine Ehre an, sondern als einen Besitz, den man veräußern dürfe; auch wo das nicht geschehe, trete doch überall der verdiente und bewährte Mann vor einem jungen vornehmen Emporkömmling im Dienste zurück.

Auch in der preußischen Armee galt früherhin das allgemeine Herkommen, daß die Stellen der unteren Offiziere von den Obersten besetzt, nach ihrem Gutdünken Fähnriche zu Lieutenants, diese zu Hauptleuten befördert wurden; zu den Stellen der Stabsoffiziere blieb

1) Er gedenkt seines Großvaters, der den ersten Stein zu diesem unsterblichen Werk gelegt. „Da ich denn die Ehre habe, von meinem 17. Jahre an darunter zu dienen, und allen wenigen Ruhm, den ich habe mit E. M. Fußvolk erworben."

2) Gundling pommerischer Atlas, ein Theil des brandenburgischen, auf der Rückseite von S. 278.

3) Nach Foscarini storia arcana p. 113 kaufte man eine Compagnie für 8000, die Stelle eines Majors für 20,000, eines Obersten für 30,000 Gulden.

die Ernennung dem Könige vorbehalten; doch hatten sie auch bei diesen den Vorschlag.

Friedrich Wilhelm nun zog alle Ernennungen an sich, nicht allein, weil er selber überall Herr sein wollte, sondern auch, weil er es für wichtig hielt, die erste Anstellung, auf der alles Folgende beruht, nicht dem Zufall oder persönlichen Rücksichten zu überlassen, sondern nach eigenem Ermessen darüber zu verfügen.

Die jungen Edelleute, welche als Freicorporals bei den Regimentern eintraten, bildeten die Pflanzschule seiner Offiziere; sie wurden hier zur größten Sorgfalt in wesentlichen und unwesentlichen Dingen angehalten, für jedes Versehen mit der strengsten Ahndung, ja Züchtigung belegt; wenn der König zu dem Regiment kam, erkundigte er sich nach ihren Eigenschaften, ließ sie sich vorstellen, bis der glückliche Tag erschien, wo der junge Mann zum Fähnrich angenommen wurde und das Feldzeichen empfing, welches er niemals verletzen lassen durfte, und das ihn im gewissem Sinn unverletzlich machte.

Der König wollte nur solche anstellen, die das Exercitium gut verstanden, keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirthschaft führten und sich auch äußerlich gut ausnahmen. Davon hing auch ihre fernere Beförderung ab. Die Conduitenlisten verzeichneten Jahr für Jahr, wie sich jeder in Bezug auf Religion, sein eigenes Hauswesen und den Dienst gezeigt, ob er Kopf habe oder nicht Ueber das Verdienst der Führer selbst gab der Zustand der Regimenter bei der jährlichen Musterung vor den Augen des Königs Zeugniß.

Es mag kleinlich erscheinen, wenn z. B. bei der Uniform Alles und Jedes bis aufs Geringste vorgeschrieben war, wie groß die Manschette, wie breit die Halsbinde sein, wie viel Knöpfe die Stiefelette haben, wie lang das Zopfband fliegen solle. Doch hat dies außer der für das Auge gewünschten Gleichförmigkeit noch den Grund, daß hier in der Armee jeder Unterschied aufhören, nur der Rang im Dienste etwas gelten sollte. Die verschiedenen Rangklassen gingen hauptsächlich nur untereinander mit einer gewissen Vertraulichkeit um. Wie hätte man dulden können, daß ein Abstand zwischen Reich und Arm sich irgendwo hätte kundgeben dürfen! Friedrich Wilhelm wollte nicht leiden, daß Jemand außer dem Dienste in bürgerlicher Kleidung einherging; seit dem Jahre 1725 hat er die Uniform allezeit getragen [1]).

1) In einem Exemplar von Mauvillons Vie de Fréderic Guillaume, der schon beim Jahre 1713 davon spricht, finde ich folgende Anmerkung von kundiger Hand: Ce n'a esté que vers l'an 1725 qu'il a pris absolument

Man weiß, wie hoch er den Soldatenrock schätzte. Wie in Dresden, so mißfiel ihm auch in Hannover nichts mehr, als daß man dort den Rang nach dem Dienste bei Hofe abmesse: ein General oder Oberster sei wenig angesehen, wenn er nicht zugleich eine Hofcharge habe; ein Jagdjunker gelte mehr als ein Brigadier [1]). Ihm dagegen ging der Waffendienst über alles. Von sich selbst anfangend, rief er in den Offizieren ein Gefühl für den Stand hervor, wo die Tüchtigkeit im Dienst als der vornehmste Werth des Mannes erschien, die Unterordnung beinahe wie eine Naturnothwendigkeit, die Pflicht als Ehre.

In dem Soldaten suchte er vor allem religiöse Gesinnung zu pflegen. Eine ansehnliche Zahl von Feldpredigern, getrennt von der kirchlichen Verfassung des Landes und für sich in ein besonderes System vereinigt, war im Heere wirksam, und der König kam ihnen mit Eifer zu Hülfe. Unter anderem ließ er Exemplare des neuen Testaments mit einem Anhang von Gesängen an die Compagnien vertheilen [2]); er verordnete, daß man beim Gottesdienst nur eben diese Lieder singe, damit der Soldat sich daran gewöhne, sie auswendig lerne. Noch entwickelte man die rechten Eigenschaften eines Kriegsmannes an den Beispielen des alten Testaments, an Benaja, der mit seinem Stecken den wohlbewaffneten Aegyptier erschlägt, oder an Samma, der mitten unter dem fliehenden Volke sein Ackerstück gegen den Feind vertheidigt. An den ältesten Urkunden der menschlichen Geschichte nährte sich die künftige Tapferkeit des preußischen Heeres.

Die Aufrichtung eines so gewaltigen Institutes mußte nun aber auf alle Verhältnisse des Innern einen umbildenden Einfluß ausüben.

l'uniforme. Il le fit pour y assujettir les officiers généraux. Car jusqu'à ce temps là tous les officiers tant généraux qu'autres avoient porté hors le service des habits de toutes couleurs brodés et galonnés comme il (chacun) le jugeait à propos. Il y en avoit beaucoup, que (cela) incommodoit et qui faisoient des dettes pour ne pas paintre inférieurs aux autres.

1) Früher rangirten mit den wirklichen geheimen Räthen die Generale von der Cavallerie und der Infanterie, jetzt die Generallieutenants. Die Generalmajors standen sonst eine Stufe unter dem Oberstallmeister; jetzt gingen sie ihm voran. Die Obersten waren früher den Kammergerichtsräthen gleichgestellt; jetzt standen sie über Vicekanzler und Directoren der Justizcollegien, u. s. w. Vgl. Rangordnungen von 1708 und 1713. Mylius V, II, 86, 139.

2) Schreiben Friedrich Wilhelms an den Kronprinzen, 20. Jan. 1734. Für den Feldzug bekam jede Compagnie 22 Exemplare; jedes Zelt sollte eines haben.

Um zunächst den Zustand des gemeinen Mannes nur zu berühren, welch eine ganz andere Bedeutung bekam die ländliche Bevölkerung, die bisher allein dazu geboren zu sein schien, den Acker zu bauen und untergeordnete Dienste zu leisten, durch ihre Theilnahme an der kriegerischen Haltung des Staates und ihre Unentbehrlichkeit dafür! Friedrich Wilhelm ließ die Kataster aus den Zeiten des größten materiellen Wohlstandes im Lande vor den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, vom Jahre 1624, nachsehen, die Zahl der Hufen und Bauerstellen verzeichnen und forderte ihre ungesäumte Besetzung, wenn nicht mit Vollbauern, doch mit Büdnern, Haus-, Dienst-, und anderen Gewehrleuten. Der Mensch bekam einen höhern Werth, sobald er durch sein bloßes Dasein in unmittelbare Beziehung zur höchsten Gewalt trat. Wie weit entfernt von persönlicher Unterthänigkeit ist der militärische Gehorsam, dessen Vollziehung persönliche Tüchtigkeit erfordert, und der im Bewußtsein der allgemeinen Regel gegründet ist!

Etwas näher müssen wir das Verhältniß des Adels betrachten, welches sich in ganz Europa durch nichts so sehr, wie durch die Einführung der stehenden Heere umgewandelt hat.

Der Unterschied ist, daß die ursprüngliche Vertheilung von Grund und Boden auf den Waffendienst berechnet war, wie überall, so noch besonders hier in der alten Markgrafschaft, nunmehr aber der persönliche Dienst sich nicht mehr an den Grundbesitz oder das Lehen knüpfte, der allmählich aufgerichtete Staatshaushalt vielmehr, zu dem das ganze Land beitrug, die Mittel herbeischaffte, das allezeit schlagfertige Heer zu nähren und zu besolden.

Schon Friedrich I klagt, daß seine Lehnsherrlichkeit, so glänzend sie sich ausnehme, ihm doch nicht den mindesten Vortheil bringe: die Lehnsgüter seien von allen anderen Lasten frei; die einzige, die ihnen obliege, die Stellung der Lehnspferde, werde durch die Veränderung des Kriegswesens unnütz gemacht. Man hat die Lehnspferde noch 1669, 1678, sogar 1701 zusammengefordert, allein mit geringem Erfolg; die Verwandlung des Dienstes in Geld zeigte sich schwierig und unergiebig; immer mit umfassenden Entwürfen beschäftigt, dachte schon Friedrich I den Lehnsnexus gegen eine Geldzahlung aufzulösen. Sein Plan ist von den geheimen Räthen erwogen, aber nicht ausführbar gefunden worden [1]). Hauptsächlich rührte dies wohl daher,

1) In den Acten finden sich: 1) Gutachten, die Convertirung der in den königlichen Landen befindlichen Lehen in Erbgüter betreffend; 2) Schreiben

daß Friedrich I, nach dem Sinne seiner Staatswirthschaft, eine große Reluition der Lehnsverpflichtung auf einmal vorzunehmen und dadurch einige Millionen zu gewinnen dachte, die er anderweit zu militärischen Zwecken verwenden wollte.

Unter Friedrich Wilhelm I nahm man diesen Gedanken mit größerem Nachdruck auf. Ein Mitglied des geheimen Rathes, von Katsch, früher Militärjustizbeamter, setzte nochmals auseinander, wie wenig Vortheil der Lehnsherr von den Lehen habe — denn selbst der Heimfall nütze ihm nichts, da er die Güter, und zwar oft nach sehr beschränkenden Landesgesetzen, wieder verleihen müsse —, und wie beschwerlich dennoch der Lehnsnexus den Besitzern falle. Man plage sie mit Sporteln, namentlich bei der Muthung; es sei ihnen unmöglich, die geringste Verfügung vorzunehmen ohne einen Consens, den sich die Lehnskanzlei theuer bezahlen lasse; Unmündige seien in unaufhörlicher Besorgniß, einen Fehler zu begehen und dafür gestraft zu werden; und welch ein Verlust sei der Heimfall für Frauen und Töchter, die aus ihren Sitzen verstoßen werden und sich nicht zu nähren wissen! Würde dies alles beseitigt und dem Besitzer dagegen freie Hand über die Güter gelassen, so werde man den Anbau derselben in wenig Jahren verbessert und ihre Preise steigen sehen; der innere Reichthum des Landes werde sich wesentlich vermehren.

Dem, ausschließend auf das Nützliche gerichteten Sinne Friedrich Wilhelms widersprach es ohnehin, veraltete Rechte aufrechtzuerhalten, die sich nur drückend erwiesen. Was ihn aber für den Vorschlag gewann, war der Nachweis der Möglichkeit, den Lehnsgütern eine jährliche Zahlung aufzulegen, deren Gesammtbetrag ein gar nicht unbedeutender Zuschuß für seine Kriegskasse sein würde. Da zumal einige Edelleute, denen er das Vorhaben eröffnete, ihm beistimmten, erklärte er sich sofort bereit, gegen Zahlung eines Canons die sämmtlichen Lehen zu allodificiren; nicht allein sein Heimfallsrecht wollte er aufgeben, sondern den Vasallen die Befugniß ertheilen, ihre Güter zu veräußern oder Geld darauf aufzunehmen nach ihrem Belieben.

Das war jedoch nicht seine Stellung im Lande, daß er eine so tief in die Privatrechte eingreifende Neuerung einfach hätte an-

Friedrichs von 25. Nov. 1732, sich beziehend auf „was er im versammelten Geheimen Rath ohnlängst erklärt habe"; Antwort der geheimen Räthe vom 22. Dec. 1702, worin sie dem König „ihre Dubia zu allerhöchster Dijudicatur vorlegen."

befehlen dürfen; er mußte mit ständischen Corporationen darüber unterhandeln, und nicht das Unmerkwürdigste an der Sache ist die Art und Weise, wie das geschah.

Noch im Jahre 1713 waren die Deputirten von Prälaten, Grafen, Herren, Ritterschaft und Städten diesseit und jenseit der Oder und der Elbe zusammengetreten, und ihre Ansprüche erscheinen sogar bedeutend, wenn wir sehen, daß sie an die alten Abschiede von 1572, 1602, 1611, 1614, 1615, vor allen an den großen Receß von 1653 erinnern und die Bestätigung der darin gewährleisteten Rechte beantragen.

Indessen ist es doch zu dieser Bestätigung nicht gekommen. Friedrich Wilhelm erwiederte ihnen, er müsse sich erst unterrichten, inwiefern diese Recesse auf die veränderten Umstände noch anwendbar seien. Die Stände bekannten, obwohl in Ausdrücken, worin sie ihre Gerechtsamen festzuhalten suchten, daß dies ein höchsterleuchtetes Dafürhalten sei; auf die Aufforderung, ihre Wünsche näher anzugeben, haben sie doch nur einige einzelnen Punkte in Bezug auf Lehen und geistliches Patronat zur Sprache gebracht; politischer Natur war ihr Begehren nicht. Auch konnte es das nicht sein, da der Hader zwischen Ritterschaft und Städten unaufhörlich fortdauerte und die beiden Theile sich auch nicht in der geringsten Sache vereinigen konnten [1]. Viel zu stark war die Monarchie, als daß der Adel derselben in die allgemeine Regierung hätte einreden können; seine Wirksamkeit war auf den Kreis der ihm eigenthümlich zustehenden Rechte beschränkt.

Auch bei dieser Lage der Ritterschaften aber mußte über das jetzige Vorhaben des Königs mit ihnen unterhandelt werden. Bei der ersten Kunde davon erhob sich die Besorgniß, als wolle er den alt-

1) Z. B. haben sie damals die Einführung von gleichem Maß und Gewicht beantragt, und der König hat sie aufgefordert, ihm darüber einen Entwurf zu machen. Aber sie konnten sich nicht vereinigen, ob das Brandenburger oder das Berliner Maß zu Grunde zu legen sei; die Edelleute zogen das erste, die Bürger das zweite vor; sie mußten die Sache dem Könige überlassen, der dann im Sinne der Städte entschied. Die früheren Aeußerungen des Königs lauteten: „Was aber die allegirten Recesse und in specie den de anno 1653 anbelanget, da können Se. Königl. Majestät, welche nichts was sie nicht königl. und unverbrüchlich zu halten gedenken, jemahlen versprechen wollen, zu Confirmation solcher Recesse sich nicht so schlechterdings erklären, sie seien dann zuvörderst genau und gründlich informiret, ob und in wie weit solche Recesse auf die jetzige Zeit annoch applicable und ob nicht ein und anderes so zu des Landes weiterem Flor und Anwachs dienen könnte darin zu verbessern sei."

hergebrachten Vorrang des Adels aufheben: denn wie solle bei freiem Verfügungsrechte das Ansehen der Familien sich erhalten; alle Ansprüche der zu gesammter Hand Belehnten würden vernichtet werden; es scheine, als wolle man den Adel zu einen contribuablen Stande machen, ihn Bürgern und Bauern gleichstellen. Wäre die Ritterschaft sofort zusammenberufen, der Antrag ihr in seiner ersten schroffen Gestalt vorgelegt worden, so würde sie ihn unfehlbar verworfen haben.

Noch befolgte man aber damals die der Einfachheit und Vertraulichkeit der Verhältnisse entsprechende Methode, die Verhandlungen auf den Kreistagen der Ritterschaft beginnen zu lassen, wo es dann mehr zu Besprechungen als zu eigentlicher Debatte kam. Ungezwungene Rede und Widerrede konnten der Regierung zeigen, was sie auszuführen vermöge, und ihre Absichten modificiren.

Von den damals gehaltenen Kreistagen war ohne Zweifel der havelländische der merkwürdigste. Der Urheber des Entwurfes, Katsch, übernahm dessen Leitung, und es gelang ihm, die Anwesenden von dem Vortheil zu überzeugen, der ihnen aus der Veränderung entspringen werde. Bei der ersten Zusammenkunft der Abgeordneten der Kreise in Berlin ließ es dann die Regierung, in deren Schooße ebenfalls mancherlei Einwürfe laut geworden [1]), ihr vornehmstes Bestreben sein, die Standesbesorgnisse wegzuräumen, die sich ihr am meisten entgegenstellten. Der König erkannte die Ansprüche der Gesammthänder an, beschränkte die Erbfolge der Töchter auf den Abgang der männlichen Linie, genehmigte die Beschränkungen, denen die Veräußerungen und Verschuldungen unterlagen und ließ überhaupt alles fallen, was dem Stande als solchem nachtheilig werden konnte. Was er aufgab, war hauptsächlich sein eigenes Anrecht: Lehnswaare, Consensgebühr und Heimfall. Dafür und zur Erstattung des Roßdienstes, zu dem ja bei der Bewaffnung der Nachbarn die Ritterschaft jeden Augenblick sich bereit zu halten rechtlich verpflichtet sei, forderte er einen jährlichen Canon, den er anfangs auf 50, später auf 40 Thaler für das Lehnspferd festsetzte. Katsch hatte im ersten Eifer 60 Thaler für möglich gehalten.

Die Deputirten sind hierüber, um sich mit ihren Standesgenossen in den Kreisen zu besprechen, nach Hause gegangen und noch zweimal, im April und Juni 1717, in Berlin wieder zusammengetreten.

1) Die Commission bestand aus Ilgen, Grumbkow, Kraut, Creuz und Katsch. Der Obermarschall Prinzen machte die vornehmsten Einwendungen.

Im April zeigte sich eine entschiedene Mehrheit bereit, auf den Vorschlag einzugehen. Die ersten, welche der Regierung entgegenkamen, waren die Mittelmärker; diesen gesellten sich der ukermärkische und, von dem altmärkischen, mit dem er sonst zu stimmen pflegte, sich absondernd, der priegnitzische Adel hinzu.

Eine Schwierigkeit machte noch der Betrag des Canons; am 24. Juni ist er von den Deputirten der genannten drei Ritterschaften übernommen worden [1]). Die Neumark schloß sich an, zumal da der König versprach, auf die Armen billige Rücksicht zu nehmen. Dagegen unterzeichnete auch er einen Revers, durch welchen die allgemeinen Prärogativen des Adels aufs neue bestätigt wurden; doch hat er sich dabei nichts abgewinnen lassen, was dem Begriffe seines Staates widersprochen hätte, und jede fremdartige Forderung ferngehalten. Er sagte, was er fallen gelassen, bestehe in Nichtigkeiten, was er gewonnen, in Realitäten; möchte er alle Tage solch einen Tausch machen können!

Er berechnete, daß der Canon, wenn derselbe auch hie und da ermäßigt werde, z. B. in Pommern auf 40 Gulden, doch von seinen Reichslanden allein zwischen sechszig- und achtzigtausend Thalern ertragen werde [2]), worauf er zwei neue Regimenter begründen könne, und nahm sich vor, die Allodification in dieser eigenthümlichen Form allenthalben durchzuführen.

Zunächst in der Altmark, wo man sich nicht für verpflichtet hielt, die Mehrheit der kurmärkischen Stände als maßgebend anzuerkennen, fand er viele Schwierigkeit; die Einwendungen dieser Provinz erscheinen sogar oft in bitteren Ausdrücken. Der König ließ sie unbeantwortet, beharrte aber auf seinem Willen. Einige ergebenen Landräthe erwarben sich das Verdienst, von Rittergut zu Rittergut zu reisen und die Widerstrebenden durch mündliche Vorstellungen zur Einwilligung zu bringen.

Berühren wir überhaupt mit einem Worte, in welcher Lage sich der König zu den Landeseingesessenen befand. Ich finde nicht, daß er den Adel herabgewürdigt habe; er wollte nur, wie er sich ausdrückt, ihm keinen Condominat zugestehen. In Preußen hatte er durch die Einführung des Generalhufenschosses, wogegen die Contribution

1) Aus der Priegnitz die Landräthe Platen und Stille; aus der Ukermark der Director Wedel; aus der Mittelmark Bredow, Rohr, Platen, Wilmersdorf, Wulffen.

2) Vgl. Riedel, Magazin III, 1, 33. — Aus Preußen erwartete man von entsprechenden Einrichtungen 150,000 Thlr.

wegfiel, Ordnung und Gehorsam geschaffen. Die alte Macht der Landräthe existirte nicht mehr; jede Hinneigung zu Polen, die alte Einmischung polnischer Magnaten, selbst bei der Huldigung, wurden sorgfältig vermieden. Der König findet die Preußen sehr brauchbar für die Armee, die Collegien und Negociationen. Doch giebt es noch mancherlei Widerstreben; man müsse, sagt er, ein wachsames Auge auf sie haben. Die Vasallen in Pommern bezeichnet er als „treu, wie Gold; gute Behandlung dämpfe bei ihnen jede Widerrede“. Auf die Klagen der Neumärker brauche man nicht viel Rücksicht zu nehmen; das sei ihre Landesgewohnheit und, was sie vorbringen, meistens unbegründet; die Vasallen der Mittel= und Ukermark erklärt er für die getreuesten von allen; dagegen beklagt er sich über die Renitenz derer in der Altmark und in Magdeburg, die besonders auch bei der Allodification der Lehen hervortrat; auch mit den Halberstädtischen ist er wenig zufrieden. Niemals will er einen Edelmann aus diesen Provinzen mit einer Amtshauptmannschaft innerhalb derselben versehen, wie er ja auch bei der Besetzung der gerichtlichen Aemter in den Provinzen die Eingeborenen auszuschließen liebte; er wollte dieses Provinzialinteresse unter keiner Form dulden. Sollten die Landräthe in der Altmark einer Ordre widerstreben, die in der Mittelmark angenommen ist, so ist sein Sinn, daß sie cassirt und an ihrer Stelle andere ernannt werden, ohne daß die Ritterschaft dabei gefragt wird [1]).

An den Vasallen in den westlichen Provinzen tadelt er ihre Halsstarrigkeit, ihre Bequemlichkeit, ihren Mangel an Talent, wohl auch ihre Hinneigung zu Holland und zu dem Kaiser; aber er findet doch, daß sie sich meistens mit Güte regieren lassen.

Ueberall zeigen sich noch Spuren alter Berechtigungen; aber schon verschwinden sie dem Willen des Fürsten gegenüber. Eben auch bei der Allodification der Lehen zeigt sich das. Nachdem die Sache einmal in den Marken durchgegangen, folgten die anderen Provinzen allmählich nach.

Merkwürdig, daß sich einst der Reichshofrath der Widerstrebenden angenommen hat. Er behauptete, die Neuerung laufe der uralten

1) „sonder daß die Ritterschaft welche wählet“, so daß man sieht, daß dies die Regel blieb. Ich finde die Angabe, daß unter den altmärkischen Renitenten Alvensleben, Schulenburg und Bernstorff genannt seien, Familien, aus denen später oft treffliche Beamten hervorgegangen. Die Bernstorff gehören nun wohl nicht hieher; das Original nennt die Bismarck.

Verfassung des deutschen Reiches entgegen; der König antwortete, was er gethan, gereiche zur Verbesserung seines Adels und geschehe mit dessen Beistimmung; hoffentlich werde ihm Niemand wehren wollen, alte, auf die jetzige Zeit nicht mehr passende Einrichtungen, wenn es ohne Beschwerung geschehen könne, zu verändern.

Allemal war ihm ein Werk von der größten Bedeutung gelungen, die Kräfte des Adels zu dem allgemeinen Zweck der Landesbewaffnung herbeizuziehen, ohne denselben doch zu vernichten.

Dabei waltete nun eine sehr bewußte Absicht vor. Bisher waren fremde Offiziere zu hohen Stellen in der Armee aufgestiegen; einheimische Offiziere dienten in fremden Armeen. Friedrich Wilhelm hielt für nothwendig, Beides abzustellen: denn wenn das Eine stattfinde, sei das Andere nicht zu vermeiden; die Edelleute würden fremde Dienste suchen und dann den König nur obenhin respectiren; aber man müsse sie dazu anleiten, keinen anderen Herrn zu erkennen, als den König; dann werde sich eine Armee aus Einheimischen bilden, wie sie kein Fürst der Welt habe; der König von Preußen werde ruhiger in seinem Lande und formidabler in der Welt werden [1]). In der Organisation der Armee liegt dergestalt ein wichtiges Moment selbst für die innere Entwickelung des Staates. Friedrich Wilhelm I sah darin das wichtigste seiner Institute. Er erinnert seinen Nachfolger: wenn er einmal sterbe, alle übrigen Zahlungen hintanzuhalten, nur nicht die für die Armee; er beschwört ihn, an deren Besoldung und Verpflegung nichts zu verkürzen; thue er es doch, so giebt er ihm seinen Fluch, leistet er aber Gehorsam, seinen väterlichen Segen.

1) „Mein successor muß sich bearbeiten, daß aus allen seinen Provinzen und in specie Preußen die vom Adel und Grafen in die Armee emploiren und die Kinder in die Cadets gesetzt werden; ist formidable für seinen Dienst und Armee und ruhiger in seinem Lande. — Wenn Ihr lauter Officiere habt aus Euren Landeskindern, seid versichert, daß das eine beständige Armee ist und beständige grade Officiers an sie haben werdet und kein Potentat das hat."

Zweites Capitel.

Innere Verwaltung.

Wenn es unleugbar ist, daß die gesammte Administration den Zweck hatte, die Armee zu erhalten und zu vermehren, so wäre derselbe doch nicht durch einseitig drückendes Gebot zu erreichen gewesen. Die Verwaltung Friedrich Wilhelms I charakterisirt es, daß sie zugleich die natürlichen Hülfsquellen des Landes erschloß und dessen Ertragsfähigkeit hob. Dabei eröffnete sich ihm ein weites Feld für sein eigenthümliches Talent und eine dem Bedürfniß entsprechende Thätigkeit. Bei seines Vaters Tode, sagt er einmal, habe er nicht allein die Armee in ungenügendem Stande gefunden, sondern auch die Domänen verpfändet und zum Theil in Erbpacht ausgethan, die Finanzen einem Bankerutt nahe, in allen Dingen eine unbeschreibliche Unordnung, überdies das Land Preußen durch eine verderbliche Seuche herabgebracht. Alledem abgeholfen zu haben, und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit, erklärt er für sein Meisterstück.

Die Grundlage von Allem war die landwirthschaftliche Einrichtung, namentlich der Domänen.

Wir berührten schon, welchen Antheil er an dem Falle des Erbpachtsystems hatte; er hielt es für eine seiner dringendsten Angelegenheiten, die bei seiner Thronbesteigung noch in den Händen der Erbpächter befindlichen Domänen sich wieder zuzueignen; das Erbstandsgeld, welches sie gezahlt, ließ er ihnen zurückgeben; aber sofort mit Sack und Pack sollen sie die Güter räumen, welche sein, des Königs, seien, deren Besitz ihm von Gott und Rechtswegen gebühre. Die Gefahr dieses Versuches diente ihm zum Anlaß, eine alte Satzung des Hauses, nach welcher die von den Vorfahren angeerbten Lande nicht veräußert werden durften, in den stärksten Ausdrücken zu erneuern und auf alle

die Güter und Einkünfte auszudehnen, die seitdem erworben seien oder noch erworben werden dürften. Der König führte überall den Zeitpacht zurück und genoß das Vergnügen, seine Einkünfte dabei sich noch mehren zu sehen. Man hatte nun erst das Verhältniß der Aussaat zu dem Ertrage nach der Verschiedenheit des Bodens berechnen gelernt und durch die Erfahrung gesehen, was der Acker zu tragen fähig sei. Die Erbpächter, die nun wieder auf Zeit pachteten, trieben einander in die Höhe; aus den königlichen Aemtern soll dabei gegen ein Drittheil mehr aufgekommen sein als früher; daß die Pächter sich anstrengen mußten, um zu bestehen, beförderte hinwieder die bessere Bewirthschaftung überhaupt [1]). Der Pacht war immer auf sechs Jahre bestimmt, und der König ordnete die strengste Aufsicht bei der Erneuerung desselben an. Der Präsident der Provinzialkammer, unter welchem die Aemter stehen, soll sie bereisen, sowie der Schnee schmilzt, nachsehen, ob die Zahl und Beschaffenheit der Aecker mit dem Anschlag übereinkommt, diese nöthigenfalls wieder ausmessen lassen und sich in Person eine so genaue Kenntniß verschaffen, daß er weder von den Pächtern noch etwa von seinen Räthen betrogen werden kann. Für jede Verbesserung sollen Voranschläge gemacht und diese alsdann um keines Hellers Werth überschritten werden; der Pächter, der durch seine Caution gebunden ist, soll niemals Zahlungsfrist erhalten [2]). Die Hofkammer, die an der Erbpachtssache so vielen Antheil genommen, ward aufgelöst und eine allgemeine Direction der Domänen eingerichtet, unter welcher sämmtliche Amtskammern standen. Eine andere Art von Aufsicht, die alle Behörden durchsetzte und in einer mehr durch Furcht als durch Hoffnung angeregten Spannung hielt, führte der König selbst; für den Betrieb der Landwirthschaft hatte er nicht weniger Gaben als für den militärischen Dienst und sich ebenso viele besondere Kenntniß davon erworben.

Man hat damals gesagt, was man von Friedrich Wilhelm I nicht erwarten sollte, eine Stelle aus einem alten griechischen Classiker habe in dieser Beziehung einst in seiner Jugend großen Eindruck auf ihn gemacht, ein Capitel Xenophons, worin es von dem persischen Könige heißt, er bekümmere sich ebenso viel um den Landbau wie um

1) Aus Thile's Nachricht von der kurmärkischen Contributions- und Schoßeinrichtung 1768, Abschnitt III, ergiebt sich doch, wie viele Ungleichheiten auch zwischen den einzelnen Kreisen noch bestehen blieben.

2) Instruction der kurmärkischen Amtskammer 7. Jan. 1717 bei Rödenbeck, Beiträge zu den Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I und Friedrichs des Großen I, 17.

den Krieg, bereise die verschiedenen Landschaften seines Reiches oder lasse sie besuchen; nach dem Zustand, worin er sie befinde, messe er Belohnung und Strafen ab. So lebte und webte auch er in dieser doppelten Richtung der Thätigkeit.

Alle Jahre finden wir ihn von einer Provinz zur anderen reisen. Was ihn dabei am meisten beschäftigt, ist die Verbesserung der Domänen, mit der er systematisch vorgeht, nicht in allen Provinzen zugleich, sondern in einer nach der anderen.

Er hat dabei, wie seine Aufzeichnungen zeigen, auch allenthalben die localen Interessen im Auge: in den östlichen Provinzen den Mangel an kleinen Städten, in Brandenburg die Regulirung des Forstwesens, namentlich den Verkauf des Holzes an die Holländer und Hamburger, um nicht etwa durch die Beamten selbst übervortheilt zu werden, im Magdeburgischen den Vertrieb des Salzes, die Erhöhung der Rente von den Kohlenbergwerken.

Man sieht überall den sorgsamen und gebieterischen Hausherrn, der seine Erträge erhöhen will, ohne jedoch, wie er versichert, die Unterthanen zu drücken, die er vielmehr in besseren Stand zu bringen sucht.

Dem Sinne Friedrich Wilhelms widersprach die Naturallieferung, wie sie noch für die Cavallerie bestand; indem er die Reiterei in die Städte verlegte, verwandelte er die bisherige Verpflegung in eine Geldzahlung, die zugleich mit der Contribution erhoben wurde.

Diese möglichst zu vereinfachen, trug er Sorge. Er schaffte alle jene auf einen bestimmten Zweck gerichteten Abgaben, — für die Legationen, oder den Schloßbau, wie man sie in Pommern hatte, Fortificationssteuern, Justizsalariengelder, Marsch-, Fuhr- und Zuschußgelder, Kreisexpensen, — ab und nahm hauptsächlich die Ertragsfähigkeit des Bodens zur Norm einer alle Einzelheiten ausschließenden Auflage. Es war eine der vornehmsten Thätigkeiten seiner früheren Jahre, Grund und Boden nach seiner Beschaffenheit in Klassen zu bringen und den Beitrag eines Jeden diesen Klassen gemäß bestimmen zu lassen. Unabänderliche Festsetzung der Leistung schien ihm so nothwendig für die Verwaltung der Kassen und die Ordnung des Staates, wie für die Einzelnen und deren Haushalt [1]).

Er lebte noch in dem patriarchalischen Bestreben, keine Armen

1) So versichert der Kanzler J. P. v. Ludewig in der merkwürdigen kleinen Schrift: über die von dem König neu errichtete Profession in Oeconomie-, Polizei- und Kammersachen. Halle 1721, S. 74.

in seinem Lande zu haben. Den größten Werth legte er auf die Förderung der Manufactur.

Die allgemeine Ueberzeugung in Deutschland, gegen Ende des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ging dahin, daß die tief herabgekommene deutsche Industrie ohne strenge Maßregeln vollends zu Grunde gehen müsse. In den gelesensten Schriften klagt man, daß das Uebergewicht der französischen Manufactur der deutschen Nation die innerste Kraft des Lebens, d. h. die der Hervorbringung, entziehe, das Blut aus ihren Adern sauge. Man hat einmal zu dem heroischen Mittel gerathen, da keine Concurrenz mit dem Auslande möglich sei, nur geradezu mit dem Verbote zu beginnen und dann erst die Gründung der eigenen Industrie folgen zu lassen: denn, wo keine Strenge, da sei auch kein Leben [1]).

In der Mark Brandenburg sah man nun die traurigsten Beweise des Verfalles vor Augen. Die Tuche der Priegnitz und der Altmark, die bisher in Hamburg gefärbt und dann nach dem Norden verführt worden, ein nicht unbedeutender Erwerbszweig für Brandenburg, fanden dort keinen Absatz mehr, weil sie den gestiegenen Ansprüchen nicht mehr genügten [2]). Wie sollten sie die englische Concurrenz auf fremden Märkten aushalten, da sie ihr auf den einheimischen unterlagen?

Von hohem Werthe in dieser Hinsicht war die Einwanderung der französischen Flüchtlinge. Was bisher aus England oder aus Frankreich mit großen Kosten bezogen worden, ward nun in dem eigenen Lande hervorgebracht, sogar mit dem Erfolge, daß es ausgeführt wurde.

Friedrich Wilhelm war unendlich glücklich, daß das Geld im Lande bleibe; er sah die Manufacturen nach dem Ausdruck des Pater Vota wie ein ergiebiges Bergwerk an [3]).

Sehr wahr, daß die Theorie, der er folgte, mit einer Ueber-

1) Ubi non est rigor, non est vigor. Hornegk, Oesterreich über alles, wenn es nur will, zuerst 1684, dann 1712, S. 95. Andere, sagt er, „wollen die inländischen Manufacturen einführen, um die ausländischen hernach zu verbieten; ich aber rathe, die ausländischen zu verbieten und hernach die inländischen einzuführen."

2) König, Berlin III, 357. 1707 hatte Königin Anna in England durch eine Verordnung zur Aufmunterung des Zubereitens und Färbens der wollenen Zeuche eine starke Abgabe auf die Ausfuhr weißer wollener Tücher gesetzt.

3) In einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1722 sagt der König: „Vor diesem schickten wir das Geld außer Landes und itzo kommt aus anderen

schätzung des baaren Geldes zusammenhing; allein abgesehen hievon, war es doch von der dringendsten Nothwendigkeit, den gewerbetreibenden Theil der Bevölkerung dem Verderben zu entreißen, in den ersten Bedürfnissen des Lebens nicht ganz von dem Auslande abhängig zu werden. Wer wollte es tadeln, daß man der fremden Arbeit eigenen Fleiß entgegensetzte und das Unentbehrliche selbst hervorzubringen suchte? Die deutsche Nation durfte die gewerbliche Thätigkeit nicht aufgeben, welche in früheren Jahrhunderten einen so wichtigen Bestandtheil des städtischen Lebens ausgemacht hatte.

An seiner Stelle fand nun König Friedrich Wilhelm in dem Bedürfniß der Armee ein Mittel, die Manufactur zu heben, indem er ihr eine umfassende Beschäftigung anwies. Er wollte, daß die Bekleidung der Armee ganz durch einheimischen Stoff beschafft würde. Einer der früheren Minister, der bei dem neuen König übrigens wenig in Gunst stand, erwarb sich doch das Verdienst, den Gedanken ausführbar zu machen. Noch war die einheimische Manufactur in allem, was zur Bekleidung der Soldaten gehörte, gerade in diesem Punkte sehr mangelhaft; es war schon ein Gewinn, daß nur zuerst die Arbeit der Weber zum Verbrauch benutzt ward. Bald aber sah man doch, daß das nicht zum Ziele führte: die Arbeit war schlecht, der Preis viel zu hoch dafür, und man fand nöthig, noch stärker in das Gewerbe einzugreifen. Jener Minister, der Generalempfänger Kraut, zog geschicktere Arbeiter heran und wußte den Preis der Wolle mit dem Gelde, das man aufzuwenden hatte, in Verhältniß zu bringen. Nach einiger Zeit gelang es, zugleich feine und wohlfeile Tuche zu erzielen, welche nicht nur die ausländischen verdrängten, sondern auch selber Eingang in fremde Länder fanden; bald zeigte sich mehr ein Mangel, als ein Ueberfluß an Wolle; das Lagerhaus — so nannte man das Institut — beschäftigte tausende von fleißigen Händen in Berlin und im ganzen Lande[1]).

Friedrich Wilhelm hielt darüber, daß der Soldat allezeit in sauberer Kleidung einherging, ein jeder immer mit zwei Monturen versehen war. Bald aber legte er auch der Ritterschaft und den Unterthanen als eine Pflicht auf, seinem und seiner Armee Beispiel

Ländern Geld im Lande. Manufacturen im Lande ein recht Bergwerk genannt werden kann. Ein Land ohne Manufactur ist ein menschlicher Körper sonder Leben, ergo ein todtes Land, das beständig pauvre und elendiglich ist und nicht zum Flor sein Tagelang gelangen kann."

1) König, Berlin IV, 1, 23. 2, 185.

hierin zu folgen, sich sowohl zu ihrer Bekleidung wie zu jedem anderen Behufe nur einheimischer Wollenwaaren zu bedienen [1]). Und nicht allein die fremden Producte aus diesem Stoffe verbot er, sondern auch die baumwollenen, denen das Land nichts Gleiches entgegenzusetzen hatte. Im November 1721 hat er verfügt, daß binnen acht Monaten Niemand, weder von männlichem noch weiblichem Geschlecht, von hohem noch niederem Stande, auf dem Lande oder in Städten — denn so pflegen seine Edicte die verschiedenen Kategorien der Betheiligten aufzuzählen — feine oder grobe Kattune tragen solle, bei einhundert Reichsthalern fiscalischer Strafe [2]). Er kannte die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, und sieben Jahre darauf versichert man uns, daß Niemand mehr an die fremden Waaren denke; überall seien sie durch wollene Landzeuche und Linnengewebe ersetzt. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn die Ausfuhr der Wolle, wobei dem einheimischen Gewerbe nur der schlechteste Theil übrig blieb, fortgedauert hätte; die sogenannte Wollpragmatica des Königs und viele erläuternden Edicte verbieten sie auf das strengste, suchen sie unmöglich zu machen. Man traf Einrichtungen, um den Verkauf der gefallenen Wolle bei der Accise zu controliren. Es konnte nicht an lebhaften Beschwerden fehlen; der König erwiederte: in Staatsangelegenheiten gehe das Heil des Ganzen dem Nutzen des Einzelnen allemal vor.

Um aber nicht nach so vielen empfindlichen Beschränkungen am Ende doch mit schlechter Arbeit heimgesucht zu werden, ordnete er eine scharfe Aufsicht über die Gewerbe an. Den Tuchmachern ward vorgeschrieben, wie die Wolle zu säubern, nach ihrer Beschaffenheit zu sondern, geschmeidig zu machen, zu kämmen sei, wie viel Stein zu jeder Art von Zeuch verwendet werden müsse, nicht anders, als wie einst Colbert den französischen Gewerken die ausführlichsten technischen Vorschriften gab; auch die preußischen Schaumeister schwuren, die Tücher, wenn sie vom Wirkstuhl aus der Walke und aus der Färbe kommen, genau zu prüfen, die vorkommenden Mängel zu gebührender Bestrafung anzuzeigen [3]). Dem Gildebrief der Garnweber ward eine Tabelle beigegeben, aus der ein Jeder sehen könne, wie viel Ellen

1) Edict, daß vom 1. Jan. 1720 keine fremden Tücher noch andere außer Landes verfertigte wollene Waaren getragen und gebrauchet werden sollen. Mylius V, II, S. 318.

2) Mylius V, II, S. 198.

3) Tuch- und Zeugmacher- und Schauordnung, 30. Januar 1723 bei Mylius V, II, 335.

Linnen er von seinem Garn zu fordern habe. In den Jahren 1734 bis 1736 erhielten 63 Gewerke neue Gildenbriefe, um allen eingerissenen Mißbräuchen zu steuern und jedem sein besonderes Gebiet anzuweisen [1]). Auch die fünf Handwerke, die man auf dem Lande duldete, wurden durch beschränkende Gesetze an die städtischen Innungen gebunden. In den Städten aber untersuchte man nach der Zahl der Einwohner und der Summe des Verbrauchs, wie viele Handwerker etwa in dem einen oder dem anderen Zweige noch fehlen und daselbst ihre Nahrung finden möchten. Ausländern, welche sich dazu melden würden, bot man nicht unansehnliche Begünstigungen dar; Einheimische ließ man nur dann zu, wenn sie nachwiesen, daß sie in dem Ort ihres Aufenthaltes nicht zu bestehen vermöchten. Man organisirte gleichsam die Arbeit vom monarchischen Standpunkt.

Und kein Zweifel, daß diese Bemühungen im Allgemeinen einen erfreulichen Erfolg hatten. Das Gewerbe selbst konnte in kurzem die Concurrenz der Nachbarn aushalten: die blauen Tuche von Berlin erwarben sich einen gewissen Ruf in Europa [2]).

Ein wichtigerer Vortheil ist es, daß die städtische Bevölkerung in der Mark wieder an Bestand gewann. Nach den vorliegenden, freilich unvollständigen Listen kann man sie in den Jahren 1713 und 1714 wohl nicht höher als 100,000 anschlagen, wovon gegen die Hälfte auf Berlin kommt; im Jahre 1723, von dem wir genau unterrichtet sind, zählte man in den märkischen Städten 137,945, im Jahre 1738 206,520 Einwohner. Die Bevölkerung war in diesen späteren Jahren um ein Drittheil, in der ganzen Regierungszeit wahrscheinlich um die Hälfte gestiegen. In der Hauptstadt wuchs die Einwohnerzahl auf achtzigtausend an, ungerechnet die Garnison, welche 16,000 Mann betrug. Es leuchtet ein, daß der gewerbetreibende Stand hiedurch eigentlich aufs neue begründet worden ist.

Von der Armee darf man wohl sagen, daß ihr Bestehen diesen allmählichen Fortgang nicht nur nicht behindert, sondern gefördert

1) Beckmann, Beschreibung der Märk Brandenburg I, 1158. Er versichert überdies, daß das Land durch seine Kamelot-, Etamin- und anderen Fabriken im Reich, in Lothringen, Italien, Spanien und Brabant in großes Ansehen gekommen; die märkische Wollarbeit gebe den übrigen Manufacturen in Europa weder an Güte noch an Vielfältigkeit der Waaren etwas nach.

2) Verzeichnisse in Borgstedts statistisch-topographischer Beschreibung der Kurmark, S. 381. Was Bratring aus den früheren Jahren noch hinzufügt, ist fragmentarisch.

hat. Ohne die Garnisonen wäre an den Ertrag der Verbrauchssteuer, auf dem das ganze Finanzsystem beruhte, nicht zu denken gewesen.

Friedrich Wilhelm ließ dieselbe in der Hauptsache, wie er sie fand, erhöhte aber den Steuersatz der ausländischen Waaren zum Besten der inländischen Fabrikate. Er war hier zu Lande der erste, der Schutzzoll und Accise in die enge Verbindung brachte, in welcher sie hernach geblieben sind. Er bekannte sich zu dem Grundsatz, das eben sei der Stein der Weisen, daß man das Geld im eigenen Lande zurückhalte.

Ebenso wenig würden ohne den durch die Armee gesteigerten Verbrauch von Lebensmitteln die Bauern ihre Contribution haben bezahlen können.

Der König selbst bemerkt einmal, daß, wenn die Armee außer Lande gehe, das Gewerbe und die Erträge der Städte merklich verlieren würden. Die Accise würde einen großen Verlust erleiden, die Preise der Dinge würden heruntergehen, die Aemter würden ihren Pacht nicht mehr liefern, Alles in Verfall gerathen[1]).

Nur mit Unrecht hätte sich der Adel über die Beschränkungen beklagt, die ihm auferlegt wurden. Der steigende Verbrauch, der sonst nicht möglich gewesen wäre, kam doch wieder dem Landbau zu statten. Was man gesagt hat, daß kein Morgen Landes in England sei, der nicht aus dem Anwachs von London Vortheil ziehe, fand, wenngleich in geringerem Maßstab, auch hier Anwendung. Zunächst Mittel- und Ukermark mußten durch die Nähe von Berlin gewinnen: die Ukermark wird als die Kornkammer der Hauptstadt bezeichnet. Aber auch die anderen Provinzen jenseit der Oder und der Elbe fingen an, den Ueberschuß ihres Getreides daselbst abzusetzen. Was man bei dem Wollhandel verlor, ersetzte sich durch den Verkauf des Getreides. Niemals hätte der König geduldet, daß dies zu tief im Preise gefallen wäre.

Ich hoffe, daß ein der Sache Kundigerer auch diesem Zweige der Staatswirthschaft Friedrich Wilhelms einmal eingehende Aufmerksamkeit widmen wird; doch sei mir erlaubt, dieses eine Beispiel derselben noch zu berühren. Das Getreide durfte nie unter einen gewissen Marktpreis sinken. Wie oft hätte man in Königsberg oder in Tilsit, bei

1) „Wenn meine Armee außer Landes marchiret, so werden die Accisen nicht das dritte Theil soviel tragen, als wenn die Armee in Lande, die rerum pretium werden fallen, als denn die Aemter ihre Pacht nicht richtig abtragen werden können."

freier Zufuhr aus Polen, um ein Achttheil oder ein Sechstheil eines Thalers kaufen können, wofür man jetzt wenigstens ein Viertheil bezahlen mußte! Der nächste Grund war, daß der König selbst seine Pächter nicht in den Fall kommen lassen wollte, zahlungsunfähig zu werden; aber die Anordnung kam allen Gutsbesitzern zu statten. Für die Städte und die Miliz ward dadurch gesorgt, daß man den Preis auch wieder nicht allzuhoch steigen ließ. In Zeiten von Mißwachs und Theuerung öffneten sich die königlichen Magazine, die in wohlfeilen Jahren gefüllt worden waren, und nicht selten erwies sich diese Fürsorge überaus segensreich. Im Jahre 1736 z. B., wo man in der Nachbarschaft, in Polen und Schlesien, das ganze Unheil einer Hungersnoth aushalten mußte, empfanden die brandenburgischen Lande kein besonderes Ungemach. Der Bauer ward mit Korn zur Aussaat unterstützt, welches er nach eingebrachter Ernte zurückerstattete.

Das wohlgeordnete Staatswesen sollte über die Zufälligkeit der Anwendung menschlicher Kräfte und die Schwankungen der Natur erheben.

Man hat es als den vornehmsten Grund betrachtet, warum die Alten sich so wenig wissenschaftlich mit finanziellen Fragen beschäftigt haben, daß es hiebei darauf ankomme, aus immer ungleichen Einkünften die immer ungleichen Bedürfnisse zu bestreiten; jetzt war vielmehr der Sinn, beide fortwährend gleichzuhalten und in gleichem Verhältniß miteinander zu entwickeln.

Friedrich Wilhelm stiftete in dem Generaldirectorium eine Behörde, die vor allem auf die Erreichung dieses Zweckes hinarbeiten sollte.

Man weiß, daß die nächste Veranlassung zur Gründung derselben in den Zwistigkeiten lag, die zwischen dem Kriegscommissariat, welches die Kriegsgefälle in den Städten und auf dem Lande, Accise und Contribution verwaltete, und dem Finanzdirectorium, welches die Bewirthschaftung der Domänen leitete, ausbrachen. Ihre Befugnisse, aus verschiedenem Ursprunge herrührend, stießen nicht selten gegeneinander. In dem einen erschien der Fürst als großer Landbesitzer, seinem Adel gleichartig, in dem anderen als allgemeiner Kriegsherr; es kam vor, daß die Domänenkammern den Pächtern Zugeständnisse machten, die den Anordnungen des Commissariats widersprachen, und Klagen gegen dasselbe, welche die Stände erhoben, in aller Form mit unterzeichneten. Durch den allgemeinen Wetteifer im Dienst, den der Ernst und die Wachsamkeit des Königs erweckt hatten, ward das Uebel erst recht zu Tage gebracht.

Hierauf beschloß Friedrich Wilhelm, die beiden Behörden zu vereinigen. Wie es scheint, ist dieser Gedanke zuerst im Gespräch von

Leopold von Dessau geäußert worden; der König machte ihn ganz zu dem seinen und warf sich mit aller Energie des Geistes darauf, ihn auszuarbeiten und durchzuführen. Es verdient wohl, berichtet zu werden, wie er dabei verfuhr.

Bei einem einsamen Aufenthalt in Schönebeck im December 1722 setzte Friedrich Wilhelm den Entwurf einer Instruction, in aller Ausführlichkeit, mit eigener Hand auf[1]). Sein Ehrgeiz war dabei, daß Niemand etwas Wesentliches daran auszusetzen finden sollte. Das Schriftwerk ist, wie billig, aufbewahrt worden; es enthält die ganze Grundlage der später so bedeutend gewordenen Instruction des Generaldirectoriums.

Um dasselbe in eine mittheilbare Form zu bringen, beschied der König, als er nach Potsdam zurückgekehrt war, den Cabinetssecretär Thulemeier zu sich. In sehr hausväterlicher Weise lud er ihn ein, des anderen Tages zu ihm zu kommen — es war eines Sonntags, Nachmittag um zwei Uhr —, versehen mit Schreibmaterialien, gutem starkem Papier „und schwarzem silbermelirten Heftfaden", und sich so einzurichten, daß er ein paar Tage bleiben könne. Hier ward nun der Inhalt nochmals erwogen und möglichste Sorgfalt angewendet, Alles in ordentlichen, präcisen, keinem Mißverständniß Raum lassenden Ausdrücken abzufassen. Es dauerte bei den mancherlei Unterbrechungen, die in Potsdam unvermeidlich waren, bis zum 14. Januar, ehe man damit fertig wurde. Einige Abschriften waren noch zu machen; dann, unverweilt, schritt man dazu, die Sache ins Leben zu führen.

Am 19. Januar 1723 wurden die Mitglieder der beiden Collegien, des Generalcommissariats und des Finanzdirectoriums, die noch keine Ahnung von der ihnen bevorstehenden Veränderung hatten, nach einem Zimmer des Schlosses beschieden. Ilgen, der, wie wir sehen, in den inneren Angelegenheiten so thätig war wie in den äußeren, las den Versammelten ein Schreiben vor, worin der König ihnen seine Absicht kundthat, nicht ohne dem allgemeinen Tadel auch manchen sehr persönlichen beizumischen. Das Provinzialcommissariat der Kurmark, welches bisher mit dem allgemeinen vereinigt gewesen, ward von demselben abgesondert, und unverzüglich entfernten sich die dazu bestimmten Mitglieder. Die Zurückbleibenden führte Ilgen in das neue, für das Generaldirectorium eingerichtete Local, wies einem Jeden

1) Der Titel lautet: „Dieses sind diejenige Concept, die ich selber geschrieben und hernacher Tulemeier in die Feder dictirt und in Dictiren Alles schreiben lassen positiver und weitläuftiger, daß es besser zu verstehen ist; soll dieses beim geheimden Archiv verwahret werden."

seinen Platz an, verlas, neben dem Bildniß des Königs stehend, die Instruction, übergab jedem der für diese Behörde ernannten Minister eine Abschrift davon und legte eine andere auf den Tisch. Hierauf begaben sich zuerst die Minister, dann die Räthe in das Audienzzimmer, wo der König ihrer wartete, und leisteten einen neuen Eid in seine Hände. Sie geloben darin, Sr. Majestät Nutzen und Bestes, vornehmlich die Vermehrung seiner Einkünfte und Conservation seiner Unterthanen, nach allen ihren Kräften zu befördern [1].

Es ist das keine leere Phrase, sondern der Sinn und Zweck der ganzen Verwaltung.

Die Minister werden dafür verantwortlich gemacht, daß alles einkomme, was in den Etats angegeben ist; den Pächtern kann nach verflossenem Vierteljahr allenfalls eine Zahlungsfrist von zehn Tagen gestattet werden, aber keine Stunde mehr; Contribution und Accise müssen auf das prompteste eingehen, damit am Ende jedes Monats pünktlich die Regimenter ihre Assignationen erhalten. Aber dabei soll keine Anlage gemacht werden, bei welcher der Unterthan nicht bestehen könnte; in der Contribution soll man die genaueste Gleichheit beobachten; die Accise soll die königlichen Wagen so gut untersuchen wie jeden anderen. Das vornehmste Bestreben soll darauf gerichtet sein, dem Landmann aufzuhelfen, die Städte in blühenden Stand zu bringen.

Die Instruction für das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirectorium — denn diesen Titel führte die combinirte Behörde — besteht aus 34 Artikeln, deren 20 in 30 Paragraphen zusammengefaßt sind [2]; kein Auszug könnte ihren Inhalt vergegenwärtigen; Herausheben einzelner Stellen dürfte vielmehr einen falschen Eindruck machen. Es sei genug, die allgemeine Tendenz zu bemerken.

Die Hauptabsicht ging, wie berührt, auf die Herstellung einer größeren Einheit..

1) (Sr. Kgl. Majestät) „treu, hold und gewärtig zu sein, Sr. Kgl. Majestät Nutzen und Bestes, insonderheit aber die wahre Verbesserung und Vermehrung der sämptlichen Revenüen und Einkünfte, ingleichen die Conservation Dero Unterthanen, sowohl auf dem Lande als in den Städten, so viel mir nur menschund möglich, suchen zu befördern, hingegen Alles, was dem zuwider und gedachter Sr. Kgl. Majestät und dem königl. Hause, auch sämptlichen Landen und getreuen Unterthanen schädlich und nachtheilig sein möchte, abwenden und verhüten."

2) Abgedruckt bei Förster, Friedrich Wilhelm II, 173. Unter den mancherlei willkommenen Mittheilungen dieses Buches vielleicht die bemerkenswertheste. Vgl. Rödenbeck, Beiträge I, S. 23.

Auch in den Provinzen wurden Kammern und Commissariat verbunden. Für diese gab der König nach, daß der eine Beamte sich mehr dem einen, der andere sich mehr dem anderen Zweige widmen möge; doch fordert er die genaueste Kenntniß derselben. Der Rath z. B., dem die Städte obliegen, soll deren Zustand in Bezug auf Handel und Wandel, Armuth und Nahrung, Bürger und Einwohner so genau kennen, wie ein Capitän den Zustand seiner Compagnie. Dagegen sollen die Mitglieder der höchsten Behörden mit beiden Zweigen vertraut sein, ebensowohl der Landwirthschaft wie dem Städtewesen. Hier waren immer mehrere Provinzen in eine Abtheilung unter Einem Minister vereinigt; die östlichen übernahm Grumbkow, die mittleren Kraut, die westlichen Kreuz und Görne; doch war für jede Abtheilung ein besonderer Tag zum Vortrag bestimmt, dem dann auch die Minister der anderen beiwohnten; für die Beschlüsse, die gefaßt wurden, waren sie insgesammt verantwortlich. Der König behielt sich das allgemeine Präsidium vor. Wie der Gedanke in seinem Kopfe seine Gestalt empfangen, so zeigte er sich unermüdlich thätig, ihn fruchtbar zu machen, überzeugt, daß er dadurch die Wohlfahrt des Landes und die Macht seiner Krone auf sicherem Grunde befestige [1]).

Später konnten Zeiten eintreten, wo eine Einrichtung dieser Art nicht mehr zureichte; damals aber bot sie einen großen Fortschritt dar. Man erhob sich über das einseitige Verfolgen particularer Bestrebungen in dem Mittelpunkte des Staates zu einer Anschauung der allgemeinen Bedürfnisse und der Mittel, sie zu erledigen. Die Idee der Gesammtheit bekam eine Art von Repräsentation. Bei den staatswirthschaftlichen Versuchen, seit Colbert, ist es vielleicht überhaupt das Wichtigste, daß die Auflage, nach dem Sinne des Wortes eine einseitig gebotene Last, wofür sie auch Manche anzusehen fortfuhren, mit dem politischen Gedanken und dem allgemeinen Fortschritt unmittelbar in Verbindung trat.

In Preußen war es nun erst möglich, den Staatshaushalt systematisch zu ordnen.

Schon war der Versuch einer Rechenkammer gemacht, die aber aus zwei Collegien bestand, dem einen für die Domänen, dem anderen für die Kriegsgefälle; diese wurden jetzt ebenfalls vereinigt und dem

1) Eigenhändig: (er suche nur das) „Beste der Lande und Leute, Befestigung der Armee und Krone, denn ich persuadirt wäre, daß durch diese Combination es festgesetzt wäre, wofern sie wollten treu und unverdrossen den Strang zugleich ziehen.“

Generaldirectorium beigegeben. Bei der Abnahme der Provinzialhauptrechnungen sollte jedesmal ein Mitglied desjenigen Departements, zu dem die Rechnung legende Provinz gehörte, auf die Oberrechenkammer gehen, daselbst den Vorsitz führen und die gemachten Bemerkungen alsdann bei dem Directorium vortragen. Die Rechnungen der Generalkasse sollte die Rechenkammer zwar prüfen, aber das Directorium allein abnehmen.

Die Zusammenstellung dieser General-Kassenrechnungen in genügender Form hatte nun aber eine nicht geringe Schwierigkeit. Die erste dieser Art ward im September 1724 zu Stande gebracht: „ein importantes Werk", wie es in dem Berichte heißt, „zu welchem etliche tausend Stück Quittungen und Belege mit unbeschreiblicher Mühe aus allen Provinzen eingezogen werden müssen, und zu dem man ein ganzes Ries Papier verschrieben habe."

Die Rechnungen reichten immer vom 1. Juni bis zum 31. Mai, und wenigstens die Summen der Beträge, wobei aber die beiden Kassen ferner geschieden blieben, finden sich seitdem in den Acten des Generaldirectoriums verzeichnet.

Wenn man sie zuerst ansieht, so könnte es scheinen, als wären die gesammten Einkünfte viel höher gestiegen, als man bisher, aus allerdings unzureichender Wissenschaft, angenommen hatte.

Im Jahre 1724 schließt die Generaldomänenkasse ab mit nahezu 3 Millionen, im Jahre 1726 mit mehr als vierthalb, 1727 mit etwas über 4 Millionen, die Generalkriegskasse in dem ersten der genannten Jahre mit 3,800,000, dem zweiten mit über 4,200,000, dem dritten 4,600,000 Thalern, und man sollte glauben, daß nun die Gesammteinnahme mehr als neunthalb Millionen des Jahres betragen habe; — allein dem ist doch nicht so. Die Domänenkasse hatte außer einem eisernen Bestand von 150,000 Thlrn. noch einen veränderlichen, der sich aus den von den letzten Jahren noch einzuziehenden Resten und den für einzelne Zweige gemachten Vorschüssen zusammensetzte und unter der Einnahme berechnet wurde; im Jahre 1726 beträgt er mehr als 800,000 Thlr., in anderen weniger, doch immer genug, um einen bedeutenden Abzug von der Einnahme zu bilden. Auch bei der Kriegskasse findet sich ein Bestand, wiewohl um Vieles geringer, im Jahre 1726 von etwas über 60,000, im Jahre 1727 von ungefähr 140,000 Thlrn. und ferner allmählich anwachsend; hauptsächlich aber empfing die Kriegskasse einen sehr ansehnlichen Zuschuß aus der Domänenverwaltung, der bei ihrer Einnahme verrechnet wird; in den Jahren 1726, 1727 macht er gegen achthalb=

hunderttausend Thaler aus. Zieht man diese Posten ab, so erhebt sich die Gesammtsumme von beiderlei Einkünften doch nicht über sieben Millionen Thaler.

Wäre die staatswirthschaftliche Grundlage, auf welcher diese Einnahmen beruhen, nicht zureichend gewesen, so würde man sie bald nicht mehr haben einbringen können; in der That aber finden wir sie in fortwährendem Anwachsen begriffen.

In der Kurmark stiegen z. B. die Kriegsgefälle, welche 1728 sich auf 669,544 Thlr. belaufen, 1737 auf 771,545, also um etwas über 100,000 Thlr. Fragen wir näher nach, worauf dies beruht, so war es nicht die Contribution, welche auf immer festgesetzt blieb, noch auch Licent oder Kriegsmetze, welche letztere kaum um 1000 Thlr. zunahm; die ganze Erhöhung beruht auf der Berliner Ziese, welche um 15,000 Thaler, und hauptsächlich der Accise selbst, die von 365,000 auf 450,000 Thlr. gestiegen ist. Das Ansteigen der Verbrauchssteuer beruht auf dem Fortgange der städtischen Bevölkerung und des städtischen Lebens.

Ebenso war es im Allgemeinen in Preußen. Die Erträge der Accise und der Tranksteuer schwankten nach dem Ergebniß der Ernte, dem besseren oder schlechteren Einschnitt; doch waren sie im Steigen begriffen. Im Jahre 1727 trug in den kleinen Städten die Accise 78,000, die Tranksteuer 22,000 Thlr., im Jahre 1733 jene 105,000, diese 42,000. In Königsberg trug die Accise im Jahre 1728 wenig über 100,000 Thlr., im Jahre 1736, welches freilich wegen der Anwesenheit des Königs Stanislaw und seiner Polen besonders ergiebig ausgefallen, 140,000, aber auch in den übrigen immer ungefähr 130,000 Thlr. [1]).

So stieg der Acciseüberschuß in Halberstadt von 8400 auf 18,000 Thlr., in Cleve von 28,000 auf 40,000 Thlr.

Dadurch wurde es möglich, daß die Ausgabe der Kriegskasse schon im Jahre 1726 um eine halbe Million erhöht wurde, von 3,700,000 auf 4,200,000 Thaler, und sich alsdann nicht allein auf diesem Fuße hielt, sondern im Laufe der Regierung noch um eine halbe Million, — ungefähr das Mehr des allgemeinen Einkommens, — auf 4,700,000 Thaler anwuchs.

Doch ward nicht dieser ganze Betrag auf die Regimenter allein gewendet; ein nicht geringer Theil davon ward für den Festungs-

1) 1725: 104,000; 1732: 119,500; 1733: 125,296; 1736: 141,089; 1737: 132,928; 1738: 128,855.

bau, besonders in Magdeburg und in Stettin, in Anspruch genommen; eine Rechnung liegt vor, nach welcher der Bau der Festungen in regelmäßiger und außerordentlicher Aufwendung vom 1. Juni 1713 bis zum 1. September 1732 über dritthalb Millionen (2,518,919) Thlr. gekostet hat.

Ueberdies aber war die ganze Oekonomie des Staatshaushalts so eingerichtet, daß zu außerordentlichen Ausgaben immer Rath wurde.

In den ersten Jahren war die Schuld Friedrichs I zu tilgen, der pommersche Krieg zu führen; dann wurden große Güter gekauft, in zwei Jahren, 1717, 1718, allein für 600,000 Thlr.; vom Juni 1720 bis zum Januar 1721 war man im Stande, die zwei Millionen abzuführen, die zur Besitznahme von Pommern erfordert wurden; indessen war schon das große Werk der Herstellung von Preußen begonnen. Hier hatte die Pest mehr als ein Drittheil der Einwohner hingerafft; am meisten hatte sie in Litthauen gewüthet, wo ihr volle Dreiviertheile der ohnehin nur spärlichen Bevölkerung erlegen waren [1]); weit und breit überwuchsen die Ländereien mit Gesträuch und Unkraut. Dem entgegenzutreten, hielt nun der König für eine seiner dringendsten Pflichten; in den Jahren 1721, 1724, 1726, 1728, 1731, 1736 ist er selber in Preußen gewesen; er hat die Pläne entworfen und ihre Ausführung überwacht; Litthauen mußte gleichsam neu colonisirt werden. Im Jahre 1722 langten, wie in dem dreizehnten Jahrhundert, Schwaben, Franken, Niedersachsen in guter Anzahl an; der König ließ sie auf seine Kosten von Halberstadt nach Stettin, von da zu Schiffe nach Königsberg bringen; schon waren die Häuser erbaut, in die sie eingewiesen werden sollten; sie empfingen die Ackergeräthe, wobei der halberstädtische Pflug den einheimischen verdrängte; die Anzahl dieser Colonisten mochte sich gegen das Jahr 1730 auf 17,000 belaufen. Eine ungefähr gleiche machten die Salzburger aus, welche hier für ihre religiöse Ueberzeugung die erwünschte Freistätte fanden und nun dem Ganzen erst recht Charakter verliehen. Im Jahre 1736 zählte man schon 332, mit bäuerlichen Wirthen neu besetzte Dörfer [2]). Der Boden erwies sich freigebiger, als man erwartete. Zugleich aber

1) Nach Schubert hat Litthauen, mit Abzug der Geborenen, 154,445 Menschen eingebüßt.

2) Von diesem Jahre ist Lucanus, Staat von Preußen, Ms., aus welcher Schrift die Zahlen in Baczko und aus diesem in viele anderen Bücher übergegangen. Das Unternehmen verdient noch eine ganz andere Schilderung, als ihm zu Theil geworden.

hatte Friedrich Wilhelm zehn wohlgelegene Marktflecken und Kirchdörfer mit Stadtrechten und Magistratspersonen versehen, wo man das gewonnene Getreide vertrieb oder das aufgezogene Vieh mit den polnischen Grenznachbarn austauschte, wo man auch auf die kurmärkische Weise in Wollenmanufacturen arbeitete, die Beamten für Regierung und Rechtspflege ihren Sitz nahmen und kleine Garnisonen einlagerten. Auch hiebei stand Leopold von Dessau dem Könige zur Seite. Von Friedrich Wilhelm aufgefordert, hat er einen ansehnlichen Theil der wüsten Ländereien erworben, mit Colonisten von der mittleren Elbe her besetzt; zum Bau des prächtigen Schlosses, das er in Bubainen errichten ließ, schickte er die Handwerker aus seinem Erblande. So erhob sich hier an den Grenzen der germanischen Welt eine neue Schöpfung. „Die Erde ist wieder angebaut", sagt der Kronprinz in einem Briefe von 1739, „das Land bevölkert; wir haben mehr Städte als jemals früher, und der Handel kommt in Blüthe; der König hat es weder an eigener Mühe, noch an dem, was Andere antreiben kann, fehlen lassen; keinen Aufwand hat er gespart. Hunderttausende denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein oder ihr Glück" [1]).

Auch noch andere Agriculturunternehmungen hat der König in Ostpreußen versucht, oft freilich mit größerem Aufwande als Erfolge. Es machte ihn zuweilen unglücklich, wenn er bedachte, daß in den fünf Jahren von 1722 bis 1727 über drei Millionen Thaler nach Preußen gegangen seien, wie viel er anderswo mit diesem Gelde geschafft haben würde, und wie wenig dort damit ausgerichtet sei.

Doch wurden die übrigen Provinzen mit nichten verabsäumt. Im Jahre 1724 wurde auf einmal in zehn vorpommerschen Städten mit königlicher Beihülfe gebaut; Häuser und Thore erhoben sich in Stettin; der Hafen von Colberg, die Fährschanze von Anclam wurden in Stand gesetzt. Cleve und Mark empfingen Beihülfe zur Erweiterung der Städte Crefeld, Sonsbeck, Iserlohn und zum Behuf ihrer Wasserwerke und Salzsiedereien. Neuanbauende finden wir besonders zahlreich im Bezirk von Magdeburg, in dieser Stadt selbst, in Genthin, Schönebeck, Salze; eine pfälzische Colonie ward daselbst angesiedelt. Bis zum Jahre 1732 sind überhaupt zwei Millionen auf Civilbauten verwendet worden, welche jeder Provinz nach ihrem Be-

1) pour assurer la vie et le bonheur à un demillion d'êtres pensants (an Voltaire Insterbourg 27 Juillet. Oeuvres de Voltaire LIII, 631); es war wohl erlaubt, den Ausdruck der Wahrheit etwas näher zu bringen.

dürfniß zugute kamen. Wie viele Städte der Kurmark haben, besonders wenn ein Brandunglück eintrat, wie so häufig, zu besserem Aufbau unterstützt werden müssen [1]! An anderen Stellen wurden die Dämme verbessert, z. B. bei Spandau, Fehrbellin. Ein in seiner Art vortrefflich gelungenes Werk war die Urbarmachung des freien havelländischen Luches, wo die wilden Gewässer, die das Land sieben Meilen weit bedeckten, durch ein paar große Canäle, mit vielen Binnengräben und mehr als dreißig ansehnlichen Dämmen, gebändigt wurden und den Elementen der eben für eine holländische Musterwirthschaft geeignete Boden abgewonnen ward [2]. So wurde nun auch der Hauptstadt eine Sorgfalt ohne Gleichen gewidmet. Die Friedrichsstadt, welche von Friedrich I schon zu einem ansehnlichen Umfange gebracht war, wurde um die Hälfte erweitert. Die großen Plätze in der Mitte der Stadt und an den drei Thoren, die schönsten Paläste in der Wilhelmsstraße, einige vortrefflich gelegen zwischen Hof und Park, mit geräumigen hohen Zimmern und großen Sälen, die das Maß nicht überschreiten und eine solide Wohlhabenheit athmen, die meisten mit weiten und schattigen Gartenanlagen versehen, sind das Werk dieser Zeiten. Im Gedächtniß der Menschen, welches erduldete Leiden nicht leicht vergißt, sind besonders die Zwangsmaßregeln geblieben, die zur Erbauung der Straßen angewendet wurden, und bei dem ohnehin mit Mühseligkeiten erfüllten Dasein der meisten Menschen sind sie Vielen ohne Zweifel unendlich beschwerlich gefallen; aber ebenso wahr ist, daß der König wieder mit eigener Anstrengung zu Hülfe kam. Viele Millionen von Mauersteinen, zuweilen auch Kalk und Holzwaaren, sind den Anbauern geliefert worden [3].

Zu gleicher Zeit wurde Potsdam um drei Viertheile seines früheren Umfanges erweitert; ganze Wälder wurden in die tiefen Moräste getrieben, um die Quarrés darauf zu errichten, worin die Soldaten des großen Regiments Wohnung finden sollten; Häuser von derselben Höhe und Form und Farbe; jede Abwechselung wäre gleichsam Willkür gewesen, da der König allein baute und überall dasselbe

1) Buchholz (Geschichte der Kurmark V, 146) versichert, daß Lichen 1732 26,000, Templin 1735 30,000 Thlr. empfingen, fast die kleinsten Städte.

2) Büschings Reise nach Kyritz, 379. — Beschreibung der Dämme und nach den Mittheilungen eines Oberdeichinspectors bei Borgstede, 433.

3) Die Nicolaische Bibliothek enthält „des gewesenen Bauadjutanten Herrn Thosen handschriftliche Nachrichten“, die hierüber viele einzelnen Nachweisungen geben.

Bedürfniß obwaltete. Dort in der Kirche, welche er für die Garnison errichtete, ließ er ein Gewölbe mit Marmor auslegen, darin er selber begraben sein wollte, in der Mitte seiner militärischen Stiftung, nicht bei seinen Altvordern im Dome zu Berlin.

Im Jahre 1736 beliefen sich die Baugelder auf nahe an vierthalbhunderttausend Thaler.

Zunächst zum äußeren Glanz, aber doch mit der Rücksicht, daß in dringenden Fällen auch ein anderer Gebrauch davon gemacht werden könne, schaffte man gediegenes Silber an: Tische, Spiegelrahmen, Blakers; dann und wann erscheinen noch in uralter Weise Augsburger Goldschmiede dabei thätig; zwischen 1729 und 1732 hat man 600,000 Thaler darauf verwendet.

Noch bestand eine Extraordinarienkasse, um unvorhergesehene Ausfälle zu decken, Nachlässe ohne Verwirrung in dem übrigen Rechnungswesen möglich zu machen, wohl auch neuanbauenden Colonisten oder irgend einem Werkmeister, der dessen zu einem öffentlichen Zwecke bedurfte, mit einem Vorschuß zu Hülfe zu kommen, von ihrem Rentmeister die Albrechtsche genannt. Meistens finden wir sie schon in den ersten Monaten des Rechnungsjahres erschöpft; nach einiger Zögerung erhöhte sie der König, der diese eigentlich nur ihn selbst beschränkende Art von Verwaltung liebte; überdies bedachte er sie noch oft mit neuen Ergänzungsmitteln.

Diese königlichen Kassen erscheinen wie die großen Behälter, in welchen die Gewässer sich ansammeln, um sogleich wieder in mancherlei Wegen auszuströmen.

Ein nicht geringer Theil ward jedoch immer zurückgehalten. Die Ueberschüsse der Einnahmen flossen in den Schatz, der bei großen Gelegenheiten, z. B. jenen pommerschen Friedensschlüssen, die außerordentlichen Zahlungen übernahm, aber dann sogleich wieder zum Behuf unvorhergesehener Fälle ergänzt und vermehrt ward. Man hatte damals die übertriebensten Vorstellungen davon; fremde Gesandte, die in Berlin gestanden, haben ihn einige Jahre vor dem Tode des Königs auf zwanzig Millionen angegeben; gegen sieben hat er aber in der That betragen, die volle Einnahme eines Jahres.

Und wie überaus nothwendig war dieser Rückhalt!

Die Aufstellung eines Heeres, wie groß auch immer, bedeutete noch nichts, wenn man nicht die Mittel besaß, es jeden Augenblick ins Feld zu führen und ein oder ein paar Jahre darin zu erhalten.

Früher hatte man ohne fremde Subsidien niemals einen Staatshaushalt bestreiten können, bei dem es auf eine, einigermaßen ansehn=

liche Waffenmacht abgesehen war; der vornehmste Erfolg der Verwaltung Friedrich Wilhelms lag darin, daß eine Streitmacht, unvergleichlich größer, als sie bisher jemals aufgestellt worden, allein auf die eigenen Erträge des Landes gegründet ward. Was ist der Sinn einer Macht, als daß sie sich frei, nach ihrem eigenen Triebe und Entschlusse bewegen kann? Eben dies war der Zweck und auch der Erfolg des ganzen Systems.

Alles wirkte zusammen, griff ineinander; noch waren in der romanisch-germanischen Welt die Kräfte eines Landes wohl nie so zusammengenommen worden. Kaiser Friedrich II, an den man denken könnte, verfolgte doch bei seiner Verwaltung von Neapel ein diesem Lande fremdes Ziel. Unter Ludwig XIV stellte sich nicht selten Louvois den Absichten Colberts entgegen. In Preußen durchdrangen einander Mittel und Zweck, und in allen Zweigen herrschte nur ein das Ganze umfassender Verstand.

Will man von der verwaltenden Thätigkeit Friedrich Wilhelms einen Begriff bekommen, so muß man die Acten ansehen, worin er den Eingaben seiner Behörden oder den Vorstellungen von Privatleuten seine Entscheidungen beigefügt hat. Zuweilen, wiewohl selten, sind sie ziemlich ausführlich; sie sind auf ungewöhnlich starkes, blaugraues, doch für die Feder nicht unbequemes Papier hingeworfen, auf ganze Bogen, in ungeraden Linien, mit großen, kaum zu entziffernden Schriftzügen, in wildgewachsener Orthographie, regelloser Satzbildung, aber in der Sache zum Ziel treffend, gesund im Kerne: auch die flüchtigsten Worte enthalten seine Gedanken und seinen Sinn. Mit Recht weist er einmal den Kronprinzen an, in seinen Marginalien die Landesverwaltung zu studiren. An den einzelnen Dingen entwickelte sich die Behandlung derselben, die mehr auf lebendigem Begriff als auf einem vorher angenommenen Grundsatze beruhte.

Manchmal machen seine Anordnungen den Eindruck des kleinlichen Zwanges, wie wenn er bei der Errichtung der Feueranstalten den Obrigkeiten befiehlt, die gefährlichen Feuerstellen abzuschaffen, wo es an Steinen fehlt, sie mit einer leimenen Wand in nöthiger Höhe zu umziehen und die von oben herbhängenden Hürden abnehmen zu lassen; sollte ein Beamter dies versäumen, so soll er gehalten sein, den entstehenden Schaden zu ersetzen; wer durch Verwahrlosung eine Feuersbrunst veranlaßt, der soll mit Staupenschlag angesehen werden. In diesem Style wird ferner das Abreißen der Stroh- und Schindeldächer in den Städten, das Anschaffen von Feuerhaken und Spritzen, das Aufstellen der Wachtmannschaften eingeschärft; überall ist die

genaueste Anweisung mit ernster Bedrohung verbunden. Dabei aber kann man nicht leugnen, daß die Sache von großer staatswirthschaftlicher Bedeutung war. Der mühsam erworbene Besitz der Cultur, den die menschlichen Wohnungen ausmachen und enthalten, muß vor der verderblichen Gewalt der Elemente so viel wie möglich geschützt werden. Sollten dann alle Vorkehrungen erfolglos bleiben, so sorgt man wenigstens dafür, daß nicht der Einzelne zu Grunde gehe. Die Anordnungen, die Friedrich Wilhelm zu gegenseitiger Versicherung aufstellte, gehören zu den ersten in ihrer Art und enthalten die für die Sache wesentlichen Bestimmungen [1]).

Nach allen Seiten hin übte er diese fürsorgende Aufmerksamkeit aus. Den Gesundheitsämtern, die er einrichtete, schreibt man zu, daß durch ihre Vorkehrungen ansteckende Krankheiten abgewendet worden seien; seine Almosenämter suchten die private Wohlthätigkeit mit dem Willen der Menschen oder ohne denselben zu dem unumgänglich Erforderlichen herbeizuziehen.

Aus dem Standpunkte, den er einmal eingenommen, erklärt sich, wie er die Wissenschaften ansah. Man dürfte zwar nicht glauben, daß das einmal Gegründete unter seiner Regierung zurückgegangen sei: an den Universitäten wirkte eine Anzahl ausgezeichneter Professoren, wie Heineccius, Böhmer, Ludewig; die Gesellschaft der Wissenschaften besaß in Pott einen der größten Chemiker des Jahrhunderts, in Frisch einen Philologen von seltenem Umfang des Wissens; aber nichts hatte sich Gunst und Förderung zu versprechen, als was zu dem öffentlichen Nutzen beitrug, und zwar dem unmittelbaren, wie ihn der König verstand. Bei der Gesellschaft der Wissenschaften schuf er ein neues Institut für medizinisch-chirurgische Studien, das der Armee erheblichen Vortheil geschafft hat; an der Universität Halle stiftete er, einen in diesen Zeiten öfter vorgetragenen Wunsch erfüllend, eine besondere Professur in Oekonomie-, Polizei- und Cameralsachen, zur Bildung seiner Beamten, und übertrug sie einem Gelehrten, der zugleich des Dienstes kundig war. Die Mitglieder der Facultäten sollten sich der vorliegenden Bedürfnisse des Lebens annehmen. Den hallischen Juristen trug er auf, den Ent-

1) Feuerordnung in denen königlichen Residenzien 1727 31. März. Mylius V, I, 267, mit einem Anhang von dahin einschlagenden Verordnungen. Reglement, wie es bei der in denen Residenzien aufgerichteten Societät mit den von denen Eigenthümern deren Häuser zu Ersetzung eines Feuerschadens aufzubringenden Beitrag zu halten. 29. Juli 1718.

wurf eines neuen Landrechts auszuarbeiten, und sehr bemerkenswerth sind die Gesichtspunkte, die er ihnen angab [1]). Danach sollte das römische Recht aufrechterhalten, aber von allem, was seinen Ursprung in der besonderen Verfassung des alten römischen Staates habe, entkleidet, mit der gesunden Vernunft, der natürlichen Billigkeit und den heutigen Zuständen in Uebereinstimmung gebracht werden; er wünschte namentlich den weitläufigen Processen abzuhelfen, die gesammten Rechtssatzungen dem gemeinen Manne verständlich gemacht zu sehen. Für das Criminalrecht hielt er den einfachen Grundsatz fest: wer Blut vergieße, dessen Blut müsse wieder vergossen werden, damit kein Blut auf dem Lande bleibe. Er gehörte zu den Männern, deren Gesinnung sich durch das alte Testament gebildet hat. Die theologische Gelehrsamkeit hielt er sehr hoch; er drang auf strenge Prüfungen, wodurch, wie schon sein Vater angeordnet hatte, der Einfluß der Kirchenpatrone bei der Besetzung der Vacanzen eingeschränkt und geregelt wurde. Niemals sollte ein Sohn dem Vater in derselben Pfarrstelle folgen dürfen. Zugleich aber nahm er Bedacht, den Geistlichen keinen weltlichen Einfluß zuzugestehen, wohin ihr Trachten wohl auch unter den Protestanten gerichtet sei. Er hielt mit Strenge darüber, daß auf den Kanzeln von den streitigen Lehrsätzen, namentlich von der Gnadenwahl, nicht die Rede sein dürfe, und wies die Fiscale an, darauf Acht zu haben. Die Prediger aller Parteien sollten die ihnen anvertrauten Seelen nur in der „Furcht des Herrn und dem wahren thätigen Christenthum“ unterweisen. Er machte sich eine Pflicht daraus, in vollkommener Toleranz voranzugehen. Als die Dreifaltigkeitskirche, die er für den neuen Stadttheil von Berlin gebaut, am vierzehnten Sonntag nach Trinitatis 1739 eröffnet wurde, brachte er selbst die silbernen Altargefäße mit, die der einen evangelischen Confession so gut wie der anderen zum Gebrauch dienen sollten; er hörte die beiden Einweihungsreden, am Morgen die reformirte, am Nachmittag auch die lutherische Predigt [2]). Von den Jesuiten wollte er nichts hören; aber für den Gottesdienst der katholischen Einwohner von Berlin hat er ein besonderes Haus eingeräumt. Für die Katholiken in seinen Regimentern billigte er nicht allein, sondern beförderte die Wirksamkeit einiger Dominikanermissionare. Er hat sich die Namen derjenigen

1) Ordre an die Juristenfacultät zu Halle, 18. Juni 1714. Mitgetheilt und erläutert von Laspeyres in Reyschers und Wilda's Zeitschrift für deutsches Recht VI, 88.

2) Kurzgefaßte Geschichte der Dreifaltigkeitskirche 1801, S. 8, 9.

angeben lassen, welche in den herkömmlichen Zeiten nicht zur Beichte kamen; er wußte wohl, daß ohne die allgemeinste religiöse Verpflichtung, die Heilighaltung des Eides, weder sein Staat noch sein Heer bestehen würden [1]. Mit großem Eifer nahm er den lutherischen Clerus, zu dessen Lehrbegriff er sich überhaupt hinneigte, in seinen Schutz. Unter den Ansprüchen, auf welche die Ritterschaft im Jahre 1713 zurückkam, war auch die Befugniß, die Prediger auf ihren Dörfern, wenn denselben ein Vergehen nachgewiesen sei, zu entlassen. Friedrich Wilhelm antwortete: wie der Prediger von dem Consistorium an des Königs als obersten Bischofs Stelle geprüft und bestätigt werde, so müsse dasselbe auch beurtheilen, ob ein solcher entlassen werden dürfe; sonst würde dem Patron eine größere Macht zustehen als dem Consistorium. Schützte er aber vermöge seines bischöflichen Amtes, so hielt er es auch wieder für sein Recht, in die äußeren Kirchenordnungen einzugreifen. Der Formen, Feiertage, Ceremonien waren ihm noch zu viele, und nicht ohne Gewaltsamkeit suchte er namentlich die letzten zu beschränken. In seinen Anordnungen athmet schon der dem Jahrhundert eigene Lehrgeist. Die Predigt wird dadurch noch mehr zur Hauptsache erhoben, als sie es schon war; im Sinne der Spenerschen Schule wird die Catechisation eifrig anbefohlen. Bei einem Theile der Predigten sollte Luthers Katechismus zum fortlaufenden Text genommen, in anderen nach der Reihe der Hauptstücke durch Sprüche erläutert, die Predigt öffentlich in den Kirchen durch Frage und Antwort wiederholt werden; der Taufe und dem Abendmahl sollte eine Unterweisung der daran Theilnehmenden, auch der älteren Leute, in dieser

1) In einem Manuscript der Bibliothek Corsini zu Rom befindet sich eine Relatione delle missioni negli stati del marchese di Brandenburg, wahrscheinlich von 1730, da darin von dem Umbau der seit 8 Jahren errichteten katholischen Kirche in Potsdam die Rede ist, gezogen aus den bei dem Nuntius in Cöln eingegangenen Berichten, worin dann die Gewissensfreiheit, die im Brandenburgischen obwalte, höchlich gerühmt wird. Auch die Cisterzienser-nonnen im Magdeburgischen dürfen sich Kirchen bauen; mit dem Abt von Neuzelle, dem Suffragan von Hildesheim stehe Friedrich Wilhelm in persönlich gutem Vernehmen. Ne son seguite et ne seguono molte conversioni. Lo stesso Marchese sostenta a proprie spese i missionari che sino a Berlin, Potsdam et Spandau. Nur wagen sie nicht, eine Vorliebe für den Katholicismus in ihm anzunehmen. Dichiarano non potersi azzardar a presumer che il Mchse di Brandenburg conservi dentro il suo core sentimenti propensi alla nostra santa religione stante, che potrebbono ancora tutte le cose essere effetti di mera politica. Sie bleiben dabei, ihn nur als marchese zu bezeichnen.

Form vorangehen. Die christlichen Lehren sollten von Allen und Jeden begriffen, ein Gemeingut des Volkes werden.

In diesem Sinne suchte er nun auch den Schulunterricht zu befördern. Was nur zum Schmucke, oder zur gelehrten Uebung des Geistes dienen sollte, fand bei Friedrich Wilhelm keine Stätte, so wenig als einst die Rhetorik im Staate der Spartiaten. Er sorgte für das Bedürfniß des gemeinen Mannes. In der Provinz Preußen sind unter ihm gegen tausend neue Schulen gestiftet worden; der Schulbesuch ward zur Pflicht gemacht. Eine große Wirkung mußte es haben, daß er den Confirmationsunterricht einführte und Niemanden dazu zu lassen gebot, der nicht lesen könne. Die Anhänger Speners, die das thätige Christenthum predigten, wollten auch von anderem unfruchtbaren Unterricht nichts hören; sie kehrten zuerst die reale Seite desselben mit Entschiedenheit hervor. In dem Militärwaisenhause, wo die Zungen „vieler hundert Kinder" für den König beteten, ward auch darin ein Anfang gemacht, der eine allgemeine Nachfolge fand. Wenn Bürger und Bauern in den brandenburgischen Landen mehr und früher als anderswo zur Cultur des menschlichen Geschlechtes herangezogen worden sind, so hat Friedrich Wilhelm I dazu den Grund gelegt.

Es bedarf der Erinnerung nicht, daß wir uns hier nicht in einem Gemeinwesen befinden, wo freie Menschenkräfte sich durch eigenen Trieb naturgemäß entfalten. Alles ging von der höchsten Gewalt aus, die den Zweck begriffen und die Mittel mit einseitigem Gebote vorschrieb.

Jedermann weiß es, bei aller großartigen Richtung hatte der gesammte Zustand noch den Beigeschmack des Gewaltsamen und Drückenden.

An den unbedingten Werth, den man dem Soldatenstande beimaß, knüpfte sich, so sehr man es zu vermeiden suchte, ein beschwerliches Uebergreifen desselben in andere Sphären des Lebens. In den Städten übte der Steuerrath eine Autorität aus, vor der die Magistrate in Schatten traten; sie wurden oft nicht mehr gewählt, sondern gesetzt. Die Landräthe, die zugleich Deputirte der Landschaft waren, wurden auf eine dieser unbequeme Weise von der Kammer abhängig. Nicht ohne Grund klagte der Adel überhaupt, daß er die Bescheidung der Kriegs- und Domänenkammern auch da hinnehmen müsse, wo diese ein dem seinen zuwiderlaufendes Interesse hätten. In der Mitte des Staates erhob sich das Generaldirectorium mit überwiegendem Ansehen; wir finden, daß die Minister in anderen Zweigen, wiewohl

kleinlaut, klagen, nachdem es einmal zum höchsten Gipfel aufgestiegen, reiße es alles Andere mit sich fort. Zuweilen aber konnten sich auch noch unter dem besonderen Schutze der königlichen Gnade Emporkömmlinge geltend machen, wie der berufene Eckart, der, nachdem er durch einige Proben von Geschicklichkeit sich Zutrauen verschafft hatte, zur Erhöhung der Einkünfte Dinge in Vorschlag brachte und auszuführen unternahm, durch welche die Pächter der Domänen, die Verwalter der städtischen Kammergüter, die Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammern selbst in eine widerwärtige Aufregung geriethen [1]).

Eigentlichen Widerstand hat Friedrich Wilhelm I darum jedoch nicht gefunden. Es ist wahr, daß sich die magdeburgische Ritterschaft der sonst allenthalben geltend gewordenen Veränderung der Lehen niemals gefügt hat; in einem Verzeichniß der Renitirenden finden wir die vornehmsten Geschlechter: sie ließen sich ihren Lehnscanon jedes Mal abpfänden, aber ohne alle Bitterkeit, auf die beste Manier [2]). Ueberhaupt hätten nur die Edelleute widerstreben können. Diese aber erfüllten das Herr, welches ihnen eine ihrem angeborenen Sinn entsprechende Lebensform darbot; sie konnten sich nicht ernstlich gegen eine Verfassung des Landes auflehnen, durch welche die Kriegsmacht, der sie mit Stolz angehörten, allein erhalten wurde.

Wenn man fragt, ob der Staat, wie er nunmehr erschien, die einfache Verwirklichung des als nothwendig Begriffenen, die nur so und nicht anders mögliche Ausführung der ursprünglichen Idee gewesen sei, so möchte ich das nicht bejahen; es ist unleugbar, daß sich Consumtionssteuer, Bewirthschaftung der Domänen, die Bewaffnung selbst hätte noch anders einrichten lassen; aber jeder Versuch dieser Art war gescheitert. Dann war in der Mitte der widereinander streitenden Elemente dieser energische Geist erschienen, der den allgemeinen Zweck, den mächtigen Nachbarn ein auf sich selbst beruhendes unangreifbares Staatswesen entgegenzusetzen, in bestimmter Form anschaute, die Mittel, ihn zu erreichen, mit dem treffenden Blicke des Genius erkannte und ohne alle Rücksicht durchführte.

1) Schreiben Blumenthals in König, Berlin IV, 1, 302, 4.

2) Buchholz erzählt, daß sie den auf Execution erscheinenden Offizier wie einen besuchenden Freund aufnahmen.

Drittes Capitel.

Verhalten Friedrich Wilhelms I in Bezug auf die polnische Throncandidatur 1732, 1733.

Wenn es von großem Werth gewesen war, die Krone zu erwerben, so wurde die Selbständigkeit, welche dieser Titel in Anspruch nimmt, erst durch die Organisation realisirt, wie sie der starke, umseitige, nur auf das Ziel gerichtete Wille Friedrich Wilhelms I ihr gab.

Welch eine ganz andere Stellung hatte der Staat in den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, als in den entsprechenden des siebzehnten! Er konnte jetzt wirklich daran denken, unter den Mächten der Welt eine ihnen analoge Stellung zu ergreifen.

Für die allgemeinen und die deutschen Verhältnisse war es von hohem Werth, daß die alten Verbündeten, der Kaiser aus dem Hause Oesterreich und das Haus England-Hannover, sich entzweiten. In ihrer Mitte kam Preußen zu eigenthümlicher Bedeutung. Wenn es sich von England losriß und an Oesterreich anschloß, so geschah das doch unter einer Bedingung, welche hinwieder auch die kaiserliche Politik bestimmen mußte.

Aber die Natur des preußischen Staates lag darin, daß er zugleich, wie es seine Entstehung mit sich brachte, auch dem nordischen System angehörte; sein Verhältniß zu Polen war von jeher von maßgebendem Einfluß für Brandenburg-Preußen gewesen; jetzt durch das Emporkommen Rußlands erhielt aber Alles eine neue Gestalt.

Unter allen Bündnissen, die jemals in der Welt bestanden haben, giebt es keines, das größere Erfolge hervorgebracht und länger gedauert hätte, als die Allianz der drei nordischen Mächte in dem neunzehnten Jahrhundert. Schon in dem ersten Drittheil des acht=

zehnten, eben unter Friedrich Wilhelm I, ward sie angebahnt; wie viele Umwälzungen aber haben eintreten müssen, ehe sie im Conflicte ganz anderer Weltkräfte, als der damaligen, nachhaltig zu Stande kam! Es ist sehr der Mühe werth, zu betrachten, worauf sie sich zuerst gründete und wodurch sie in jenen Zeiten wieder unterbrochen wurde. Denn für alle Verhältnisse bindend, von unbedingter Geltung konnte sie nicht sein.

Die Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen beruhte, wie wir sahen, zugleich auf ihren besonderen Anliegen und den allgemeinen deutschen Interessen. Jene waren für Oesterreich die Erhaltung der Monarchie in ihrem vollen Umfange, für Preußen eine Erwerbung, Durchführung jener uralten Ansprüche auf die niederrheinische Erbschaft, diese dagegen die Erhaltung eines guten Verständnisses zwischen beiden Religionstheilen in Deutschland, Ausschließung jedes fremden Einflusses, sowohl des französischen als des englischen, die bisher vorgewaltet hatten.

So gründete sich auch die Verbindung zwischen Oesterreich und Rußland auf die wichtigsten allgemeinen Motive. Sie lagen vor allem anderen in den gleichartigen Verhältnissen, in denen sie beide zu dem osmanischen Reiche standen. Nicht als ob nicht aus denselben einmal in Zukunft Irrungen hätten hervorgehen können, wenn etwa die Osmanen dahin gebracht wurden, dem einen größeren Einfluß als dem anderen zu gestatten; damals aber ließ sich daran nicht denken: beide durften von dem Divan, besonders unter der fortdauernden Einwirkung von Frankreich, nichts als noch immer sehr gefährliche Feindseligkeiten erwarten. Der Sieger von Zenta erklärt, man habe nicht mehr die Kriegskunst der Osmanen zu fürchten, aber wohl ihre Ueberzahl, und brauche gegen sie einen beständigen Alliirten. Auch für Rußland wäre es eine empfindliche Entbehrung gewesen, zum Widerstand gegen diesen Feind oder auch zum Angriff auf ihn nicht einen Verbündeten wie Oesterreich an seiner Seite zu sehen. Es wußte, daß es eines mächtigen Oesterreichs bedürfe.

Daher kam es, daß Rußland sofort bereit war, die Erbfolgeordnung Karls VI anzuerkennen: schon im August 1726 haben die beiden Mächte einen Vertrag geschlossen, einen der historisch wichtigsten im achtzehnten Jahrhundert, durch welchen sie einander ihre sämmtlichen Besitzungen in Europa gewährleisteten und sich sogar zu gemeinschaftlichen Unternehmungen vereinigen zu wollen erklärten.

Der König von Preußen wurde eingeladen, diesem Vertrage beizutreten; aber seine Minister machten ihn aufmerksam, daß er dadurch

in fernab liegende unübersehbare Verwickelungen gerathen würde, vielleicht einmal gegen die Türken Hülfe leisten solle, und er lehnte es ab.

Dagegen gab es andere Beziehungen, in welchen seine eigenen Angelegenheiten sich mit den österreichischen und russischen auf das engste berührten, in Polen.

Man hat oft angenommgn, daß schon in diesen Zeiten zwischen den drei Mächten ein Verständniß zu einer Theilung von Polen obgewaltet habe; das ist aber ohne Zweifel ein Irrthum. Wenn man die Machtverhältnisse ins Auge faßt, so lag ein solcher Gedanke sehr nahe. Für Preußen z. B. erschien es fast als eine Lebensbedingung, die damals noch polnischen, früher dem deutschen Orden und dem deutschen Reiche unterwürfig gewesenen Ostseeprovinzen an sich zu bringen. Andere Forderungen erhoben die anderen Mächte. Und da es ferner schon das Ansehen hatte, als würde Polen keinen rechten Widerstand dagegen leisten können, sind auch wirklich von Zeit zu Zeit Theilungspläne zum Vorschein gekommen: nach einem früheren, der noch in Karl Gustavs Kopfe entsprungen und auf eine Mitwirkung Schwedens berechnet war, im Jahre 1710 ein anderer, den nunmehrigen Verhältnissen näher liegender, wahrscheinlich das Werk eines russischen Staatsmannes, von dem jedoch Peter I nichts wissen wollte [1]); auf diesen Grund in den Zeiten, in denen wir stehen, sogar ein dritter, dessen wir sogleich gedenken werden. Allein bei alledem erhielt sich doch auch die Ueberzeugung, daß diese aristokratische Republik — denn dazu war Polen unter den letzten Königen geworden — in der Gesammtheit der europäischen Staaten ein wesentliches Glied bilde und ihr Untergang viele anderen Uebelstände nach sich ziehen würde. Friedrich Wilhelm war in Folge der Rathschläge, die der „bis in den Tod getreue" Ilgen ihm gegeben, wider jede große Veränderung in Polen, wenn sie auch mit einer ansehnlichen Gebietsvermehrung verbunden sein sollte.

Das Interesse der drei Mächte ging vor allem dahin, hier weder bei einer Thronvacanz noch durch andere Ereignisse eine Gewalt aufkommen zu lassen, von welcher Widerwärtigkeiten zu besorgen wären. Wie leicht dies geschehen konnte, zeigte eben damals das

1) Ohne Zweifel ging der Plan, wie Stenzel mit Recht bemerkt, von Rußland aus; aber ich finde die Anmerkung, daß „Petrus I den ganzen Plan nicht allein verworfen, sondern auch diejenigen, welche selbigen formiret, zu Strafe ziehen wollen."

Beispiel Augusts II, der seine Thronbesteigung dem Einfluß von Oesterreich, seine Wiederherstellung den Waffen der Russen verdankte, dennoch in seinen letzten Jahren eine beiden Höfen entgegengesetzte Politik einschlug. Wir müssen dieses Fürsten und seiner Bestrebungen mit ein paar Worten gedenken.

August II war ein Mann von sehr außerordentlichen persönlichen Eigenschaften, vielseitig oder vielmehr, wie Friedrich Wilhelm sagte, universell. Was er angriff, dazu hatte er Geschick, und immer mußte er etwas Neues vorhaben, sei es den Bau eines Palastes oder einer Kirche, die Einübung eines Regiments oder die Anordnung einer geräuschvollen Festlichkeit, einen Liebeshandel oder eine politische Intrigue; er stürzte sich nur immer von einer aufregenden Beschäftigung zur andern, von Genuß zu Genuß, ohne auf Pflicht oder Anstand Rücksicht zu nehmen; er gefiel sich in einem Gemisch von Kraft und Sittenlosigkeit. Noch weniger hätte er sich Verschwendung übel genommen; er betrachtete solche vielmehr als wohlthätig für das Land: die Paläste, die Menge der Diener, der Glanz des Hofes belebe Handel und Wandel und gewähre den Kunstbeflissenen die Mittel, sich zu erhalten [1]). Aber sein Erbland war ihm zu klein, um seinem Triebe zur Thätigkeit zu genügen; er warf sich in das „immerwallende Meer" der zweifelhaften Geschäfte der polnischen Nation. Da hatte er im Innern einen Widerspruch zu bekämpfen, der sich vor keiner Willensmeinung beugte und sich nur durch eine lebendige Gegenwirkung auf mannichfaltige Persönlichkeiten brechen ließ. Nach außen hin brachte ihn der Besitz dieses Thrones zu allem, was in Europa mächtig war, in unmittelbare Beziehung. Er hatte eine Vorliebe für die geheimen Wege der Politik, wie er denn in Wien den Prinzen Eugen lieber vorbeiging, in Petersburg sich durch die Gemahlin seines Gesandten einen Zugang zu der weiblichen Umgebung der Kaiserin suchte. Seine Pagen halfen ihm den Briefwechsel führen, der hiezu nöthig war; auf diesem Wege hat Brühl sein Glück gemacht. Zu seinem Wesen, dem Reize des Lebens, dessen er bedurfte, gehörte es nun aber, daß er sich hiebei in den Aussichten eines unbeschränkten Ehrgeizes bewegte. Er dachte einst die öffentliche Gewalt in Deutschland an einen Fürstenbund zu bringen: denn das Haus Oesterreich sei nicht mehr fähig, die Würde des Reiches

1) Man leitete damals das sächsische Wappen von einem Gastmahl her, bei welchem Friedrich Barbarossa einem der Ahnherren des Geschlechtes den Rautenkranz aufgesetzt hatte.

aufrechtzuerhalten. Keinen Augenblick gab er es auf, beim Abgange Karls VI die Rechte geltend zu machen, welche durch die Gemahlin seines Sohnes in seine Familie gekommen seien; aus dem Munde Brühls wissen wir, daß er sich mit Frankreich über eine Theilung der österreichischen Erblande in Unterhandlungen einließ [1]). Wäre es ihm gelungen, wie er sich bewilligen ließ, Böhmen sammt Mähren und Schlesien mit dem reichen Sachsenlande zu verbinden, wie einst die Lausitzen, dann, emancipirt von der kaiserlichen Gewalt, welche Rolle hätte er in Deutschland spielen können! Doch war August II damit noch nicht zufrieden. Nachdem er lange darüber gesonnen und geschwankt, wie er Polen beherrschen, seine Dynastie dort befestigen könne, blieb er dabei stehen, daß er sich wenigstens in einem Theile desselben souverän zu machen versuchen müsse. Um dies aber zu vermögen, von den benachbarten Mächten keinen Widerstand zu erfahren, vielmehr unterstützt zu werden, bot er denselben einige Provinzen des Königreichs an. Rußland sollte Litthauen, Preußen das sogenannte polnische Preußen erhalten, doch jenes ohne Wilna, dieses ohne Danzig, die er sich selber vorbehielt; an Oesterreich wollte er die Zipser Landschaft abtreten. Von den verschiedenen Theilungsvorschlägen ist der erste, welcher ernstlich in Ueberlegung genommen ward, von einem Könige von Polen selber ausgegangen. Im Spätjahr 1732 hat August II dem preußischen Gesandten Marschall von Biberstein ganz unumwunden Anträge gemacht. Marschall fragte ihn [2]), ob er schon einige Magnaten des Reiches dafür gewonnen habe, ob er auf die Armee zählen könne; die Antworten des Königs lassen erkennen, daß er dafür noch wenig gethan; aber er hielt es auch nicht für nothwendig: denn mit den Polen werde man schon fertig werden, wenn die Mächte nur einig seien. Marschall fragte, ob er sich der Zustimmung auch des vierten seiner Nachbarn, des Großherrn, versichert habe; der König antwortete mit einer der glänzenden Redensarten, die er liebte: „den Adlern, welche in die Sonne schauen, werde vor dem Halbmonde nicht bange werden.“

1) Schreiben von Belleisle, 10. Mai 1741. — J'avais commencé par demander, au comte de Bruhle, quel étoit le partage projeté par le traité du Mqs Monti; il m'a dit que l'électeur de Saxe devoit avoir alors toute la Bohême y compris la Silésie et la Moravie.

2) Die Instruction, durch welche er dazu ermächtigt wurde, bei Förster II, 119; jedoch muß bei Nr. 5 statt que la Saxe prétend de l'empire gelesen werden: que le roi de Pologne prétend de l'empereur. Unter den Erklärungen Augusts ist noch die folgende: il y a deux chemins, la douceur et la force, et il n'y a point de risque.

Im Anfange des Jahres 1733 machte August eine Reise nach Polen; auf sein dringendes Gesuch ward General Grumbkow, den er als den Vertrauten des Königs von Preußen dazu ausgebeten, nach Crossen geschickt, ihn zu bewillkommnen; sehr charakteristisch ist die Conferenz, die hier zwischen ihnen gehalten ward. Grumbkow nahm seine Einwendungen am meisten von dem Verhältniß zu Oesterreich her, das erst vor kurzem ein Abkommen mit Polen getroffen habe und sich auf so zweifelhafte Unternehmungen um so weniger einlassen könne, da es wegen der Erbfolge auf einen Krieg mit Frankreich gefaßt sein müsse. König August ließ sich dadurch nicht in Verlegenheit setzen; das Hinderniß der Verträge schlug er ohnehin nur sehr gering an; die Gefahr eines Krieges wollte er nicht zugestehen, wofern man nicht im Reiche zur Wahl eines römischen Königs schreite. Grumbkow deutete ihm an, wenn es doch zum Kriege käme und er sich etwa mit Frankreich verbände, so würde er in seinen sächsischen Erblanden von Oestreich und Preußen zugleich angegriffen werden; der König antwortete, er verzweifle nicht, sich zu vertheidigen; doch wünsche er mit Preußen gut zu stehen; er werde sich, wenn diese Macht ihn unterstütze, auch in der jülich-bergischen Sache willig finden lassen [1]). Auf altdeutsche Weise setzte man die Berathung beim Gelage fort, wo der König den Champagner nicht sparte. Er ließ sich eine Karte von Polen bringen und entwarf die Disposition zu einem Feldzuge, wo entweder Russen und Preußen allein agiren, oder er seine Truppen zu ihnen stoßen lassen würde. Mit Vergnügen ruhten seine Augen auf den weiten Gebieten, die er für sein Haus zu erwerben hoffte. Sechs Stunden saßen sie bei einander; so warm es aber auch dabei herging, vergaß sich doch keiner der eingeübten Politiker. Es schien einmal, als besorgte der König, zu viel gesagt zu haben, wenn er erzählte, der Wiener Hof habe ihm Eröffnungen machen lassen, und denjenigen nannte, durch den das geschehen sei; aber Grumbkow glaubte ihm nicht, daß er jemals zu viel sagen könne, und schloß höchstens aus seinen Worten, daß er selber Anträge in Wien gemacht habe. Grumbkow hatte sich bei Tisch sehr in Acht genommen und mehr Wasser als Wein getrunken. Der König erstaunte, als er ihn den anderen Morgen frisch und munter bei sich eintreten sah, während er

1) Ausführlicher Bericht von Grumbkow, 14. Jan. 1723, mit welchem das, was man sonst von dieser Zusammenkunft erzählt hat, ungefähr so bestehen kann, daß man sagen darf, es sei etwas wahres daran.

selbst sich den Kopf wüst fühlte. Wie er so dastand, mit halbnackten Beinen, am Feuer des Kamins, mit allen Zeichen zunehmender Gebrechlichkeit, hätte man nicht glauben sollen, daß er sich mit so weltumfassenden Plänen trage. Grumbkow dachte fast, es sei nicht sein Ernst; vielleicht habe die französische Partei diese Entwürfe an die Hand gegeben, um „die Adler zu entzweien" [1]).

Hätten die drei Mächte auch eine größere Neigung gehabt, auf eine Theilung von Polen einzugehen, als in dieser Epoche wahrzunehmen ist, so würden doch die übrigen politischen Absichten, welche August II verfolgte, sie davon zurückgescheucht haben. Wie wenig konnte er bei dem engen Verhältniß des Königs von Preußen zu Oesterreich mit jenem Gedanken einer bewaffneten Fürstenvereinigung auf denselben Eindruck machen! Friedrich Wilhelm begegnete ihm mit einer einfachen Bemerkung, die aber das Wesen der Sache traf. Er fragte, wer wohl eine solche Armee commandiren solle; er, der König von Preußen, werde es gewiß keinem Anderen gönnen; aber auch ihm werde es Niemand gönnen; besser deshalb, man bleibe bei dem gewohnten Oberhaupt. In hohem Grade widerwärtig war ihm die Verbindung Augusts II mit Frankreich. Die Aufrechterhaltung der österreichischen Erbfolge bildete in diesem Augenblicke den Mittelpunkt ihrer gemeinschaftlichen Bestrebungen; im Bunde mit Frankreich dieselbe bestreiten wollen und zugleich zu einem Unternehmen gegen Polen auffordern, waren Gedanken, die einander in sich selbst widersprachen.

Eben um der anstößigen Beweglichkeit der sächsischen Politik ein Ende zu machen, waren die Mächte seit einiger Zeit in Unterhandlungen begriffen, die sich nach einem ganz anderen Ziele richteten.

Bereits im Jahre 1726 hatten Rußland und Preußen die Verabredung getroffen, dahin zu wirken, daß bei der nächsten Thronvacanz in Polen ein Fürst aus der Wahl hervorgehe, welcher weder der polnischen Freiheit noch seinen Nachbarn gefährlich sei, und von dem sich erwarten lasse, daß er die alten Verträge der Republik mit Brandenburg wie mit Rußland beobachten werde [2]).

1) Toute l'idée que je m'en peux former, c'est, que le plan en question est un punto studiato de la cabale française pour occuper et diviser les aigles en cas, qu'ils entreront dans ce chimérique plan ou, ce qui est le plus apparent, pour en cas de refus pouvoir faire voir au patron combien peu on souhaite de le favoriser même dans les occasions où les autres princes trouvent aussi leur avantage.

2) Ostermann sagt im Juli: der Kurprinz erscheine seinem Herren zu gefährlich; im October: Sr. Russisch-Kaiserlichen Majestät sei es am liebsten,

Im Jahre 1729 ward zwischen den drei Mächten viel über die Frage verhandelt, ob man sich im voraus zur namentlichen Ausschließung der beiden zunächst zu erwartenden Competenten, des Stanislaw Leszczynski und des Kurprinzen von Sachsen, vereinigen solle. Rußland und Preußen waren hiezu einverstanden; Oesterreich sträubte sich, da es einen Bruch mit Sachsen zu vermeiden wünschte. Da aber die beiden ersten nichts thun wollten, dem das letzte nicht beitreten könnte, so sprachen auch sie die Exclusive nicht in aller Form aus, sondern blieben wie früher bei allgemeineren Ausdrücken stehen. Der Tractat, der im October 1729 geschlossen und, nachdem Kaiserin Anna den Thron bestiegen, von dieser im October 1730 bestätigt wurde, ist eigentlich nur eine Wiederholung des früheren. Er enthält nichts Neues, nur eine verstärkte Clausel über den Schutz der Dissidenten evangelischen und griechischen Glaubens. Die Worte lauten so harmlos, daß man ihn dem Könige von Polen sogar mittheilen konnte.

In kurzem fand man es, namentlich in Petersburg, doch auch rathsam, sich über den Candidaten, dem bei der Wahl der Vorzug zu geben sei, bestimmter zu verständigen. Preußen und Rußland fielen auf einen polnischen Magnaten, der sein Geschlecht von den Piasten herleitete, den Fürsten Sanguszko; sie meinten, daß dieser, der die Bewirthschaftung seiner Güter mit größerer Sorgfalt betrieb als Andere, selbst etwas für sich thun könne, ohne fremden Beistandes allzu sehr zu bedürfen, und daß er doch nicht so ehrgeizig sei, um den Nachbarn Besorgnisse zu erwecken[1]). Dagegen schlug der Wiener Hof den Infanten Don Emanuel von Portugal vor.

Es sieht sehr wunderbar aus, daß ein portugiesischer Infant den

wenn ein Piastus zur Krone käme. Er war sogar nicht damit zufrieden, daß Oesterreich herbeigezogen worden und von den Stipulationen Nachricht bekommen hatte.

1) Dieser Vertrag enthält eine gegenseitige Garantie, besonders derjenigen Lande, „so beide MM. an der Ostsee inne haben" (§ 2), und einige geheimen Artikel. Einer von diesen, auf Schleswig bezüglich, findet sich bei Dumont VIII, 2, 135. In einem anderen heißt es: „und wenn es dermaleinst nach Gottes Willen zur Wahl eines neuen Königs von Polen kommen sollte, so wollen allerhöchst gedachte J. Kgl. und J. Ksl. Mt. nicht nur alsdann sondern von nun an ihre Consilia einmüthig dahin richten, daß der K. Polnische Thron mit einem Successor wieder besetzt werden möge, der so wenig der polnischen Libertät als der Nachbarschaft gefährlich"; — der König von Preußen fügt hinzu, seine Meinung sei hiebei keine andere, als daß dieser Successor ein geborener polnischer Edelmann sein solle und müsse.

polnischen Thron besteigen sollte; doch liegt es nicht so ganz fern, wie es scheint. Don Emanuel war durch seine Mutter ein Enkel jenes Kurfürsten von der Pfalz, der einst, auch von Brandenburg unterstützt, mit ziemlicher Aussicht nach dem polnischen Throne gestrebt hatte; er war Geschwisterkind mit dem Kaiser. Schon lange hatte er Portugal verlassen. Man weiß nicht genau, ob dies wirklich darum geschehen ist, wie damals gesagt wurde, weil er zum geistlichen Stande genöthigt werden sollte; genug, er verließ sein Vaterland nicht mit Vorwissen seines Bruders, des Königs. Auch von Paris riß sich der Infant von der Aufsicht, die dessen Gesandter über ihn ausüben wollte, mit geschickter Entschlossenheit los; er sagte, er wolle bei der kaiserlichen Armee „sein Handwerk lernen". In dem Dienst der Waffen hat er sich dann auch sehr hervorgethan; in der Schlacht bei Peterwardein (1716) stürzte er sich mit einer Kühnheit in den Feind, die ihm einen glänzenden Lobspruch des Prinzen Eugen verschaffte. Seitdem hatte er die meisten Höfe von Europa besucht, sich eine mehr europäische Bildung, bei Landsleuten und Fremden einen gewissen Namen verschafft. Was ihn empfahl, war ohne Zweifel auch die Erwartung, die man hegte, daß sein Bruder Johann V, der sich durch große Werke der Pracht und des Nutzens in den Ruf ausnehmenden Reichthums gesetzt hatte, ihn unterstützen würde, um das kostspielige Wahlgeschäft durchzuführen. Der Wiener Hof forderte denselben in wiederholten Anschreiben dazu auf[1]). Der Gegensatz, in dem auch er sich gegen die Bourbonen fühlte, deren Uebermacht leicht auf Portugal zurückwirken konnte, schien ein hinreichendes Motiv, ihn dazu zu bewegen.

Ohne Mühe willigte der König von Preußen in diesen Vorschlag: er hatte keinen anderen Zweck, als einen ruhigen, nicht im Widerspruch mit seinem jetzigen System stehenden Nachbar zu bekommen. Einen Augenblick zögerte Kaiserin Anna — ein Aufenthalt, den Don Emanuel in Petersburg genommen, scheint ihm nicht förderlich gewesen zu sein —; im Herbst 1732 erklärte sie sich aber unzweifelhaft für ihn. Einer der Großen ihres Hofes, Graf Löwen-

1) Vgl. Schreiben Eugens vom 23. August 1716, Schriften IV, 99. Foscarini, Storia arcana. Madame d'Orleans gedenkt seiner im Juli 1716. Oliveyra hat ihm seine Mémoires de Portugal gewidmet. In der Dedication rühmt er ihn in den pompösesten Phrasen als „tout à la fois un grand prince, un guerrier redoutable, un général habile, un soldat magnanime, un sage politique, un Seigneur généreux, un chrétien vertueux, un héros consommé.

wolde, erschien mit dieser Erklärung in Berlin und fügte ihr noch eine andere von nicht geringer Wichtigkeit für Preußen selbst hinzu.

Schon öfter war die Rede davon gewesen, das Herzogthum Curland an einen preußischen Prinzen zu bringen, hauptsächlich auch darum, um der Absicht der Polen, dasselbe aufzulösen und in Woiwodschaften zu vertheilen, eine andere Combination entgegenzustellen; schon Peter I hatte sich sehr geneigt dazu gezeigt; jetzt trug Kaiserin Anna bestimmter als je „aus Freundschaft und Hochachtung für das Haus Brandenburg" demselben an, ihm bei der bevorstehenden Vacanz den Besitz dieses Landes zu verschaffen.

Von Dingen, die sich einmal zerschlagen, liebte Friedrich Wilhelm an und für sich nicht wieder zu hören: er fürchtete, abermals zu scheitern, viele Kosten zu haben, nichts als Unannehmlichkeiten einzuernten; wie ihm aber jetzt der Antrag mit einer für sein Haus so schmeichelhaften Bestimmtheit geschah, hielt er es fast für eine Pflicht gegen dasselbe, darauf einzugehen.

Es war auf jenem Jagdhause zu Wusterhausen, wo Löwenwolde und Seckendorf, ganz allein mit dem König, darüber unterhandelten; erst als die Punctation festgesetzt war, zog Friedrich Wilhelm seine Minister in das Geheimniß, und diese brachten nach einigen Berathungen am 13. December 1732 eine Uebereinkunft zu Stande, der man den Namen der löwenwoldischen gegeben hat.

Der Hauptvertrag ward so eingerichtet, daß er, wenn es nöthig sei, auch anderweit mitgetheilt werden könnte. Er enthält hauptsächlich, daß man in Polen die Wahlgerechtsamen der Nation zwar aufrechterhalten, aber dieselben nicht durch eine Faction zu Gunsten Frankreichs oder des Stanislaw Leszczynski mißbrauchen lassen wolle; ebenso werde man die Wahlfreiheit der curländischen Ritterschaft achten, doch unter der Bedingung, daß sie nicht zum Nachtheil der drei Verbündeten angewandt werde. Bestimmungen von vorzüglicherem Inhalt waren in geheime Artikel verwiesen. Der eine sagt, daß man alles, was mit dem freien Wahlrecht der Polen nur immer vereinbar sei, thun wolle, um den portugiesischen Infanten Don Emanuel auf den polnischen Thron zu bringen; eine Geldsumme wird namhaft gemacht, die man zu dem Ende verwenden wolle; darum soll aber dem neuen Könige keine Verpflichtung auferlegt werden, die ihn bei seinen Unterthanen verhaßt machen könnte; man will ihm durch Vermählung eine Partei in dem Lande zu verschaffen suchen. Der zweite geheime Artikel bezieht sich auf Curland; die Kaiserin verspricht, alles, was nur immer mit der freien Wahlgerechtigkeit der

curländischen Ritterschaft vereinbar sei, anzuwenden, um ihre Wahl auf den zweiten preußischen Prinzen, August Wilhelm, oder im Fall, daß dieser abginge, auf einen seiner jüngeren Brüder zu lenken. Diese Wahl sollen alsdann Oesterreich, Preußen und Rußland gewährleisten und aufrechterhalten [1]).

Es ist wahr, daß Seckendorf den Tractat, über den er mit großem Eifer unterhandelte, dann nicht förmlich unterzeichnet, daß auch Löwenwolde sich die Ratification seiner Kaiserin ausdrücklich vorbehalten hat; hätte man aber wohl an dieser zweifeln dürfen, da der Antrag von beiden Seiten auf diese Bahn gebracht war?

Die Mächte erschienen überhaupt enger als jemals vereinigt: General Seckendorf spielte in Berlin eine ähnliche Rolle, wie einst Königsegg in Madrid; von fremden Höfen eingehende Berichte wurden ihm mitgetheilt; mit seiner Hand hat er die Instruction geschrieben, welche Grumbkow für seine Zusammenkunft mit August II erhielt. So ward das Fest der preußischen Krone, 18. Januar, in Petersburg von Kaiserin Anna feierlich begangen. Man betrachtete es als den Schlußstein dieser Verbindung, daß der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern, Neffe der Kaiserin, der in kurzem der Schwager des Kronprinzen von Preußen werden sollte, zum Gemahl der damals zur Thronfolgerin in Rußland bestimmten Prinzessin von Mecklenburg ausersehen wurde. Eben gegen die Absichten Augusts II war diese Verbindung der Mächte gerichtet; es läßt sich nicht denken, daß er jemals fähig gewesen wäre, sie zu sprengen.

In diesem Augenblicke aber erlag dieser Fürst schon den Krankheiten, die er Anderen und vielleicht sich selber nicht gestehen wollte; den Reichstag, welchen er berufen, konnte er schon nicht mehr in Person eröffnen: er starb in der Nacht von 31. Januar zum 1. Februar zu Warschau [2]).

1) Arneth, Prinz Eugen III, S. 360, und Bartensteins Aufzeichnungen im Archiv für österr. Gesch., Bd. 48, 1, S. 153. Man hat behauptet, daß in dem Tractat auch Berg von Rußland garantirt worden sei. Das widerspricht aber den Begriffen von der Unabhängigkeit des Reiches in seinen inneren Angelegenheiten; es ist davon mit keinem Worte die Rede. Nach den Aufzeichnungen von Bartenstein sollte scheinen, als habe Seckendorf ohne Instruction gehandelt; wörtlich aber ist das nicht zu nehmen. Aus den Mittheilungen bei Arneth ergiebt sich doch, daß man in Wien durch die Concession in Curland die Nachgiebigkeit des Königs Friedrich Wilhelm bezüglich seiner Ansprüche auf Jülich auszuwirken meinte.

2) Es gehört fast mit zur Schilderung seiner Verhältnisse zum preußischen Hofe, was Grumbkow in einem seiner Briefe von sich erzählt. Nach Ver-

Es war an sich von Bedeutung, daß diese unaufhörlich unruhige Kraft verschwand, welche Osten und Westen zu bewegen, die verschiedenen Systeme der Politik umzugestalten sich vermaß; damit trat nun aber zugleich die große Thronerledigung ein, welche noch immer einen Angelpunkt der europäischen Bewegungen gebildet hatte. Auch jetzt mußte sie dazu werden.

Ohne alle Rücksicht auf den zu erwartenden Widerspruch nahm Frankreich Partei für Stanislaw Leszczynski. Denn schon war es dort so weit gekommen, daß die traditionelle Politik, im Norden wie im Süden von Europa einen dominirenden Einfluß auszuüben, wiederaufgenommen werden konnte. Ludwig XV, Schwiegersohn dieses Fürsten, sah es fast als eine Ehrensache an, daß derselbe den Thron wieder besteige, von dem man ihn verjagt hatte, und versah seinen Gesandten in Warschau mit den Mitteln, ihm Anhang zu verschaffen. Denn dabei blieb es, daß man hauptsächlich mit Geschenken um Stimmen warb; die Polen wollten es so; einen der mächtigsten Magnaten hörte man sagen. mit Ehrenbezeigungen sei nichts gethan; vor diesem habe man Geld gegeben; dabei müsse man es jetzt und für die Zukunft lassen. Doch wäre es ein Irrthum, zu glauben, daß nun eben Alles durch Geld ausgerichtet worden sei. Stanislaw hatte Anhänger, die sich aus natürlicher Hinneigung oder auch consequenten politischen Ansichten für ihn erklärten. Viele behaupteten, er habe nie aufgehört, König zu sein: man brauche ihn nur zurückzurufen.

Nun liegt am Tage, daß ein solches Vorhaben sowohl in Rußland als in Oesterreich Mißfallen erregen mußte. Eben durch die russischen Waffen war Stanislaw entfernt worden; ohne viele Umschweife ließ sich der leitende Minister in Petersburg, Graf Ostermann, verlauten, Rußland werde eine erneuerte Wahl des Verjagten als eine Kriegserklärung betrachten. Einen so directen politischen Grund hatte man zu Wien nun wohl nicht, sich dieser Rückkehr zu widersetzen; aber man besorgte, daß unter Stanislaw der französische Einfluß in Polen herrschend und von dort aus, bei dem zu erwartenden Kampfe über die Erbfolge, der Zukunft des österreichischen

lin zurückgekommen, noch aufgeregt von jener Zusammenkunft, glaubte er einst in der Nacht den König vor sich zu erblicken, aufrechtstehend, im Nachtkleide, mit geschlossenen Augen. Lieber General Grumbkow, sagte die Erscheinung, ich bin am 31. Januarii zu Warschau gestorben. —

Hauses gefährlich werden dürfte. Man könnte nicht sagen, daß hierin etwas Neues liege. Gerade deshalb hatte man die Verabredungen getroffen, deren wir gedacht haben, und einen, wie es schien, Allen angenehmen Candidaten ausgesucht. Soviel wir finden, hatte Don Emanuel wirklich Freunde in Polen [1]).

Da trat nun aber in Wien noch eine andere Betrachtung ein. August II hatte einen Sohn hinterlassen, Erben seines Namens, doch nicht seiner Talente, weder im Guten noch im Bösen, auch nicht seiner politischen Beweglichkeit; durch seine Gemahlin stand er mit dem Hause Oesterreich in naher Verwandtschaft. Ueber die Ansprüche derselben an die Erbfolge gab er jetzt Erklärungen, die den Wiener Hof befriedigten. Schon Mitte März äußerte Prinz Eugen in einer Abendgesellschaft, der sächsische Gesandte ertheile ihm solche Versicherungen, daß man mit dem Nachfolger besser zufrieden sein zu können hoffe, als mit dem Vorgänger. Und war es nicht von dem größten Interesse, ihn zu gewinnen, da er unter denen, welche Ansprüche machen konnten, wo nicht die erste, doch die zweite Stelle einnahm? Es mag sein, daß auch die Mutter der neuen Kurfürstin von Sachsen, die verwittwete Kaiserin, ihren Einfluß dafür verwandte. Aber die Hauptsache lag in der Hoffnung, zugleich eines sehr widerwärtigen Anspruches erledigt zu werden und einen zuverlässigen Freund auf dem polnischen Throne zu sehen. Da es offenbar leichter werden mußte, mit dem Erben eines letzten Königs, der Alles gethan, um sich eine Partei zu verschaffen, wenn er von den Mächten unterstützt wurde, durchzubringen, als mit einem portugiesischen Infanten, der wenigen bekannt war, so neigte man sich auch in Rußland zu dieser Auskunft.

Da erhob sich aber die Frage, wie die dritte Macht, Preußen, diese Umwandelung der politischen Absichten aufnehmen, ob es sie billigen und theilen würde.

Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß Preußen selbst sich nicht in so entschiedener Nothwendigkeit befand, den französischen

1) Foscarini, Relatione di Vienna. Conosciutolo di spiriti differenti dal padre, e disposto pur anche a riconoscere la pragmatica si risolvette (la corte) d'inalzarlo; — abbandonando l'infante considerato di non aver costumi idonei a conciliarsi favore nella natione Polacca, dove nemmeno riteneva capital di aderenze proprie e di amici. E credesi inoltre che a questo cangiamento — contribuisse non poco in segreto l'imperatrice vedova, tratta dall' ambitione di veder la figliuola con una corona sul capo.

Einfluß von Polen fernzuhalten, wie die beiden anderen Mächte, denen die Einwirkungen Frankreichs von der Türkei her früher oftmals gefährlich geworden waren, dem Hause Oesterreich noch besonders in Ungarn. Zog man das allgemeine Weltverhältniß in Betracht, so stand Preußen in seiner Besonderheit in keinem Gegensatze der Politik mit Frankreich. Sehr unbequem aber konnte es ihm werden, wenn der nächste Nachbar in Deutschland, mit welchem aus mancherlei Gründen Streitigkeiten und Mißverständnisse kaum zu vermeiden waren, jetzt durch den Besitz der polnischen Krone verstärkt wurde, die sogar einen alten Anspruch auf Oberhoheit festhielt. Sollte Friedrich Wilhelm so ohne weiteres nachgeben, daß statt eines Piasten, wie er ihn immer gewünscht, jenes wenigstens unschädlichen Portugiesen, den er sich gefallen ließ, ein angesehener deutscher Fürst auf den polnischen Thron steigen sollte, von dem er eine der seinen vielfach zuwiderlaufende Politik erwarten mußte? Sollte er sich sogar entschließen, die Verpflichtung einer Vertheidigung mit den Waffen, die er für einen anderen Fall übernommen, auch auf diesen zu übertragen?

Er erklärte sich nicht abgeneigt, sich auch jetzt an Rußland und Oesterreich anzuschließen, wofern nur Sachsen die Bedingungen annehme, die er gegen ein so großes Zugeständniß aufstellen müsse. Im Mai waren die Unterhandlungen so weit gediehen, daß er sie namhaft machte [1]).

Er forderte vor allem Anerkennung und Förderung seiner Ansprüche sowohl auf das Großherzogthum Berg als nun auch auf Curland; — dies war die Hauptsache: denn das übrige, was er noch verlangte, Anerkennung des ostfriesischen wie des königlichen Titels, Begünstigung in der Reluitionssache von Elbingen und bei dem Salzhandel, verstand sich entweder von selbst oder wollte nicht viel sagen. Die preußischen Minister und der König zweifelten nicht, daß der Kurfürst von Sachsen auf die Vorschläge eingehen werde, zumal da man ihn zugleich anderweite Vortheile hoffen ließ.

Der Dresdener Hof glaubte jedoch, da er Oesterreichs und

1) Preußische Postulata vom 12. Mai: daß Ihro Königl. Hoheit der Kurfürst verspräche, daß sie den Proceß beim Reichshofrath in der Cleve Jülich und Bergschen Sache nicht weiter treiben, sondern gänzlich liegen lassen; Sr. Königl. Majestät und dero Successoren an der Cron und Chur, auch allenfalls der weiblichen Posterität das Herzogthum Berg nebst denen Herrschaften Ravenstein und Winnenthal garantire.

Rußlands sicher war, sein Ziel auch ohne preußische Hülfe erreichen zu können.

Die Antwort desselben war in den höflichsten, freundschaftlichsten Ausdrücken abgefaßt, aber abschlägig in allen Punkten. In denen, die Polen berührten, bezog er sich auf die Beschränkungen, welchen ein König in diesem Reiche unterworfen sei, ohne auch nur seine guten Dienste anzubieten, in der bergischen Sache auf die Verhältnisse zu den Lehnsvettern; den ostfriesischen Titel versprach er anzuerkennen, wenn es der Kaiser thue, gleich als hätte es sonst in seiner Macht gestanden, dies zu verweigern; selbst die Anerkennung des königlichen Titels erschien noch zweifelhaft.

Eine zweite Antwort, die bald darauf einging, lautete nicht besser [1]). König Friedrich Wilhelm sagte, er falle aus den Wolken, er müsse deutsch mit den Sachsen reden.

Sah er aber weiter um sich her, so konnte ihm nicht entgehen, daß sich ihm seit dem Tode Augusts II das Verhältniß zu seinen Verbündeten überhaupt verändert hatte.

Kaiserin Anna hatte den Vertrag, der in ihrem Namen angeboten worden, noch nicht ratificirt. Graf Löwenwolde, dem man eine Chiffre mitgegeben, um eine geheime Correspondenz mit seinem Hofe zu unterhalten, hatte sich derselben nicht bedient, niemals ein Wort geschrieben; alle Anfragen über die Sache wurden ausweichend beantwortet, und es fiel in die Augen, daß man dort von dem ganzen Project lieber nichts mehr hören wollte. Ein Verfahren, das sich erklärt, wenn es wahr ist, was die Historiker der Zeit einmüthig versichern, daß der Kurfürst von Sachsen dem Oberkammerherrn und Günstling der Kaiserin, Biron, jenes Curland versprochen habe, welches dem Vertrage zufolge an einen preußischen Prinzen kommen sollte [2]).

Was aber Oesterreich betrifft, so trat ein Vorfall ein, der die Seele des Königs in ihrem Innersten aufregte.

Im Juni 1733 sollte die von dem österreichischen Hofe früher

1) 8. Juni 1733 dem preußischen Minister Lüderitz ausgestellt.

2) In einem Gutachten Thulemeiers vom 4. Febr. 1734 heißt es: Biron verdiene um so weniger ein Geschenk, „als er dem Wienerischen Hofe zu gefallen einzig und allein Schuld daran ist, daß die Russische Kaiserin sich mit dem Churfürsten von Sachsen vertieft und der Russisch-kaiserliche Hof uns jetzt gleichsam à la pointe de son épée forciren will, daß wir den Churfürsten von Sachsen auf dem polnischen Thron befestigen helfen und dadurch zu unserm eigenen Schaden und Verderben arbeiten sollen.“

so eifrig unterstützte Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern vollzogen werden. Die preußischen Unterthanen waren in einem Rundschreiben, durch welches ihnen das sonst herkömmliche Geschenk erlassen wurde, und überdies auf das feierlichste von allen Kanzeln davon unterrichtet worden. Der Großvater der Prinzessin, Herzog Ludwig Rudolf, Vater der Kaiserin, hatte übernommen, die Hochzeit in dem damals durch seine Kunstschätze berühmten Schlosse Salzdahlum auszurichten; König und Königin von Preußen mit ihrem Hofstaat waren schon daselbst angekommen, als bei Seckendorf, der den Hof auch hier begleitete, ein Schreiben des Prinzen Eugen einlief, worin ihm befohlen ward, der Sache wo möglich noch eine andere Wendung zu geben. Einst, als eine Verbindung von England mit Preußen gegen Oesterreich zu besorgen ward, hatte der kaiserliche Hof Alles gethan, um dieselbe zu trennen; jetzt, da er nur noch mit Frankreich zu kämpfen hatte, mit England wie mit Preußen wieder gut stand, erschien es vortheilhaft, die beiden Mächte, zunächst die beiden Familien, wiederzuvereinigen. Schon einmal hatte Seckendorf eine Andeutung gewagt, der König sich aber in seiner Tabaksgesellschaft darüber unwillig geäußert; aber allzuwichtig war die Sache: die Erneuerung der großen europäischen Allianz gegen Frankreich schien sich daran zu knüpfen; Seckendorf mußte endlich, obgleich er an dem Erfolge zweifelte — wie denn auch Grumbkow allen Antheil daran ablehnte —, zu einer förmlichen Eröffnung schreiten, und zwar unverweilt, ehe es zu spät geworden. Der König lag noch im Bett, als Seckendorf bei ihm erschien, wie er selbst erzählt, mit lächelnder Miene. Sein Antrag ging dahin, daß der König, allem Vorgefallenen zum Trotz, nun doch seinen Kronprinzen mit einer englischen Prinzesssin vermählen möge, wogegen die Braut desselben mit dem Prinzen von Wales verlobt werden könne. Es zeigt sich, daß man auch in Wien den König, seine Intention und Denkweise, nicht kannte; man bildete sich gleichsam ein, die Intrigue gespielt zu haben, über welche der englische Hof klagte; man hatte keine Ahnung von dem Ernst und der Gesinnung, die hinter dem aufbrausenden gewaltsamen Wesen dieses Fürsten schlummerte und seinem Thun zu Grunde lag. Der König hörte Seckendorf ruhig an; er ließ ihn das Schreiben Eugens und die darauf bezüglichen englischen Noten vorlesen; er gerieth auch dann in keine Aufwallung; aber er erklärte mit der größten Entschiedenheit: an eine Sache wie diese lasse sich nicht denken; sie sei wohl von seinen Feinden ausgesonnen, um ihn der Welt als einen wankelmüthigen Mann ohne Ehre vorzustellen; aber er wolle

diesen Schandfleck nicht haben, noch wider sein Gewissen handeln. Ohne alle Zögerung, 12. Juni 1733, ward das verlobte Paar von Mosheim, dessen Traurede gedruckt ist, eingesegnet, und wenigstens das fand der Prinz nicht mehr zu tadeln, daß seine Gemahlin keine englische Prinzessin war; diesen Wunsch hatte er seit der Verheirathung seiner Schwester vollkommen aufgegeben.

Die dynastische Verflechtung hing mit der politischen genau zusammen. Der kaiserliche Hof war wieder versöhnt mit Georg II, was ihm in dem westlichen Europa, wo sich die bourbonischen Tendenzen wieder regten, eine andere Stellung gab, in welcher er Preußens nicht unbedingt bedurfte; sein Bemühen war dann, auch Preußen in dieses Verhältniß hineinzuziehen. Für den Norden war er mit Rußland verbündet und mit Sachsen einverstanden; er machte den Anspruch, daß auch Preußen dieser Abwandlung folge. Hauptsächlich darauf bezog sich das Mißverständniß, welches damals zwischen den beiden vorwaltenden österreichischen Saatsmännern obwaltete. Prinz Eugen trug den Ansprüchen von Preußen Rechnung; Stahrenberg wandte sich davon ab. Und diese Richtung behielt von nun an in Wien die Oberhand. Aber Friedrich Wilhelm war nicht der Meinung, einer ausschließend russisch-österreichischen Direktion zu folgen. Wenn er sich im Bunde mit Oesterreich von England losgerissen, so nahm er jetzt Oesterreich und Rußland gegenüber eine unabhängige Haltung an. Er war noch entfernt davon, sich an Frankreich anzuschließen; aber er nahm doch wieder die durch seine geographische Lage gebotene Rücksicht auf diese Macht.

Die Unterhandlungen nahmen sogleich einen ganz anderen Ton an.

Noch im Juni forderte Seckendorf den König auf, einer Erklärung beizutreten, durch welche die Mächte die Ausschließung Stanislaw Leszczynski's vom polnischen Throne aussprechen wollten; — allein er fand damit nicht mehr die alte Bereitwilligkeit.

Die Minister erinnerten den König, daß der löwenwoldische Vertrag von Oesterreich und Rußland nicht ratificirt worden sei, eben deshalb Preußen nicht binden könne. Die Bemerkung, welche gegen England gegolten, wendeten sie nun gegen Rußland und Oesterreich an: man würde eine subalterne Macht sein, wenn man so schlechthin dem nachtreten wollte, was von den beiden Nachbarn beschlossen worden [1]. Spreche Preußen, sagen sie dann weiter, die Exclusive des Stanislaw aus, so sei es auch verpflichtet, dieselbe aufrechtzu-

1) Vorstellung der Minister vom 23. Juni.

erhalten. Nun wisse man aber, daß der König von Frankreich die Ausschließung seines Schwiegervaters als eine Kriegserklärung ansehen wolle; mit leichter Mühe werde er sich der westlichen preußischen Besitzungen, Cleve's, Gelderns, Neuschatels, bemächtigen; auch an den polnischen Grenzen, vielleicht selbst in Pommern, werde man feindliche Anfälle auszuhalten haben. Und alles das wozu? Um einen Fürsten auf den polnischen Thron zu setzen, der jedes billige Zugeständniß verweigere, und um eine Allianz gründen zu helfen, von der man sich vielleicht einmal müsse Gesetze vorschreiben lassen, also zu dem eigenen Verderben.

Da Seckendorf sich auf die Verpflichtungen bezog, welche der König durch die früheren Tractate übernommen habe, und auf den Grund derselben die unverweilte Aufstellung einer Truppenschaar an den polnischen Grenzen forderte, so befahl der König seinen Ministern, — denn er wolle erfüllen, was er schuldig sei, aber nicht einen Schritt weiter gehen —, ihm darüber bei Eid und Pflicht die rechte Wahrheit zu sagen, nicht aus Erinnerung allein, sondern sich nach dem Archiv zu verfügen und den Inhalt der ratificirten Tractate im Orginal nachzusehen.

Recht förmlich ward dies in Ausführung gebracht und auch Grumbkow nach dem Wunsche des Königs zu dieser Handlung herbeigezogen.

Man fand nur zwei ratificirte Tractate, welche in Betracht kommen konnten, den Berliner von 1728 und die Erneuerung des russischen vom Jahre 1730. In dem einen und dem anderen war von diesen Dingen nur ganz im allgemeinen die Rede.

Die Minister erklärten auf ihre theuere Eidespflicht, daß in denselben kein Wort stehe, welches den König binde, den Stanislaw vom polnischen Throne abzuhalten. Wenn man später einmal diese Absicht zu theilen schien, so war das nur unter der Voraussetzung der Ratification des löwenwoldischen Vertrages geschehen, zu der es aber nie gekommen war. Sie urtheilten, daß der König hierin völlig freie Hand habe; möge er in dieser Sache thun, was er wolle, so sei der Kaiser doch verpflichtet, seine anderweiten Versprechungen — in Bezug auf Berg — auszuführen.

Hierauf ward den beiden Kaiserhöfen zu erkennen gegeben, Preußen könne sich in ein so gefährliches Unternehmen nicht einlassen, wenn nicht erstlich Sachsen seine Postulate annehme und zweitens man ihm Entschädigung für den in dem Kriege möglich werdenden Verlust zusage; nach der Ausdrucksweise der Zeit heißt es in einer

amtlichen Eröffnung vom 9. Juli, man fordere „eine proportionirte Convenienz und ein Dedommagement“; hierüber müsse eine neue Abkunft in aller Form zwischen den Höfen aufgerichtet werden, wenn man es nicht vorziehe, den löwenwoldischen Vertrag noch zur Stunde zu ratificiren.

Es ist hierüber noch eine Zeit lang unterhandelt worden.

Seckendorf sagte: wenn die jülich-bergische Sache in vollkommene Richtigkeit gebracht sei, so werde sein Hof kein Bedenken tragen, Curland einem preußischen Prinzen zu garantiren. Die preußischen Minister verweigerten, auf eine so fernliegende Bedingung einzugehen.

Seckendorf blieb dabei, die kaiserlichen Höfe würden gewiß mit Sachsen nicht abschließen, wenn dies nicht vorher dem Könige von Preußen in dessen „so moderaten und billig-mäßigen Postulatis“ Genugthuung gegeben. Allein er sagte damit mehr, als er wußte. In diesem Augenblick war die Sache in Wien schon anders entschieden. In Gegenwart des Kaisers wurden einige Conferenzen über die Frage gehalten, ob man sich auch ohne Theilnahme von Preußen mit Sachsen vereinbaren solle oder nicht. Am 16. Juli entschloß man sich endlich, da Preußen so viele Schwierigkeiten mache, die Ausschließung des Stanislaw auszusprechen, den Tractat mit Sachsen allein zu Ende zu bringen. Er ward an demselben Tage unterzeichnet.

Darin ist allerdings noch die Erwartung ausgesprochen, daß Preußen sich dem Wahlgeschäfte anschließen, der Kurfürst von Sachsen auf dessen billige Wünsche Rücksicht nehmen werde; aber ein gewaltiger Unterschied ist es doch, eine Abkunft verschieben, bis die Bedingung, an die man sie knüpfen will, angenommen worden, und sie unterzeichnen, ehe dies geschehen ist. Es ließ sich leicht voraussehen, daß der sächsische Hof dem Könige von Preußen nichts bewilligen würde, wenn er sich nicht dazu genöthigt fühle; dennoch schloß man in Wien den Vertrag ab; der russische Hof trat demselben bei.

Wir wollen den Staatsmännern, die damals die Politik der beiden Mächte leiteten, kein Verbrechen aus ihrem Verfahren machen. Der Tractat, über dessen nicht erfolgte Ratification sich Preußen beschwerte, war eben darum, weil eine solche mangelte, weder für die eine noch für die andere bindend. Wenn Preußen sich beklagte, daß man den Abschluß mit Sachsen nicht länger verschoben habe, so hat doch auch die Antwort der Höfe etwas für sich: die Weigerung des Königs von Preußen, die Exclusive gegen Stanislaw Lesczczynski auszusprechen, habe ein längeres Warten unmöglich gemacht; man hätte

sonst besorgen müssen, daß derselbe sich festsetze, ehe man etwas gegen ihn thun könne.

Aber dabei ist doch unleugbar, daß das ganze bisherige politische System eine Aenderung erfuhr. Die beiden Mächte zogen der bisher so engen Verbindung mit Preußen den von ihnen selbst früher bekämpften und ausgeschlossenen Kurfürsten von Sachsen vor.

Wenn wir die Verhältnisse am russischen Hofe richtig beurtheilen, so beruhte Alles darauf, daß, wie Löwenwolde sich die Bildung der Allianz mit Oesterreich und Preußen zu einer fast persönlichen Angelegenheit gemacht hat, der Oberkammerherr Biron dagegen die Allianz mit Oesterreich und Sachsen-Polen beförderte. Biron aber war bei weitem der mächtigere. Man hat damals von ihm gesagt, zum Kaiser fehle ihm nichts, als der Name; so entscheidend war sein Wort in jeder Beziehung.

Oesterreich, das ohne Zweifel auch hierauf mitwirkenden Einfluß ausübte, hatte nur immer den Einen Zweck vor Augen, seine Erbfolgeordnung zu einer allgemeinen Anerkennung zu bringen. Dazu schien ihm nichts dringender, als die Ansprüche des Kurfürsten von Sachsen zu beseitigen, die allerdings ein großes Gewicht erlangen konnten, wenn er in die bereits angebahnten Unterhandlungen trat. Um ihn zu gewinnen, war die Thronfolge in Polen das einzige, das entscheidende Mittel. Ihm dabei Bedingungen zu Gunsten eines Dritten zu setzen, welche seinen guten Willen wieder irremachen könnten, hielt man nicht für rathsam. Man knüpfte überhaupt an diesen Abschluß die größten Hoffnungen. Wenn auch zuletzt Frankreich, vielleicht mit den baierisch-pfälzischen Höfen, bei seinem Widerspruch verharrte, so dachte man ihm ein großes europäisches Bündniß entgegenzustellen. Man hoffte, Rußland, Polen-Sachsen, die Seemächte und Preußen zu vereinigen, eine Allianz, stärker, als jemals eine andere gewesen war, zumal da man jetzt von Schweden nichts mehr zu fürchten brauchte, so daß Frankreich eher auf Vertheidigung denken, als sich zu einem Angriff entschließen müsse.

Der König sagte einmal, man wolle ihn wie einen Papagei in einen Bauer einschließen, daß er sich nicht regen könne. Friedrich Wilhelm I war nicht der Mann, der dies nicht sofort empfunden oder es sich hätte gefallen lassen wollen. Daß Preußen sich nach den Gesichtspunkten, die sein Wesen gebot, bewegen könne, war die Summe seines Ehrgeizes, die tiefste politische Regung, die in ihm lebte. Er beschloß in seinem Sinne, diese Dinge getrennt zu halten, da sie es von Anfang an gewesen waren, die geheime Allianz zu beobachten,

soweit sie reichte, übrigens aber seinen eigenen Weg zu gehen. Sich von dem Kaiser auch nur einseitig zu trennen, ward ihm unendlich schwer; er hat es oft mit einer Treuherzigkeit ausgesprochen, die keinem Zweifel Raum läßt [1]); aber es war nun nicht mehr anders, und zuerst in den polnischen Angelegenheiten mußte es geschehen.

Wollen wir wahrnehmen, wie seine Politik überhaupt eine andere Haltung gewann, so müssen wir ihn in diese und die sich daran knüpfenden allgemeinen Verwickelungen begleiten.

1) Nur eine Randbemerkung des Königs vom 26. März 1733 sei erwähnt: Meine Feinde mögen thun, was sie wollen, so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treue und Blut sein (bin) und bis in mein Grab verbleibe.

Viertes Capitel.

Theilnahme Friedrich Wilhelms I an der polnisch-französischen Verwickelung 1733—1735.

Friedrich Wilhelm kehrte auf seinen ersten Gedanken zurück, daß die Polen Einen aus ihrer Mitte zu ihrem König wählen möchten, nicht gerade Stanislaw, den er zwar nicht ausschloß, aber auch nicht empfahl, sondern einen Anderen von minderer politischer Bedeutung. Auch gab es eine Anzahl polnischer Großen — man nennt die Wisnowiezki, Radziwill, Sanguszko, Lubomirski, Sapieha —, die, ohne darum sächsisch zu sein, doch nicht billigen wollten, daß ein zu wiederholten Malen durch die Republik für einen Feind des Vaterlandes Erklärter jetzt auf den Thron berufen werde[1]). Auf verschiedenen Diätinen hat man festgesetzt, daß der zu wählende Piast keine Verbindung mit auswärtigen Mächten haben, dem übrigen Adel gleichstehen solle. Und gewiß wäre nichts wünschenswürdiger gewesen, als daß die Nation sich ein unabhängiges drittes, keiner der beiden Parteien angehöriges Oberhaupt gegeben hätte. Allein die genannten Magnaten konnten sich über ein solches nicht vereinigen; mehrere hätten selber die Krone davonzutragen gewünscht[2]). Dagegen erklärten sich die Potocki mit der ganzen Schaar des geringen Adels und zugleich ihre sonstigen Widersacher, die Czartoryski und Poniatowski, für Stanislaw.

1) Stanislaum in fundamento antiquissimarum legum et constitutionum, praesertim vero de annis 1593, 1507, 1670, — nomine tenus per constitutiones reipublicae de annis 1703, 4, § 10, 16, 18 pro hoste patriae, tyranno, impostore in omne aevum inhabili ad terram Poloniae et pro ineligibili declaratum. Das Wahldiarium ist damals gedruckt worden.

2) Quot capita, tot sensus; quot sensus, tot reges. (Schreiben aus Litthauen.)

Schon bei der Festsetzung des Generalconföderationseides behielten sie, obgleich nicht ohne mancherlei Gewaltsamkeit und Kampf, die Oberhand; sie merzten jene Bedingung aus der Formel aus. Der Primas, Theodor Potocki, Erzbischof von Gnesen, und der französische Gesandte hielten die Partei zusammen. Als der Wahlreichstag Ende August zusammentrat, zeigte sich eine unzweifelhafte Mehrheit für Stanislaw; von den Andersgesinnten wagten einige nicht, zu erscheinen; andere zogen sich nach einiger Zeit zurück; bei den ersten Umfragen, am 11. und 12. September, war Alles entschieden. Auf dem Wahlfelde hatten die verschiedenen Woiwodschaften und Povjati's (Districte) die ihnen angewiesenen Plätze eingenommen; dann setzte sich der Primas des Reiches in Bewegung, mit einem Geleit von 500 Mann zu Pferde, zuerst zu den Großpolen; sie riefen alle: es lebe Stanislaw! so die übrigen. Von allen Povjati's haben nur zwei von Sendomir ihn ausgeschlossen; ein einziger Edelmann hat den Kurfürsten von Sachsen genannt, doch nicht, ohne sich dadurch tumultuarische Mißhandlungen zuzuziehen. Man hat dem Primas nach der Hand vorgeworfen, daß die widerstrebenden Stimmen durch die Vivats seiner Begleiter übertäubt worden seien; doch ist kein Zweifel, auf dem Wahlfelde herrschte eine beinahe einmüthige Stimmung; endlich schwieg auch der letzte Widerspruch eines Volhyniers; mit allgemeinem Beifall ward Stanislaw begrüßt, der selbst verkleidet und insgeheim mitten durch die deutschen und die preußischen Länder herbeigekommen war; er wurde unter den gewöhnlichen Ceremonien zum König ausgerufen.

Die Polen sahen in dem Rechte einer freien Königswahl eine Prärogative, die sie vor allen Nationen der Welt auszeichne. In der Rede, mit welcher der Convocationsmarschall Massalski die Versammlung auf dem Wahlfelde eröffnete, wird ihr Glück gepriesen, indem Gott in ihnen das Andenken der Freiheit erhalte, die er den Menschen von Anfang an gegeben habe; — bei anderen Völkern könne es geschehen, daß ein Erbherr, dem die Hände noch mit dem Wiegenbande gebunden, als Gesetzgeber erscheine; die Unterwerfung der Polen stamme aus ihrem freien Willen. Bei solcher Gesinnung hätten sie nun entweder allem fremden Einfluß widerstreben oder, wenn sie gar Annäherung an eine auswärtige Macht rathsam fanden, diese dann mit aller Anstrengung gegen europäische Widersacher aufrechterhalten müssen. Es flößt ein moralisches Mitleiden ein, wenn man sieht, wie die Polen bei allem diesem Selbstgefühl sich doch zu keiner Handlung wahrer Selbständigkeit erheben, sich durch fremden, mit Geld,

wir wollen nicht geradezu sagen, hervorgebrachten Einfluß fortreißen lassen, ohne sich recht bewußt zu sein, was sie thun. Das mächtige Rußland hatte ihnen angekündigt, es für eine Kriegserklärung halten zu wollen, wenn sie Stanislaw wählten; nichts war gewisser, als daß dies Wort erfüllt werden würde; — welche Vorkehrung traf man, um einem solchen Anfall zu begegnen? Man hat nichts bedacht, nichts vorgekehrt. Wie die Sachen gingen, so fanden die Russen nicht allein keinen Widerstand, sondern eine bessere Unterstützung, als sie jemals hätten hoffen können. Die Nichteinverstandenen, welche sich von dem Wahlreichstage getrennt und nach Praga begeben hatten — noch besonders dadurch beleidigt, daß man dort gar nicht einmal die Rückkehr der zu ihnen abgeschickten Boten erwartet, sondern den Primas zu unverzüglicher Proclamation des Stanislaw genöthigt hatte — stellten sich unter den Schutz der von ihnen selbst eingeladenen, unter Lascy heranrückenden russischen Truppen [1]). Dann aber blieb ihnen nichts weiter übrig, als demjenigen ihre Stimme zu geben, den die Kaiserin und einige Bischöfe ihnen vorschlugen. Noch ehe der Termin des Wahlreichstages vollends abgelaufen, kamen sie in die Nähe von Warschau zurück und nahmen auch ihrerseits ein Wahlfeld ein, wo vor Zeiten wenigstens Ein König, Heinrich von Anjou, erhoben worden war; hier, nicht ohne die altherkömmlichen Formen zu beobachten, soweit ihre geringe Anzahl es gestattete, erwählten sie am 5. October 1733 den Kurfürsten von Sachsen zum König von Polen. In einem nahen Walde standen die Russen. Noch waren ihrer nicht mehr als 12,000. Wer hätte nicht erwarten sollen, daß der feuerige Adel, bei 100,000 Köpfe stark, sich gegen sie erheben und sie zurückwerfen würde? Die Zeiten solcher Thatkraft aber waren vorüber. Damals setzten die Polen ihre ganze Hoffnung auf französische Hülfe [2]).

Auch nahm man nirgends in der Welt einen so lebhaften Antheil an dem polnischen Ereigniß wie eben in Frankreich. Eine Anzahl reicher Privatleute, Geldbesitzer, Große des Hofes haben den Freunden des Stanislaw über Amsterdam und Hamburg ansehnliche Summen zukommen lassen und seine Erhebung unterstützt. In der Schloßcapelle zu Versailles sang man ein Tedeum dafür; in Paris mußte eine beabsichtigte Erleuchtung durch ein Verbot gehindert werden.

1) Manstein, Mémoires sur la Russie, S. 33. Seyler, Leben Stanislai 336 mit einigen trotz ihrer Heftigkeit belehrenden Manifesten.

2) Lettre d'un Seigneur Polonais, écrite de Königsberg 10 Sept. 1735. Oeuvres du philosophe bienfaisant I, 88.

Wir berührten schon, daß Ludwig XV hatte erklären lassen, die Ausschließung seines Schwiegervaters werde er als eine Kriegsankündigung desjenigen Hofes betrachten, der sie ausspreche.

Einander gegenüber erscheinen diese beiden Drohungen, Rußlands, die Wahl des Stanislaw, Frankreichs, die Ausschließung desselben als eine Kriegserklärung betrachten zu wollen; doch ist zwischen ihren Drohungen ein großer Unterschied. Rußland richtete die seine gegen die polnische Nation, insofern sie für Stanislaw sei, Frankreich die seine nicht etwa gegen die Polen, welche gegen ihn waren; seine vornehmsten Absichten gingen gegen die Höfe selbst, besonders gegen Oesterreich.

Wir wissen, mit welcher Eifersucht man in Versailles den Fortgang der österreichischen Erbfolgesache beobachtete; sie verdoppelte sich, wenn man in Betracht zog, daß der Herzog von Lothringen zum Gemahl der Erbin von Oesterreich und zugleich zum römischen König bestimmt war, daß hiedurch sein Land in den großen Complex der kaiserlichen Gebiete gezogen werden sollte. Wie oft ward die Friedensliebe des Cardinals Fleury angeklagt, daß er es versäume, sich der Vollziehung eines solchen Ereignisses entgegenzusetzen; bald werde Lothringen ein furchtbares militärisches Bollwerk gegen Frankreich bilden. Marschall Villars, der noch in den Erinnerungen des Zeitalters Ludwigs XIV lebte, hat einst im versammelten geheimen Rath den Cardinal gefragt, ob dies Vorhaben nicht ebenso gefährlich für Frankreich sei, wie einst die Ligue von Augsburg, und, da dies einleuchte, ob man nicht ebenso gut zu den Waffen greifen müsse wie damals; — Ludwig XV habe keine Verbündeten gehabt, jetzt habe man deren.

So friedfertig Cardinal Feury auch erschien, so setzten sich doch in ihm — es wird uns noch oft entgegentreten — die alten Grundsätze der französischen Politik fort, die auf ein allgemeines Uebergewicht gerichtet waren; nur daß er weniger lärmend und ungeduldig als seine Vorgänger, mehr im Stillen vorbereitend zu Werke ging. Eben erst der Verbündeten suchte er sich jetzt zu versichern. Pfalz und Baiern hatte er schon lange, unter anderem auch durch das Versprechen, das erste in der bergischen Sache zu unterstützen, an sich gefesselt. Es gelang ihm, den König von Sardinien, in dessen Rathe einige von dem Wiener Hofe beleidigten Minister das Wort führten, zu gewinnen. Hauptsächlich ward jede Irrung beseitigt, die noch mit Spanien obwalten konnte; es ward ein Vertrag verhandelt und nach kurzer Zeit zu Stande gebracht, in welchem sich die beiden

Mächte vereinigten, sich der Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der ältesten Tochter des römischen Kaisers, als welche die Sicherheit des bourbonischen Hauses gefährde, mit bewaffneter Hand zu widersetzen [1]). Alle Pläne wachten auf, welche die Bourbons jemals gehegt, in deren Erreichung sie nur durch die Dazwischenkunft der Seemächte und der protestantischen Deutschen gestört worden waren. Fleury soll gesagt haben, er denke auf eine Karte gegen Oesterreich ein paar Königreiche zu gewinnen.

Diese Karte im Hazardspiel der Politik und des Krieges war die polnische Succession. Deren Durchführung erschien ihm wünschenswerth; aber noch viel höher schlug er die Gelegenheit an, den alten Kampf gegen Oesterreich unter günstigen Umständen zu erneuern.

Man möchte zuweilen verzweifeln an dem Nutzen menschlicher Voraussicht, bei der Art, wie Staatsangelegenheiten geführt werden. In Wien ist der Gang dieser Dinge von dem ersten Augenblick an, wo Maria Leszczynska aus einem Kloster von Innsbruck verschwand, um mit dem Könige von Frankreich vermählt zu werden, vorhergesehen und jeder weitere Schritt in dieser Richtung beobachtet, dahin ausgelegt worden; die Ausführung dieser Absichten aber hat man darum nicht gehindert, sondern eben das gethan, was dem Gegner dazu erwünscht war.

Oesterreich war so wenig gegen Frankreich gerüstet, wie Polen gegen Rußland; dennoch trug weder das eine noch das andere Bedenken, den Fehdehandschuh aufzunehmen, der ihm hingeworfen wurde; Polen wählte Stanislaw, Oesterreich schloß ihn aus.

Hätte man aber nicht glauben sollen, daß Oesterreich, als es sich auf diese Weise mit einem Kriege an den westlichen Grenzen bedroht sah, nun auch wenigstens darauf denken würde, den Freund, dessen Bundesgenossenschaft ihm bereits von unbeschreiblichem Nutzen gewesen, gegen den es Verpflichtungen übernommen, die von diesen Dingen unabhängig waren, den König von Preußen, wieder an sich zu ziehen, um mit ihm im Bunde zugleich die deutsche und die eigene Sache zu vertheidigen? Es schlug ein Verfahren ein, fast noch unerklärlicher als das erste.

Der König von Preußen fühlte sich in den polnischen An-

1) Am 7. November 1733. Bei Cantillo, Tratados 277, wo es als primer pacto de familia entre las coronas de España y Francia bezeichnet wird.

gelegenheiten verletzt; darum hätte er aber nimmermehr den Franzosen am Rhein den Sieg gegönnt; daß sie Lothringen erobern sollten, lief gegen seine Politik. Ihm seinerseits war es ganz recht, wenn dies Land einmal mit Oesterreich verbunden wurde, wofern nur dagegen auch der preußische Anspruch auf Berg zur Ausführung gelangte.

Obwohl mißvergnügt, näherte er sich doch, als der Krieg ausbrach, von freien Stücken dem Wiener Hofe. Er bot dem Kaiser an, mit aller seiner Macht an demselben Theil zu nehmen, noch im November 1733 mit dreißig- bis vierzigtausend Mann am Niederrhein zu erscheinen, sich entweder mit den Völkern des Kaisers und des Reiches zu vereinigen, oder auch allein nach jeder Seite sich hinzuwenden, wo eine Gefahr drohe. Dagegen forderte er nichts, als was ihm ohnehin zugesagt war und allem menschlichen Ansehen nach zufallen mußte, das Herzogthum Berg, nur zugleich mit Düsseldorf und unter der Bedingung, sich dasselbe durch vorläufige Besitznahme ohne Verzug zu sichern. Ich kann nicht finden, daß er irgend eine andere Absicht gehegt hätte.

An dem Wiener Hofe konnte man unmöglich den Vortheil verkennen, den eine Hülfsmacht, wie die dargebotene, hätte leisten können; aber man würdigte sie vielleicht nicht nach Gebühr; und vor allem, man fühlte eine unbezwingliche Scheu, diese nunmehr so gewaltig anwachsende Kriegsmacht, welche nicht mehr in einer untergeordneten Rolle festzuhalten war, neben sich erscheinen zu sehen. Der König bekam aus Wien eine Antwort, wie kurz vorher aus Dresden, in allen Formen des freundlichsten Verständnisses, aber ausweichend und ablehnend [1]). Es hieß darin, der Kaiser werde zufrieden sein, wenn Preußen die im Allianztractate festgesetzte Hülfe von 10,000 Mann ins Feld stelle, wogegen er nochmals heilig versichere, zur Herbeibringung von Berg, sobald es erledigt werde, alles

1) „Weil aber", schreibt Seckendorf 1. September, „E. K. M. Dero völlige Macht nicht eher als bis Anfang Novembris können marschiren lassen, so sieht man hingegen die Noth, worin dermalen der Kaiser steckt, vor so groß und pressant an, daß man gezwungen ist, E. K. M. nochmaln umb die nach dem Allianztractat versprochenen 10,000 M. Hülfsvölker anzusuchen." Der König antwortet am 3. September: daß sein Erbieten, mit 41 Bat. und 97 Esc. bei erfolgendem Friedensbruch am Rhein zu erscheinen, anders angesehen werde, als er gemeint, thue ihm leid; würden seine Truppen den Winter über am Niederrhein stehen, so würden die französischen Concepte sehr verrückt werden.

Mögliche beizutragen. Der König war erstaunt und verwundert. „Siehe da,“ sagt er in einem seiner Briefe, „wie gut berathen Se. Kſ. Majestät ist; es geht ihm in der französischen Sache wie in der polnischen; — mögen nun die Franzosen den Meister spielen, ich habe mich nicht hineinzumischen; aber so mag denn auch der Kaiser sich einen anderen Verbündeten suchen, um Alles für ihn einzusetzen, wie ich gethan haben würde.“

Es war ein peinvoller Augenblick für König Friedrich Wilhelm, in welchem er fast selber irrewurde in dem Kerne seiner politischen Gedanken. Er hatte Alles gethan, um ein starkes Heer aufzustellen, von dem er sich Ansehen und Einfluß in Europa versprach. Jetzt, bei der ersten Gelegenheit, wo er die Dienste desselben einem Verbündeten anbot, der ihrer dringend bedurfte, nur unter der Bedingung der vollen Ausführung der durch einen früheren Tractat festgesetzten Zusagen, ward er zurückgewiesen. Er hat wohl einmal gesagt, es wäre besser, die Armee gar nicht zu haben; wollte er sich begnügen, zehntausend Mann zu halten, so würde er keiner Contribution bedürfen; sein Land würde dann noch in viel bessere Aufnahme kommen und eines der reichsten in der Welt werden. Fast schien es ihm, die Macht bedeute doch nicht so viel, als er geglaubt hatte.

Wir dürfen sagen: er war nur noch nicht mächtig genug! Sein Kriegsheer erweckte Eifersucht, aber erzwang ihm keine unbedingte Rücksicht. Man wußte sehr wohl, daß seine Gedanken von dem reichsständischen Gesichtskreise, wiewohl er sich hie und da von demselben loszureißen suchte, wesentlich umfangen wurden. Obgleich zurückgestoßen von Oesterreich und Rußland und noch immer nicht ohne den Stachel der alten Beleidigung von England, war er doch nicht in der Stimmung und Sinnesweise, um, ohne die äußerste Noth, eine Wendung nach der französischen Seite hin zu nehmen.

Er war beleidigt und hatte Waffen; aber man brauchte ihn nicht zu fürchten.

Der kaiserliche Hof blieb dabei, daß man den König von Preußen nicht als einen Verbündeten, Gleichstehenden behandeln müsse, sondern als einen Reichsstand.

Das war überhaupt für die Macht der deutschen Nation das Verderblichste in dem alten Reichssystem, daß sie nur aus der selbständigen Kraft der größeren Gebiete hervorgehen konnte, daß aber, sobald eine solche sich erhob, in dem Reichsoberhaupte darüber eine Eifersucht entstand und entstehen mußte, die ihm früherhin Unter-

drückung, jetzt, wo daran nicht zu denken war, ein Beiseitehalten derselben wünschenswerth erscheinen ließ, selbst in so dringenden Fällen, wie der damalige.

Bei alledem würde der Kaiser seinen reichsoberhauptlichen Standpunkt nicht so schroff hervorgekehrt haben, wenn er nicht anderer Verbündeten sicher zu sein geglaubt hätte. Er rechnete mit Bestimmtheit auf den Beistand der Seemächte; es schien ihm unmöglich, daß diese das Gleichgewicht von Europa, für welches sie so oft das Schwert gezogen, nicht auch in der augenscheinlichen Gefahr, in welcher es sich jetzt befand, vertheidigen sollten.

Was England anbetrifft, so wäre König Georg II für seine Person sehr geneigt gewesen, das Verhältniß der alten Allianz wiederherzustellen. Sein Gesandter hat in einem Augenblick, wo Oesterreich noch zweifelte und schwankte, eine Erklärung darüber gegeben, welche Alles hoffen ließ. Nation, Parlament und besonders die Kaufmannschaft des Reiches aber waren nicht dieser Meinung. Sie hatten nicht vergessen, in welchen Gegensatz mit ihnen Karl VI durch seine mercantilen Bestrebungen vor kurzem getreten war. Die Dinge nach ihrem Erfolge kurz und gut beurtheilend, hatten sie gefunden, daß es dem englischen Handel keinen Vortheil bringe, wenn Neapel und Sicilien von Wien aus regiert werde[1]).

Dazu kam, daß der leitende Minister Robert Walpole, der ein durchaus friedliches System befolgte und immer in guten Verhältnissen mit Frankreich stand, nicht geneigt war, sich in die Verlegenheiten zu stürzen, welche ihm seine Feinde wünschten. Er erklärte, er könne nichts ohne Holland thun.

Von Holland aber lag am Tage, daß es nichts thun würde. Man sieht da recht, wie sehr es Fleury zu statten kam, daß er seinen Angriff auf den durch die Friedensschlüsse anerkannten Bestand der kaiserlichen Lande durch einen anderweiten Kriegsanlaß begründete. Die Republik Holland hat den Kaiser, noch ehe die Sachen zu ihrer Entscheidung gelangten, gewarnt, sich nicht in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, selbst wenn er das Recht haben sollte, dies zu thun; in ihren Verträgen mit ihm sei kein Artikel zu finden, der

1) Man sagte dem preußischen Residenten Borcke 1734: der englischen Nation gelte es gleich, wer Herzog in Mailand sei, „vor die englische Handlung aber sei es viel besser, daß Neapolis und Sicilien wieder an Spanien komme, weil der kaiserliche Hof den Engländern das Commercium in diesen Landen verdorben habe."

sie verpflichte, ihm alsdann Hülfe zu leisten. Daran hielten sie fest, auch als der Krieg ausbrach [1]).

Genug, die beiden Seemächte, auf die man in Wien vornehmlich rechnete, rührten sich nicht. Und da auch die freie, nicht bloß reichsständische Bundesgenossenschaft Preußens zurückgewiesen wurde, so mußte sich nun das Schicksal erfüllen.

Die Franzosen besetzten Lothringen und Bar, um es niemals wieder zu verlassen. Diese Eroberung ließ sich in diesem Augenblick so wenig verhindern, daß man ihrer in der deutschen Geschichte kaum mit einem flüchtigen Worte gedacht hat. Die Aufmerksamkeit ward durch andere, noch dringendere Gefahren gefesselt.

Noch lebten ein paar von den Kriegsanführern, welche den Ruhm der Zeiten Ludwigs XIV darstellten und an der Idee derselben festhielten; sie waren, solange der französische Hof eine andere Politik befolgte, wenig in Thätigkeit und ohne Einfluß gewesen; plötzlich traten sie wieder hervor.

Unter allen Feldherren Ludwigs XIV hatte Berwick wohl das Meiste zur Befestigung Philipps V in Spanien beigetragen, durch geschickte Manöver, wie im Jahre 1706, und durch entscheidende Schlachten: er ist der Sieger von Almanza; — er hatte sich auch in seiner Zurückgezogenheit von Fitzjames, wo er der Gartenkunst pflegte, überaus glücklich gefühlt. Jetzt, zu neuen Waffenthaten aufgerufen, erschien er bei der Armee in Straßburg. Man erlebte zum ersten Mal, was es bedeute, daß Straßburg im letzten Frieden an Frankreich überlassen worden. Ohne Verzug wurde von da aus der Rhein überschritten; im October 1733 besetzte er Kehl, um den Uebergang für die Folge freizuhalten.

Villars, der schon 1672 dem Könige Ludwig XIV in seinem Unternehmen gefolgt und einmal in Begriff gewesen war, den Kurfürsten von Baiern nach Wien zu führen, an der späteren Politik seines Hofes aber am meisten tadelte, daß sie 1725 die Gelegenheit versäumt hatte, ein drittes Haus Bourbon zu errichten, welchem die österreichische

1) Schreiben der Republik vom 9. Juli 1733. Quum non obscure appareat, quorsum Polonorum mentes maxima ex parte se inclinent, acutissimo Cae Rae Mts vestrae judicio perpendendum relinquimus, an tantum inter candidatos coronam ambientes discrimen esse queat, ut posito, quod Mti Vae jus sit vel alterius electioni intercedere, non satius foret, hanc causam leniter tractare, quam discrimen ad extrema perducere — — — nullo nos pacto vel foedere obligatos nos immiscere bello, ex dissidiis de eligendo Poloniae rege, absit omen, surrecturo.

Monarchie zugefallen wäre, wurde gleichsam wieder jung, als die alten Absichten wieder emportauchten; mit Freuden übernahm er den Oberbefehl über die Armee in Italien, so viele Jahre er auch schon zählte; „ich glaube", sagt er in seinen Memoiren, „meinem Könige und dem Könige von Spanien meine Dienste nicht versagen zu dürfen, solange noch ein Blutstropfen in meinen Adern übrig ist" [1]). Schon am 3. November 1733 ward Mailand von der französisch-sardinischen Armee in Besitz genommen; im December eroberte Villars das damals sehr feste Pizzighetone; in einem Augenblick war er Meister der ganzen Lombardei.

Und da nun die österreichische Macht dergestalt am Po und am Rhein vordringende Feinde zu bekämpfen hatte, so konnten die alten Pläne des spanischen Hofes, in denen sich der Ehrgeiz der Farnesen mit dem der Bourbons durchdrang, ausgeführt werden. Don Carlos, der in Folge der früheren Festsetzung Besitz von Parma ergriffen hatte, erhob sich an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, welches der Graf von Montemar in Toscana gesammelt, zur Eroberung von Sicilien und Neapel. Ich möchte nicht ohne Einschränkung wiederholen, was man oft gesagt hat, die Abneigung der Neapolitaner gegen das österreichische Regiment, ihr Wunsch, eine eigene Regierung zu haben, seien dabei sehr wirksam gewesen; der unparteiische und wohlunterrichtete Foscarini versichert vielmehr, seit Jahrhunderten sei von den Einwohnern des Königreiches keiner Regierung mehr Ergebenheit bewiesen worden, als der damaligen [2]). Aber dazu reichte diese doch nicht hin, um den Kaiserlichen, die auch ihrerseits auf den Kampf nicht vorbereitet waren, die Behauptung des Landes möglich zu machen. Die Spanier beherrschten die See; den Oesterreichern kam diesmal keine englische Flotte zu Hülfe. Dem durch den Kirchenstaat einbrechenden Kriegsheere vermochten die Kaiserlichen keinen Widerstand zu leisten. Schon im Mai 1734 konnte Don Carlos den Titel eines Königs beider Sicilien annehmen. Ein paar feste Plätze hielten sich eine Zeit lang, diesseit der Meerenge Gaeta und Capua,

1) Das letzte Wort in den Memoiren. Petitot 78, 138. Man entschuldigt sich, daß man ihn nicht zum Connetable machen könne, welcher Gedanke hier noch einmal erscheint.

2) Relatione di 1734: dopo perduta la patria (Milano) non si trovò alcuno di quei tanti, che militavano dentro le truppe imperiali, il quale abbandonasse il servizio per cura di riavere le sue rendite — — — raro poi e memorando esempio diedero li Sri Neapolitani, i quali accompagnorono la fuga del Vicerè con larghissime sovventioni di soldo.

jenseit derselben Siracusa und Trapani, jedoch ohne daß dies die Besitzergreifung gehindert hätte.

Man muß dies Unternehmen als eine Fortsetzung des spanischen Erbfolgekrieges ansehen. Wenn der bourbonisch-spanische Hof einst beim Wiener Frieden auf seine Ansprüche Verzicht leistete, so hatte er das doch nur in der Hoffnung gethan, seine Absichten auf eine andere Weise zu erreichen. Da ihm dies mißlungen war, kehrte er zu seiner früheren Politik zurück. Als Philipp V 1731 seinen Sohn nach Italien schickte, umgürtete er ihn feierlich mit dem Schwerte, welches er selber einst getragen, als er von Ludwig XIV nach Spanien entlassen wurde.

Doch kann man diese Ereignisse kaum einen Krieg nennen. Es war die Besitznahme militärisch vernachlässigter, unvertheidigter Provinzen; wollte der Kaiser sein Erbtheil behaupten, so mußte er es wieder erobern.

Vom Anfang an aber sah es nicht aus, als ob er dazu fähig sein würde. Es dauerte bis in den Sommer des Jahres 1734, ehe er zwei Heere ins Feld brachte, das eine im Mantuanischen unter Mercy, das andere unter dem Prinzen Eugen am Rhein, bei welchem die Reichstruppen standen[1]); doch zeigten sich diese höchstens geeignet, dem Feinde ein weiteres Vordringen zu verwehren, nicht etwa ihm seine Eroberungen zu entreißen.

Glücklicherweise haben wir nicht die traurige Pflicht, die Feldzüge von 1734 und 1735 ausführlich zu schildern.

An dem ersten nahm der König von Preußen, dem sein Kronprinz vorausgegangen, persönlich Theil. Er stellte die 10,000 Mann, welche ihm der Berliner Vertrag auflegte — denn von dem wollte er kein Haar breit abweichen —, und Eugen bekannte, die preußischen Truppen seien bei weitem die besten von allen, welche erschienen waren. Aber gegen die Franzosen anzugehen, welche, in zwei Abtheilungen über den Rhein gekommen, Philippsburg belagerten, die Verschanzungen anzugreifen, die sie hier um sich gezogen — mit

1) Dem Reich war die Kriegserklärung durch den Kaiser und Hannover gleichsam abgedrungen worden. Der König von Preußen hatte gerathen, „Anfangs nur defensiv zu Werke zu gehen und sich vorher in behörige Positur zu setzen, ehe man den Krieg erkläre"; er klagt, daß man ihm das fast zu einem Crimen gemacht. Französischerseits hat man behauptet, die Erklärung wäre am Reichstage leicht zu verhindern gewesen, da Oesterreich und Sachsen als in eigener Sache nicht hätten stimmen sollen.

einer Kunstfertigkeit, in der sie noch den Preis in Europa hatten [1]) —, hielt sich Eugen doch keinen Augenblick für stark genug; vor seinen Augen ging diese wichtige Festung verloren. Er begnügte sich, durch wohlgewählte Stellungen bei Heilbronn und Bruchsal die vorderen Reichslande zu decken. Als der König von Preußen angekommen, war er zufrieden, daß dieser, dem er die Gründe seines Verfahrens auseinandersetzte, dasselbe billigte. So feuerig der Kronprinz eine Schlacht gewünscht hätte, so meinte er doch, dem alten Feldherrn mache jetzt auch seine Unthätigkeit Ehre.

Im Jahre 1735 waren die Dinge besser vorbereitet. Zu den Truppen des Kaisers und des Reiches, neben denen man besondere Abtheilungen der Preußen, Sachsen, Hannoveraner und Hessen unterschied, stießen diesmal auch die russischen Hülfsvölker, für die man vorzügliche Sorge trug. Die Armee konnte 130,000 Mann stark sein; unter ihrem vorsichtigen Führer, dem Prinzen Eugen, der im Anfang des Juni den Oberbefehl übernahm und sein Lager zuerst bei Bruchsal, dann bei Heidelberg aufschlug, genügte sie, die Franzosen, welche, wenn nicht in gleicher, doch in wenig geringerer Zahl, unter dem Marschall von Coigny eine Stellung bei Ost- und Westhofen genommen, auf dem linken Rheinufer festzuhalten. Man erschöpfte sich gegenseitig in Bewegungen, wie sie die gelehrte Kriegskunst rathsam erscheinen ließ, aber ohne alle Erfolge. Es waren schon Ereignisse, wenn ein französischer Parteigänger, Lacroix, im Rheingau in die Hände der Landmiliz fiel, oder wenn preußische Husaren von einem Ausfall einige Gefangenen und viele Wunden zurückbrachten [2]). Mochte man aber auf diese Art sich tapfer erweisen, so konnte man weder die verlorenen Festungen noch vollends Lothringen wiedererobern. Die Franzosen behaupteten alle Vortheile, deren sie sich im Beginn des Krieges bemächtigt hatten.

Noch weniger ließ sich in Italien eine günstige Umwandlung

1) Foscarini, Relatione di 1736. Di queste linee si ragionò molto degli imperiali, i quali ammiratori dell' eccelenza dell' opera et della prestezza di condurla conobbero non poter stare eglino a petto dei nemici nelle mecaniche della guerra ed accusavano l'abbandono di simili arti nella militia tedesca.

2) Ein preußischer Husar soll bei einem solchen 12 bis 14 Wunden erhalten haben. Der König sagte, es freut mich, daß meine Husaren wohlgethan haben: in solchem Wasser solche Fische. Früher schrieb er von seinen 10,000 Mann: „ich hoffe, daß sie sich so werden aufführen, wie sich ein Brandenburger aufzuführen gewohnt ist." (25. Juni.)

der Dinge erwarten. Die Verbündeten erschienen in der Lombardei mit dreimal stärkeren Kräften als der Kaiser, und der General, welchem nach mancherlei Wechsel der Oberbefehl über dessen Truppen mit einiger Zuversicht anvertraut worden, Graf Königsegg, erwarb sich einen gewissen Ruhm schon dadurch, daß er das Heer ohne Niederlage in das Gebiet von Trient zurückzog.

Es giebt große Ereignisse in der Weltgeschichte ohne große Thaten. So wenig literarische Genugthuung sie dem Erzähler oder dem Leser gewähren, so sind sie doch der Betrachtung überaus würdig; eines von ihnen ist das vorliegende.

Wenn man den Ursachen der österreichischen Unfälle nachforscht, so liegen sie, wie berührt, nicht in der Abneigung der Völker, auch wenigstens nicht allein in dem Mangel an militärischer Vorbereitung. Oder hätten die österreichischen Truppen Neapel und Sicilien wohl in der That gegen die spanisch-französische Flotte vertheidigen können, wenn ihnen keine eigene Kriegsmarine zur Seite stand? Daß dieser Krieg einen so ganz anderen Gang nahm, als der über die spanische Erbfolge geführte, kam allein von der veränderten Lage der großen Mächte her. Ohne die Hülfe von England und Holland und die Theilnahme der protestantischen Deutschen war Oesterreich einem Anfalle, wie der, den es erfuhr, nicht gewachsen. Der Erfolg beruhte weniger auf Waffenthaten, als auf dem politischen Machtverhältniß im Allgemeinen. Wenn man die Kräfte, die miteinander im Kampfe waren, gegeneinander abwog, so war dies das Resultat. So wird es immer gehen, wofern sich nicht Regierungen und Völker, jene mit Umsicht führend, diese mit Tapferkeit streitend, zu kräftigem Widerstande vereinigen. Davon aber war damals nicht die Rede.

Und da nun Frankreich im Westen vollauf beschäftigt war und dem Osten keine eigentliche Aufmerksamkeit zuwenden konnte, so erfolgte hier nach demselben Gesetze, daß sich das Uebergewicht nach der anderen hin neigte. Die Anhänger Leszczynski's mutheten sich keine ernstlichen Anstrengungen zu; sie wichen, wie aus der Hauptstadt, so weiter von Ort zu Ort; endlich mußte es eine ursprünglich deutsche, allerdings seit Jahrhunderten mit der Republik verbundene Stadt sein, das schon manches Mal vergeblich belagerte Danzig, welches dem zurückweichenden Könige zur Zuflucht diente; übrigens aber hatten die Russen allenthalben die Oberhand.

Schon durch diesen Gang der Dinge gerieth der König von Preußen in eine sehr nachtheilige Lage. Man sieht hier, was es sagen will, wenn sich einst der große Kurfürst zum Grundsatz

gemacht hatte, niemals neutral zu bleiben, das ist, keine Entscheidung der europäischen Dinge zuzulassen, ohne das Gewicht seiner Kräfte hineinzuwerfen. König Friedrich Wilhelm war jetzt in den Fall gekommen, davon ausgeschlossen zu sein; aber dadurch geschah ihm dann, daß auf beiden Seiten seine Sympathien mehr dem geschlagenen Theile galten. Am Rheine war er gegen die Fortschritte der Franzosen, und er setzte sich ihnen als Reichsstand entgegen; in Polen war er gegen die Befestigung des Kurfürsten von Sachsen und die Fortschritte der Russen an den Mündungen der Weichsel.

Wir gern hätte er die Belagerung von Danzig, zu der die Russen sich anschickten, verhindert! Er ließ der Kaiserin Anna vorstellen, welch ein unersetzlicher Schade seinen preußischen Unterthanen dadurch erwachsen werde; sie antwortete ihm, das Betragen der Danziger gegen sie sei so unehrerbietig gewesen, daß sie dieselben strafen müsse. Im Frühjahr 1734 zog General Münnich zur Belagerung heran. Friedrich Wilhelm mußte zusehen, daß eine Stadt, der er den lebhaftesten Antheil widmete, von feindlichen Bomben zerstört, ihre Fluren weit und breit verwüstet wurden. Die Bürgerschaft, von den Franzosen nur durch wirkungslose Demonstrationen unterstützt, faßte den Gedanken, sich an den König von Preußen anzuschließen: sie hat wirklich einmal angefragt, ob er sie in seinen Schutz nehmen wolle, wenn sie mit ihren Privilegien vor seinen Thron trete. Ein Schritt dieser Art wäre aber der damaligen Ordnung der Dinge in Europa entgegengelaufen, und Friedrich Wilhelm konnte sich nicht dazu entschließen [1]).

Noch wurden ihm von beiden Seiten unaufhörliche Anträge gemacht. Einverstanden mit den Großen der Krone, die ihn umgaben, erbot sich König Stanislaw zu einer Länderabtretung, durch welche Ostpreußen und Pommern in unmittelbare Verbindung gesetzt würden; die Republik sollte dieselbe später sanctioniren, Frankreich sie gewährleisten. Zu noch größerem Gewinn machte die Kaiserin Anna

1) Wallenrodt, 10. April 1734: „Sollten E. K. M. allergnädigst geruhen, dieser armen Stadt, die von allen Puissancen verlassen und einer so großen Macht nicht restiren kann, sich zu erbarmen und ihr nur einen Strahl königlicher Gnade zeigen, so ist die größte Apparence, daß sie den polnischen Schutz verlassen und sich in E. K. M. Protection begeben werden": von Seiten der Bürgerschaft ist alles dazu disponirt, und auch der Magistrat wäre zu gewinnen.

Hoffnung. Sie trug dem König Friedrich Wilhelm, wenn er sich für Sachsen erkläre, die Woiwodschaft Pomerellen nebst den dazu gehörigen Starosteien, den Besitz von Elbingen an; auch die Ratification des löwenwoldischen Vertrages ließ sie noch einmal hoffen. Und ob nun der König nicht einen Entschluß fassen, das Eine oder Andere mit rascher Hand hätte ergreifen sollen? Die Sachen waren dahin gediehen, daß beides mit der größten Gefahr verknüpft war. Hätte er sich mit den Franzosen und ihren Freunden vereinigt, so würde er mit dem Kaiser gebrochen haben, was er wegen seiner Reichspflichten und jener Rücksicht auf Berg nicht thun wollte. Hätte er sich den Russen angeschlossen, so würde er leicht mit den Franzosen, die nun die Uebermacht besaßen, zerfallen sein und seine rheinischen Landschaften einem Einfall derselben ausgesetzt haben. Ueberdies aber, er konnte kein rechtes Zutrauen mehr fassen; die Welt, sagte er, sei voller Betrug: „wer sich mit Niemandem verbinde und sich geschlossen halte, der fahre am besten".

Zunächst trug er nur Sorge, jede Zumuthung von sich zu weisen, mit der Jemand seiner Unabhängigkeit zu nahe trat.

Nachdem Stanislaw Leszczynski sich noch in dem letzten Augenblicke der Gefahr, unter Abenteuern höchst mühseliger Art, von denen er selbst mit gewandter Feder Bericht erstattet hat [1]), aus Danzig in das preußische Gebiet gerettet hatte und nach Königsberg gekommen war, machte der Wiener Hof dem Könige von Preußen den Antrag, den Flüchtling der Czarin auszuliefern. Friedrich Wilhelm fand diesen Gedanken grausam und wies ihn weit von sich. Vielmehr gab er dem Kaiser aufs neue den Rath, Stanislaw auch jetzt noch anzuerkennen, wodurch er allein die Provinzen, die man ihm entreißen wolle, zu retten vermöge. Er wiederholt, was er immer gesagt: die Sache sei nicht gerecht; warum wolle man ihn nicht König in Polen sein lassen; warum halte man sich nicht an seine alten Freunde, die Seemächte und das Reich; warum ziehe man die russische Freundschaft jeder anderen vor? Man werde keinen Vortheil von derselben haben; Gott sei nicht bei dieser Sache. Er schreibt mit dem herzlichen Eifer eines alten Reichsfürsten, in welchem bei aller Verwerfung der Politik des Kaisers eine innere Hingebung für denselben gleichsam wider Willen fortdauert: „er werde Gott anrufen, daß er dem Kaiser die rechte Gesinnung eingebe."

1) Oeuvres du philosophe bienfaisant I, 23—70.

Bald darauf hörte man, General Münnich, mit dem man schon vor Danzig in einen widerwärtigen Briefwechsel verwickelt worden war, habe sich vernehmen lassen, wenn der König nicht in Güte zu bewegen sei, Stanislaw und dessen Umgebung aus Königsberg wegzuschaffen, so sei das russische Heer nicht zu entfernt, um nicht dort im Lande ihm eine Visite zu geben und Stanislaw mit Gewalt wegzuführen. Der König von Preußen nahm diese Drohung sehr ernsthaft. Er ließ den Gesandten der drei Höfe, Lichtenstein von Wien, Brackel von Petersburg und Ponikau von Dresden, entbieten: sollte ein Gedanke dieser Art, was er nicht glaube, gehegt werden, so würde er nicht allein seine am Rhein stehenden Truppen auf der Stelle zurückziehen, sondern sich auch wegen des Schadens, den er in Preußen erleiden dürfte, an Sachsen halten. Er ruhte nicht, bis Münnich erklärte, er habe niemals Reden dieser Art geführt [1]); denn wohl sei ihm bewußt, welche Rücksicht er dem Könige von Preußen schulde.

Dem Könige war wohl zugemuthet worden, den französischen Gesandten aus Berlin zu entfernen, nachdem das deutsche Reich den Franzosen den Krieg erklärt habe. Er antwortete, er sei nicht allein ein Reichsfürst, sondern auch ein souveräner König, dem es zustehe, fremde Gesandte an seinem Hoflager zu sehen, möge sich dies nun in Königsberg in Preußen oder in der Mark Brandenburg befinden [2]). Aber darum hatte dieser Gesandte — der Marquis de la Chetardie — nicht etwa gute Tage in Berlin: oft suchte er vergebens um Audienz nach; zuweilen wurden unangenehme Erklärungen gewechselt; auch ihm ward nichts nachgesehen, was dem Unabhängigkeitsgefühle des Königs entgegenlief. Eines Tages, noch im Juni 1734, trat Chetardie denselben auf der Parade von Potsdam an, um ihm zu sagen, die französische Regierung nehme einigen Anstoß daran, daß sich der Kronprinz zur Armee begebe; überhaupt müsse sie eine bündige Versicherung erhalten, daß der König nicht mehr als die

1) Münnich, 7./18. Mai 1735. „Versichere auf meine honeur, daß ich weder gegen einen polnischen Herrn oder auch sonsten gegen Jemand obbesagten Discurs geführt oder etwas, das dem gleich sein möchte, mich vernehmen lassen.“ Der König sagte: Affront leide er nicht.

2) Friedrich Wilhelm beklagte sich im August 1735, daß man den Aufenthalt eines französischen Ministers zu Hannover anders ansehe, als zu Berlin; er werde niemals geschehen lassen, daß man ihn vor einen vom kaiserlichen Hofe dependirenden subalternen König ausgebe. Sinzendorf, den Brief in der Hand, sagte nur: ja, ihr Herren zu Berlin.

10,000 Mann ins Feld stellen und sonst eine strenge Neutralität beobachten wolle; wo nicht, so werde sie sich genöthigt sehen, feindlich gegen ihn zu verfahren. Der König antwortete, da sein Verhalten in der polnischen Angelegenheit den französischen Bundesgenossen — denn ihn gehe Stanislaw nichts an — zu so großem Vortheil gereiche, hätte er nicht erwartet, daß man ihm Dinge dieser Art unter die Augen sagen würde; einen Revers, wie man fordere, werde er niemals ausstellen, sich von der Sache des Reiches nimmermehr trennen, sich die Hände nicht binden lassen; wolle Frankreich Krieg mit ihm haben, so sei er bereit, einen solchen anzunehmen [1]). Die Minister, an welche eine ähnliche Eröffnung von Frankreich gelangt war, fügten hinzu: wenn der Prinz zur Armee gehe, so suche er sich nur in dem zu vervollkommnen, was ihm als dem Erben der Krone das Nothwendigste sei; was den König betreffe, so müsse sich dieser das Recht vorbehalten, sich seiner ganzen Macht zu bedienen, sei es, daß dies wegen seiner Ansprüche auf Jülich-Berg oder auch deshalb nöthig werde, weil die französischen Waffen zu tief in Deutschland eingedrungen. Es ist sehr auffallend, daß die Franzosen, obwohl ihnen der Reichskrieg erklärt war, doch weder am mittleren noch am niederen Rheine etwas Ernstliches unternahmen. Nur aus der Rücksicht auf Preußen kann man es erklären. Weder Cöln noch Mainz, noch auch Coblenz sollten die Franzosen angreifen: die preußischen Minister sagen ihnen, würden sie eine von diesen Städten oder auch nur Rheinfels besetzen, so wüßten sie nicht, wie es weiter zwischen ihnen gehen werde [2]). Ohne Zweifel waren die Generalstaaten derselben Gesinnung. So viel fehlte daran, daß zwischen Preußen und Frankreich ein Verständniß obgewaltet hätte! Ueber die Sache von Berg ist einmal zwischen ihnen unterhandelt worden. Nur mit einigem Widerstreben ließ sich der König darauf ein und stellte noch stärkere Forderungen auf, als die ihm der Kaiser bewilligt hatte; man ist einander damals keinen Schritt breit näher gekommen.

1) „Wenn dieses eine Kriegsalteration sein sollte, so müßte der König solches so geschehen lassen, und würde in solchem Falle solche Truppen (die nach geschehener Revue auseinander gegangen) bald wieder zusammenbringen, und alles in der Welt wagen, kein Esclave von Frankreich zu werden.“ Aufzeichnung von Borcke.

2) Die Minister sagen, indem sie ihm rathen, auf diese Unterhandlung einzugehen: „Sollte man spüren, daß E. K. Mt. etwas von Frankreich angemuthet werden sollte, so Ihrer Kön. Mt. und des Reiches Interesse zuwider, so sind E. Königl. M. solches einzugehen keineswegs verbunden.“

Berührungen mit fremden Mächten riefen in Friedrich Wilhelm das Bewußtsein des Gegensatzes auf, in welchem er zu ihnen stand. Gegen den Kaiser machte er geltend, daß er ein souveräner Fürst sei, gegen Frankreich, daß er reichsständische Pflichten habe.

Eine Stellung abermals der Neutralität, doch nicht wie jene von 1727, wo Preußen das Zusammentreffen der Mächte verhinderte; in der Mitte der schon ausgebrochenen Bewegungen, in die man sogar an einer Stelle miteingriff, mußte sie jetzt behauptet werden, nicht eben aus Friedensliebe; der König war auf einen isolirten Standpunkt gedrängt, weil er fremden Absichten keinen Einfluß verstatten wollte; eigensinnig hielt er ihn fest, aber voll Würde und Mannhaftigkeit, in der Ruhe ehrgeizig. Wir sehen das stolze Selbst des Staates, Niemandes bedürftig, beruhen auf seiner eigenen Kraft, während die Anderen um ihn her ihre Angelegenheit ausfechten. So mag sich, wenn wir das Unähnliche vergleichen dürfen, in der Mitte parlamentarischer Kämpfe ein seiner Sache sicherer Staatsmann fühlen, der sich keiner der streitenden Parteien anschließt und seine Zeit erwartet.

Im Sommer des Jahres 1735 hat der König selbst einen Entwurf zu der allgemeinen Pacification gemacht, aus welchem man wenigstens sieht, wohin seine Ideen gingen. Er wünschte, daß beide, Stanislaw und August, zurücktreten und sich mit dem königlichen Titel begnügen möchten; die Polen sollten dann zu einer neuen Wahl schreiten; bei dieser müßten alle Fremden, Deutsche oder Franzosen, ausgeschlossen sein; aus ihrer Mitte aber sollten die Polen wählen können, wen sie wollen, ohne alle Einmischung. Bei der damaligen Lage der Dinge im südlichen Europa schien auch ihm, daß sich der Kaiser nicht weigern könne, Neapel und Sicilien fahren zu lassen; aber darum dürfe doch Ludwig dem XV keine neue Erwerbung gestattet werden; vielmehr müsse derselbe die Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der Erbin von Oesterreich genehmigen. Sollte er es verweigern, so sei man in Deutschland noch stark genug, ihn zu bestehen; er selbst wolle sich mit aller seiner Macht gegen ihn erheben, sein Heer vier Jahre hintereinander gegen ihn im Felde erhalten. Die Bedingungen, welche er zu eigenem Vortheil aufstellt, sind doch sehr bescheiden. Er denkt nicht mehr an Curland, er wiederholt nur die schon beim Ausbruch des Krieges aufgestellte Forderung, daß ihm eine theilweise militärische Besetzung und vorläufige Huldigung des Herzogthums Berg bewilligt werde.

Dahin also gingen die Gedanken des Königs von Preußen noch immer: ein freies Polen unter einem Piasten ohne fremde Einmischung, Behauptung von Lothringen in seiner Verbindung mit dem deutschen Reiche, für sich die Durchführung seines Erbanspruches.

Um denselben Raum zu machen, wäre aber ein kräftigeres Eingreifen nöthig gewesen, als wozu er sich entschloß. Die Neutralität, welche der König beobachtete, mochte in sich selbst gerechtfertigt sein, mußte wohl auch im Laufe der Zeit einmal vorkommen; aber zu Einfluß und Wirksamkeit konnte sie nicht führen.

Fünftes Capitel.

Veränderte politische Haltung. Verhandlungen über die bergische Angelegenheit.

Indem Friedrich Wilhelm — davon durchdrungen, was Stanislaw Leszczynski in beredten Flugschriften entwickelte, daß Frankreich ihn niemals fallen lassen werde, es überhaupt mit Polen sehr ernstlich meine [1]) — sich noch mit jenen Ideen trug, bei denen dagegen auch die Integrität des deutschen Reiches gesichert gewesen wäre, wurden zwischen den Höfen von Wien und Versailles Unterhandlungen ganz anderer Art gepflogen.

Aus einigen Briefen des Prinzen Eugen ergiebt sich, in welch eine unglückliche Lage mit einem Schlage Oesterreich gerathen war. Der Prinz machte den Kaiser besonders auf die Gefahren aufmerksam, denen der Bestand der deutschen Erblande bei Fortsetzung des Krieges ausgesetzt sei. Diese Lande seien von allen Seiten auf und voll von Gährung. Selbst Sachsen könne wohl, einmal in Polen befestigt, seine alten Ansprüche auf Böhmen erneuern; Frankreich könne Baiern, Sachsen und selbst Preußen, das sich ihm bereits in der polnischen Sache nähere, für sich gewinnen; dagegen habe man kein Mittel zum Widerstande. Er täuschte sich nicht darüber, daß, von den Seemächten Beistand zu erlangen, nicht die mindeste Hoffnung gehegt werden dürfe. In dieser verzweifelten Lage sah der Prinz nur einen Ausweg, welcher der Politik, die er sein ganzes Leben verfochten hatte, widersprach, ein äußerstes Heilmittel, das man eben

1) Eine Marginalie des Königs Friedrich Wilhelm: „ich bin persuadirt, daß Frankreich alle seine Tage kein Friede macht, als (wenn) Stanislaus soll König bleiben."

gegen das äußerste Uebel ergreifen müsse: er rieth zu der engsten Vereinigung mit dem Hause Bourbon. Und da, wie man auch in einer Conferenz zu Wien voraussetzte, diese Verbindung nicht anders zu erlangen sei, als durch eine Vermählung der ältesten Erzherzogin mit dem ältesten Sohne der Königin von Spanien, so blieb er bei diesem Vorschlage stehen. Er meinte, dann würden die Erbkönigreiche und Erblande, mit Einschluß der italienischen, für die Monarchie gerettet werden; man würde anderen Feinden Widerstand leisten können. Wir erwähnen der anderen Erörterungen nicht, in denen er allerlei Möglichkeiten abwog. Genug, dies war sein Vorschag [1]). Er entsprach den Eindrücken, welche die bourbonischen Feindseligkeiten gegen Oesterreich sein ganzes Leben hindurch auf den Prinzen gemacht hatten; gegen ihre Uebermacht ohne die alten Verbündeten glaubte er den Bestand der Monarchie nur durch die engste Verbindung mit der spanischen Dynastie retten zu können.

Dabei waltete jedoch ein Irrthum ob. So eng verbündet, so ganz einverstanden, wie man voraussetzte, waren die Höfe von Spanien und Frankreich doch nicht. Selbst in Spanien waren die Castilianer, welche so oft von der Herstellung der alten spanischen Monarchie geträumt hatten, nicht mehr so eifrig für die Wiedererwerbung der italienischen Landschaften, als im Anfang der Regierung Philipps V und selbst unter der Verwaltung Alberoni's. Sie mißbilligten, daß die Streitkräfte des Reiches für die nachgeborenen Söhne der Königin verwendet werden sollten. Diese Wendung der Dinge hat für Europa eine große Bedeutung. Denn damit hängt die Gründung eines dritten Hauses Bourbon in Italien zusammen, welche für Italien wichtiger gewesen ist, als man wohl annimmt. Bisher unter der Herrschaft entweder Spaniens oder, wie damals die Dinge standen, Oesterreichs, des Hofes von Madrid oder von Wien, konnte sich Italien niemals entwickeln. Es war ein Vortheil für das Land und, wie wir sahen, von Anfang an beabsichtigt, durch eine von Oesterreich unabhängige bourbonische Regierung ihm ein Moment der

1) Arneth theilt einen ausführlichen Auszug aus dem Schreiben Eugens vom 6. Aug. 1735 mit; bei Bartenstein wird noch ein kürzerer vom 10. Aug. erwähnt. Nach Bartenstein war der Vorschlag: „daß nachdeme das allerbedauerlichste Schicksal in deme bestände, Sich selbsten derer besessenen mehristen Erbkönigreichen und Landen beraubet zu sehen, Er um ein solches zu vermeiden, keine andere Möglichkeit sehete, als die Cron Spanien durch die Vermählung dero ältesten Erbtochter mit der Königinn von Spanien ältesten Hrn. Sohn gänzlichen zu gewinnen". (Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 46, Heft I, S. 165.)

Selbständigkeit zu gewinnen, und dafür war nun, wie berührt, auch England. Es war das Gefühl der Nation, welches Walpole nicht verletzen durfte, wenn er sich behaupten wollte.

Niemals konnten die Engländer eine Combination zugeben, welche die Bestimmungen der Wiener Verträge von 1725, gegen die sie so stürmisch angegangen waren, zur Ausführung gebracht haben würde. Dazu konnte auch Cardinal Fleury, der mit dem englischen Ministerium eng verbunden war, die Hand nicht bieten. Bei ihm spielten vielmehr die eigenthümlichen Interessen von Frankreich eine große Rolle. Er sah in dem Gelingen seines Kriegsunternehmens den Anlaß zu einer Erwerbung für Frankreich, nach der die früheren Minister und Könige vergebens getrachtet hatten. Jener Austausch des Herzogthums Lothringen mit einer italienischen Landschaft, von der bei den Theilungstractaten die Rede gewesen war, konnte jetzt bei dem Uebergewicht der französischen Waffen zu Stande gebracht werden. In tiefem Geheimniß hatte er bereits Friedenseröffnungen in Wien gemacht, die darauf hinzielten. Die Vorschläge des Prinzen Eugen wurden dadurch an und für sich unausführbar. Da aber der Grund derselben doch eine Verständigung mit Frankreich ausmachte, so mögen sie dahin geführt haben, daß man an dem Wiener Hofe auf eine solche einging, nur unter ganz anderen Modalitäten. Lothringen sollte, wenn nicht sogleich, doch später an Frankreich fallen; zunächst auf seine Lebenszeit sollte es Stanislaw Leszczynski erhalten und dafür auf den polnischen Thron Verzicht leisten. Die Voraussetzung war, daß der Herzog mit Maria Theresia vermählt und diese als Nachfolgerin ihres Vaters in den nicht abgetretenen Landen anerkannt werden sollte. Auf dieser Grundlage wurden die Friedenspräliminarien geschlossen.

Die Kriegshandlungen, die im Spätsommer 1735 vorfielen, sollten nur dazu dienen, die Mächte, welche nicht in das Geheimniß gezogen waren, auch keine Ahnung davon fassen zu lassen. Man ist darin doch über alle Begriffe weit gegangen. Noch am 20. October schlug Graf Seckendorf auf einem damals vielbelobten Zuge gegen die Mosel mit den Franzosen; schon am 3. October waren die Friedenspräliminarien zwischen Oesterreich und Frankreich auf den von Fleury vorgeschlagenen Grundlagen abgeschlossen worden.

Wie sehr mußte sich der König von Preußen betroffen fühlen, als er davon hörte! Eben die beiden Dinge, welche er vermeiden wollte, Abtretung von Lothringen und Anerkennung des Kurfürsten von Sachsen als König in Polen, waren darin festgesetzt. Wir werden sogleich auf

die Rückwirkungen zu reden kommen, welche dieser Friede weiter auf ihn hatte. Berühren wir zunächst mit einem Worte die Auseinandersetzung der streitigen Gebiete, welche dadurch festgestellt wurde; sie ist in den folgenden Zeiten die herrschende geblieben.

Es dauerte lange, ehe sich der spanische Hof entschloß, auf Toscana Verzicht zu leisten, das er schon als sein Eigenthum betrachtete. Ein nicht geringer Vortheil war es jedoch, daß er dagegen Neapel und Sicilien behauptete. Endlich erhielt der Gesandte im Lateran die feierliche Belehnung des Papstes; der alte Streit der Nationen und Familien ward zuletzt zu Gunsten der Franzosen entschieden. „Im Blute das Bündniß", so lautete die zwischen den Lilien erscheinende Inschrift des San-Gennaro-Ordens, den der neue König in diesem Augenblicke stiftete.

In Toscana empfing der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, bei dem Tode des letzten Mediceers unverzüglich die Huldigung. Es war vergeblich gewesen, demselben Stipulationen vorzuschlagen, durch welche die municipale Freiheit von Florenz gesichert worden wäre. Er hielt sich zu nichts verpflichtet, da das Land nicht durch ein in irgend einer Art freiwilliges Abkommen, sondern lediglich in Folge einer europäischen Combination an ihn überging. Im Februar 1739 hat der neue Großherzog von dem Palast Pitti Besitz genommen.

Indessen hatten die Amtleute der fünf Aemter von Lothringen und Bar dem Kanzler und Siegelbewahrer des Stanislaw Leszczynski den Eid geleistet, der zugleich die künftige Reunion des Herzogthums mit der Krone von Frankreich in sich schloß. Stanislaw nahm seinen Wohnplatz zu Lüneville und suchte durch einen nach den Umständen prächtigen und wohlthätigen, der Cultur des Jahrhunderts zugewandten Hofhalt das schmerzliche Bedauern zu mildern, mit dem die Einwohner sich von dem angestammten Fürstenhause trennten.

Man sieht, wie schon da die Bande zerrissen wurden, welche die fürstlichen Häuser und ihre angestammten Landschaften seit unvordenklichen Zeiten aneinander geknüpft hatten, weil nun einmal der Austrag europäischer Streitigkeiten es nöthig machte. Der englische Hof war gefragt worden, was er zu diesen Bestimmungen sage. Er erklärte, er finde nicht, daß das Gleichgewicht der europäischen Staaten dadurch gestört werde.

Mittlerweile nahm der Widersacher des Stanislaw, der Kurfürst von Sachsen, Besitz von dem polnischen Throne. Der Pacificationsreichstag, der im Sommer 1736 gehalten ward, billigte die Art und Weise, wie er zu demselben gelangt war, mit nichten; er setzte aus-

drücklich fest, daß in Zukunft die Wahl nirgends anders vorgenommen und durch keinen Anderen ausgesprochen werden sollte, als wo und wie dies zu Gunsten Leszczynski's zuletzt geschehen war; aber er erkannte August III an. Die beiden Höfe, der russische, dem dieser Erfolg hauptsächlich zu danken war, und der polnisch-sächsische, traten in die engste Verbindung. Durch ihr Zusammenwirken ging im folgenden Jahre das Herzogthum Curland an den Oberkammerherrn der Kaiserin von Rußland über. Man weiß nicht, daß sich die Franzosen darum gekümmert hätten, ob das Gleichgewicht im Norden dadurch gestört werde oder nicht.

Bei den Berathungen über diese Umgestaltungen sind noch einmal Ideen hervorgetreten, die man im achtzehnten Jahrhundert nicht suchen sollte.

In einer, dem Titel zufolge aus einer Congregation von Cardinälen hervorgegangenen, in Wien vorgelegten Denkschrift wird vor allem daran erinnert, daß bei der Beförderung des Hauses Sachsen auf den polnischen Thron die vornehmste Absicht gewesen, dasselbe stark genug zu machen, um in seinem Lande die verlorenen Schafe Israels wieder herbeizubringen. Dies sei dann auch eine Rücksicht, aus der sich Stanislaw in die Verzichtleistung, die man ihm zumuthe, und Oesterreich in die für denselben vorgeschlagene Entschädigung finden werde. Man müsse endlich die Allianz zwischen dem Hause Bourbon und dem Hause Oesterreich zu Stande bringen, durch welche dem Katholicismus das Uebergewicht in der Welt wieder verschafft werden könne. Es sei leichter als je, mit vereinten Kräften die Türkei zu bezwingen; da könne Oesterreich wieder erobern, was es an anderen Stellen verliere. Aber auch gegen England könne man den Kampf wagen, wenn man nur vereinigt bleibe, ihm wenigstens Mahon und Gibraltar entwinden, vielleicht noch einmal die Regierung ändern. Am wenigsten habe man die deutschen Protestanten zu fürchten; deren Fürsten seien so verblendet, daß bei ihnen alles Glauben finde, was man ihnen sage; ohne Mühe könne man sie verderben [1]).

Die verschiedenen Höfe katholischer Confession traten hierauf in die engste Verbindung. Der König von Sardinien, welchem in dem

1) „Treuherzig gemeinte Vorstellung und recht väterliche Admonition wie nach dem wahren Sinne des apostolischen Stuhls zu Rom die unter den christlichen Potentien obschwebenden Mißhelligkeiten aus dem Grunde gehoben, — durch welche Vereinbarung christlicher katholischer Fürsten zeitliches Glück mittelst Unterthänigmachung des ganzen Erdzirkels unaussprechlich vergrößert (2c.) werden kann."

Frieden zwei reiche und wohlgelegene Provinzen, Novarese und Tortonese, zu Theil geworden, vermählte sich mit der Schwester des Großherzogs von Toscana, der neue König von Neapel mit einer Tochter des Königs von Polen: zwischen Frankreich und Oesterreich schien nicht sowohl ein Friede, als eine Allianz auf immer geschlossen zu sein. Von dieser Gegenwirkung befreit, trug der Kaiser um so weniger Bedenken, seine Waffen mit den russischen zu vereinigen, in der Hoffnung, Eroberungen zu machen, die ihn für die erlittenen Verluste entschädigen sollten.

Unter den Motiven, welche für die frühere Politik von Frankreich angeführt wurden, war das vornehmste gewesen, daß es die Allianz von Rußland, Polen, Sachsen und Oesterreich nicht dulden dürfe; jetzt erkannte es dieselbe an und gesellte sich ihr mit der ganzen Macht seiner Anhänger bei. Der König von Preußen, der Alles persönlich faßte, konnte sich über Ludwig XV, der seinen Schwiegervater verleugne, ihn aus einem Könige von Polen zum Herzog von Bar mache, nicht zufriedengeben: er wollte den Gesandten, der ihm von jeher das Gegentheil versichert hatte, nicht mehr sehen. Der Kronprinz, seine Gedanken auf die Zukunft richtend, war noch mehr über Oesterreich erstaunt, welches durch das Verfahren der Franzosen gegen Stanislaw wohlbelehrt sein sollte, wie wenig es auf die Versprechungen derselben in Hinsicht der Garantie zu trauen habe. Andere bemerkten, so gehe es nun einmal in der Welt: darin bestehe die Klugheit der Franzosen, sich nicht durch Leidenschaften beherrschen zu lassen, sondern nur ihr Interesse zu befolgen, nach diesem heute mit dem einen, morgen mit dem anderen Freundschaft zu halten.

Bald aber sollte man sich in Berlin von den allgemeinen Betrachtungen auf die dringendsten eigenen Mißverhältnisse verwiesen sehen. Als die Waffen wieder ruhten, zeigte zunächst der kaiserliche Hof dem preußischen eine Ungunst, die dieser nie erwartete.

König Friedrich Wilhelm hatte die Verpflichtungen seines geheimen Tractats sorgfältig erfüllt, seine zehntausend Mann gestellt, noch mehr angeboten; an ihm lag es nicht, wenn es nicht zu einer Schlacht gekommen war; dennoch erfuhr er jetzt Vorwürfe; besonders machte man ihm zum Verbrechen, daß er sich geweigert hatte, an der letzten Unternehmung des Generals Seckendorf nach der Mosel hin Theil zu nehmen.

Dazu hatte jedoch der König noch ganz andere Beweggründe, als politische.

Wenngleich ihm keine Ahnung davon beiwohnte, daß die Präliminarien so nahe seien, wie sie waren, so sah doch damals ein Jeder, daß man sich nicht mehr ernstlich schlagen werde; die allgemeine Ueberzeugung ging dahin, daß Seckendorf mit seinem Unternehmen dem Heere weitläufigere und bequemere Winterquartiere jenseit des Rheins verschaffen wolle. Nun war in jenen Tagen der alte Fürst von Dessau in dem dortigen Feldlager; dieser machte den König aufmerksam, daß, wenn seine Truppen dahin geführt würden, diese in dem gänzlich erschöpften, weit und breit zu durchziehenden, dem Feinde so nahen Lande die gefährlichste Gelegenheit zur Desertion finden würden. Auf diese Nachricht war es, daß der König seine Theilnahme an dem Zuge verweigerte; er hatte um so weniger Arg dabei, da ihm Seckendorf schrieb, für diesen Fall seien schon andere Truppen bereit, die preußischen zu ersetzen.

In der preußischen Weigerung sah man in Wien eine Art von Abfall, einen Bruch der Tractate. Indem der König dem französischen Gesandten keine Audienz gab, um jeden Verdacht zu vermeiden, und das correcteste Verfahren mit ängstlicher Sorgfalt zu beobachten beflissen war, gab man ihm dort Treulosigkeit und Abfall Schuld. Man verstand eine Haltung nicht, welche der alten Freundschaft so viel selbständiges Gebahren zur Seite setzte, verschmähte einen Verbündeten, der das nicht ganz sei. Ohne Zweifel werden Berichte, die aus Mißverständniß hervorgegangen, widerwärtige Befürchtungen veranlaßt haben. Und da man jetzt mit Frankreich im Bunde stand, dieses aber mit dem Hause Neuburg, so daß nichts unbequemer und schwieriger wurde, als den Tractat von 1728 zu erfüllen, so mögen die Beschwerden als eine nicht unwillkommene Gelegenheit erschienen sein, sich der Pflichten, die durch denselben auferlegt waren, zu entschlagen.

In den diplomatischen Gesprächen begannen die Irrungen. Der preußische Gesandte erinnerte einst, daß der König seine Verpflichtungen pünktlich erfüllt habe; der Hofkanzler Graf Sinzendorf zuckte die Achseln und antwortete, darüber wäre viel zu sagen.

Der König forderte den Wiener Hof auf: da nun bei dem Frieden eine allgemeine Beilegung der in Europa noch obschwebenden Händel zu erwarten sei, seinen Versprechungen in der jülich-bergischen Angelegenheit nachzukommen; der König werde, wenn der jetzige Besitzer sterbe, nach dem Reichsherkommen unverzüglich den Civilbesitz ergreifen lassen. Sinzendorf sagte: das werde sich wohl finden; er

ließ sich auf keine nähere Besprechung ein; sein Schweigen war bedeutsam genug [1]).

Schon traten Vernachlässigungen ein, die Friedrich Wilhelm auf das tiefste empfand. Die Friedenspräliminarien vom 3. October 1735 wurden dem Könige niemals mitgetheilt; er mußte sie aus den Zeitungen kennen lernen. Von jeher hatte er dem Herzoge von Lothringen die lebhafteste Theilnahme bewiesen, seine Verbindung mit der ältesten Erzherzogin gebilligt, seine Erhebung zum römischen König selber in Antrag gebracht und sie nicht aufzuschieben gerathen; dafür ward ihm jetzt, als der Herzog seine Vermählung mit Maria Theresia vollzog, auch nicht einmal eine einfache Anzeige davon gemacht. Ein Fehler in den gewöhnlichen Formen des Lebens, den der König als eine der tiefsten Kränkungen fühlte, die er jemals erfahren hatte. Jetzt warf er einen Rückblick auf sein politisches Leben. Er wiederholte sich, in welcher Gefahr Oesterreich gewesen zu den Zeiten des hannoverschen Bundes, welchen unendlichen Dienst er durch sein Zurücktreten demselben geleistet, wie er dann ein Bündniß mit Oesterreich geschlossen, die Garantie der pragmatischen Sanction nicht allein selbst gewährt, sondern auch im Reiche durchgeführt, wie er hierüber mit seinen Anverwandten, von demselben Blut und derselben Religion, gebrochen und einen bis zu dem Aeußersten ansteigenden Hader in seinem Hause geweckt habe, und wie er nun vernachlässigt und gemißhandelt werde, einzig darum, weil er den Kurfürsten von Sachsen nicht zum polnischen Throne habe befördern wollen, im Widerspruch mit seiner Politik und den früheren Verabredungen. Es ist ein Aufsatz übrig [2]), den er einst selbst in seinem Cabinet über den Verlauf dieser Dinge dictirt hat, aus dem man sieht, wie vollkommen der Gang der großen Angelegenheiten ihm gegenwärtig war, eine formlose Arbeit, aber voll Feuer und Entrüstung, reich an Inhalt.

Nicht eben alles, was er dachte, konnte er dem Wiener Hofe sagen; aber an Vieles hat er ihn doch in herben Worten erinnert, vor allem eben an die einst von den hannoverschen Verbündeten ergriffenen Maßregeln, aus denen der Untergang des Hauses Oesterreich

1) Im Mai 1736 erwähnte der Wiener Hof der richterlichen Decision, die ihm zustehe; der König antwortete: der Allianztractat von 1728 erfordere keine Decision, sondern das damals gegebene Versprechen müsse casu existente sofort zum Effect gelangen. Darauf obige Erklärungen vom Juni 1736.

2) Species facti. Je vous envoye, schreibt der König 27. Februar, ma pièce, j'ai dicté mot à mot; elle est curieuse. Grumbkow fand sie „entièrement conforme aux acts“, arbeitete sie aus und schickte sie an Seckendorf.

hätte erfolgen müssen; er, der König, sei nächst Gott der einzige gewesen, der solches abgewendet; dagegen habe man ihm vor dem Tode des letzten Königs von Polen allezeit versichert, dessen Erbe in Sachsen solle nie zur Krone dieses Reiches gelangen [1]), wie es denn eine für das Haus Brandenburg verderbliche Sache sei; dennoch sei eben dies geschehen. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich habe er wohl zweifeln dürfen, ob der Casus foederis wirklich eingetreten, da der Kaiser Vielen als der angreifende Theil erschienen sei; aber er habe sich darum nicht gekümmert, sondern seine 10,000 Mann ins Feld geführt; wider seinen Willen und seine bessere Einsicht — wie es denn auch zum Verderben ausgeschlagen — habe er sich sein Votum zur Reichskriegsdeclaration abdringen lassen, nicht ohne seine rheinischen Lande einer französischen Invasion auszusetzen; er habe angeboten, sich der Krone Frankreich mit seiner gesammten Macht entgegenzuwerfen; aber man habe ihn aus ungegründeter Eifersucht mit Händen und Füßen zurückgestoßen. Was für nichtige Dinge, seien es, woraus man ihm jetzt einen Vorwurf mache! Man sage wohl, der westfälische Kreis habe wegen der Excesse seiner Truppen nur 7000 Mann statt 20,000 Mann gestellt, da doch der ganze Kreis nur 12,000 Mann zu stellen habe, deren Viele sich mit Geld abgefunden; oder man wolle ihm den schlechten Erfolg des letzten Feldzuges Schuld geben, obwohl doch die Russen so gut wie seine Truppen bei der Hauptarmee geblieben seien. Und jetzt bekomme er auch in der geringfügigsten Sache nichts als zweifelhafte und aufzügige Antworten. Er verlange die Achtung und Rücksicht, die ihm gebühre; man verspotte ihn mit dem Anerbieten großgewachsener Rekruten; schon müsse er fürchten, daß der Kaiser auf die Absichten Frankreichs zu Gunsten der Pfalz in der bergischen Sache eingehe. — Wie in dem wandelbaren menschlichen Leben einem Jeden, der eine bestimmte Absicht verfolgt, Momente kommen, wo die Summe seines Thuns ihm verfehlt erscheint, so geschah hier und nicht ohne Grund dem Könige von Preußen. Seine Augen erfüllten sich mit Thränen zugleich des Schmerzes über persönliche Kränkung, wo er

1) „In Polen ließen wir den Churfürsten von Sachsen schalten und walten wie er wollte, ohngeachtet desselben Befestigung eine pernicieuse Sache vor uns und unsere ganze kön. Posterität wäre: derowegen auch vor erfolgtem Absterben des Königs von Polen Augusti der Kaiserliche Hof uns allemal fest und beständig versichert hätte, es sollte der damalige Churprinz, jetziger Churfürst von Sachsen zu der polnischen Krone nie und in Ewigkeit nicht gelangen."

Ergebenheit gezeigt hatte, und der Unzufriedenheit mit sich selbst; denn anders angegriffen, hätten die Sachen ganz anders gehen müssen. Das Bitterste auf Erden ist Reue, wo nichts mehr zu ändern ist. In dieser Stimmung ist der Blick Friedrich Wilhelms eines Tages auf seinen Sohn gefallen, und er hat das prophetische Wort gesprochen: „da steht Einer, der mich einmal rächen wird" [1]).

Welch ganz andere Dinge würden die Deutschen ausgeführt haben, in Italien, am Rhein und in Polen, hätten die beiden Mächte zusammengehalten!

Man begreift es, daß der kaiserliche Hof eine größere Sympathie fühlte für die katholischen Nachbarn, als für eine Macht, wie die brandenburgisch-preußische, so selbständig, aufstrebend, ehrgeizig, waffengewaltig; aber so war nun einmal das Geschick von Deutschland: ohne Vereinigung von beiden konnte von dem Reiche nichts mehr geleistet werden; sich die Augen dagegen zu verschließen, zeugte von einem Mißverständniß der Erfolge der Vergangenheit und der Nothwendigkeiten der Zukunft; das Erzhaus hätte niemals anderen Verbündeten den Vorzug geben sollen; daß es dies that, ist ihm unendlich theuer zu stehen gekommen.

Die Mißhelligkeit, welche hiemit entstand und von der alle Verhältnisse ergriffen wurden, ist von welthistorischer Bedeutung; ihre Folgen werden unsere Geschichte erfüllen.

Zunächst richtete sich der Blick des Königs Friedrich Wilhelm wieder ausschließend auf seinen Erbschaftsanspruch. Beim Ausbruch des türkischen Krieges hat er dem Wiener Hofe ein ansehnliches Darlehen angetragen, unter keiner anderen Bedingung, als der, daß ihm die auf jenen bezüglichen Versprechungen erneuert würden, welche im Tractat von 1728 enthalten waren; aber in Wien fürchtete man jetzt, durch eine Erneuerung dieser Verpflichtungen in andere mißliebigen Verhältnisse zu Frankreich zu gerathen; mit den Türken meinte man auch ohne das preußische Geld binnen wenigen Monaten fertig zu werden: auch dies Anerbieten wurde abgelehnt.

1) Journal de Seckendorf 137 nach den Erzählungen Grumbkows: Le roi est outré de la manière ignominieuse dont la cour impériale l'a traité — — il veut être honoré et distingué comme il croit de l'avoir mérité par sa conduite passée, qu'il cherche toujours de justifier, disant en montrant le prince royal: „voici quelqu'un qui me vengera un jour."

Der König erkannte wohl, daß er auf diesem Wege nie dazu gelangen würde, seinen Anspruch durchzuführen, und er mußte auf andere Mittel Bedacht nehmen.

Es schien ihm nicht unmöglich, ohne weitere Dazwischenkunft, ein Abkommen mit dem Kurfürsten von der Pfalz zu treffen. Gar nicht gering lauteten die Erbietungen, die er demselben gemacht hat — 1,200,000 Thaler für den Kurfürsten selbst, für jede seiner Prinzessinnen ein Brautschatz von 50,000 Thalern —, sobald er zum Besitz von Berg gelange; allein es zeigte sich bald, daß er damit doch nicht durchdringen werde. Die Minister des Kurfürsten von der Pfalz waren entweder im kaiserlichen oder im französischen Interesse und eilten, diese Vorschläge, über die sie allein berathen sollten, den Höfen von Wien und Versailles kundzuthun. Einen einzigen gab es unter ihnen, welcher eigene Beschlußnahme gewünscht hätte, Grevenbroich. Dieser war es im Grunde, der jene Verhandlungen hervorgerufen; allein er genoß lange nicht das Ansehen, welches dazu gehört hätte, um sie durchzusetzen. Der alte Kurfürst war zu gut katholisch, als daß er sich hätte entschließen sollen, die Provinzen einem protestantischen Fürsten abzutreten: besser, sagte er, man nehme sie ihm mit Gewalt; dann habe er doch nichts zu verantworten.

König Friedrich Wilhelm versäumte nicht, sich auch an die beiden europäischen Mächte zu wenden, die am wenigsten in diese Dinge verflochten gewesen, England und Holland, aber ohne Erfolg. Georg II erklärte, habe er jemals eine Verpflichtung in dieser Beziehung übernommen, so sei diese durch den Bruch der hannoverschen Allianz erledigt.

Mit Holland sind im Haag langwierige und weitschichtige Unterhandlungen gepflogen worden, und wenigstens einmal schien man sich einander zu nähern. Der König von Preußen erklärte, sich mit einer provisorischen Einrichtung bis zur Entscheidung der Sache begnügen zu wollen, so daß die Festungen von neutralen Truppen besetzt und das Land von eingeborenen und preußischen Beamten zugleich regiert würde; er nannte dies Status quietus. Da aber die Republik seinen Vorschlag verwarf und auf die Erhaltung des Status quo bestand, so kehrte auch er auf seinen ursprünglichen Anspruch zurück, im Falle der Erledigung unverzüglich Besitz zu ergreifen.

Statt aber etwas auszurichten, mußte er vielmehr erleben, daß sich ihm eine allgemeine Besorgniß und Aufregung entgegensetzte.

Die Mächte glaubten, daß der Friede in dem inneren Europa nunmehr allenthalben auf hinreichend fester Grundlage beruhe; keine

andere Frage sei übrig, als diese jülich-bergische, und sie hielten dafür, daß sie etwas thun müßten, den Frieden nicht durch dieselbe stören zu lassen.

Oesterreich, Frankreich, England und Holland vereinigten sich gegen Ende des Jahres 1737, den beiden im Streit begriffenen Fürsten Vorschläge zu machen, die bei dem Gewicht ihres vereinigten Ansehens nicht leicht zurückzuweisen schienen.

Es wurden zwei verschiedene Denkschriften verfaßt, die eine an Preußen, die andere an die Pfalz gerichtet [1]).

In der ersteren, die am 10. Februar 1738 übergeben ward, heißt es: um den gefährlichen Irrungen zuvorzukommen, welche das Absterben des Kurfürsten von der Pfalz zu veranlassen drohe, biete man eine gemeinschaftliche Vermittelung zu einem Vergleiche an, ersuche aber den König, das Versprechen zu geben, während der Unterhandlungen keinen Versuch zur Besitznahme des Landes zu machen. Eine Zumuthung, die mit dessen oft erklärten Wünschen schon an sich in Widerspruch stand; aber man blieb noch nicht dabei stehen. Die Gunst der Mächte war offenbar dem pfälzischen Hause zugewandt. In der anderen, ursprünglich für den Kurfürsten von der Pfalz bestimmten Denkschrift, die dem Könige von Preußen ebenfalls vorgelegt wurde, war unumwunden davon die Rede, daß der provisionelle Besitz der streitigen Landschaften dem Prinzen von Sulzbach eingeräumt werden würde. Allerdings war die Bemerkung hinzugefügt, daß dies demselben doch nicht zum Vortheil gereichen sollte; aus den letzteren Zeiten stellte sich aber eine Menge Beispiele dar, wo der einmal ergriffene Besitz nicht wieder rückgängig geworden. Friedrich Wilhelm sah darin einen unermeßlichen Vortheil und hatte ihn allezeit für sich selber in Anspruch genommen; was er am meisten gewünscht und sich auf das sorgfältigste gewährleisten lassen, war jetzt dem Nebenbuhler zuerkannt.

Hier war von keinem Reichsgerichte, von keiner Austrägalinstanz die Rede: der Kaiser selbst trat nicht in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt auf, sondern die angesehenen westeuropäischen Mächte, welche eine Zeit lang in allen auftauchenden Irrungen entschieden, unternahmen, auch die jülich-bergische nach ihrem Ermessen zu Ende zu

1) Am 10. Februar 1738 erschienen die vier Gesandten, der kaiserliche Baron v. Demerath, der holländische v. Ginckel, der französische Mr. de la Chetardie und der englische Resident Gui Dickens, und übergaben ihre Promemorias, alle von gleichem Inhalt.

bringen. Wie sehr hatte man sich einst in Spanien, noch zuletzt in Toscana über ihre Festsetzungen beklagt! Die Frage war nun, ob der König von Preußen in den Dingen, die ihn betrafen, sich eine solche gefallen lassen werde. Wir sahen, mit welcher Heftigkeit er sich von den einzelnen Mächten losriß, wenn sie einen einseitigen Einfluß auf ihn ausüben wollten. Aber alle verschiedenen Abwandlungen dieser Ansprüche mußte er durchmachen: was den einzelnen nicht gelungen, mutheten sie ihm jetzt vereinigt an. Wie wir Friedrich Wilhelm kennen, dürfen wir nicht zweifeln, daß ihm dies ebenso widerwärtig war. Niemals konnte ihm einkommen, über ein Recht, worin er das größte Interesse seines Hauses und Landes sah, von Anderen nach ihren Gesichtspunkten entscheiden zu lassen, ohne daß er nur einmal gefragt worden wäre. Er hätte sonst doch mit seinem Preußen eingewilligt, eine untergeordnete Macht zu sein, was ihm als die Summe des Schimpfes erschien.

Grumbkow, der durch die Hingebung gegen Oesterreich, welche er einst an den Tag gelegt, das Vertrauen nicht verloren, die entgegengesetzte Wendung der preußischen Politik, ihre Unvermeidlichkeit fühlend, mitgemacht hatte — er war zuweilen gegen Oesterreich eben der eifrigste —, wurde in diesem Augenblick noch einmal herbeigezogen. Er gab den Rath, eine zugleich ruhige und stolze Haltung anzunehmen [1]), es darauf ankommen zu lassen, was die Mächte thun würden, und alsdann mit einer oder der anderen unter ihnen einen besonderen Vertrag zu treffen. So schien es auch dem Könige das Beste.

Der erste Gedanke war, die eingegebenen Denkschriften lieber gar nicht zu beantworten; da das jedoch als eine Beleidigung erscheinen, auf das Publikum einen schlechten Eindruck hätte machen können, so gab man eine Antwort, aber eine solche, die sich in entfernter Allgemeinheit hielt und so wenig wie möglich sagte.

Die eigentliche Entgegnung lag in den Anstalten, die man in der Armee traf, um sie, wenn der Fall eintrete, sogleich ins Feld zu führen. Friedrich Wilhelm wollte, sobald der Kurfürst sterbe, eben wie es im Jahre 1609 geschehen war, die Civilpossession ergreifen lassen; wenn er hiebei gestört werde, so sollte sein ganzes Heer dahin vorrücken. Für die östlichen Regimenter bestimmte er Halberstadt, für die westlichen Duisburg zum Sammelplatz. Er wollte Alles an Alles setzen: „es sei eine Sache des Vortheils, doch noch mehr der

1) Conduite soutenue sans se baisser ni se hausser et pousser le temps avec l'épaule.

Ehre; besser mit Ehren nichts haben, als sich wohl befinden in Unehre."

In kurzem zeigte sich, daß die Mächte mit nichten so einmüthig waren, wie es aussah. Holland und England gaben zu erkennen, es sei niemals ihr Ernst gewesen, dem Prinzen von Sulzbach den provisionellen Besitz zu verschaffen; wenn sie diesem Antrage sich angeschlossen, so sei es nur mit dem Vorbehalt geschehen, wofern er verworfen werde, weitere Verhandlung zu pflegen; unter dieser Voraussetzung waren sie nicht abgeneigt, noch einmal auf den Vorschlag einer interimistischen Regierung zurückzukommen. Hierüber entspann sich ein ziemlich gereizter Schriftwechsel zwischen den Seemächten auf der einen, Frankreich und Oesterreich auf der anderen Seite.

Doch durfte man darum in Berlin nicht hoffen, sich überhaupt mit jenen zu verständigen. Noch dauerte die Spannung mit dem englischen Hofe fort, wie sich in tausend kleinen gesandtschaftlichen und persönlichen Begegnissen zeigte: die beiden Fürsten fühlten sich gegenseitig beleidigt und vermieden einander.

Mit Oesterreich aber gerieth Friedrich Wilhelm alle Tage in größere Weiterungen. Man sagte ihm, eben von dem Kaiser rühre der Vorschlag her, der ihm so verhaßt war; die Erklärung, welche Bartenstein darüber gab, „dem Prinzen solle der Besitz nicht für seine Person, sondern im Namen des Kurfürsten eingeräumt werden, den man sich dann noch als lebend denken müsse", konnte ihn nicht beruhigen. Es sei eben, sagte er, als wolle man ihn glauben machen, weiß sei schwarz und schwarz sei weiß; nur das sehe er, daß er leer ausgehen und der geheime Vertrag nicht beobachtet werden solle. Auch nur von dem Vorschlag, die Festungen mit neutralen Truppen zu besetzen, wollte man in Wien nichts hören: denn eben darüber dürfte der Krieg ausbrechen; die in den Plätzen garnisonirenden pfälzischen Truppen werde man in Güte nicht beseitigen; wolle man sie mit Gewalt vertreiben, so werde man mit Frankreich schlagen müssen. Der König fragte, ob es dem Kaiser recht scheine, daß Frankreich in Deutschland die Entscheidung gebe[1]); bei der allgemeinen Lage der

1) Im August 1738 versichert Bartenstein, der kaiserliche Hof habe kein Engagement mit Pfalzsulzbach. „Hingegen", fährt er fort, „gestehet die Cron Frankreich und saget offentlich, daß sie dem mennlichen Stamm des Hauses Sulzbach den Besitz des Landes Jülich und Berg garantirt habe. Ich habe den Tractat nicht gesehen, allein die Franzosen sagen es und declariren dabei, daß sie obligirt sind es ins Werk zu setzen; ich kann also nicht glauben, daß es dem Interesse des Königs von Preußen gemäß sei, es mit der Cron Frankreich zu

Dinge brachte diese Erinnerung keinen Eindruck mehr hervor. Im Anfang des Jahres 1739 ging vielmehr der Kaiser einen neuen Vertrag mit Frankreich ein, nach welchem dem Prinzen von Sulzbach der provisorische Besitz auf zwei Jahre eingeräumt und binnen dieser Zeit keine anderweite eigenmächtige Besitznahme gestattet werden sollte; bei der Aufrechthaltung dieser Bestimmung solle eine Macht die andere unterstützen.

Wie so ganz lief dies den Erwartungen entgegen, die man bei jenen Seckendorfischen Verhandlungen erregt und durch den geheimen Vertrag von 1728 zu politischer Geltung erhoben hatte! Der Widerstreit trat bereits sehr entschieden hervor: der König war entschlossen, wider jede Verhinderung seiner Besitznahme mit gewaffneter Macht anzugehen; der Kaiser verband sich mit den Franzosen, eine solche Besitznahme nicht zu gestatten, und suchte sich schon im voraus wider die möglichen Nachtheile eines Krieges sicherzustellen.

„Es scheint beinahe," ruft der König aus, „als habe man in Wien Treue und Glauben, wenigstens in Bezug auf uns, gänzlich bei Seite gesetzt; man will nach der Lehre Macchiavelli's nicht halbweges böse sein, sondern ganz und gar; aber vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo der Kaiser bereuen wird, daß er seinen besten Freund so empfindlich beleidigt und Anderen aufopfert."

Es war nicht anders: gegen das Ende seiner Tage mußte er noch einmal eine neue Wendung der Politik versuchen. Auf allen Seiten zurückgestoßen, von dem Kaiser mit französischen Waffen bedroht, entschloß er sich — denn ein anderer Ausweg blieb ihm nicht übrig —, sich eben an Frankreich zu wenden.

Und was man bei dem anscheinend so engen Verhältniß zwischen Frankreich und Oesterreich kaum hätte erwarten sollen, auf die ersten preußischen Eröffnungen antwortete der Cardinalminister in überaus entgegenkommender Weise. Indem er scheinbar noch Schritte that, um die Seemächte zu seiner Abkunft mit Oesterreich herbeizuziehen, ließ er sich schon auf ganz entgegengesetzte Unterhandlungen ein. So war nun einmal die Politik der Zeit und besonders des Cardinals Fleury, der es liebte, indem er noch das angenommene System zu verfolgen schien, sich indessen in unterirdischen Gängen nach einer anderen Seite hin fortzuarbeiten, wo er dann, wenn seine Zeit gekommen war, plötzlich mit unerwarteten Mitteln hervorbrach;

einem Kriege kommen zulassen." Borcke antwortet: „ich will nicht fragen wie viel Ursache kais. Mt. habe, die Crone Frankreich pro libito in deutschen Reichssachen schalten und walten zu lassen; wenn aber diese Cron zudringlicherweise Gewalt brauchen will, so muß man Gewalt mit Gewalt steuern."

auf diese Art hatte er Lothringen und beide Sicilien dem Hause Oesterreich entrissen und war zum mächtigsten Manne in Europa geworden. Indem er sich jetzt Preußen näherte, machte er vor allem unverbrüchliches Geheimniß zur Bedingung. Um dies desto besser zu beobachten, ward die Unterhandlung weder zu Versailles noch zu Berlin, sondern im Haag durch die dortigen Bevollmächtigten beider Höfe, Fenelon uud Luiscius, gepflogen.

Von vornherein war nicht zu erwarten, daß Fleury dem Könige von Preußen das ganze Herzogthum Berg zugestanden hätte. Viel zu eng war er mit dem Hause Pfalz verbündet, zu viel Rücksicht mußte er auch auf die katholische Welt nehmen, welche in Düsseldorf eine Grenzfestung gegen die Protestanten sah und die jenseit der Agger gelegenen bergischen Bezirke für unentbehrlich zur Verbindung der katholischen Länder untereinander erklärte, als daß er das eine oder die anderen hätte aufgeben können; er sagte, wenn er es thäte, würde er fürchten müssen, gesteinigt zu werden. Ueberdies hielt er es auch selbst nicht für zuträglich, das Rheinufer noch in weiteren Strecken an eine so starke deutsche Macht gelangen zu lassen. Nach langem Widerstreben mußten die preußischen Minister auf Beschränkungen, die er vorschlug, eingehen; nur bei der Bestimmung des Landstriches [1]), der längs des Flusses für die Pfalz vorbehalten werden sollte, erlangten sie einige Zugeständnisse, wogegen sie die Zahlung einer halben Million Thaler an die Pfalz versprachen.

In Berlin warf man noch einmal die Frage auf, ob es nicht besser sei, die Ansprüche ungeschmälert zu erhalten und auf günstigere Umstände zu warten; der König aber urtheilte, die Welt sei nun einmal nicht so beschaffen, daß man sein Ziel auf den ersten Anlauf erreiche; hätte sein Großvater sich mit dem Theile von Pommern begnügt, den man ihm angeboten, so würde seitdem längst schon das Ganze erworben worden sein. Er nahm den Vertrag an, wie er im März 1739 im Haag zu Stande kam; am 22. Mai dieses Jahres sind, im tiefsten Geheimniß, die Ratificationen eben dort ausgewechselt worden.

Und schon ließen sich die Dinge zu einer noch engeren Verbindung an. Der Hader zwischen England und Spanien brach wieder aus; man sprach viel von der Wahl eines künftigen Kaisers. In

1) Die Linie, über die man sich verständigte — anfangend eine halbe Meile von Angerort, sich hinziehend gegen die Brücke von Troisdorf, ehe diese aber erreicht ist, auf der Höhe von Westhofen sich abwendend nach dem Einfluß der Agger in die Sieg —, schnitt ein ansehnlicheres Gebiet für Preußen ab, als ursprünglich die Meinung gewesen.

beiderlei Beziehung wäre es den Franzosen unendlich erwünscht gewesen, Preußen für sich zu haben. Im Januar 1740 traten sie mit dem Entwurfe eines gegenseitigen Vertheidigungsbündnisses auf 16 Jahre hervor. König Friedrich Wilhelm wies dies um so weniger von sich, da er außer den bergischen noch andere Ansprüche, z. B. auf Ostfriesland, hatte, für deren Durchführung er sich weder von England, noch auch, wie die Sachen standen, vom Kaiser Unterstützung versprechen konnte, sondern nur von Frankreich. Entwürfe und Gegenentwürfe sind hierüber gewechselt worden, ohne daß man zum Abschluß gelangt wäre. Doch wurde schon manche weitere Aussicht eröffnet. Cardinal Fleury sagte: Preußen verdiene, wegen der guten Ordnung in seinen Finanzen und der großen Anzahl trefflicher Truppen, die es halte, eine ausgezeichnete Rolle in Europa zu spielen, und Frankreich werde gern dazu beitragen.

Man wird nicht glauben, daß der alte, eifrig patriotische König durch diese Verbindung befriedigt worden wäre. Es mochte ihm dabei angenehm sein, daß er sich nicht ganz ohne Rückhalt in der Welt sah; übrigens war sie ihm wie eine Nothwendigkeit des Schicksals auferlegt worden, in Folge eines Mißlingens aller früheren Plane; indem er aber darauf einging, knüpfte er Verhältnisse an, welche in den folgenden Zeiten eine völlige Umwandlung der Politik herbeiführen sollten.

Vergegenwärtigt man sich den Wechsel der großen Verhältnisse, so liegt das Wesentliche darin, daß Friedrich Wilhelm die Allianz mit Frankreich und mit England, der er durch alle Präcedentien anzugehören schien, verlassen und sich dem Kaiser beigesellt hatte. Vornehmlich darum war dies geschehen, weil er den französisch-englischen Einfluß nicht zur Herrschaft in Deutschland gelangen, nicht das Haus Oesterreich zu Grunde richten lassen wollte. Doch hatte er dabei auch seine eigenen Interessen im Auge. Er wünschte die kaiserliche Autorität in allen Angelegenheiten auf seiner Seite zu haben, hauptsächlich aber zur Durchführung des nächsten, wie es ihm schien, höchst gerechtfertigten Anspruches auf Berg ihrer sicher zu sein. Der geheime Vertrag, den er darüber schloß, war dann der Angelpunkt seiner ganzen Politik. Niemand könnte leugnen, daß dieselbe dem Hause Oesterreich höchlich zu statten kam; und vielleicht wäre es für Karl VI das Beste gewesen, auf das pünktlichste an der Allianz mit Preußen festzuhalten und selbst jene Erbietungen anzunehmen, welche ihm bei Ausbruch der französischen Irrungen von Friedrich Wilhelm gemacht wurden.

Wenn eine brandenburgisch-preußische Macht kampfgerüstet und drohend am Niederrhein erschienen wäre, so würde der Anfall der Bourbonen höchst wahrscheinlich ohne Erfolg geblieben sein; aber Karl VI lebte nur immer in den allgemeinen politischen Combinationen, die sein Verhalten jeder Zeit bestimmt hatten. Zu einer Verbindung mit Preußen auf der Grundlage gleicher Berechtigung konnte er sich nicht entschließen. Wenn es je einen deutschen Fürsten gab, dessen Sinnesweise die Eifersucht des kaiserlichen Hofes hätte zurückdrängen können, so war das Friedrich Wilhelm I, der jetzt nichts mehr gewünscht hätte, als mit seiner ganzen Macht nicht allein als deutscher, sondern als europäischer Fürst an der Seite des Kaisers zu erscheinen. Da sein Erbieten nicht angenommen wurde und die Seemächte zu keiner Theilnahme zu bringen waren, so erfolgte, daß die Bourbonen die Oberhand behielten. Sie eroberten die beiden Sicilien. Das hinderte aber nicht, daß die ihrer Natur nach feindselige französische Politik wieder als der Stützpunkt der kaiserlichen Macht betrachtet wurde. Es war ungefähr wie im Jahre 1678.

Friedrich Wilhelm sah sich zurückgestoßen und beleidigt wie einst sein Großvater; er gerieth in die Nothwendigkeit, sich nun auch selbst an Frankreich zu wenden, um seines Anspruches nicht ganz verlustig zu gehen. In diesem Wechsel der politischen Verhältnisse lag das Schicksal seines Lebens, um so mehr, da er sich mit einer Art von Leidenschaft von England losgerissen und an Oesterreich angeschlossen hatte, was seine Gewaltsamkeit reizte und ihn in alle jene Verhältnisse verwickelte, die seinen Nachruf verdunkelt haben; er ist der Welt immer im Lichte eines eigenwilligen Tyrannen in Haus und Land erschienen. Bei diesem Leben wird man, wie bei so manchem anderen, an eine nordische Sage gemahnt, in welcher Odin und Thor das Schicksal eines aufwachsenden Helden bestimmen. Ich schaffe ihm, sagt der erste, daß er drei Menschenalter lebe; sein Stamm, sagt der andere, soll mit ihm zu Ende gehen; der eine verspricht ihm schöne Waffen, Geld und Gut; der andere verhängt Mangel an Grundbesitz und schwere Wunden über ihn. Ich schaffe ihm, daß er den besten Männern werth erscheine, sagt Odin; dem Volke, fügt Thor hinzu, soll er verhaßt sein [1]).

Denn zwischen Höhe und Tiefe, Heil und Unsegen, Glück und Mißlingen schwankt nun einmal das Geschick des Menschen; der Tugend und dem Vollbringen ist ein Mangel beigegeben, dessen Verhältniß in seinem Ursprung und seiner Wirkung die Summe des menschlichen Daseins bildet. Friedrich Wilhelm besaß einen Thron;

1) Gautrekssaga, in Grimms deutscher Mythologie, 818.

er stand auf den Höhen der Gesellschaft, wo es ihm bestimmt zu sein schien, das Leben selber in heiterer und geistiger Genugthuung zu genießen, Andere um sich her zufrieden und glücklich zu machen. Allein wie weit blieb er hievon entfernt! Wir wollen nicht darauf zurückkommen, was in seiner Familie vorfiel; doch mag noch ein Wort der Königin erwähnt werden. Man rühmte ihr einst die trefflichen Eigenschaften des Herzens und Geistes, welche die Kaiserin, ihre Verwandte, am Hofe zu Wien entwickele; sie gestand, daß sie ihr nicht gleichkomme; aber für die Kaiserin, fügte sie hinzu, sei es auch viel leichter, ihre Gaben zu entfalten: der lache die Welt, nicht ihr, der Königin, welche ihre Tage in fortwährender Unruhe hinbringe. Nicht alles, was man von den Aufwallungen und Gewaltsamkeiten Friedrich Wilhelms erzählt hat, ist begründet; was in dem Hause namentlich in den letzten Jahren vorkam, ist von bezahlten Dienern, die den Fürsten wohl selbst reizten, fremden Gesandten nicht ohne Uebertreibung erzählt und von diesen in ihre Berichte aufgenommen worden [1]); aber viel ist doch auch gut beglaubigt und unleugbar. In keiner anderen Beziehung haben sich die allgemeinen Vorstellungen so durchaus geändert und vorwärts schreitend entwickelt, als in der Rücksicht, welche der eingeborenen Menschenwürde gebührt.

Den härtesten Mißhandlungen, wie sie gänge und gebe geworden, hat sich Friedrich Wilhelm in seinen eigenen Mandaten widersetzt; aber er selbst war doch keineswegs frei von der Unsitte dieser Art rücksichtslosen Gebahrens.

Eben die Männer, auf die er von Jugend auf besonders achtete, wie der Fürst von Dessau und General Grumbkow, verschmähten, fast aus Grundsatz, die Cultur des inneren Lebens und des Gemüthes. Fürst Leopold barg unter den barocken Formen, mit denen er sich umgab, ein unendliches Talent; in militärischen wie administrativen Angelegenheiten hat er den nicht zu berechnenden Einfluß ausgeübt, welchen Gespräch und fortdauernder Briefwechsel möglich machen auf den keimenden Gedanken, und das Meiste gelang, was er angab; aber er war selbstsüchtig, berechnet, durchfahrend, wegwerfend, lange nicht eine so frei aus sich selbst heraus=

1) Wie sehr das, was die meisten Gesandten darüber Woche für Woche nach Hause berichteten, der Kritik bedarf, zeigen die Worte Valori's vom 6. Mai 1740: On est sujet d'augmenter ses torts, et on se tait sur ce qu'il fait du bien ou on affoiblit le mérite de manière qu'il n'en reste rien. La plupart de ceux qui approchent ce prince l'irritent contre tout le monde et sont les premiers à charger le récit de ce qui se passe dans l'intérieur des circonstances les plus désavantageuses.

gewachsene Menschennatur wie der König; er hätte an demselben eher Beispiel nehmen, als ihm ein solches geben können. Grumbkow besaß nicht die geniale Ader und Erfindungsgabe des Fürsten, aber mehr allgemeine Bildung und sehr brauchbare, erwünschte Talente; er galt für den einzigen Menschen im Lande, dessen Einreden sich der König gefallen lasse, und der zuweilen in dessen Meinungen eine Aenderung hervorbringe, wie er es denn wirklich gewesen ist, der gegen Ende der Regierung die ausschließende Geltung, in der die hallischen Theologen standen, gebrochen hat; aber er nahm sich, wie man weiß, nicht übel, eine Pension von Oesterreich zu ziehen, und um das Vertrauen, dessen er doch niemals ganz sicher war, zu behaupten, versäumte er kein Mittel, selbst nicht das ganz widerwärtige der Besoldung untergeordneter Hausgenossen. Grumbkow war weit entfernt von der Weitschweifigkeit und Habsucht seines ehemaligen Verbündeten Seckendorf, eher verschwenderisch, genußliebend, markig, gedrungen, von kaltem Blute und doch aufwallend, aber mit Bewußtsein: er ließ Andere das Uebergewicht fühlen, welches seine Stellung ihm gab. Er beurtheilt den König ohne Nachsicht; zuweilen drückt er sich so aus, als wäre er eines oder des anderen schwierigen Auftrages lieber überhoben gewesen; er vollzog ihn dann doch mit ehrgeizigem Diensteifer.

Auf Friedrich Wilhelm hatte wohl auch das Beispiel des großen russischen Czaren Einfluß, dem er sich in der Umbildung seines Staates mit wetteifernder Originalität anschloß. Sein Sinn war nur auf Entwickelung der Macht und Vollziehung des Dienstes gerichtet, zu dem er sich vor allem selbst verpflichtet hielt. Er lebte und webte in nichts anderem. Unaufhörlich schwebte ihm der Zustand seiner Kammern und Regimenter vor; er will selber sehen, wie allenthalben das Korn steht, der Bauer sich nährt, ob ein Bataillon seine Mannschaft, eine Schwadron ihre Pferde verbessert hat, ob eine Kammer auch wirklich zur Ausführung bringt, was ihr zum Besten des gemeinen Mannes befohlen ist. Die 76 Meilen von Berlin nach Königsberg legt er in vier Tagen zurück, in offener viersitziger Kalesche, auf schlecht vorbereiteten Straßen. Bei großen Musterungen hat seine Thätigkeit etwas Stürmisches — er erhob sich schon um drei Uhr Morgens dazu —, und seine Erholung trägt fast denselben Charakter. Bei dem Mittagsmahl, wo die Generale erscheinen, werden die starken Weine nicht geschont, alter Rheinwein, Ungar, Pontak; dann sucht man sich mit Trinkwasser und englischem Bier wieder abzukühlen. Für die Nacht sehen sich Andere — denn oft war es im späten Herbst — nach einem Kamin um; dem Könige verschlägt es nichts, in einer Scheune zu übernachten, wo Alles vor

Kälte zittert. Eine seiner Strafen bei den kleineren Besichtigungen war, daß er von einem nachlässig befundenen Commandeur das gewöhnliche Mittagsmahl anzunehmen verweigerte: er eilte nach dem nächsten Dorfe, wo er sich in der Schenke ein ländliches Gemüse zurichten ließ oder irgendwo im Schatten von der kalten Küche aß, die der Fürst von Anhalt mitzubringen pflegte. Wehe dem, der sich eine Veruntreuung hätte zu Schulden kommen lassen! Einen solchen schützten weder Herkunft noch Rang vor der äußersten, durch Schimpf geschärften Strafe. Ueberall sehen wir den gebieterischen Lenker im Kampfe mit den natürlicherweise abweichenden Hinneigungen so vieler verschiedenen Persönlichkeiten: er weiß sie alle zusammenzuhalten. Die Aufsicht, welche er führt, bewirkt in der That, daß die durch die Leichtigkeit des Gewinnes beinahe verführerischen Posten mit tadelloser Integrität verwaltet werden.

Um die Regierungsweise Friedrich Wilhelms im Allgemeinen zu würdigen, vergegenwärtigen wir uns noch die Maximen, wie er sie schon früh in der für seinen Nachfolger bestimmten Instruction aufgezeichnet hat. Der religiöse Gesichtspunkt, wie er dem protestantischen Charakter des Staates entsprach, ist bei ihm wie bei seinen meisten Vorfahren der vorherrschende. Er leitet das Emporkommen seines Hauses von dem religiösen und sittlichen Verhalten der Altvordern her, die Gott dafür gesegnet habe. Das Wort Gottes auszubreiten, bezeichnet er als eine der wichtigsten Regentenpflichten. Selbst für die zu schließenden Allianzen gibt er die Regel, daß sie so wenig gegen den Dienst Gottes wie gegen die Größe des Landes laufen dürfen. Vornehmlich aber wird die Nothwendigkeit eines sittlich-strengen Lebens und Wandels betont. Er selbst weiß, daß er mit Gott gut stehe, zu dem er seit seinen Jünglingsjahren ein volles Vertrauen gehegt habe. Jede Fleischeslust muß vermieden werden, nicht allein alles Maitressenwesen, sondern auch Schauspiele, Opern und andere Vergnügungen, die dazu Anlaß geben können. An einen untadelhaften Wandel knüpft sich der Segen Gottes. Wenn man sich zu einem Kriege entschließen will, so muß derselbe ein gerechter sein; denn Gott gibt dem Soldaten ein Herz und nimmt es wieder. Der König meint, man habe das bei dem Kriege Augusts II deutlich gesehen: den sonst so braven Sachsen sei der Muth angesichts der Schweden entfallen.

Hauptsächlich schärft er ein, daß Gott den Regenten nicht darum eingesetzt habe, um seine Tage in Genuß zuzubringen, wie die meisten thun, sondern um seine Länder wohl zu regieren. „Zur Arbeit sind die Regenten erkoren; will aber ein Fürst Ehre erwerben und mit Ehren

seine Regierung führen, so muß er alle seine Geschäfte selbst vollziehen." Für den König von Preußen sind die Erhaltung der Armee und die Administration des Landes die beiden Hauptsachen; unabläßig muß er sich damit beschäftigen. Er muß die Etats alle Jahre selbst revidiren und festsetzen und sich keine Ausgaben über dieselben hinaus erlauben, namenlich auch die Besoldungen bestimmen. Jedermann muß wissen, daß Alles von dem Fürsten ausgeht und er der Herr ist. Wie von Papst Sixtus V, so sind auch von König Friedrich Wilhelm I Rechnungsbücher vorhanden, die er in seiner Jugend führte; sie zeigen ebenso viel natürlichen Sinn für Ordnung und haushälterisches Wesen, nur mit entschiedenem Vorwalten militärischer Verwendungen von den frühesten Jahren an. „Als ich zur Regierung kam," sagt Friedrich Wilhelm später einmal, „habe ich mir einen Plan gemacht, der auf Oekonomie und Menage (denn so bezeichnet er sparsamen Staatshaushalt) beruht." Bei den vielen Einschränkungen, die er gemacht hat, hält er noch weitere für wünschenswerth. Unter anderem scheint es ihm rathsam, von den 40,000 Thalern, die der französischen Colonie gezahlt werden, die Hälfte zu streichen: denn von den Eingewanderten seien bereis viele zu schönen Mitteln gelangt. Der Fürst muß Ersparnisse machen für unvorhergesehene Fälle. Wir berührten schon, wie Friedrich Wilhelm die Erhaltung der Armee nicht allein in ihrem Bestand und Wachsthum, sondern auch in ihrer Verpflegung dem Nachfolger selbst bei seinem Fluch einschärft. Wenigstens damals hätte er gewünscht, daß ein großes Regiment, das Königsregiment, mit allen den ihm zugetheilten Bevorzugungen erhalten bliebe; so sollte auch die vornehmste Stätte seiner militärischen Thätigkeit, Potsdam, in seiner Weise fortgebaut werden. Er spricht den Wunsch aus, daß es den Namen Wilhelmsstadt erhalten solle. Nichts empfiehlt er eifriger, als das Zusammenhalten der Armee, ohne sie zu zersplittern, wie einst unter seinem Vater geschehen, oder gar in fremde Dienste zu überlassen, etwa um der zu erwartenden Subsidien willen; denn was könne Geld nützen; nur die bestimmtesten Gegenleistungen könnten es rechtfertigen. Besonders hoch schlägt Friedrich Wilhelm Manufacturen an, ohne welche das Land gleichsam ein todtes sei. Schon er lebt der Ueberzeugung und spricht sie aus, daß die Macht des Regenten und der Reichthum des Landes in der zunehmenden Bevölkerung bestehen. Die intimen Aufzeichnungen Friedrich Wilhelms beweisen, daß er mit Ministern, die ihm dienten, nicht so einverstanden war, daß er einem von ihnen die Geschäfte ganz und gar hätte überlassen mögen. Selbst der getreue und kundige Ilgen wird nicht

fest genug befunden; von dem einsichtsvollen Knyphausen urtheilt der König, er sage doch nicht immer die Wahrheit; der habile Kreuz habe seine Passionen; der vertraute Grumbkow sei nicht ohne besondere Absichten und suche seinen Vortheil. Dazu komme wohl auch Einwirkung von den fremden Mächten auf die Minister; auch bei den Unterbehörden nehme man Privatrücksichten wahr. Der Fürst sei dadurch zur äußersten Wachsamkeit verpflichtet. Alles Private soll im öffentlichen Dienste abgestreift und so gut wie vernichtet werden. Dem monarchischen Staatswesen giebt es seinen Charakter, daß die öffentlichen Angelegenheiten eben als die Sache des Fürsten erscheinen; die Interessen des Staates sind zugleich die persönlichen des Monarchen. In Preußen waren sie bereits so umfassend und großartig, daß sich Beamte und Volk der öffentlichen Sache mit Hingebung anschlossen; der Staat war lebensfähig, charaktervoll, energisch aufstrebend, entwickelungsfähig im Innern, nach außen angesehen, voll von Zukunft. Daß Friedrich Wilhelm selbst diese herbeiführen würde, erwartete man schon nicht mehr. Die unbequeme Stellung, in welche er gegen die verschiedenen europäischen Mächte gerathen war — von den größeren stand er nur zu einer in nicht unfreundlichen Beziehungen —, rührte zum Theil auch daher, daß man sich überzeugt hielt, er werde niemals Ernst machen, niemals schlagen.

Schon richtete Alles seine Augen auf den Nachfolger, dessen Fähigkeiten durch die häuslichen Stürme, die er erlebte, nicht gebeugt, sondern in vielseitiger Entwickelung eher gefördert worden waren, der, so entfernt er auch noch von allen Geschäften gehalten wurde, doch im Stillen heranreifte, um ihre Leitung zu ergreifen. Der alte König ließ sich wohl gegen seine Vertrauten vernehmen, man wisse nicht, was in dem Friedrich alles liege.

Als einen der stets im Auge zu behaltenden Gesichtspunkte hat Friedrich Wilhelm selbst noch bezeichnet, die Ansprüche zur Geltung zu bringen, welche dem Hause nach verschiedenen Seiten hin zustehen: im Archiv werde man nähere Nachrichten davon finden. Inhaltschwer für Vergangenheit und Zukunft lautet ein Wort von ihm, das er in der Instruction von 1722 ausspricht: „Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hat die Aufnahme und das rechte Flor in unser Haus gebracht; mein Vater hat die königliche Würde erworben; ich habe das Land und die Armee in Stand gesetzt; an Euch, mein lieber Successor, ist, was Euere Vorfahren angefangen, zu behaupten und die Prätensionen und Länder herbeizuschaffen, die unserem Hause von Gott und Rechtswegen zugehören."

Siebentes Buch.

Regierungsantritt Friedrichs II und Beginn seiner Feldzüge.

Indem wir auf die Regierung übergehen, welche gleich in ihren ersten Jahren das Begonnene vollenden und den Staat zur Bedeutung einer europäischen Großmacht definitiv erheben sollte — nur eben diese Handlung ist unser Gegenstand —, mag es uns vergönnt sein, an die Grundzüge der historischen Entwickelung zu erinnern, die zu der damaligen Lage des Staates geführt hatte.

Die Bildung des preußischen Staates ist ein fortwährender Kampf gewesen. Die beiden vornehmsten Bestandtheile desselben haben sich vom ersten Anfange an im Kriege mit mächtigen Nachbarn, Gegnern oder Nebenbuhlern entwickelt: die Mark Brandenburg im Gegensatze der Sachsen und Slawen, Preußen in dem Streite der Polen mit den Ureinwohnern, von denen es seinen Namen führt. Den einmal gegründeten Colonieen fiel die Aufgabe zu, ohne wesentliche Beihülfe von dem deutschen Reiche sich in dem Kampfe gegen die polnische Nation und Krone zu vertheidigen; es gelang ihnen, dieselbe zu erfüllen. Preußen wurde dann sehr wesentlich von der mongolischen Völkerströmung, die sich in den Litthauern fortsetzte, berührt: das Land konnte eine Zeit lang als eine Vormauer der abendländischen Christenheit gelten. Brandenburg schloß sich dem böhmischen Reiche an, das unter dem luxemburgischen Hause Mitteleuropa und Deutschland selbst beherrschte. Hinreichenden Schutz gegen die übermächtigen Nachbarn aber fand es bei diesem Hause nicht. In der Gefahr, von den Polen unterdrückt zu werden, ward Brandenburg durch das Fürstenhaus gerettet, welchem es die Luxemburger überließen, zugleich um es zu behaupten und aus Erkenntlichkeit für die ihm geleisteten Dienste. Einige Unterstützung empfingen beide nicht zwar von Kaiser und Reich, aber doch von anderen Seiten her aus dem inneren Deutschland: Preußen durch den Orden, Brandenburg durch die Verbindung, in welche das Fürstenhaus es brachte. Unter tausendfältigen Wechselfällen des Krieges

und der Allianzen gelang es ihnen, noch immer getrennt, eine bis auf einen gewissen Grad selbständige Existenz zu behaupten. Ein gemeinschaftliches Interesse gab ihnen erst die Reformation der Kirche: die Existenz des einen, das Emporkommen des anderen beruhten auf dem Protestantismus. Nothwendig wurden sie nun von den großen katholischen Mächten an ihrer Seite bedroht, aber in demselben Augenblick dynastisch verbunden. Die Landschaften hatten ein gemeinschaftliches Interesse des deutschen Namens und der Religion, welches sich in den Fürsten repräsentirte. Mit einer gewissen Nothwendigkeit regte sich in diesen das Bedürfniß eigenartiger Entwickelung den beiden höchsten Gewalten, von denen sie abhingen, gegenüber. Doch trug dies Bestreben nach den verschiedenen Seiten hin einen verschiedenartigen Charakter. Auf der polnischen Seite mußten sie nach Herstellung der ursprünglichen Unabhängigkeit des Landes von der Krone trachten, auf der deutschen eher nach einer Verstärkung der Reichsgewalt, auf welche sie selbst Einfluß auszuüben berufen waren. Wie aber dann, wenn sich der Kaiser und der König von Polen vereinigten, um die Landschaften ihrer Selbständigkeit zu berauben? Es kam eine Zeit, wo sie beide verloren zu sein schienen. Wenn sie dennoch gerettet wurden, so geschah das hauptsächlich durch das Emporkommen einer dritten Macht, die ihnen aber dann wieder im höchsten Grade beschwerlich fiel. Nachdem sie Polen und Oesterreich bestanden hatten, bedrängte Schweden, welches, mit Frankreich verbündet, die entgegengesetzten Mächte zurückwarf, sie mit einer Art von Oberherrlichkeit. Es war das Verdienst des großen Kurfürsten, daß er den in dieser Krisis zerstreuten Landschaften ein Gefühl ihrer Einheit einhauchte und einen demselben entsprechenden Staat begründete. Für ihn und seinen Sohn, den ersten König, entsprang aus dem Gegensatze gegen Schweden und Frankreich, inwiefern sie beide in Deutschland eingedrungen waren, ein hoher Beruf für Deutschland selbst, den sie dann nach Kräften zu erfüllen strebten. Schweden wurde wirklich ohnmächtig in Deutschland, nicht jedoch Frankreich, wiewohl man es besiegte; nur konnte es zunächst die deutsche Freiheit nicht ernstlich gefährden, wie vordem. Aber aus der Natur und dem Gange dieses Kampfes erwuchsen wieder anderweite Gefahren für Brandenburg-Preußen; durch die Verbindung Englands mit Hannover, welche sich dabei vollzog, wurde gleichsam eine neue Macht gebildet, welche, mit dem wiedererstarkten Kaiserthum vereinigt, die Unabhängigkeit Brandenburgs bedrohte. Und zugleich war im Osten und Norden Rußland emporgekommen, welches, indem es Polen überwältigte, für Preußen ebenfalls furchtbar wurde.

Es war in dem Gegensatze dieser Mächte, daß Friedrich Wilhelm I seine militärische Organisation gründete. Die Machtstellung, welche der Gegenstand seines Ehrgeizes war, konnte er aber darum nicht erreichen. Mit England konnte er sich nie verständigen; Oesterreich vergalt die Dienste, welche er ihm geleistet hatte, mit einem Undank, der seine Seele empörte. Rußland wurde durch die polnisch-türkischen Angelegenheiten in das engste Verhältniß mit Oesterreich gezogen.

Friedrich Wilhelm hatte sich zuletzt mit Frankreich in eine Allianz eingelassen, die doch auch seinen Ansprüchen nicht genügte. Wenn nun in dieser Lage ein junger thatkräftiger Fürst zur Regierung kam, wohin konnten und mußten seine Bestrebungen sich richten? Es giebt ein inneres Leben der Staaten, ein Wachsthum derselben, welches in jedem Moment sich immer weiter entwickelt und die Thätigkeit der Fürsten zugleich herausfordert und bedingt. Hier war das Allernächste, durch die Umstände Gebotene, in der Mitte der abgünstigen europäischen Mächte eine von ihrem Belieben unabhängige Stellung zu gewinnen. Alle waren durch Factionen zersetzt, in steter Gährung begriffen. Es war nothwendig, sich von denselben zu emancipiren, um die Ansprüche, welche man besaß, von deren Gerechtigkeit man überzeugt war, ohne Rücksicht und Schonung durchzuführen. Dazu war nun Alles vorbereitet.

Ein Regierungswechsel konnte jetzt nicht wieder einen so durchgreifend umgestaltenden Einfluß hervorbringen, wie es einst bei dem Eintritt des großen Kurfürsten oder König Friedrich Wilhelms I geschehen war. Das Wort Preußen hatte nicht allein eine geographische Bedeutung, es bezeichnete ein Wesen von bestimmtem Gepräge und Charakter. Die einmal aufgerichtete Staatsorganisation, welche die Macht verlieh, konnte kein Nachfolger in Frage stellen oder mit willkürlicher Hand antasten wollen. Nur gehörte ein sehr energischer Geist dazu, um die gewaltige Autorität, die ihm zuwuchs, zu handhaben und weiter zu entwickeln, und Gaben des Genius wurden erfordert, um jene unabhängige Stellung, nach welcher das gesammte Staatswesen emporstrebte, wirklich zu erreichen.

Wir kennen die geistige und moralische Kraft bereits, welche zunächst zu diesem Berufe bestimmt war. Gedenken wir noch der Studien und Beschäftigungen, mit denen Kronprinz Friedrich die freien Jahre ausfüllte, welche ihm noch gewährt waren.

Erstes Capitel.

Spätere Jugendjahre Friedrichs II.

Als eine der vornehmsten Folgen der häuslichen Stürme, deren wir gedachten, können wir es ansehen, daß sich Kronprinz Friedrich der geordneten und strengen Thätigkeit in Staat und Militär, welcher er früher abgeneigt gewesen, später widmete, und zwar keineswegs allein aus Rücksicht auf seinen Vater; er erkannte vielmehr ihre Nothwendigkeit; sein Geist, der sich eben zu männlichen Bestrebungen entfaltete, nahm eine freiwillige Richtung darauf.

In Ruppin, wohin er nach jener Aussöhnung im Jahre 1732 als Oberst und Führer eines Infanterieregiments versetzt ward, durfte auch das ökonomische Fach nicht ganz vernachlässigt werden. Friedrich hat bald im Anfange einen Anschlag von dem dortigen Domänenamte machen müssen, was ihm doch nicht ganz leicht geworden ist; glücklicherweise konnte er einige Verbesserungen angeben, die keine neuen Lasten auflegten Ein persönlicher Antrieb hielt ihn bei diesen Dingen fest, seitdem Rheinsberg für ihn erworben ward. Er besichtigte es vorher, und die Beschreibung, welche er einschickte, ward von dem Könige gut aufgenommen [1]); er baute dann nicht allein das

1) 15. Nov. 1733. Antwort Friedrich Wilhelms 21. Nov.: „Und ist mir diese euere Application angenehm." Im März 1734 wurden die Kaufgelder, 75,000 Thlr., ausgezahlt. 3. April: „Wegen des Baues müßt ihr euch einen guten Baumeister oder Ingenieur suchen, der euch was Artiges bauet und commode anleget." Der Prinz 1735, 14. Februar: da ihm der Vater Rheinsberg geschenkt, so wolle er ihm die Erstlinge von alle dem schicken, was dort gezogen werde. 1738, 28. September: das vor dem Jahre angekaufte Zernikow will er selbst administriren, „umb einige Sachen in der Wirthschaft zu probiren und selbiges in recht guten Stand zu bringen."

Schloß um, sondern erweiterte das Gut durch fernere Ankäufe und suchte es zu verbessern; mit vieler Sorgfalt pflegt er des Gartens; wir finden wohl, daß er — „denn noch Vieles gehe seinem Besitzthum ab“ — auch in der Wirthschaft neue Versuche macht.

Seine vornehmste Beschäftigung war jedoch und blieb die militärische.

Mit der eintönigen Wiederholung eines täglich zu vollziehenden Berufsgeschäftes verknüpft sich leicht eine innere Ironie, die weniger aus Bitterkeit entspringt, als aus Ueberdruß. Friedrich ging nicht so ganz in der Ausübung militärischer Pflichten auf, daß ihm dies Gefühl nicht zuweilen gekommen wäre: „ich exercire“, ruft er eines Tages aus, „habe exercirt, werde exerciren“. Aber dabei widmete er sich denselben mit allem denkbaren Eifer. Die in Potsdam vorgenommenen Abänderungen in den Einzelheiten der Uebung sucht er unverzüglich seinem Regiment anzueignen; er versäumt nicht, sich nach wohlgewachsenen Rekruten umzusehen, auch in weitester Ferne: wir finden Lothringen genannt, Ungarn und Schweden; für Gesundheit und Manneszucht seines Regiments trägt er so viel Sorge, wie irgend ein Anderer; eigenhändig führt er die Conduitenlisten über die Offiziere desselben, ihr sittliches Verhalten und ihre Fähigkeit [1]); und der Ernst, mit dem er sich über Andere ausspricht, mußte wohl auf seine eigene Haltung zurückwirken; er fühlt die Genugthuung eines fleißigen Arbeiters, wenn der König zuletzt bei der Musterung sich mit ihm und seiner Truppe zufrieden zeigt.

Nun fand sich aber auf diesem Gebiete auch Anlaß und Antrieb zu weiteren Studien.

Um diese Zeit erschienen, wenngleich zuerst noch unvollständig und fehlerhaft, aber doch im Ganzen echt und brauchbar, die Kriegsdenkwürdigkeiten des Marquis von Feuquières, ein für den Dienst der Offiziere in ihren verschiedenen Graden und die ganze Grundlage der Anordnungen, auf denen das neue Heerwesen beruhte, überaus unterrichtendes, aus unmittetbarer Erfahrung geschöpftes Buch, worin zugleich die Kriege Ludwigs XIV von dem militärischen Standpunkt aus, welcher der entscheidende ist, erzählt werden und die großen Generale, Condé, Turenne, besonders Luxenburg, ein jeder in seinem

1) Z. B. 1735: Major v. Kahlbutz ist ein guter Wirth, hat Verstand und applicirt sich; v. Born: ein stiller Offizier, ist nicht dumm; 1739 derselbe, ein sehr guter Offizier, guter Wirth, hat gut Comportement, accurat im Dienst, hat guten Verstand.

eigenthümlich taktisch strategischen Verdienst hervortreten. Ein ganz anderes Studium für einen künftigen Heerführer als die Nachrichten, welche das Theatrum Europaeum darbieten konnte. Friedrich ergriff es mit der größten Lebendigkeit: er fühlte sehr wohl den Unterschied, der zwischen einer Darstellung aus Ramsay's Feder, wie sie damals über Turenne erschien, obschon er auch diese mit Vergnügen las, und der die entscheidenden Momente mit scharfem Blick hervorhebenden, in die Mitte der Handlungen versetzenden Erörterung von Feuquières bestand. Das Buch hat eine nachhaltige Wirkung auf ihn ausgeübt.

Zu näherer Belehrung in einem der vornehmsten Zweige gab sich der Fürst von Anhalt die Mühe, eine „ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert werden", zu verfassen und mit großen Plänen zu erläutern. Von manchen Lesern scheint Leopold gefürchtet zu haben, daß die Form seiner Anweisungen ihre Mißbilligung erwecken werde [1]); Friedrich meinte, daß es bisher noch nichts so Deutliches und Unterrichtendes gegeben habe, und versuchte sein eigenes Urtheil daran.

Auch gestattete der Fürst, daß einer der geschicktesten Offiziere seines Regiments, der ihm als Page gedient und sein volles Vertrauen genoß, Heinrich August von Fouquet, wohl zwei Drittheile des Jahres bei dem Prinzen auf dem Schloß Rheinsberg oder in Ruppin zubrachte. Zwischen Friedrich und Fouquet bildete sich ein inniges Verhältniß. Sie stifteten einen Orden auf den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel, bei dem die Absicht, wie auf eine sittliche Führung nach diesem Muster, so zugleich auf Kriegsgeschichte, Aufstellung militärischer Probleme und ihre Lösung gerichtet war [2]).

Einmal sind diese Studien auch durch den Anblick des Krieges unterbrochen worden, im Feldzuge von 1734, soweit dieser als eine wirkliche Kriegshandlung angesehen werden kann. So sehr Friedrich wünschte und auch erwartete, daß Eugen die Verschanzungen der Franzosen ernstlich angreifen werde, so hatte er doch bei aller seiner Jugend auch ein Verständniß für die Gründe, um deren willen das nicht geschah. Er beobachtete Freund und Feind — denn er suchte, wie

1) „Wozu sich kein anderer Stylus geschicket, als wie es nach altem Kriegsgebrauch denen Oberstwachtmeisters in deren Schreibtafeln dictirt wird." Vgl. Hahnke, Friedrichs des Großen Briefe an seinen Vater, S. 125. Der König nahm auch Interesse: „Wenn ihr wieder hieher kommet, habt ihr solche (Plane) mitzubringen."

2) Leider die einzige Nachricht hievon bei Büttner, Mémoires de Fouquet, II, 262.

er in einem Briefe ausspricht, nur das Soldatenhandwerk zu erlernen, den wahren Weg zum Ruhme — und fand sie beide sehr ehrenwerth: gerade die Unthätigkeit des kaiserlichen Feldherrn mache demselben Ehre; denn er behaupte dabei das Lager, aus dem man ihn zu vertreiben suche[1]. Friedrich selbst gab eine Probe seiner Unerschrockenheit, die im Angesicht so vieler Kriegsleute eine gute Meinung von ihm erweckte; auf dem Rückwege von einer Recognoscirung, im Holze bei Philippsburg, hörte er zum ersten Male Kugeln um sich sausen, die nahe bei seinem Wege Bäume zertrümmerten; man bemerkte, daß ihm die Hand, welche das Pferd führte, darum nicht einen Augenblick unsicher wurde.

Und was hätte er nicht darum gegeben, auch dem Feldzuge von 1735 beiwohnen zu können! Aber Friedrich Wilhelm fand es nicht angemessen, daß ein preußischer Kronprinz ein Zeuge der unfreiwilligen Unthätigkeit der Reichsarmee sei[2]. Eine der Unvorsichtigkeiten, die man dem Könige in Wien so übel auslegte, bestand darin, daß er dem Prinzen, welchem er dies Vergnügen versagte, dagegen die Erlaubniß zu einer Reise nach Preußen gab, wo sich damals Stanislaw aufhielt. Daß er dabei politische Verhandlungen habe pflegen sollen, ist ein Irrthum. Wie ließe sich von Friedrich Wilhelm auch nur denken, daß er den Sohn, welchen er mit Eifersucht von aller Politik fernhielt, in einer so zarten Angelegenheit beauftragt hätte: er verordnete vielmehr ausdrücklich, daß der Prinz mit Stanislaw nur am dritten Orte zusammenkommen dürfe. Friedrich lernte in dem verjagten Könige, welchem er sorgfältig alle seinem Range gebührende Ehrerbietung bewies, einen Menschen kennen, der etwas von der europäischen Bildung besaß, nach welcher er noch strebte, — nicht ohne Freude und Anregung, das war alles. Der eigentliche Zweck seiner

1) Der Cothurne tragique, den er damals vermied (Lettre à Camas, 11 Sept. 1734, in der akademischen Ausgabe Tom. XVI, S. 131), wird denn doch in dem Leben Friedrich Wilhelms (S. 77) einigermaßen sichtbar, aber lange nicht so dreist und kleinmeisterlich, wie bei den späteren Nachschreibern.

2) Schreiben vom 6. September: „Es ist auch noch sehr ungewiß, ob was Rechtes am Rheine vorfallen wird, weil es dem Kaiser an der Hauptsache fehlet, dahero man sich an die Ausstreuung vorhabender Bataillen nicht zu kehren hat; also würde bei so spät avancirter Jahreszeit zu nichts anderem dienen, als die Gelder unnütz zu verschwenden und wie voriges Jahr ein Zeuge der gezwungenen kaiserlichen Inaction zu sein, welches eben nicht glorieus für den Kronprinzen von Preußen sein kann. Ihr werdet euch also beruhigen, zumal ich euch als treuer Vater verspreche, daß ihr gewiß künftiges Jahr sogleich nach der Revue von hier in die Campagne gehen sollt."

Reise bestand darin, die Armee und die Verwaltungsbehörden zu inspiciren.

Leider ist von den Berichten, die er erstattete, nur ein einziger übrig, worin er von ein paar Reitercompagnien meldet, die er zu Marienwerder gesehen, „ein schöner Schlag gedrungener Pferde, auf dem die Leute wie Puppen sitzen", und dann von dem wüsten Wesen in Polen, wo man nur Weiber und Kinder zu Gesicht bekomme; — anderweit aber erfahren wir, daß er hie und da den Offizieren gezeigt hat, woran es ihnen noch fehle; die Präsidenten nnd Räthe der Kammern hat er zu ihrer Schuldigkeit angewiesen, mit den einsichtsvollsten auch wohl neue Einrichtungen besprochen. Er bemerkte es, wo dem gemeinen Soldaten nicht alles gegeben ward, was zu seiner Montur gehörte, empfahl unvermögende Beamte der Nachsicht und tadelte die Vernachlässigung der Volksschulen. Der König verfügte nach den Vorschlägen Friedrichs und war höchlich zufrieden, daß derselbe ins Detail gehe und den Grund der Sachen erforsche: denn nur so lasse sich davon urtheilen [1]). In der Genugthuung des Königs liegt zugleich etwas von dem Gefühl eines Gärtners, der einen lebenskräftigen Baum mit Gewalt in seine ursprüngliche Richtung, von der ein einseitiger Trieb ihn abführte, zurückgezogen hat und nach seinem Wunsche emporwachsen sieht.

Indeß so sehr sich Friedrich auch anschloß, ging in ihm Vieles vor, wovon seinem Vater keine Ahnung kam, was dem Sinne, den dieser allezeit in sich genährt hatte, von Grund aus widersprach. Es handelte sich dabei nicht mehr um kleine literarische Phantasien, sondern um die großen Ueberzeugungen, aus denen der geistige und moralische Mensch lebt, — wir können hinzufügen, selbst nicht um rein persönliche Frage, sondern um eine große Umwandlung in den Ansichten des Jahrhunderts.

Die Zeiten traten ein, wo sich der menschliche Geist von der Oberherrschaft der geistlichen Ideen von allen Seiten losriß.

Wir haben hier nicht den Ursprung dieser Tendenzen auf dem Gebiete des geistigen Lebens überhaupt zu erforschen; wir bemerken nur die auffallende Erscheinung, daß die großen religiösen Genossenschaften nicht mehr vermochten, die individuelle Meinung ihrer Mitglieder festzuhalten. Bei dem Studium der eifrigsten puritanischen

1) Königs-Wusterhausen, 27. October: „Könnet ihr versichert sein, daß euere Application und Einsicht ein besonderes Vergnügen bei mir verursacht hat und ich davon vollkommen zufrieden bin."

Predigten hatte Lord Bolingbroke seinen Unglauben ausgebildet; aus der Schule der Jesuiten gingen Voltaire wie Helvetius hervor; in dem altgläubigen Genf, und zwar von einer Frau, während sich doch sonst Frauen am entschiedensten anschließen, mußte das erste durchdachte französische Buch über die Religion der Vernunft geschrieben werden [1]). Die Patriarchen des Unglaubens in Norddeutschland sind eben in Berleburg und Herrnhut von aller Religion abgewichen [2]). Zuweilen bewegt sich der Abfall in den großen Weltgegensätzen, wie wenn ein eifriger Verfechter des Feudaladels, der doch vornehmlich im Kampf gegen den Islam sich ausgebildet, der Graf Boulainvilliers, als ein enthusiastischer Vertheidiger Mohammeds auftrat, zuweilen in verlegenen Schulmeinungen; doch machte auch schon dies in dem Kreise, den es berührte, ungemeines Aufsehen. Als Johann Georg Lori in Ingolstadt von der Philosophia universa abwich, die dort auf der Universität herrschte, ist seine alte Mutter an ihrem Stabe aus dem Gebirge gekommen, um ihren Sohn zu warnen, nicht ein Abtrünniger zu werden [3]). Es gab ähnliche Regungen diesseit und jenseit des Oceans. Erinnern wir uns nur, daß eben in diesen Zeiten in dem transatlantischen Boston der junge Benjamin Franklin sich von der strenggläubigen Gesinnung losriß, die alles beherrschte, was ihn umgab; wie bald darauf in der Altmark Johann Winckelmann, ungeduldig über die eingehenden Lebensformen in den Kirchen und Schulen des Vaterlandes, sich nach Rom flüchtete, das ihm wenigstens Freiheit für seine Studien gewährte, ohne sich um seinen Glauben viel zu kümmern.

Der allgemeinste Grund dieser Bewegung lag darin, daß in den religiösen Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts, zwischen Protestanten und Katholiken, sowie zwischen den protestantischen Parteien untereinander, die theologischen Doctrinen zu strengen und abgeschlossenen Systemen entwickelt und in dieser Form mit der öffentlichen Gewalt in den Staaten und der bürgerlichen Verfassung in eine ohne Zweifel

1) Marie Huber, Lettres sur la religion essentielle à l'homme. So ist der erste namhafte Roman, worin das Interesse des Lesers für Menschen von verwerflicher, der Gesellschaft Hohn sprechender Sitte erweckt wird, das Werk eines alten Benedictiners, Dom. Prévost, der kurz vorher noch einen Band der Gallia christiana bearbeitet hatte.

2) Die pietistischen Betstunden in Wien und die mit Gesang und Musik unterbrochenen Predigten Zinzendorfs in Herrnhut dienten eben, den in Johann Chr. Edelmann noch schlummernden Geist der Opposition zu wecken. (Autobiographie Edelmanns 94, 154.)

3) Westenrieder, Beiträge zur vaterländischen Historie I, 349.

allzu nahe Verbindung gebracht waren. Die christliche Religion strebt ewig die allgemeine zu sein; bei den gegenseitigen Ausschließungen konnte es sein Verbleiben nicht haben; ein künstliches Dogmenwesen wird sie ohnehin durch das ihr inwohnende Bedürfniß einfacher Weltanschauung allezeit sprengen. Wer von Allen, die leben, wollte wieder zu jenen Zuständen zurückkehren? Bisher hatte man bei aller Zurücksetzung, die man erfuhr, die Hoffnung, den anderen Theil doch noch zu überwältigen; jetzt erregte die an dem Buchstaben nicht immer um des Glaubens willen haftende Orthodoxie und der daran geknüpfte bürgerliche Vorzug nur noch Widerwillen und persönlichen Unmuth.

Steigen wir zu der Höhe der Beobachtung empor, wo die Bestrebungen der Jahrhunderte sich vor den Augen ausbreiten, so nehmen wir von diesem weltgeschichtlichen Momente aus zwei große Directionen wahr.

In dem achtzehnten Jahrhundert hat man eine von dem Positiven und eigentlich Christlichen abgewandte Richtung verfolgt, — bis die Irreligion einmal die Staatsgewalt erobert und eine große Nation in dem Tempel der Vernunft angebetet hat.

Aber die Welt konnte nicht ertragen, von dem Göttlichen zu veröden. Das neunzehnte Jahrhundert kehrte zu den Lebensquellen um, an welchen die früheren Zeiten sich genährt hatten; es kam selbst auf das Confessionelle zurück, welches nun einmal die Form für die positive Religion geworden. Welch ein Mißverständniß jedoch, darum den alten Hader, aus welchem man so eben hatte entkommen wollen, oder den Anspruch auf hierarchische Alleinherrschaft zu erneuern! Die aus der Lage der Dinge entspringende Forderung ist vielmehr, das Positive zu einem allgemein Gültigen zu entwickeln, worin sich alle Parteien vereinigen könnten, und indeß das einer jeden inwohnende Wahre die eine an der andern anzuerkennen.

In den Zeiten nun, in welche die Jugend Friedrichs II fiel, kam jene Richtung nach der Naturseite hin empor, welche dem achtzehnten Jahrhundert seinen Charakter gegeben hat, und in seiner Erziehung lag manches, das ihn zur Theilnahme an derselben vorzubereiten schien. In den frühesten Lebensjahren war er überfüllt worden mit Religionsübung in der Art und Weise eines auch hierin streng militärischen Gebotes. Der Tiefsinn und das geistig Befreiende der großen Lehren, an denen sich die Geschichte der Menschheit auferbaut hat, war ihm in einer Form dargeboten worden, die ihm den Inhalt verleidete. An einer Streitfrage, wie erwähnt, nahm er ein lebendiges Interesse; aber eben diese durfte im Unterricht, der niemals den äußer-

lichen Zweck aus den Augen ließ, nicht berührt werden; und als er die Mittel gefunden, sich anderwärts zu belehren, und für die hier zu Lande damals verworfene Ansicht, welche ihn aber vermöge ihrer geheimnißvollen Tiefe anzog, Partei genommen, ward er mit rücksichtsloser Gewalt genöthigt, davon abzulassen. Eine Wirkung auf seine Ueberzeugung hatten jene täglichen Disputationen in Cüstrin über den universalen und particularen Rathschluß allerdings; jedoch wir wissen schon, welcher Art sie war: er ließ die Meinung fallen, die er bekannte, ohne die anzunehmen, die man ihm aufdrängen wollte.

Doch war ihm das Christenthum selbst noch über alle Zweifel erhaben. In einem Briefe an den Prinzen von Oranien spricht er noch mit Hingebung von der heiligen Religion, die er bekenne [1]).

Hierauf erwachten ihm auch andere Zweifel.

Nach einem Jahr finden wir Friedrich mit einer der obersten Grundlehren, auf der die Wirksamkeit und Verbreitung der christlichen Religion vornehmlich beruhen, mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, beschäftigt, in sich selbst mit Gründen und Gegengründen darüber streitend. Die Meinungen der Materialisten schienen bei ihm die Oberhand zu gewinnen; er faßte die Ansicht, die Lehre gründe sich auf einen dem Menschen von seinem natürlichen Hochmuth eingegebenen Wahn.

Es war in dieser Stimmung, daß er zum ersten Male mit der Philosophie in lebendige Berührung gerieth.

Ein ehemaliger sächsischer Minister, Graf Manteuffel, mit welchem der Prinz mündlich und schriftlich zu verkehren liebte, und der den Wissenschaften die eifrige Theilnahme eines eingehenden Dilettanten widmete, sagte ihm, er sei einst von denselben Zweifeln ergriffen gewesen; aber die Metaphysik von Wolf habe ihn davon zurückgebracht: dieses Buch enthalte alles, was die Philosophie Ueberzeugendes über diesen Punkt aufstellen könne, in einer sehr einfachen Beweisführung.

Ein anderer Sachse, derselbe Suhm, der in jenen Zeiten der Zerwürfnisse in der Familie sich das Vertrauen des Prinzen erworben hatte, ein Mann von feinerem, sinnvollem Geist, gab sich die Mühe, Wolfs vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen — denn dies ist das Buch, welches man Wolfs Metaphysik nannte — für den Prinzen ins Französische zu übersetzen, da dies nun einmal die Sprache war, in der er über allgemeine Dinge sich ausdrückte und wohl auch dachte, und sie ihm Capitel für Capitel zuzustellen.

Aus den Briefen an Suhm, welche zu den harmlosesten ge-

1) Mitgetheilt in dem Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Wilhelm IV von Oranien und seiner Gemahlin. S. W. XXIV, 180, 195.

hören, die von Friedrich übrig sind, kann man sehen, mit welcher naiven Lernbegierde er diese Hefte durchging, nicht ohne sie mit dem deutschen Original zu vergleichen, zumal da ihm Suhm sagte, daß die deutsche Sprache sich für die abstracten Erörterungen besser schicke, als die französische, und mit welchem Eifer er sich ihren Inhalt aneignete.

Der Satz des Widerspruches und die Lehre vom zureichenden Grunde, die in der leibniz-wolfischen Philosophie eine so große Rolle spielten, leuchteten ihm vollkommen ein; er wandte sie im täglichen Leben an.

Den größten Eindruck aber machte ihm die Lehre Wolfs von dem einfachen Dinge, das, von Gott einmal geschaffen, nur durch seinen Willen wieder vernichtet werden könne, und daher von der Einfachheit und Unvergänglichkeit der menschlichen Seele. Er fand die Folgerungen des Philosophen treffend und tief.

Wie seine Freunde überhaupt an ihm lobten, daß er zwar seine Meinungen standhaft vertheidige, solange es sich irgend thun lasse; wenn ihm aber die Stärke der entgegengesetzten Ansichten einleuchte, diese auch mit ebenso viel Entschiedenheit annehme, so that er auch diesmal: er gab wirklich seine negativen Meinungen auf und bildete sich eine Mischung von Philosophie und Religion aus, in der seine jugendliche Seele Beruhigung fand.

„Ich bin jetzt überzeugt", schreibt er im April 1736 an Manteuffel, „von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, soviel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Creatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen meines Gleichen erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben" [1]).

Er dankt einmal Suhm, daß er ihm zum Bewußtsein seiner Seele geholfen habe, und stellt seine Wohlthat der göttlichen nahe, durch die er überhaupt sei.

1) 18. April: Il me suffit, que je suis convaincu de l'immortalité de mon âme, que je croie en dieu et à celui, qu'il a envoyé pour éclairer et sauver le monde, que je m'applique à me rendre vertueux autant que je puis l'effectuer par mes forces, que je pratique les actes d'adoration que la créature doit à son créateur et les devoirs d'un bon citoyen envers les hommes mes égaux.

Dafür hegte er ein eigenthümlich lebendiges Gefühl der Dankbarkeit, daß er aus dem Nichts ins Leben gerufen, seine Wimpern den Strahlen des Lichts eröffnet worden, in der Mitte einer schönen und gebildeten Welt; in einem seiner frühesten und besten Gedichte wendet er sich von dem Zweifel, der sich noch mächtig regt, zu der Aussicht, daß die gereinigte Substanz der Seele das Grauen des Grabes überdauern und ihren ewigen Wohlthäter erblicken werde [1]). Man kann ein Gemüth nicht irreligiös nennen, das von einer so warmen Anbetung für Gott den Schöpfer erfüllt ist.

Auch moralisch zeigt Friedrich den Ernst einer auf sich selbst reflectirenden strebenden Jugend. Er bildete sich ein Ideal der Vollkommenheit, und wenn man ihm sagte, daß er es nicht erreichen werde, bekannte er sich zufrieden mit dem, was sich auf dem Wege erlangen lasse. Seine Verehrer fanden ihn in der That milder, offener, edelmüthiger, weniger absprechend und schneidend als früher. Neben Wolf las er die alte Geschichte von Rollin, welche eben herauskam; er theilte das Gefühl, welches in Frankreich diesem Werke so großen Beifall verschaffte, eine Art Befriedigung, daß hier ein wohlgesinnter Mann spreche, der es ehrlich mit der Welt und allem Guten meine, daß, wie Montesquieu sagt, die Tugend rede; — Friedrich säumte nicht, dies dem Autor auszudrücken [2]), der ihn dagegen sehr ernst und dringend an die wichtigsten Betrachtungen der Religion gemahnt hat [3]). Friedrich hörte damals zuweilen Beausobre, den er für den größten Mann erklärte, der in preußischen Landen lebe; dieser ruhige und freimüthige Ausdruck, der in jedem Worte Bildung und Ueberzeugung athmete, entsprach seiner Idee von Kanzelberedtsamkeit; da berührte ihn noch einmal der Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus, den diese französischen Geistlichen fortwährend führten; er bestärkte Beausobre darin: denn man müsse, wie die Wahrheit zeigen, so auch die Lüge enthüllen.

Indem er sich dergestalt dem Glauben und Denken der evangelischen Kirche, mit dem die leibniz-wolfischen Lehren wenigstens nicht in Widerspruch standen, wieder zuwandte, ohne doch völlig darauf zurückzukehren — wie er denn selbst darüber scherzt, daß er so wenig Glauben habe —, kam ihm nun aber eine andere philosophische Ansicht nahe, die im Gegensatz mit denselben, und von

1) Apologie des bontés de Dieu, 26 nov. 1737. Akademische Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand XIV, S. 8.

2) 20. Februar 1737. Oeuvres XVI, S. 232.

3) 17. Juni 1740. Oeuvres XVI, S. 243.

dem Positiven weiter abführend, sich so eben auf dem Gebiete der allgemeinen Literatur Bahn machte.

Unter den so vielseitig productiven religiösen Kämpfen der englischen Nation in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war ein System von philosophischen Gedanken aufgestellt worden, worin weder von einer Offenbarung durch göttliche Veranstaltung, noch auch nur von dem menschlichen Geiste eingeborenen Ideen die Rede ist, alle menschlichen Begriffe vielmehr von den Sinnen und der Erfahrung hergeleitet werden, sei es unmittelbar oder durch Reflexion, ungefähr wie sich in Indien, bei allem Spiritualismus der natürlichen Richtung, den Lehren der Veda's gegenüber dennoch eine Ansicht erhob, welche Gott nicht leugnet, aber die Welt zu erklären meint, ohne auf die Idee von Gott zurückzukommen. John Locke, der jene Gedanken mit folgerechtem Scharfsinn und unendlichem Fleiß nach allen Seiten hin entwickelte, fand unter seinen Landsleuten in England auch wieder Gegensatz und ebenbürtigen oder überlegenen Widerspruch: der Herrschaft seiner Meinungen wurden durch andere, nicht minder starke Ueberzeugungen Schranken gezogen; auf einen allgemein eingreifenden Einfluß hätten sie von daher wohl an und für sich niemals Aussicht gehabt.

Da geschah nun, daß eines der größten schriftstellerischen Talente, welche unter den Franzosen jemals erschienen sind, Voltaire, bei einem Aufenthalt in England sich mit diesen Ansichten durchdrang und den Entschluß faßte, sie mit seiner ganzen Macht in der Welt zu verbreiten; denn wohl dürfen wir dem gelesensten französischen Autor jener Zeit Macht zuschreiben.

Die ganze höhere Gesellschaft von Europa sprach französisch, lebte in der französischen Literatur. Ohne aufzählen zu wollen, wodurch dies im Laufe der Zeiten vorbereitet worden war, bemerken wir nur, daß damals eben die Gegensätze in den Richtungen des französischen Wesens dafür entscheidend geworden sind: die Aufstellung der Monarchie Ludwigs XIV, sowohl seine Verbindung mit allen Höfen, denen der seine zum Muster diente, als der Widerstand, den er erweckte, die Zerstreuung der Hunderttausende, die vor seinen Religionsverfolgungen flohen, über ganz Europa. Die öffentlich anerkannte Literatur, die in Paris einen großartigen Aufschwung nahm, und die oppositionelle, welche sich von Holland aus über Europa ergoß, wirkten dabei zusammen. Die artistische und religiöse Strenge der einen und die freie Bewegung der anderen ergänzten einander. Die französische Sprache erwarb, man möchte sagen, eine grammatische

Macht, da in der Beschäftigung mit derselben das vornehmste Bildungsmittel der Geister lag.

Eine große Bedeutung bekam da an sich ein Autor, der die Sprache, die alle lernten und zu schreiben versuchten, als ein Virtuose behandelte. Eben das Anmuthende, Einladende, Verführerische des französischen Ausdrucks besaß Voltaire in großer Vollkommenheit; in Witz und Leichtigkeit, bündiger Schlußfolge, die sich doch wie absichtslose Unterhaltung ausnimmt, in Mannichfaltigkeit der Formen ist er unvergleichlich. Man kann sagen, daß er beiden Seiten der französischen Literatur angehörte, zuerst der einen, dann der andern: er war der Nachfolger zugleich von Racine und Corneille, von St. Evremond und Bayle; den Franzosen erschien er schon nicht mehr ganz als einer der Ihren, dem übrigen Europa aber als der vollkommenste der Franzosen.

Es war schon etwas, daß dieser Autor, durch einen natürlichen Zug seines Geistes geführt und durch widrige Begegnisse gereizt, sich zur Lebensaufgabe machte, den falschen Religionseifer zu bekämpfen: wie er oft gesagt hat, die Inquisition in Spanien und die Gewaltsamkeiten, die Karl den I aufs Schaffot gebracht haben, die Bulle in Coena domini und die Wuth der Ligue [1]). Allein der bloße Gegensatz hätte ihm noch nicht tief genug gewirkt, die Leser nicht befriedigt. Es lag gleichsam eine Fügung darin, daß er nun auch, indem er die Locke'schen Ansichten ergriff, welche mit der Richtung seines Geistes eine natürliche Verwandtschaft hatten, und welche er als die einzigen betrachtete, die vor der gesunden Vernunft bestehen können, in den Besitz einer einigermaßen haltbaren, zusammenhängenden, wohlausgearbeiteten Doctrin gelangte.

Auf seinem Standpunkt Alles zu beurtheilen sich vermessend, setzte er Locke höher als Platon.

Selbst der Mangel seines Talentes, das vor allem Abstracten und Nichtbegreiflichen zurückschrak, vermehrte seine Wirkung. Er hat die Locke'schen Lehren nicht weiter gebildet, nicht ein einziges neues Argument hat er erfunden; aber er hat sie populär gemacht. Was giebt es Anziehenderes als neue Lehren, welche die Welt endlich zu erklären scheinen? Sie sind es doppelt, wenn sie dem natürlichen Sinne des Menschen entsprechen. Man hörte und las hier, was man zu hören verlangte, was man halbweges schon von selbst gedacht. Voltaire schloß sich der aufkommenden Idee des von allen geistlichen

1) Siècle de Louis XIV. Questions sur l'encyclopédie. Art. Philosophie, sect. IV.

Einwirkungen freien, auf sich selbst beruhenden Staates an. Er wiederholte, der Sinn der Theologen sei immer auf Theilnahme an der Gewalt gerichtet; der Wunsch der Philosophen gehe allein dahin, unter den bestehenden Regierungen friedlich zu leben. Er hütete sich wohl, die dem bestehenden Staate widerstrebenden Consequenzen hervorzukehren, die bei Locke nicht fehlen.

Mit diesem Geiste nun setzte sich der Kronprinz von Preußen in Beziehung. Man sagt, der damalige französische Gesandte in Berlin, Marquis de la Chetardie, ein immer in Liebeshändel verstrickter, nach leichtem Lebensgenuß begieriger Epikuräer, habe den Prinzen dazu veranlaßt. Für Friedrich, der selber französisch schrieb und vielen Sinn für eine reine und leichte Form des Styls hatte, lag der vornehmste Beweggrund wohl eben darin, daß er die schriftstellerische Meisterschaft Voltaire's bewunderte. Im August 1736 trat er mit demselben in Briefwechsel.

Man wird uns die Wiederholung der Lobeserhebungen erlassen, mit denen sie einander gegenseitig überhäuften. Friedrich meinte es damit wenigstens sehr ehrlich; Voltaire hat später über die Dinge gespottet, die er damals dem Prinzen sagte.

Ein Irrthum wäre es, anzunehmen, daß Voltaire den Prinzen nun sofort in seine Richtung herübergezogen habe. Im Gegentheil, es ist der Mühe werth, zu betrachten, wie sich ihr Verhältniß zunächst an der Verschiedenheit der Meinungen, die sie bekannten, ausbildete.

Der Prinz erwähnte gleich in seinem ersten Briefe an Voltaire der Streitsache Wolfs mit den halleschen Theologen und schickte ihm einige Actenstücke darüber zu; später ließ er die Uebersetzung der Wolf'schen Logik und Metaphysik folgen, erfüllt von dem unschuldigen Eifer, die Werke eines großen Philosophen einem der Abstraction fähigen Geiste, wie ihn Voltaire in der philosophischen Stelle der Henriade bewiesen habe, näher zu bringen [1]).

Voltaire antwortete, er sehe hier eine goldene Kette, die Himmel und Erde verbinden solle; er bewundere sie, obgleich ihm gar manches Glied derselben gebrechlich vorkomme. Er nahm wahr, daß hier ein System vorliege, welches dem Wesen nach der von ihm ergriffenen Sinnesweise entgegenstand, und zögerte nicht lange, einen Angriff darauf zu machen.

1) December 1736. In Beuchots Ausgabe der Werke Voltaire's T. XLII, Nr. 521 (in der akad. Ausgabe der Oeuvres de Frédéric XX, S. 22).

Das erste, wogegen er sich versuchte, war eben der Mittelpunkt des ganzen Systems, der Begriff vom einfachen Dinge. Die geistige Bedeutung der Monadenlehre berührte er nicht; er blieb bei dem physikalischen Gesichtspunkte stehen, der Behauptung, daß alles Zusammengesetzte sich unendlich theilen lasse, unendlich weiter, als unsere unvollkommenen Werkzeuge reichen; auch der letzte Urbestandtheil sei noch ein Körper; sonst würden keine Körper daraus entstehen.

Der Prinz aber — denn wir dürfen wohl seinen Gedankengang weiter begleiten — war mit Gründen dieser Art nicht zu schlagen. Er warf ein: die Vorstellung von Raum oder Länge und Breite sei durch die Wolfsche Definition ausgeschlossen; nicht Alles sei unendlich theilbar, z. B. nicht der Mensch als Mensch.

Voltaire erwiederte: was ungetheilt, sei darum noch nicht untheilbar, noch nicht einfach; zu dem einfachen Wesen Wolfs könne er sich nicht erheben. Der Prinz ersuchte ihn, der Sache nur eine kleine Aufmerksamkeit zu widmen; die Wahrheit könne einem so geistreichen Manne, wie er sei, nicht entgehen. Aber Voltaire war nicht weiter zu bringen: er sagt, er gerathe hier auf einen Boden, wo er seinen Fuß nicht niedersetzen, zu Leuten, deren Sprache er nicht verstehen, in ein Klima, wo er nicht athmen könne; Wolf werde von einer anderen Religion sein als er, jeder müsse bei der seinen bleiben. Sehr wahr: die Philosophien, die hier einander gegenüberstanden, hatten die eine ihren Ursprung in der positiven Religion, die andere eine Tendenz gegen dieselbe.

In diesem Augenblicke griff Voltaire aber auch schon den anderen, vornehmsten Lehrsatz von dem zureichenden Grunde, nicht sowohl an sich, als in den damit in Zusammenhang gebrachten Ansichten von Freiheit und Nothwendigkeit, an. Im October 1737 schickte er dem Prinzen einen Aufsatz über die unbedingte Freiheit des menschlichen Willens, die er aus den plausiblen Gründen des gemeinen Menschenverstandes behauptet; er sucht eifrig, die Einwendungen zu heben, die dagegen besonders von der Allwissenheit Gottes hergenommen werden. Hier aber fand er den Prinzen womöglich noch unerschütterlicher. Friedrich entgegnete, er würde der Meinung Voltaire's sein, wenn es keinen Gott gäbe; nun aber habe der Mensch einmal aus Ursachen, die nicht in seiner Gewalt seien, einen bestimmten Charakter, ein bestimmtes Temperament, nach dem er handle; zu jeder Handlung gehöre überdies Gelegenheit, die in den Umständen liege: wer aber führe diese herbei? Gewiß nicht der Zufall, sondern Gott, der die Dinge und die Menschen leite; darauf beruhe die Idee von der gött-

lichen Vorsehung, die erhabenste, edelste, prächtigste Vorstellung, die sich das Geschöpf von seinem Schöpfer machen könne. Möglich, daß der Mensch kleiner erscheine, aber Gott um so größer. Man kann sagen, daß damit in Friedrich wieder die Meinungen hervortraten, über die ihn einst sein Vater hatte zurechtweisen wollen; die Frage von Vorherbestimmung zur Seligkeit oder zur Verdammniß hat eine nahe Verwandtschaft mit der Frage über Freiheit und Nothwendigkeit, nur daß sich diese auf dem Gebiete philosophischer Reflexion bewegt. Von der Abhängigkeit des menschlichen Wesens von dem unendlich erhabenen Göttlichen könnte Niemand ein lebendigeres Gefühl in sich tragen als damals Friedrich. Voltaire erstaunte. Er antwortet, es komme ihm vor, als ob ein Leibniz oder ein Wolf an ihn geschrieben habe; er müsse nun wählen, ob diese, oder ob Locke und Clarke seine Führer sein sollen. Sei aber, so fragt er, nicht der Mensch sich einer freien Entschließung bewußt, und lasse sich wohl denken, daß Gott ihn damit betrüge? Wenn Gott die Handlungen der Menschen voraussehe, so erinnere Clarke daran, daß auch schon ein scharfsinniger Mann voraus wissen könne, was Andere thun werden. Es läßt sich aber denken, daß er mit so verbrauchten Argumenten bei Friedrich nichs ausrichtete. Der Gott Clarke's, antwortete der Prinz, mache ihn lachen; der möge mit elenden Zeitungsschreibern in einem Kaffeehause über die laufenden Conjuncturen politisiren; er werde jetzt vielleicht Nachrichten aus Ungarn abwarten, um zu sehen, ob er sich in seinen Vermuthungen nicht betrogen. Er seinerseits kenne nur Einen Gott, der für die Gesammtheit der Welten sorge und zugleich die Handlungen der Menschen regiere. Weil es einen Gott gebe, in welchem der Grund von allem, so gebe es auch eine unbedingte Nothwendigkeit, welcher der Mensch unterworfen sei. Indem er sich aber so bestimmt, beinahe fatalistisch ausdrückt, bemerkt er doch, daß sich auch gegen sein System manches einwenden lasse, daß man Jahrhunderte darüber streiten könne; die Erschöpfung des Abstracten sei dem Menschen nun einmal nicht gegeben: genug, daß er wisse, wie er zu leben habe; denn zum Handeln sei er geboren, nicht zur Betrachtung[1]).

1) Bei Beuchot LII, besonders die Briefe vom 16. August Nr. 573, 280, 578, akad. Ausg. XXI, S. 82; 26. December 1737, Nr. 607, akad. Ausg., S. 126; 19. April, 17. Juni 1738, bei Beuchot LIII, 633, 641, akad. Ausg., S. 186, 207; doch wer sollte nicht die ganze Reihe lesen? Ich brauche kaum zu erinnern, daß sich die Meinungen Friedrichs (z. B. über Freiheit, Nothwendigkeit) im Laufe eines thatenvollen Lebens anders gestalteten. In dem Examen du système de la nature erscheinen sie denen seines Vaters ziemlich analog.

Ohne Zweifel war Friedrich in Tiefe der Ansicht und Wissenschaftlichkeit seinem Correspondenten bei weitem überlegen; dabei machte es ihm doch den größten Eindruck, daß der bewunderte Freund eine andere Meinung festhielt. Friedrich glaubte, vorzüglich alsdann sicher zu sein, daß er richtig denke, wenn er mit Voltaire übereinstimme. Und so finden wir, daß seine Aeußerungen nicht selten auch wieder nach der anderen Seite hinüberschlagen und dem Zusammenhange entschlüpfen, den man gefunden zu haben glaubt: „denn wer die Scylla vermeiden will, geräth in den Strudel der Charybdis; die Metaphysik ist ein Meer, durch zahllose Schiffbrüche berüchtigt." Von den Philosophen des Alterthums billigt Friedrich am meisten die neuen Akademiker, weil sie sich am vorsichtigsten entscheiden.

Für uns ist es hinreichend, zu bemerken, daß Voltaire wenigstens damals mit nichten die Oberhand behielt. Zwischen dem altberühmten Autor, der nun einmal seine Partei mit Entschiedenheit ergriffen und sie mit aller Kraft zu behaupten, zur Herrschaft zu erheben denkt, und dem Prinzen, der noch mit jugendlichem Forschungstriebe die Wahrheit sucht und seine natürliche Vorliebe zu den Lehren hat, die doch zuletzt in dem Spiritualismus der alten Zeiten und der deutschen Nation wurzeln, besteht noch immer ein gewaltiger Unterschied.

Ein nicht viel geringerer zeigte sich auch in historisch-politischen Ansichten, bei Gelegenheit eines literarischen Versuches, den Friedrich selbst aufstellte.

Von den Ereignissen seiner Zeit das erste, welches er mit vollem Bewußtsein erlebte, war jene Wendung der europäischen Politik in den französisch-polnischen Irrungen, die mit den Friedenspräliminarien im October 1735 eintrat. Friedrich hatte, wie sein Vater, geglaubt, daß Frankreich wirklich zur Aufrechterhaltung der Wahl des Stanislaw die Waffen ergriffen; er war ebenso erstaunt, daß es denselben fallen ließ und dagegen Lothringen an sich brachte; sein erstes Gefühl war, daß der Kaiser untadelhaft, der Cardinal Fleury dagegen ein politischer Tartufe sei[1]). Später, bei weiterer Entwickelung der Begebenheiten und mehr authentischer Kunde, änderten sich seine Ansichten. Er urtheilte dann, daß der Verlust des Kaisers denselben Ursachen zuzuschreiben sei, aus welchen immer die großen Reiche gefallen, Schwäche der inneren Verfassung und Vernachlässigung der militärischen Vertheidigungsmittel; den Vortheil Frankreichs leitete er

1) Un tartufe qui n'a ni foi ni loi, — la politique de la cour de France n'est qu'un tissu de duplicité et de fourberie.

von der überlegenen Einsicht seiner Minister, der gewandten Durchführung einer folgerechten Politik ab; es machte ihm vielen Eindruck, wenn er überlegte, daß es eben durch die beruhigende Haltung des Cardinals Fleury gelungen war, die Furcht vor einer französischen Universalmonarchie, welche früher Europa in Aufregung hielt, zu heben, so daß er den günstigen Augenblick benutzen konnte, seine Beute zu ergreifen. Indem aber der Prinz das Talent anerkannte, zog er zugleich den Schluß, daß eine große Macht, welche mit erheuchelter Freundlichkeit zu Werke gehe, den Nachbarn ungemein gefährlich sei. Diese und andere sich daran reihenden Gedanken stellte er in einer kleinen Schrift zusammen[1]), die er an Voltaire mittheilte[2]). Sie ist schon ein trefflicher Beweis gereiften Geistes und durchdringender politischer Beobachtung; ebenso hatten Wassenaer und Prinz Eugen mitten in den Geschäften die Sache immer angesehen.

Sei es nun aber, daß Voltaire den Vorwurf einer zweizüngigen Politik nicht auf Frankreich kommen lassen wollte, oder daß seinem an einzelnen Erscheinungen haftenden Geiste dieser Scharfsinn abging, er blieb dabei, Frankreich habe in einem Spiele gewonnen, wovon es einen Augenblick, bevor man die Karten in die Hand nahm, noch nicht gewußt, ob es daran Theil nehmen solle; es sei nur durch den Hochmuth des kaiserlichen Ministeriums dahin gebracht worden, zu den Waffen zu greifen. Er brachte auf seine Weise eine Menge älterer Anekdoten bei, wo ein zufälliges Ereigniß große Dinge entschieden habe, das Wasserglas der Königin Anna und was dem mehr ist. Ein zu guter Franzose war er auch, um zuzugeben, daß Lothringen immer dem deutschen Reiche angehört habe; der Prinz mußte ihm dies noch ausführlicher entwickeln.

Bei alle diesen Meinungsverschiedenheiten freute sich doch Friedrich seiner Verbindung mit Voltaire, der auf der Höhe seines Ruhmes stand und durch seine Art, die Dinge anzufassen, sich auszudrücken, einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn ausübte. Er bewies ihm das hochhaltungsvolle Vertrauen eines jungen Autors, der sich einem älteren anschließt. Die erste Schrift, die er im Jahre 1739 für das Publikum zu Stande brachte, eine Widerlegung des Fürsten Macchiavelli's, überließ er den Händen desselben, um sie herauszugeben.

1) Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe 1738. Oeuv. posth. VI. akad. Ausg. VIII, S. 3. Beurtheilendes Schreiben von Voltaire 5. August 1738, Antwort von Friedrich 11. September 1738. (LIII, 689, 699; akad. Ausg. der Oeuvres de Frédéric XXI, S. 216, 228.)

2) Er nahm dabei die Miene an, als rühre die Schrift etwa von einem

Vielleicht hätte sich Friedrich, wenn er einmal schrieb, auch der Herausgabe seines Buches unterziehen sollen. Unmöglich kann sich ein Talent in einsamen Hervorbringungen ausbilden. Die Rücksicht auf das Publikum und dessen Theilnahme, der Widerstreit mit den herrschenden Meinungen und der Wetteifer mit den Zeitgenossen bringen erst das volle Talent an den Tag. Besonders ungeeignet war aber hier der Vermittler, an den der Prinz sich wandte. Voltaire richtete die Schrift für den Büchermarkt zu, nach dem herrschenden Geschmacke des Publikums. Will man den eigenthümlichen Gedanken Friedrichs verstehen, so muß man beinahe noch mehr das ins Auge fassen, was Voltaire wegließ, als was ihm stehen zu lassen beliebte.

Glücklicherweise ist die ursprüngliche Abfassung, von Friedrichs Hand, bis auf eine kleine Lücke aufbehalten worden; in dieser Gestalt ist die Schrift sehr merkwürdig [1]).

Es lag ganz außerhalb des Gesichtskreises eines deutschen Kronprinzen, das Buch Macchiavelli's auf die Zustände von Italien zurückzuführen, aus denen es entsprungen ist, auf jene besonderen Verhältnisse einer usurpatorischen Macht in einer bisherigen Republik, für welche die Rathschläge verschlagener Gewaltsamkeit berechnet sind, die darin gegeben werden; Friedrich betrachtete die Schrift einfach als eine allgemeine Anweisung, durch welche ein verruchter Rathgeber junge Fürsten zu verführen suche. Sie ist ihm in der Politik eben das, was Spinoza im Gebiet der Speculation gleich verwerflich und denen, die darauf achten, ebenso gefährlich, ausführte. Das historisch Bedeutende ist gerade, daß die Schrift weniger Widerlegung enthält als Gegensatz. Der auf die Praxis der italienischen Usurpation gegründeten Lehre des Florentiners tritt die Anschauungsweise des Erbfürstenthums entgegen; der Prinz spricht die ihm an seiner Stelle vorschwebenden Gedanken von dem Berufe des Fürstenthums aus.

Engländer her, und schrieb an Voltaire, er habe sie drucken lassen. Voltaire bemerkt: so schreibe doch kein Engländer; so viel Antheil nehme keiner an den Angelegenheiten des Reiches; wenn sie in England gedruckt worden wäre, so würde er darin gleich den Prinzen erkannt haben. (Vgl. Duncker, Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich, in der Zeitschr. f. preuß. Gesch. VIII, 1, S. 23 f.)

1) Friedrichs II Antimacchiavell, herausgegeben von Friedländer 1834, zeigt das Verhältniß; die Sammlungen des K. G. K. Archivs enthalten das Meiste von dem, was da noch vermißt wird. Die neue Ausgabe der Werke wird das Original, soweit es sich zusammengefunden (es fehlt nur noch das zweite Capitel), mittheilen. So die erste Ausgabe dieses Buches. Die Mittheilung erfolgte dann, bald nachdem dieselbe erschienen war, in den Oeuvres de Frédéric T. VIII, S. 61.

Er setzt diesen hauptsächlich in zwei Dinge, die Besorgung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten Aller und die Vertheidigung durch die Waffen.

Was das erste anbelangt, so sieht er in dem Besitze der höchsten Gewalt weniger ein Recht als ein Amt. Sehr eigenthümlich und königlich ehrgeizig erscheint seine Vorstellung von dem Verhältnisse zwischen Fürsten und Volk. Der Fürst, sagt er, soll seine Unterthanen glücklich machen; die Völker müssen das Werkzeug seines Ruhmes sein [1]). Wie widersinnig sei der Rath Macchiavelli's, einen eroberten Staat dadurch zu behaupten, daß man ihn zerstöre! Nur in der Zahl und dem Reichthum der Unterthanen bestehe die Macht der Fürsten. Das Glück des einen Theiles bilde zugleich das des anderen, gleichviel ob ein Staat ererbt worden oder erworben.

Nach seiner Meinung ist der Fürst gleichsam der Vormund der Unterthanen; er hat das öffentliche Vermögen zu verwalten und ist seinen Völkern dafür verantwortlich, wie er dies thut. Ein großer Fürst soll freigebig sein und Aufwand machen; denn der Luxus treibt das Blut durch die großen Adern bis zu den äußeren Theilen und führt es durch die kleinen wieder zum Herzen zurück, damit es von neuem ausgeströmt werde. Es giebt aber auch andere Fürsten, deren Kräfte beschränkt und mäßig sind, die Länder besitzen, welche nicht zu den großen gehören. Ein solcher muß seine Freigebigkeit nach seinen Mitteln berechnen und sie nur auf bestimmte Zwecke richten, z. B. das Gewerbe zu unterstützen, dem Glanze des Thrones einen dauernden Bestand zu geben, sehr ausgezeichnete Verdienste zu belohnen; sonst aber muß er gute Ordnung halten und sich bei Zeiten mit einem hinreichenden Rückhalt versehen, um auch einen Krieg zu bestehen.

Vor allem ist Friedrich von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß der Fürst seine eigene persönliche Fähigkeit ausbilde. Er soll sich nicht dem tumultuarischen Vergnügen der Jagd überlassen, das ihn eher verwildern könne, sich unterrichten, nicht gerade um vielerlei zu wissen, sondern hauptsächlich im Umgang mit klugen Leuten sich üben, richtig zu denken, Ideen zu combiniren; seine Pflicht erfordert, daß er seine geistigen Kräfte stärke. Wie sollte er sonst in schwierigen Fällen fähig sein, die rechten Entschlüsse zu fassen, das gute oder auch das schlechte Glück zu benutzen?

Ein Scrupel steigt ihm hiebei in Bezug auf seine religiöse Ge=

1) Eine von den im ersten Capitel weggelassenen Stellen: il doit être l'instrument de leur félicité, comme ses peuples le sont de sa gloire.

sinnung auf, und er vermeidet nicht, ihn zu berühren. Er fühlt als ein Unglück eines Fürsten und bezeichnet es ausdrücklich so, nicht gläubig zu sein wie seine Völker [1]; aber er würde sich schämen, Religion zu heucheln, weil das Volk es wünscht; er denkt, das Volk werde einen Fürsten, der nicht gläubig, aber ein ehrlicher Mann ist, zuletzt mehr lieben, als einen Orthodoxen, der ihm Schaden zufügt: denn nicht durch Gedanken, sondern durch Handlungen mache man Menschen glücklich.

Und mit derselben Rücksicht auf seine besondere Lage faßte er auch die militärische Seite ins Auge.

Aus Gründen, die in den eigenthümlichen Verhältnissen des preußischen Staates beruhen, rechtfertigt er das Werbesystem, welches in einer Stelle Macchiavelli's verworfen wird. Darin aber stimmt er demselben bei, daß ein Fürst seine Truppen selber ins Feld führen und ihnen das Beispiel der Todesverachtung geben müsse. „Welcher Ruhm", sagt Friedrich, „erwartet ihn nicht, wenn er sein Land von einem Einfall der Feinde befreit, oder auch, wenn er Rechte durchführt, die ihm Andere usurpatorischer Weise vorenthalten!" Gleich als wenn ein geheimes Vorgefühl ihm sagte, daß dies sein Fall sein werde, bleibt er bei demselben mit besonderem Nachdruck stehen. Einen Krieg, der zur Behauptung verkannter Rechte geführt werde, erklärt er für ebenso gerecht, wie einen Vertheidigungskrieg: denn Tribunale für Könige gebe es nun einmal nicht; deren Streitigkeiten seien nur durch die Waffen zu entscheiden: Souveräne plaidiren, die Waffen in der Hand, bis der Gegner gezwungen sei, der Gerechtigkeit ihrer Sache freien Lauf zu lassen. — Die Widerlegung verwandelt sich ihm, indem er schreibt, in Reflexionen über die eigene Zukunft.

Zeitgenossen und Spätere haben geschildert, wie man sich in Rheinsberg das Leben angenehm zu machen wußte; kleine Schauspiele wurden aufgeführt, viel Musik getrieben; ein jeder bot auf, was nur irgend an gesellschaftlichem Talent in ihm war. Friedrich war ganz in der Stimmung, diese ruhigen Augenblicke zu genießen; die damalige Kronprinzessin hat derselben in späteren Zeiten mit Sehnsucht gedacht. Allein wir sehen wohl, daß es nicht bloß ein dilettantisches Behagen an den Hervorbringungen der Literatur und Kunst war,

1) c. 18. Il ne luy suffit pas (à Macchiavel) qu'un prince ait le malheur, d'être incrédule, il veut encore couronner son incrédulité de l'hypocrisie.

worin Friedrich lebte; er beschreibt einmal selbst, wie er ganze Monate über die Bücher gebeugt gesessen und dann wieder die Feder ergriffen habe. Was ihm nicht gestattet gewesen war, auf einer großen Reise das provinziell Beschränkte zu überwinden, sich mit den allgemeinen europäischen Bestrebungen in Verbindung zu setzen, das sollten ihm nun die Studien verschaffen. Er suchte über die schwierigsten Probleme des menschlichen Denkens klar zu werden, an den verwickelten Verhältnissen der europäischen Staaten das Einfache und Wesentliche zu begreifen; er erwog alle Fragen, welche einem Regenten vorkommen können. Der echte Antimacchiavell ist eine Vorschule der Regierung; in den Maximen, die das Buch aufstellt, in denen überall Abscheu vor dem Laster und ein starkes moralisches Gefühl athmen, sind künftige Handlungen enthalten; das darin erscheinende Ideal eines Königthums, welches zu seiner Verwirklichung einen gleich begabten und arbeitsamen Geist erfordert, läßt eine thatenvolle Regierung erwarten, mehr auf Pflichterfüllung als auf Religion gegründet, den weltlichen Interessen zugewandt, entschlossen, für ihre Rechte das Schwert zu ziehen.

Wer die Dinge nach dem ersten Anblick beurtheilte, erwartete einen Hof, wo Männer von Wissenschaft und Geist eine große Rolle spielen würden. Manche fanden, der Prinz habe nur zu sehr den Ehrgeiz, für einen Gelehrten zu gelten; in allen Fächern, Historie, Politik, selbst Theologie, wolle er seine Ueberlegenheit an den Tag legen. Andere schlossen aus einer gewissen Liebe zur Pracht und zum Wohlleben, die er auch unter beschränkten Verhältnissen kundgab, er werde die Gewerbe und Künste pflegen, Wohlthaten des Friedens über sein Volk ausgießen. Doch gab es Einige, die auch noch etwas Anderes in ihm erblickten: dem Vater des Vaterlandes, sagt der französische Resident de la Hour, wird er den Helden hinzufügen; der wahre Gegenstand seiner Wünsche ist der Ruhm, und zwar der Kriegsruhm; er brennt vor Begierde, auf den Fußtapfen seines Ahnherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einherzugehen [1]).

Zuweilen ließ sich Friedrich fast wider seinen Willen Andeutungen in diesem Sinne entschlüpfen. Wenn er von den Kriegsereignissen

1) Réflexions sur la cour de Prusse, Octobre 1739. Différentes pièces fugitives, qu'il a écrit sur ces matières, prouvent assez, qu'elles lui sont plus familières qu'il ne convient peutêtre à un prince de sa naissance. Il en parle souvent et son amour propre est flatté, quand il peut faire sentir aux autres sa supériorité — —; il favorisera les arts,

der Zeit hörte, schlug ihm das Herz, wie einem Schauspieler, sagt er, welcher begierig ist, daß die Reihe an ihn kommt, seine Rolle zu spielen. Und von der Macht, die einem Könige von Preußen zustehe, hatte Friedrich den größten Begriff. Er hielt es für sehr möglich, als die Dinge sich dazu anließen, daß sein Vater es wagen könne, sich mit der französischen Macht zu messen. Aber er erwartete dazu Tag und Stunde.

Soweit es nach dem Gang, den sein Schicksal genommen, und den Beschränkungen, denen er unterlag, möglich war, dort in Rheinsberg sich selber lebend, fühlte er sich zufrieden und glücklich; der Aufenthalt in Berlin ward ihm noch immer nicht leicht.

Wie manches Mal, wenn er einen wolkenlosen Himmel zu finden sich schmeichelte, ward er von öffentlichen Zeichen der väterlichen Ungunst betroffen! Er sagt, er habe der boshaften Nachrede gegenüber, die ihn dann verfolgte, nicht allein sein Selbstgefühl, sondern auch seine Wahrheitsliebe bezwingen müssen, um zu schweigen.

Einmal erbot sich Pöllnitz zu regelmäßiger Correspondenz. Friedrich machte zwei Bedingungen, die eine, daß er ihm hauptsächlich nur über das Befinden des Königs und etwa darüber, was man von ihm, dem Prinzen, sage, schreiben solle, die andere, daß er seine Briefe nur durch den Capitän Wartensleben schicke, welcher das volle Vertrauen des Königs genoß. Als Pöllnitz diese Bedingung eines Tages übertrat, hat der Prinz ihm seinen Brief unerbrochen zurückgesandt.

Weder von den persönlichen Umtrieben des Hofes, noch von den Geschäften des Staates wollte er hören; er wollte nur Privatmann und Unterthan sein; jeder Tag übte ihn in Selbstbeherrschung und Zurückhaltung; über politische Angelegenheiten sprach er auch bei Tafel nie, solange der König zugegen war; in seinem Verkehr mit den auswärtigen Gesandten wich er den Gelegenheiten aus, darauf zu kommen. Die Minister waren über die Unterhandlungen, die mit Frankreich gepflogen wurden, ihrer Sache nicht ganz sicher; um bei dem künftigen Könige nicht dereinst Verantwortung zu haben, legten sie ihm die Actenstücke vor; er gab sie ihnen zurück, ohne ein Wort des Urtheils hinzuzufügen.

Indessen aber kam die Zeit, wo sein Schicksal sich ändern sollte.

les sciences, le commerce et l'agriculture, il aura une cour nombreuse et brillante. Des gens qui sont attachés à son service m'ont assuré que quand il réuniroit en lui le héros, le sçavant, le roi père de son peuple, il ne serait pas un maître facile à servir.

Im Frühjahr 1740 fühlte der König in Potsdam, wohin er gegangen, weil die dortige Luft seinem Zustande heilsamer sei, eine so merkliche Abnahme seiner Kräfte, daß er für nothwendig hielt, seinen Sohn in die Angelegenheiten der Regierung, wie sie im Augenblicke lagen, einzuführen.

Zuerst ward Boden, einer der Minister des Generaldirectoriums, nach Ruppin geschickt [1]), wo der Prinz sich eben aufhielt, um ihn über die inneren Geschäfte zu unterrichten. Vor allem sollten die Etats, also der Geldhaushalt, vorgenommen werden; dann wollte man zu dem Accisewesen schreiten. — Hierauf erhielten die beiden Cabinetsminister, Podewils und Thulemeier, den Auftrag, ebenfalls nach Ruppin zu gehen und ihm die „Situation der auswärtigen Affairen", besonders die Wendung, die sie in den letzten Zeiten genommen hatten, zu entwickeln.

In dem aber verschlimmerte sich das Befinden Friedrich Wilhelms, so daß man das Aeußerste fürchtete. Der Prinz, durch die Nachrichten erschreckt, die ihm ausdrücklich deshalb zugingen, eilte nach Potsdam, um den Vater nur noch lebend anzutreffen; er fand ihn besser, als er gedacht, sitzend in dem sonnigen Schloßhof auf seinem Rohrstuhl und mit Anordnungen zum Anbau eines Nebenhauses beschäftigt. Friedrich Wilhelm, sehr befriedigt durch die herzliche Theilnahme des Kronprinzen an seiner Krankheit und die guten Entschlüsse, die er in allen seinen Briefen an den Tag legte [2]), empfing ihn mit dem Ausdruck eines reinen väterlichen Gefühles und nahm sich vor, was die Mi-

1) Darüber giebt ein kurzer Brief Friedrichs an Boden vom 24. Mai Auskunft.

2) Der letzte Brief Friedrich Wilhelms an den Kronprinzen vom 26. Mai mag hier eine Stelle finden. Er lautet: Mein geliebter Sohn, ich habe Euer Schreiben vom 24. dieses wohl erhalten, daraus euer herzliches Mitleid mit meinem elenden Umstande, auch eure löbliche Entschliessung in allen Stücken meinem väterlichen Rathe zu folgen ersehen; ich bin davon sehr attendiret und habe nicht den geringsten Zweifel an dem Effect eures Versprechens und eurer guten Sentiments, wenn Gott über mein Leben gebieten sollte, wie es das Ansehen hat. Daß ihr gegen Pfingsten anhero kommen wollt, solches ist mir sehr lieb, und wird mir ein rechtes Vergnügen sein, euch noch zu embrassiren. Euer sehr wohl affectionirter und getreuer Vater Friedrich Wilhelm. — Es macht einige Verwirrung, daß Friedrich erzählt, er sei am 27. in Potsdam eingetroffen, und die Minute zur Cabinetsordre für Thulemeier und Podewils doch erst vom 28. datirt ist. Der Befehl dazu war aber ohne Zweifel früher gegeben und wurde vom Secretär auch nach veränderten Umständen ausgeführt.

nister entweder nicht vollendet, oder noch gar nicht begonnen, nun selber auszuführen.

Noch waren ihm einige schmerzensfreien Stunden gewährt, die er dazu benutzte: am 28. Mai, des Nachmittags.

In Gegenwart von Podewils, der darüber eine Nachricht hinterlassen hat, stellte der König dem Nachfolger sein Verhältniß zu den verschiedenen europäischen Mächten in sehr bestimmten Ausdrücken dar. Podewils bewunderte die Geistesunbefangenheit, welche er trotz seines leidenden Zustandes dabei zeigte. Wir wollen des Einzelnen erst dann gedenken, wenn wir auf die äußere Politik zurückkommen; die Summe von Friedrich Wilhelms Lehren war, daß ein König von Preußen sein Augenmerk immer auf zwei Dinge richten müsse, das Emporkommen seines Hauses und die Wohlfahrt seiner Unterthanen, auf beides zugleich und auf nichts als dies, und sich von jeder Allianz in fremden Interessen fernzuhalten habe [1]). Podewils hat nicht verzeichnet, was der Prinz etwa geäußert hat; dieser wird nur gehört und gezeigt haben, daß er verstand und beistimmte; seine Haltung erfüllte den König mit unendlicher Befriedigung. Früher hatte er wohl die Besorgniß geäußert, sein Sohn werde dereinst einen Purpurmantel, strotzend von Edelsteinen und Gold, anlegen und sich nur glücklich fühlen, wenn er, die Krone auf dem Kopfe und das Scepter in der Hand, einherschreite; jetzt nahm er wahr, daß derselbe seine Ideen von dem Wesen der wahren Macht nicht allein begriff, sondern darauf einging und alle Fähigkeit, allen guten Willen zeigte, dabei zu bleiben und sie durchzuführen. Als nach Beendigung der Unterredung die Gesellschaft wieder eintrat, hörte sie ihn Gott preisen, der ihm einen so braven Sohn gegeben habe. Auf diese Worte stand der Kronprinz auf, küßte seinem Vater die Hand, benetzte sie mit Thränen. Der König umschlang seinen Hals: mein Gott, rief er aus, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse!

Nicht allein, daß jeder Hauch von Unmuth zwischen ihnen verschwunden war, die Genugthuung Friedrich Wilhelms lag in einem Gefühl, von dem man wohl sagen darf, daß sich darin noch der letzte Zusammenhang des unsterblichen Geistes mit den irdischen Dingen ausspricht; er fühlte,

1) Kürzlicher Inhalt des Discurses, welchen S. K. M. an des Cronprinzen Königl. Hoheit 28. Mai 1740, des Nachmittags umb 4 Uhr, in meiner Gegenwart gehalten, soviel ich mich dessen erinnere. Potsdam 30. Mai 1741. Aus dem Nachlaß von Podewils im Besitz der Frau Gräfin von Voß.

er habe nicht umsonst gearbeitet, sondern ein Werk gegründet, welches Bestand haben werde.

Nachdem er dessen in seinem Herzen sicher geworden, schickte er sich an, von dem Leben Abschied zu nehmen. Er empfahl die Königin dem Nachfolger; dessen Antwort zeigte, daß er mehr für sie thun werde, als der Vater fordere; er ermahnte noch seine jungen Söhne, brave Soldaten zu werden, ihrem älteren Bruder als ihrem souveränen Herrn treu und gehorsam zu sein, nie etwas zu thun, das nicht zu dessen und des Staates Ruhm und Wohlfahrt gereiche. Dann, wie er schon früher mitten im Getümmel der Geschäfte und der Thätigkeit die Anwandlung empfunden hatte, sich von Allem loszureißen und, in die Einsamkeit zurückgezogen, sich selber zu leben, so beschloß er, auch für den Fall, daß er länger am Leben bliebe, was er nicht wünschte, auf die Welt Verzicht zu leisten. „Ich bin müde, zu leben", sagte er dem Prediger, mit welchem er die Heilswahrheiten noch einmal durchgegangen; „ich habe mein Herz jetzt losgerissen von meiner Familie, meiner Armee, meinem Königreich." Am frühen Morgen des 31. Mai ließ er den anwesenden Hof zusammenkommen und erklärte, aber schon mit leisen Worten, die der ihm zunächst stehende Officier der Versammlung wiederholen mußte, daß er seinen Staat, Land und Leute, volle Gewalt und Souveränetät dem Kronprinzen überlasse; er gab sich nicht zufrieden, ehe derselbe mit dem anwesenden Boden in das Cabinet zurücktrat, wo er mit den Ministern zu arbeiten pflegte; er trug Podewils auf, diese Uebertragung der Regierung in Berlin bekannt zu machen. Es war zu seiner vollkommenen Beruhigung im Tode erforderlich, daß er gleichsam noch selber die neue Ordnung der Dinge beginnen sah.

Und hierauf neigte sich diese merkwürdige Kraft zu ihrem irdischen Ende.

Friedrich Wilhelm hatte vor ein paar Tagen den um ihn Versammelten den Sarg „von Eichenholz" mit kupferner Handhabe" gezeigt, den er selbst für sich hatte machen lassen, worin er zu schlafen gedenke. Er ließ sich jetzt von seinem Leibarzt sagen, wie lange er noch zu leben habe, eine Stunde, noch eine halbe, noch eine Viertelstunde; „Gottlob," rief er aus, „nun ist Alles vorüber!" Er verschied am 31. Mai, Nachmittags zwischen drei und vier Uhr.

1740

Zweites Capitel.

Erste Regierungshandlungen Friedrichs II im Innern.

Friedrich war noch von dem ersten herben Schmerze übernommen, als Leopold von Dessau sich bei ihm melden ließ. Der alte Fürst konnte auch deshalb nicht zurückgewiesen werden, weil er abreisen wollte, und erschien nun, in Thränen gebadet, umfaßte die Kniee seines neuen Herrn, einige Augenblicke, ohne ein Wort zu sagen. Als er zu reden anfing, sprach er jedoch nicht allein sein Beileid, oder in schicklicher Wendung seinen Glückwunsch zum Regierungsantritt aus, sondern er redete von der Erwartung, die er hege, daß ihm und seinen Söhnen die Stellen verbleiben würden, in denen sie seien, ihm namentlich die Autorität, die ihm der Verstorbene gegönnt habe. Friedrich hatte seine Thränen getrocknet, als der Fürst eintrat, sein Gefühl in den Grund seiner Seele zurückgedrängt; diese Aeußerung brachte ihm zum Bewußtsein, woran er noch kaum gedacht, welch eine Veränderung vorgegangen, daß er jetzt der König sei. Er antwortete, er werde nicht ermangeln, den Fürsten und dessen Söhne in ihren Stellen zu bestätigen; was aber die Autorität anbelange, die der Fürst besessen zu haben meine, diese sei ihm unbekannt. „Nachdem ich König geworden bin", sagte er, „denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige zu sein, der Autorität besitzt." Er war sehr zufrieden mit sich, als der Fürst, nicht ohne Verwirrung, sich entfernte [1]).

1) Pöllnitz, der dieser Scene beiwohnte, in dem ungedruckten Theile seiner Memoiren. Fürst Leopold sagt: qu'il espéroit que lui et ses fils seroient maintenus dans tous ses emplois, qu'il conserveroit personnellement toute l'autorité, qu'il avoit eu sous le feu roi. Friedrich antwortet:

Noch am Abend langte Friedrich in Berlin an, unter dem Zuruf einer Bevölkerung, die an allem, was ihn betroffen, von jeher den lebendigsten Antheil genommen und große Erwartungen von ihm hegte.

Wie ward ihm zu Muth — denn die Nachricht pflegt das Bewußtsein des zunächst Erlebten zu verhüllen —, als er am anderen Morgen früh darüber erwachte, daß das Glasenappische Regiment unter seinen Fenstern auf seinen Namen den Eid der Treue schwur! Er sprang aus seinem Bett; Pöllnitz, der bald darauf in das Vorzimmer eintrat, fand ihn dort, halb unangekleidet, in fliegenden Haaren, beinahe außer sich, aufgelöst in Thränen; er sagte, das Lebehoch, welches ihm gebracht worden, rufe ihm nur den Verlust ins Gedächtniß, den er erlitten. Der Trost, daß der Verstorbene jetzt glücklicher sei, da er von so unsäglichen Leiden frei geworden, wollte bei ihm nicht wirken. „Es ist wahr", rief Friedrich aus, „er litt; aber er lebte; jetzt ist er nicht mehr".

Es war der letzte Augenblick, wo er noch einmal das Gefühl eines Prinzen haben durfte. Indem er noch mit Pöllnitz redete, traten die in Berlin anwesenden Generale der Armee bei ihm ein.

Er begegnete ihnen nicht allein mit dem vollen Gefühle des Königthums, das ihm heimgefallen, sondern auch mit der Ankündigung eines von dem bisherigen Gebrauch doch einigermaßen abweichenden Willens.

Wir haben, sagte er ihnen, unseren gemeinschaftlichen Herrn und König verloren und müssen suchen, uns darüber zu trösten. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Arme zu erhalten, welche Sie meinem Vater haben bilden helfen. Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt, als der verstorbene, nicht mindere Sorge für Sie tragen wird. Aber an zwei Dinge wolle er sie erinnern: das eine, daß die Truppen ebenso wohl gut und brauchbar sein müssen, wie schön; das zweite, sie dürfen dem Lande nicht verderblich werden, welches sie beschützen sollen. „Gegen Einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vor; stellen Sie dieselben ab." „Ein guter Soldat," fügte er mit jugendlicher Wärme

Qu'il tâcheroit de lui faire plaisir en tout ce, qu'il pouvoit, qu'il ne toucheroit point à ses emplois ni à ceux des princes ses fils, que pour l'autorité dans laquelle il souhaitoit d'être maintenu, elle lui étoit inconnue et que son intention étoit, devenu roi, d'en faire les fonctions et d'être le seul qui eut autorité.

hinzu, „muß ebenso wohl menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und brav.“

Nach einer anderen Seite hin äußerte er dieselbe Gesinnung, als er den Tag darauf in Charlottenburg den Eid der versammelten Minister empfing. Er wisse wohl, sagte er ihnen, daß sie ihm auch ohne Eid eben so treu dienen würden, wie seinem Vater; für einen ehrlichen Mann bedürfe es dessen nicht. Ueber die Art und Weise der Verwaltung wolle er ihnen ein Wort sagen. Bisher habe man zwischen den Interessen des Königs und des Landes einen Unterschied gemacht, und sein Vater habe Gründe gehabt, das zuzugeben (obwohl es dessen Prinzip nicht gewesen ist, so hatte doch die Verwaltung diese Rücksicht genommen); er aber hege andere Grundsätze darüber: „Ich denke, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht miteinander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben“ [1]).

1) Ueber diese Reden liegen, außer einer Notiz in der Zeitung, drei Berichte vor, der eine, minder genau, aus den dänischen Gesandtschaftsberichten in der Berl. Monatsschrift von 1804, Februar, S. 91, der zweite in dem Fragment der Memoiren von Pöllnitz, der dritte in dem Berichte Manteuffels vom 3. Juni. Die beiden letzten haben ohne Zweifel richtig, daß die Audienz der Generale am 1., die der Minister am 2. stattfand. Manteuffel ist der ausführlichste; er hatte gute Quellen und schrieb auf der Stelle. Er sagt: Quand les ministres furent assemblés, S. M. sortit et leur dit en termes fort arrangés qu'elle les avoit fait venir pour recevoir leurs serments, qu'elle croioit à la vérité cette cérémonie superflue, parce qu'un homme de bien fait toujours son devoir sans avoir jamais juré de le faire et que dix serments n'empêcheroient pas un scélérat d'y manquer, mais qu'elle vouloit néanmoins passer par cette formalité avec eux non parce qu'elle se méfieroit, mais pour s'accommoder à un usage généralement reçu en pareilles occasions, qu'elle étoit persuadé qu'ils avoient fidèlement servi le roi son père et qu'ils agiroient de même avec elle, mais qu'elle avoit à les avertir d'une chose. Vous avez mis, dit ce prince, jusqu'ici de la différence entre les intérêts du maître et ceux de son pays, vous avez cru faire votre devoir en ne vous appliquant qu'à bien veiller aux premiers sans songer des autres. Je ne vous en blâme point, sachant que le roi defunt avoit ses raisons pour ne pas le désapprouver; mais j'ai les miennes pour penser autrement là dessus, je crois que l'intérêt des mes états est aussi le mien et que je n'en peux avoir qui soit contraire au leur. C'est pourquoi ne faites plus cette séparation et soiez avertis une fois pour toutes que je ne crois de mon intérêt, que ce qui peut contribuer au soulagement et au bonheur de mes peuples. Hierauf las Schumacher den Eid vor.

In diesem Staat waren die beiden Audienzen einer förmlichen Besitznahme des Thrones gleich; unmittelbar an die Regententhätigkeit des Vaters schloß sich die des Sohnes an.

Von der ersten Maßregel, welche zu allgemeiner Freude von ihm ausgeführt ward, muß man sogar gestehen, daß sie wesentlich noch dem Verstorbenen angehörte. Trotz eines sehr merklichen Mangels an Getreide hatte sich doch Friedrich Wilhelm lange gesträubt, die Magazine zu öffnen. Er hatte sich berechnet, wie viel, nach den eingegangenen Quantitäten, auf den Kornböden vorhanden sein müsse, wollte nicht glauben, daß dies verbraucht sei, und besorgte, daß man ihn betrügen wolle. Endlich jedoch, in seinen letzten Augenblicken, gab er nach; er gestattete, daß den Bäckern in Berlin monatlich 400 Wispel Getreide aus den Magazinen überlassen werden dürften; es ist die letzte Cabinetsordre, welche er unterzeichnet hat. Der neue König genoß das Vergnügen, seine Regierung mit der Ausführung derselben zu beginnen, und da er auch ohne Zweifel auf ihre Abfassung in jenen letzten Stunden entscheidenden Einfluß gehabt hat, ward ihm die Popularität, die sich daran knüpfte, nicht mit Unrecht zu Theil.

Es giebt ein eigenes Gefühl, wenn man hinter den Cabinetsordres Friedrich Wilhelms I in dem nämlichen großen Buche, wo sie Tag für Tag zusammengeschrieben sind, auf die frühesten Friedrichs II stößt [1]). Die Form, die Fassung, selbst die Handschrift ist die gleiche, der Inhalt sehr verwandt; überall aber regt sich doch zugleich ein anderer Geist, und eigenthümlich kräftige Tendenzen springen ins Auge.

Nehmen wir uns die Zeit, diese in den ersten Anordnungen des neuen Fürsten Schritt für Schritt kennen zu lernen.

Vor Allem entwickelten die Cabinetsordres weiter, was die Anreden an Minister und Generale angedeutet hatten.

Eine der ersten, die er überhaupt erließ, vom 2. Juni, ist an den als besonders übermüthig bekannten Markgrafen Friedrich von Schwedt gerichtet, der Anträge gegen einen Rittmeister seines Regiments gemacht hatte, obwohl sich wider denselben nichts Gegründetes einwenden ließ. „Ew Liebden“, schreibt ihm der König, „müssen sich nicht in die Gedanken kommen lassen, daß ich ihretwegen den Offizieren Unrecht thun und sie ohne Grund wegjagen werde; vielmehr

1) Beim ersten Juni heißt es in der Sammlung: Hier haben S. K. M. Friedrich König von Preußen den Anfang gemacht zu unterschreiben.

wird es gut sein, daß E. L. andere Grundsätze annehmen und sich gegen die Offiziere so verhalten, wie billig und recht ist." Den Fürsten von Anhalt hat er bald darauf erinnert, daß eine allzu scharfe Behandlung der gemeinen Soldaten sie um so geneigter mache, auf Desertion zu denken, und ihn ersucht, den zuverlässigen unter ihnen eine gewisse Erleichterung zu gewähren, was dann die zweifelhaften zum Wohlverhalten antreiben werde. Es war ihm unendlich angenehm, zu hören, daß den Infanteristen, ohne die Fonds in Unordnung zu bringen, noch Einiges gegeben werden könne, dessen sie bisher entbehrten.

Und auch auf die, welche erst zu künftigem Dienst bestimmt waren, richtete er ein fürsorgendes Augenmerk.

Am 4. Juni gebot er den Regimentern bei Verlust von Ehre und Reputation, die Enrollirten, noch nicht Eingetretenen mit allen Plackereien zu verschonen. Wir finden bald darauf, daß Offiziere, die sich so etwas beikommen ließen, verhaftet werden; er droht, auch die Chefs deshalb auf das schärfste anzusehen. Einige starken Gewaltsamkeiten, die bei den Werbungen vorgefallen, ließ er ernstlich bestrafen und sah gern, daß es bekannt wurde, „damit Jedermann wisse", sagt er, „daß ich dergleichen Excesse nicht dulden will." Indem er den Generalen einschärft, ihre Regimenter complett zu halten, drückt er ihnen doch zugleich seine Erwartung aus, daß „die gewohnten Brutalitäten" in Zukunft vermieden bleiben.

Wenn er aber dergestalt die Gewaltthätigkeit, die dem Heerwesen noch anklebte, auf jeder Stufe verfolgt, so versteht es sich gleichsam von selbst, daß er auch im Civil die Spuren von Willkür und einseitigem Durchgreifen zu verwischen suchte, mit denen es behaftet war.

Friedrich theilte die Aufregung, welche die Anmaßungen und Eingriffe jenes Eckart verursachten, der, in außerordentlichem Auftrage nach Preußen gesendet, die königlichen Kassen daselbst auf Kosten des Landes bereichern wollte; er entzog ihm unverweilt seine Amtsgewalt und nahm ihm sogar das Ehrenkreuz, welches er trug [1]). Was er den Ministern gesagt, schärfte er auch den Kammern ein, daß sie nicht allein für des Königs Interesse, sondern ebenso gut zum Besten des Landes zu arbeiten hätten; die Präsidenten erinnerte er, ihren

1) Manteuffel à Brühl, 3. Juni. Il y en avoit, qui opinoient à un traitement bien plus rude, voulant, qu' Eccard fut pour le moins pendu.

Räthen eine regelmäßige Freiheit zu gestatten und mit denselben in guter Harmonie zu leben, die Räthe der Kammern, keinen Nebenabsichten Raum zu geben, alle Collisionen zu vermeiden. Er benutzte die Gelegenheit, die ihm ihre Glückwünsche darboten, um sie in den Antworten unter den höchsten Gesichtspunkten auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen; sie sollten ihr unbedrängt, aber ausschließlich leben.

Man hatte immer dafür gehalten, daß die Ertheilung so vieler Anwartschaften auf Lehngüter, Canonicate, Amtshauptmannschaften, wie sie die vorige Regierung auszustellen pflegte, den Rechten des Adels und der Stifter zu nahe trete. Friedrich II, der überdies selbst dadurch in Verlegenheit zu kommen fürchtete, erklärte nicht allein, keine neuen ertheilen zu wollen, sondern er hob auch die schon gegebenen wieder auf.

Bei den raschen und gezwungenen Bauten in Berlin waren nicht wenige in Nachtheil gerathen; Friedrich suchte sie zu entschädigen.

Unverzüglich that er den bisherigen Jagdbelästigungen Einhalt. Vier Reviere der Hühnerjagd zog er ein und gab Aecker, Wiesen, Hütungen zurück; eine große Anzahl von Hirschen und Keilern ließ er schießen, nicht ohne die Absicht, den Preis des Fleisches, der mit dem der Früchte in die Höhe gegangen, wieder herabzubringen; wenn er Jagden bestätigte, die sein Vater verliehen, behielt er sich doch vor, das Wild schießen zu lassen, sobald es für den Landbau nachtheilig werde.

Einem der bisherigen Mitpächter des Amtes Egeln gab er bei der Uebernahme des vollständigen Pachtes unter anderm deshalb vor den Mitbewerbern den Vorzug, weil er versprach, von den Bauern in Atzendorf keine Dienste zu fordern, sondern sich mit der Zahlung ihres Dienstgeldes zu begnügen [1]).

Ohne Bedenken räumte er den französischen Colonien gewisse alten Vorrechte wieder ein, welche die allgemeine Verfassung nicht störten; die lutherischen Gemeinden durften die unverfänglichen Ceremonien, welche sein Vater so lebhaft angefeindet hatte, wieder ausüben. Er schämte sich beinahe, als er bei der Durchsicht des Etats für die Gesellschaft der Wissenschaften auf kleine Gehälter stieß, die ihr entzogen und zu gehässigen Zwecken verwendet worden waren; er ließ sie ohne Verzug zurückstellen. Die Wissenschaften sind dankbar; dem neuen König ist es allezeit zur größten Ehre gerechnet worden, daß er sich in den ersten Tagen seiner Regierung des einst aus Halle verjagten

1) Cabinetsordres vom 5., 10., 11., 13., 16., 27. Juni.

Philosophen Wolf erinnerte und nicht ruhte, bis er ihn seinem Katheder zurückgegeben hatte.

Bei dem allgemeinen Aufsehen, das diese Dinge in der Welt machten, breitete sich die Meinung aus, als werde der junge Fürst, in diesem Sinne immer weiter gehend, leicht das ganze System seines Vaters umstoßen; und Viele, die dessen Werth nicht zu würdigen vermochten und nur das Drückende empfanden, das es in sich trug, begrüßten diese Aussicht mit Freuden. Bald aber sollten sie Friedrich anders kennen lernen. Einen Eckart, der moralischen Anstoß gab, ließ er fallen; einen Mann von Verdienst wie Boden, den die Menge von jenem nicht zu unterscheiden verstand, wußte er vollkommen zu würdigen. Man hat eine Erzählung, nach welcher Boden bald im Anfang von einigen Hofleuten habe gestürzt werden sollen, durch die Vernunft und Nachdrücklichkeit seiner Vorstellungen aber erst recht in Ansehen gelangt sei[1]). Dessen bedurfte es jedoch schwerlich. Boden hat den jungen Fürsten in den letzten Tagen der vorigen und den ersten der eigenen Regierung in das innere Getriebe der Finanzen eingeführt, das er besser als irgend ein Anderer übersah, und dabei dessen Hochachtung erworben. Friedrich ließ ihm eine der ersten Gnadenbezeigungen zu Theil werden, die er überhaupt erwies: er schenkte ihm, als Anerkennung für die vielfachen Dienste, die er geleistet, dasselbe Haus, das früher für Eckart bestimmt gewesen. In den ersten Jahren war und blieb Boden der Mann des Vertrauens in finanziellen Angelegenheiten. Schon das Gerücht von einem zu erwartenden Systemwechsel hielt man für nachtheilig genug, um es ausdrücklich zu widerlegen. Der König ließ den verschiedenen Kammern eröffnen, er denke die Einrichtungen seines Vaters auf das strengste festzuhalten, in Bezug auf Accise und Zoll sowohl wie auf Contribution und Beitreibung der Pachtgelder von den Domänen. Bei der ersten Rechnungsabnahme, Trinitatis 1740, zeigten sich nicht unbedeutende Rückstände; der König forderte die ungesäumte Beitreibung derselben bis zu einem Termin, den er setzte.

Wie übereilt war es überhaupt, von jenen vereinzelten Abweichungen auf eine Aenderung des Systems zu schließen! Weit entfernt, das Wesen desselben anzutasten, hoben sie es vielmehr reiner heraus, indem sie nur Anomalien abstellten, durch die es verunstaltet wurde.

1) In dem sonst anerkennungswürdigen Buche von König findet sie sich; sie ist aber auch in Hinsicht der Zeit nicht mit den Aufzeichnungen von Pöllnitz zu vereinbaren.

Allerdings aber trat der junge König auch mit einigen anderen Neuerungen hervor, die über das System seines Vaters wesentlich hinausreichten.

Am dritten Tage seiner Regierung erließ er eine Cabinetsordre, durch welche die Tortur abgeschafft wurde, mit Vorbehalt einiger wenigen, bestimmt angegebenen Fälle, in denen sie doch auch nicht angewendet worden ist [1]).

Schon in den Zeiten der Kirchenreformation war die Tortur bestritten, im siebzehnten Jahrhundert in ausführlichen Werken, zunächst von einem arminianischen Doctor verworfen worden [2]); endlich hatte im Anfang des achtzehnten Thomasius eine seiner heftigen, gelehrten, verständlichen Abhandlungen dagegen gerichtet, mit denen er überhaupt der öffentlichen Meinung in juridischen Dingen einen neuen Schwung gab. Doch ward sie darum noch mit nichten abgestellt; selbst Thomasius wagte nicht, aus Besorgniß vor anderen Uebelständen, schlechthin dazu zu rathen [3]). Friedrich aber, davon durchdrungen, daß es der vorgeschrittenen Cultur und dem Christenthum zur Schande gereiche, Handlungen zu sanctioniren, durch welche die Menschheit beleidigt werde, trat hier mit dem unbedingten Gebot des königlichen Willens ein und verordnete die Aufhebung der Folter, ohne lange wegen der Schwierigkeiten Rath zu pflegen. Im deutschen Criminalproceß, wie er sich seit der Carolina gestaltet hatte, bildete diese Art, zum Geständniß zu bringen, gewissermaßen den Mittelpunkt; der Wegfall derselben ließ eine für den Richter empfindliche Lücke. Eben hierauf aber wollte Friedrich keine Rücksicht nehmen. Die Abschaffung der Qual, welche doch so oft ihres Zweckes verfehlte und den Unschuldigen verderblich wurde, war eine unbedingte Forderung des Jahrhunderts, und sollte darum das ganze Criminalverfahren abgeändert werden müssen, wie es denn von diesem Punkt aus wesentlich umgestaltet worden ist. Und da die Tortur auch bisher gegen die höheren Stände nicht in Anwendung gebracht worden war, so begrüßte der Geist der Zeit in der Abstellung derselben noch einen anderen

1) Charlottenburg, den 3. Juni 1740, bei Behmer: novum jus controversum Catharinae II dicatum Obs. 74, II, 478. Vgl. Beiträge zur juristischen Literatur IV, 202.

2) Stelle aus Lersener (1542) in: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. S. W. V, 341. Johann Grave, Tribunal reformatum 1624.

3) S. Thomasius: de tortura e foris christianorum proscribenda, Christiani Thomasii Dissertationum Tom. II, S. 1049.

Grundsatz, an dem er in sich selbst arbeitete, den der Gleichheit vor dem Gesetze[1]).

Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit der Aufhebung der Dispensationen in Ehesachen, welche Friedrich bald darauf verfügte. Man weiß, um wie viel weiter, als das mosaische oder auch das römische Recht, die canonischen Bestimmungen gingen, wie sehr sie die Hindernisse einer gesetzlichen, kirchlich einzusegnenden Ehe durch Ausdehnung des Begriffes der Verwandtschaft und Schwägerschaft vermehrten. Davon hatten die Protestanten vieles fallen lassen, anderes beibehalten, nicht ohne Rücksicht auf die Verbindung mit den Katholischen im Reiche, denen sie nicht das Schauspiel von allzu verwerflich scheinenden Ehen geben wollten. Dies war jedoch kein Motiv, das für Friedrich II Bedeutung gehabt hätte: er erklärte jede Ehe für erlaubt und ohne Dispensation zulässig, die in Gottes Wort nicht klar verboten sei. Der Kanzler der Universität Halle[2]) rühmt ihn, daß er die evangelische Freiheit vollends herstelle und die mosaische Klarheit nicht mehr durch willkürliche Zusätze verdunkeln lasse. Der König selbst giebt einen anderen Grund an, der eine allgemeine Ueberzeugung des Jahrhunderts auszumachen anfing. Man neigte damals zu der Meinung hin, daß die Bevölkerung in einem großen Theile von Europa eher abnehme, als anwachse. Wer kennt die abenteuerlichen Mittel nicht, die ein anderer Kriegsmann, der Marschall von Sachsen, zur Abstellung dieses Uebels sich aussann[3])? Die meisten suchten den Grund davon in den kirchlichen Verboten, und welche Wirkung die Milderung derselben über ganz Europa hin hervorgebracht hat, zeigt der Augenschein in einem späteren Jahrhundert. Von den vornehmsten war in den protestantischen Ländern vorlängst nicht mehr die Rede; aber auch der geringeren wollte man sich entledigen. Friedrich sagt ausdrücklich, daß er die Dispensation abschaffe, um den ehelichen Stand und die Bevölkerung zu befördern. Mit einer ganz allgemeinen Ueberzeugung durchbrach er den kirchlichen Gebrauch und das Herkommen der Consistorien, und

1) Wie Beccaria bei dieser Gelegenheit sagt: la sola uguaglianza e libertà, che possono gli uomini ragionevoli esigere nelle presenti combinazioni di cose.

2) In den wöchentlichen Anzeigen, ausgezogen bei Faßmann, Regierungsantritt I, 74, wo auch das Rescript vom 3. Juli.

3) Réflexions sur la propagation de l'espèce humaine. Rêveries de Maurice Comte de Saxe 345.

kehrte zu den ältesten Rechten zurück, die hier mit dem Sittengesetz zusammenfallen.

Legislative Verfügungen von hoher Bedeutung, jedoch nicht völlig gereift noch ausgearbeitet, eigentlich erst Aufgaben für eine künftige Gesetzgebung, allgemeine Grundsätze, zu denen der junge König sich bekennt, und deren Durchführung er fordert. Sie entspringen mehr aus dem Gefühle von dem, was das gesellschaftliche Leben in Europa nothwendig machte, als daß der Uebelstand, welchem sie entgegengesetzt sind, gerade hier zu Lande besonders sichtbar geworden wäre.

So verhält es sich auch mit der Forderung einer allgemeinen Toleranz, die Friedrich aufstellte; doch zugleich hatte diese eine höhere politische Bedeutung.

Noch war überall die Theilnahme, so zu sagen, an der Wohlthat des Staates an eine bestimmte Confession geknüpft; die Staatsgewalten selbst waren durch die strengsten Gesetze daran gebunden. Von den zahlreichen geistlichen Fürsten in Deutschland versteht es sich von selbst; sie mußten die hierarchischen Ideen festhalten, welche den Grund ihrer Autorität ausmachten; — aber auch der Kaiser, der seine Krone noch in dem kirchlichen Pomp der früheren Jahrhunderte empfing, dessen Macht im Reiche mit der Erhaltung der hierarchischen Institutionen auf das genaueste zusammenhing, war darauf angewiesen; die Gewalt des Wiener Hofes in sich selbst konnte ohne diesen kirchlich-katholischen Bestandtheil kaum gedacht werden. So hatte sich die königliche Macht in Frankreich seit den religiösen Bürgerkriegen, in denen die Hugenotten unterlagen, und besonders seit der letzten Verfolgung und Verjagung derselben, mit den Ideen der Alleinherrschaft des Katholicismus bis in die innersten Fasern durchdrungen. Dagegen war in England zwar vorlängst ein Duldungsact verkündigt worden, aber nur zu Gunsten der dissentirenden Protestanten, nicht der Katholiken, die durch den heftigen Angriff, den sie unter Jacob II auf die Freiheiten des Landes unternommen, sich eine Ausschließung von allen öffentlichen Aemtern zugezogen hatten. Den besondersten Anblick bot in der Nachbarschaft ein altprotestantisches Land dar, wo jetzt die Hinneigung zum Katholicismus eher einen Anspruch gewährte. Den König von Polen, Kurfürsten von Sachsen, umgab ein Gewissensrath — nicht ohne einen eifrigen Beichtvater —, welcher Zwecke der Bekehrung in die Landesverwaltung brachte sowie in die Politik; es galt als eine Empfehlung, wenn man sich von der Landesreligion abwandte und der Religion des Hofes zugesellte.

Beim ersten Blicke sieht man, wie sehr sich der preußische Staat von alle dem unterschied.

Keine Frage, daß auch hier Alles auf dem Protestantismus beruhte; aber Niemand glaubte, daß dieser jemals wieder gefährdet werden könne oder gewaltsamer Vertheidigungsmittel bedürfe. Wie es vielmehr seit alten Zeiten das Bestreben der Dynastie gewesen war, den Hader der beiden protestantischen Confessionen untereinander zu beseitigen, so hatte sie dann ihre Duldung auch über die Katholiken zu erstrecken begonnen. Der Besitz der westlichen Provinzen, wo die drei Bekenntnisse nebeneinander bestanden, ist in dieser Beziehung für den Geist und Sinn der Regierung von hoher Bedeutung, man möchte sagen, providentiell gewesen. Sie hat dort noch im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Satzungen aufgehoben, durch welche die eine oder die andere Confession von bürgerlichen Rechten oder Aemtern ausgeschlossen wurde, und allen „einerlei Recht, Schutz und Gleichheit" gewährt. Schon der große Kurfürst hat zur Errichtung neuer katholischer Kirchen beigesteuert. Friedrich dem I rühmen seine katholischen Unterthanen nach, daß sie unter der Herrschaft eines Fürsten ihres Glaubens nicht mehr begehren könnten, als jener ihnen zugestehe [1]). Wir berührten, welche Theilnahme Friedrich Wilhelm I in dem Mittelpunkt seines Staates aus Rücksicht auf seine katholischen Soldaten diesem Bekenntniß widmete; nur das Proselytenmachen fand er sich veranlaßt zu beschränken.

Eine solche Richtung zu behaupten und weiter zu entwickeln, lag nun ganz in der Sinnesweise Friedrichs: er ergriff die erste Gelegenheit, den Grundsatz der Toleranz so stark wie möglich auszusprechen. Gleich dem ersten Monat seiner Regierung gehört jene vielbesprochene Marginalresolution an: alle Religionen seien zu dulden; keine solle der anderen Abbruch thun; in den preußischen Landen könne ein Jeder nach seiner Façon selig werden. Ein Ausdruck, der sich nur dadurch erklärt, daß er dem Anspruch der verschiedenen Bekenntnisse, die alleinseligmachende Lehre zu besitzen, entgegengesetzt ist. Aber man wird nicht glauben, daß Friedrich damit die Bekehrungssucht katholischer Priester habe bestätigen wollen [2]), noch auch, daß ihm

1) Laspeyres, Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preußens 219, 265.

2) So versteht es Büsching, der diese Marginalresolution (vom 22. Juni 1740) in seinem Buch, Charakter Friedrichs II, mittheilt (in dem Archiv hat man sich vergeblich bemüht, das Original aufzufinden), auf S. 118 wirklich,

eine Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft in das individuelle Belieben wünschenswerth erschienen sei. Dies hatte selbst der Hauptverkündiger des Grundsatzes, John Locke, ausdrücklich zurückgewiesen. Wir finden frühere Cabinetsordres, worin Friedrich die Seelsorge fleißiger Prediger rühmt, sich bereit erklärt, sie zu belohnen, einen und den anderen warnt, dieses sein Amt nicht über literarischen Beschäftigungen zu vernachlässigen [1]). Es ist einer seiner Hauptgrundsätze, den Glauben seiner Völker nicht anzutasten, ihnen kein Aergerniß zu geben. Nur wollte er keine confessionellen Gewaltsamkeiten dulden, nicht dem einen Bekenntniß ein Uebergewicht über das andere gestatten. Es sollten Zeiten kommen, wo er sogar wünschte, Katholiken an seinem Hofe zu haben.

Kein Mensch könnte leugnen, daß diese Gedanken von unberechenbarer Wichtigkeit für Deutschland und die Welt geworden sind. Sahen wir nicht, daß es hier noch im Jahre 1740 gleichsam eine auswärtige Politik der beiden Religionsparteien einander gegenüber gab, daß man Düsseldorf als eine Grenzfeste des Katholicismus, die Aemter an der Agger für unentbehrlich zu dem gesicherten Bestehen der Partei betrachtete?

Damit mußte es ein Ende gewinnen, und wenn man sich in dem gesetzlichen Mittelpunkt des Reiches, am kaiserlichen Hofe, zu diesem Gesichtspunkte nicht erhob, noch erheben konnte, so war es an einer anderen Stelle nothwendig.

Zugleich aber schlug man damit eine der großen Richtungen des Jahrhunderts überhaupt ein. Allenthalben erhob sich, und zwar, wie berührt, nicht ohne tiefe historische Nothwendigkeit, die Tendenz, die Schranken zu durchbrechen, welche in der allzu engen Verbindung der religiösen Ideen mit den politischen Rechten lagen: der allgemeine Geist wandte sich davon ab. Was man an so vielen Orten mit

auf S. 119 nicht mehr. Friedrich wollte ohne Zweifel, daß die katholischen Schulen, über deren Bekehrungssucht man klagte, nicht aufgehoben, aber ihnen darum doch keine Uebergriffe gestattet werden sollten. Der Autor schrieb übrigens nur für den Fiscal, nicht für das Publikum.

1) An den jungen Beausobre 15. Nov. 1742: Le devoir de votre charge d'âme doit être preféré aux travaux que l'édition etc. demande. An den Prediger Höpner 28. Juni 1741. Im Antimacchiavell heißt es chap. 25, 169: La politique veut, que le prince ne touche point à la foi de ses peuples. Testam. politique de 1752: Il faut savoir assez respecter le public, pour ne le pas scandaliser dans son culte, de quelque religion qu'il soit.

Heftigkeit wünschte und forderte, ward hier von dem Staate gewährt, ohne daß dieser darum hätte besorgen müssen, erschüttert zu werden.

Auch in Bezug auf die materiellen Interessen stimmten die Forderungen der Staatswissenschaft des Jahrhunderts mit den schon eingeleiteten Maximen der preußischen Verwaltung zusammen, z. B. bei Beförderung der Manufactur. Wir erinnern uns, wie Friedrich Wilhelm I sie neu begründete; dem Generaldirectorium war es zur Pflicht gemacht, in seinen verschiedenen Provinzialabtheilungen ihr die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Friedrich II hielt jedoch dafür, daß noch mehr geschehen könne und müsse. Die Unabhängigkeit vom Auslande, welche man bereits erworben, war ihm noch zu eingeschränkt; überdies aber faßte er die bewußte Absicht, hier zu Lande für andere Länder arbeiten zu lassen und die Vortheile einer für alle Welt productiven Industrie zu genießen: denn dadurch lege man den Nachbarn gleichsam eine freiwillige Steuer auf; man habe Leute, die von ihnen genährt werden, zu einheimischen Unterthanen; man vermehre sie, worin der wahre Reichthum der Fürsten liege, und bevölkere die Städte. Um der Sache einen neuen Antrieb zu geben, fand er rathsam, diesen Geschäftszweig mehr zu centralisiren, wie es auch mit anderen in der obersten Behörde von Anfang an geschehn war: er errichtete ein besonderes Amt für Gewerbe und Handel, unter einem der thätigsten älteren Beamten, den er zum Minister ernannte, Marschall, welchem sein Freund und Lehrer von Cüstrin, Hille, beigegeben wurde. Die Fürsorge sollte sich nicht bloß auf einzelne Provinzen, sondern auf den Staat als ein Ganzes erstrecken. Marschall begann damit, sich von den Kammern berichten zu lassen, welche Manufacturen jede Provinz habe, welche nicht; wie jene zu verbessern, diese einzuführen sein möchten, wie man der Consumtion fremder Fabrikate vorbeugen, den eigenen aber Absatz in der Fremde verschaffen könne; was man in Accise und Zoll ändern müsse, um den Handel zu heben.

Der König war mit lebendiger Theilnahme dabei. Wie Colbert, schickte er nach Italien, um Arbeiter in Sammet, schwerer Seide und Seidendamast herbeizuziehen; der Gesandte in Paris erhielt den Auftrag, Fabrikanten von Drap d'or und anderen reichen Stoffen aufzusuchen. Alle Jahre seiner Regierung sind mehr oder minder erfolgreich mit diesen Bestrebungen erfüllt.

Wir können sagen, in dem ganzen Innern des Staates nehmen wir drei gewaltige Kräfte wahr: die aufgerichtete Ordnung, die Ideen

des Jahrhunderts und den selbständigen Geist des Fürsten, der beide combinirt, um die eine zu fördern und den anderen Raum zu machen.

Noch manches ward damals vorbereitet, worauf wir später kommen wollen. Hier gedenken wir noch des Persönlichsten, der Einrichtung des Hofhaltes, wobei Friedrich auch von den Beschränkungen, die sein Vater der Familie aufgelegt hatte, abzuweichen für gut hielt.

Friedrich II erweiterte zunächst den Wohnsitz seiner Mutter in Montbijou und richtete ihren Haushalt glänzender ein. Es war nicht eine leere Formel, wenn er sie bat, ihn nicht mit dem Titel Majestät, vielmehr wie bisher als ihren Sohn anzureden, welche Bezeichnung ihm lieber sei als jede andere; sondern es drückte ein echtes Gefühl von Dankbarkeit und Verehrung aus. Er wünschte alle kleinen Unbequemlichkeiten zu heben, die ihr bisher beschwerlich gefallen waren.

Mit der Königin, seiner Gemahlin, stand er in dem eigenthümlichsten Verhältniß. Er empfand fortwährend, daß ihm bei der Vermählung einst Zwang angethan worden, und diesen sein ganzes Leben hindurch zu tragen, war er nicht gesonnen: man erwartete in der Hauptstadt nichs anderes als eine Scheidung. Elisabeth Christine hatte aber, in einer auch für sie so schwierigen Lage, so viele weibliche Haltung, so schöne moralische Eigeschaften gezeigt, daß der König eine solche Härte niemals auszuüben vermocht hätte. Er richtete ihr einen ehrenvollen und für die Verhältnisse von Berlin glänzenden Hofhalt ein [1]) und setzte sie in Stand, die große Gesellschaft bei sich zu sehen; er selbst aber erschien dabei nicht einmal im Anfang; er hat sich von Anderen sagen lassen, wie sie sich dabei ausnehme. Ueberhaupt sah er sie sehr wenig, geschweige daß er sein tägliches Leben mit ihr getheilt hätte: das war nun ihr beiderseitiges Geschick.

Friedrich setzte, jedoch ohne sie, zunächst in Charlottenburg das Leben fort, welches er in Rheinsberg geführt hatte. Auch einige Freunde aus den früheren Lebensstufen erschienen daselbst, Duhan de Jandun und jener Kait, der bei der Katastrophe des Jahres 1730 von Wesel entkommen war; doch paßten sie nicht mehr zu der Gesellschaft und Stimmung des Fürsten. Duhan war von dem Ernst der Religion ergriffen worden, und man sah ihm an, daß er in den strengen

1) Sie bekam vier Hofdamen, mit höherem Gehalt und der Anrede Madame, und vier Hoffräulein, mit geringerem Gehalt und der Anrede Mademoiselle (wenigstens unter den ersten wollte er keine Ausländerin haben), eine Oberhofmeisterin und einen Oberhofmeister, einen Hofmarschall und Kammerherrn, zwölf Pagen und was sonst dazu gehört.

Ideen des Calvinismus lebte und webte, dem seine Väter gehuldigt. Kait, der seitdem in England verweilt hatte, trat mit den Manieren und Ansichten eines Engländers auf und dachte sich gut zu verheirathen.

Dagegen wird Keyserlingk im Anfang fast als ein Günstling betrachtet. Keyserlingk war ein junger Offizier von allgemeiner Bildung, der die Beschäftigungen seines Fürsten mit gleicher Vorliebe theilte; er wußte lateinisch und italienisch; er würzte sein Gespräch mit glücklichen poetischen Reminiscenzen. Für Andere hatte seine Art und Weise, besonders wenn er Eindruck machen wollte, etwas Betäubendes, nicht für den König, der an ihn gewöhnt war und ihn liebte. Friedrich hat mit eigener Hand den Namen Cäsarion, wie er Keyserlingk nannte, an die Thüre des Zimmers im Charlottenburger Schloß geschrieben, wo derselbe wohnen sollte; es war seinem eigenen nahe, und er hat ihn zuweilen daselbst aufgesucht. Ein Günstling aber, der aus seiner Sphäre hätte herausgehen können, war Kaiserling darum nicht. Seine Empfehlungen, mit denen er unerschöpflich war, fanden wenig Rücksicht. Eines Tages schien er sich noch höher versteigen zu wollen: „höre, Keyserlingk", sagte ihm der König, „du bist ein braver Bursche; ich liebe, dich singen und scherzen zu hören; aber deine Rathschläge sind die eines Thoren."

Von tieferem Gehalt war Jordan, von der französischen Colonie, der sein Predigtamt, das ihm nicht mehr zusagte, verlassen hatte und der Wißbegier des Königs durch eine sehr ausgebreitete Kenntniß der Literatur, für welche er den Eifer eines erklärten Bibliophilen besaß, zu Hülfe kam. Ihm selbst gewährte der Umgang mit dem Könige geistigen Genuß und die Aufmunterung, deren er bedurfte. In skeptischer Gesinnung, welche das theologische System lebhaft bekämpfte, aber doch die tieferen Grundsätze der Religion zu verletzen sich hütete, in satirisirender Wahrheitsliebe wetteiferte er mit ihm; ihre Briefe sind in gleichem Styl, leicht hingeworfene Prosa, gemischt mit nicht eben kunstgerechten Versen, aber Beweise innigen Verständnisses und voller gegenseitiger Freundschaft. Oft trafen ihn die sarkastischen Ausfälle Friedrichs; er antwortete mit gleichen Waffen und lachte über die, welche ihn vor den Folgen warnten; er hielt es nicht allein für seine Pflicht, sondern auch für nützlich, allezeit die Wahrheit zu sagen [1]).

Diesen gesellte sich ein neuangekommener Fremder zu, ein noch mehr encyklopädischer Geist als die beiden Anderen, Algarotti, in dessen

1) Vgl. seinen letzten Brief, April 1745: VM. voudra bien après ma mort me rendre la justice, que si j'ai combattu la superstition avec

Nachlaß Abhandlungen über Physik und Alterthümer, Architektur und Kriegskunst, Sprache und Historie abwechseln, und der sich zugleich mit Wahl und Sorgfalt ausdrückt. Was sich in seinen Schriften zeigt, Beobachtungsgabe, unmittelbar einleuchtendes treffendes Urtheil, machte seinen Umgang für Friedrich unendlich anziehend; es schien, als langweile er sich, wo er Algarotti nicht antraf. Dieser, der ein unabhängiges Vermögen besaß, ward von einer Stellung nicht gereizt, welche Jordan für ein Glück hielt; doch war es ein Mißverständniß, wenn er in den höheren Staatsdienst aufgenommen werden wollte: im praktischen Leben bewährte er die sichere Gabe nicht, die ihm für die Literatur beiwohnte. Die Hofleute in Charlottenburg fanden ihn anmaßend und unerträglich.

Gegen Rheinsberg war nun aber der gewaltige Unterschied, daß nicht mehr die Studien, sondern die Staatsangelegenheiten die vornehmste Beschäftigung bildeten. Den frühesten Morgen behielt sich der König allein vor, mochte er seinen Kaffee im Garten nehmen oder in seinem Zimmer arbeiten. Dann hielten die Cabinetsräthe ihren Vortrag, die Minister erschienen, und nicht allein die Zahl, sondern auch die Bedeutung der Erlasse, welche die ganze Staatsverwaltung umfassen, bürgerliche und militärische, innere und äußere Dinge, zeigen, mit welchem angestrengten Eifer vom ersten Augenblick an gearbeitet wurde. Gegen Mittag ritt der König mit seinen Generaladjutanten zu einer militärischen Uebung oder zu einer Parade nach der Stadt; bald sah man die ganze Gesellschaft in gestrecktem Galopp nach Charlottenburg zurückkehren. Bei Tafel, wo Alles beisammen war, sprach der König oft mit kaustischem Witz; jede Antwort gefiel ihm, wenn sie nur treffend war. Des Abends nahm er an einem kleinen Concert Antheil; er spielte, wie sächsische Virtuosen sagen, fast besser, als einem Könige zukomme[1]; es galt für eine Bevorzugung, demselben beiwohnen zu dürfen. Ein sehr einfaches Leben, mit dem nicht Alle zufrieden waren. Schon damals haben ihn Manche als den Abt und sich als die Conventualen bezeichnet.

Am 22. Juni fand das Leichenbegängniß Friedrich Wilhelms I in Potsdam statt. Friedrich II ließ es auch deshalb mit aller Feier-

acharnement, j'ai toujours soutenu les intérêts de la religion chrétienne, quoique fort éloigné des idées des théologiens. — VM. m'a toujours soupçonné de socinianisme. (In der akademischen Ausgabe der Oeuvres de Frédéric T. XVII, p. 264.)

1) Que ce monarque non seulement s'y connaissait à fond, mais qu'il jouoit divinement bien.

lichkeit und dem erforderlichen Aufwand vollziehen, damit Niemand sagen möchte, wegen des früher Vorgefallenen sei ihm das Andenken des Vaters minder werth. Daß ihm dies Niemand angetastet hätte! Auf das Gerücht, ein Amsterdamer Buchhändler lasse ein Leben Friedrich Wilhelms drucken, beauftragte er seinen Gesandten, sich mit dem Inhalt der Schrift bekannt zu machen und, wenn sie etwas enthalte, das dem Ruhme des Fürsten zuwiderlaufe, die Herausgabe zu verhindern [1]).

Die Ceremonie der Bestattung war, dem Charakter des Verstorbenen gemäß, durchaus militärischer Art. Friedrich wollte keinen Ceremonienmeister um sich haben — wozu sich Pöllnitz anbot —; er war nur von Generalen, wie Fürst Leopold oder der Herzog von Holstein-Beck, umgeben, denen sich eine große Anzahl anderer Offiziere, nicht eben in strenger Ordnung, anschloß. Noch einmal sah man hier die drei Bataillone des großen Regiments mit aller gewohnten Präcision — auch die zuletzt Eingestellten waren auf das sorgfältigste eingeübt worden — ihre Uebungen machen und dem Fürsten, der sie gestiftet, ganz in dem ihm angeborenen Sinne die letzte Ehre erweisen. Man widmete ihnen um so größere Aufmerksamkeit, da man wohl wußte, daß man sie zum letzten Mal sah.

Friedrich fand den Aufwand, den das Regiment nöthig machte — man berechnete die Kosten auf jährlich 202,518 Thaler —, mit dem Nutzen, den es stiften konnte, nicht in Verhältniß und beschloß, es aufzulösen, obgleich der Vater die Beibehaltung desselben gewünscht hatte. Die tüchtigsten und schönsten, nicht eben die hochgewachsensten Leute verband er mit dem Regiment, das er als Kronprinz geführt hatte, und bildete sich daraus eine Garde zu Fuß in drei Bataillonen. Die zurückgestellten Giganten, meistens Raizen und Ungarn, wurden in die Sternschanze nach Magdeburg geschickt, wo man sie absterben lassen oder, wenn einer davonlaufe, ihm nicht nachsetzen wollte [2]).

1) Er schrieb ihm das den 21. Juni, den Tag vor der Ceremonie. Taisez vous, sagte er zu Pöllnitz, der sich einige Plaisanterien erlaubte; je respecte la mémoire de mon père et je veux que mes gens la respectent pareillement.

2) Militärische Nachricht bei Manteuffel: „Aus des hochsel. Königs Leibregiment sind die schönsten, so von guter Größe, ausgesucht worden, wovon das 1. Bataillon Fußgarde formirt worden, und sind bis dato noch die größesten, welches Ihro Hoheit Prinz Ferdinand bekommt, die übrigen sind theils an die Feld Regimenter verschenkt, theils ausgetauscht worden für gute 9 und 10 zöllige Kerls. Unter andern sind viele verabschiedet, auch einige avancirt

Das ersparte Geld diente zur Errichtung von 16 neuen Bataillonen, zu der sich die übrigen Mittel aus der Generalkriegskasse herbeischaffen ließen. Friedrich konnte, wie sein Vater, mit einer bemerkenswerthen Vermehrung der Armee beginnen; indem er das auf bloß persönlicher Vorliebe Beruhende abstellte, suchte er nicht minder eifrig das Wesentliche zu entwickeln.

Am 7. Juli 1740 erhob sich Friedrich, um die Huldigung in Altpreußen einzunehmen. Sich krönen zu lassen, lag ihm so fern wie seinem Vater; er verbat sich vielmehr alle Aufzüge, Einholungen, Empfangsfeierlichkeiten; nur eben das, was bei dem vorigen Regierungsantritt geschehn, sollte wiederholt, z. B. auch derselbe Kostenbetrag auf die nämlichen Kassen angewiesen werden. Einfacher konnte sich ein Fürst zur Besitznahme eines Königreiches nicht in Bewegung setzen. Friedrich reiste mit nicht mehr als drei Wagen, von einem Theile jenes Charlottenburger Hofhaltes begleitet, nicht ohne die Gelehrten; den seinen theilte er mit Hack, Keyserlingk und Algarotti.

Wie der Weg so nach Nordosten hinführte, fiel das Gespräch mit dem Italiener auf den Unterschied südlicher und nördlicher Landschaften; der König hielt fest und sprach es in einem Gedicht aus, daß auch der Nordländer die Natur genieße.

Sonst wurden unterweges Truppen besichtigt, Gnaden erwiesen, auch wohl einige Strafen verhängt, die laufenden Geschäfte der Regierung an den Orten der Rast ununterbrochen bearbeitet; — die Huldigung selbst bot noch einige, für die ausschließend monarchische Regierungsweise, wie sie nunmehr bestand, ungewohnten Schwierigkeiten dar.

Noch immer war einer solchen in Preußen ein Landtag vorangegangen, wobei den Festsetzungen des großen Kurfürsten zufolge der

worden. Die 25 M. gröſten an der Leib Comp. sind als Heyducken ausgekleidet worden und halten sich in Berlin auf, sollen aber keine Dienste thun. Unter dem Bataillon, welches Gen. Maj. von Weyer bekommt und in Magdeburg in der Sternschanze steht, sind 600 Mann auch hievon und werden dort Rebellen genannt, sind lauter Ausländer, Italiener, Slavonier, Raitzen und Ungarn. Sie sollen nicht recrutirt werden, sondern so absterben mit den Offizieren, so dabei zu stehen kommen, und so einer wegläuft, soll ihm nicht nachgeschickt werden, sondern laufen lassen.

Unter das 2te und 3te Bataillon Fußgarde werden die schönsten und größten von Ihrer Majestät gewesenem Regiment als Kronprinz genommen; der Rest davon an die Feld Regimenter verwechselt, wodurch die schönste Leute ausgesucht von 9 und 10 Zoll, und die beiden Bataillone formirt werden."

eintretende Landesfürst die eingerissenen Beschwerden heben, die Privilegien des Landes versichern sollte.

König Friedrich Wilhelm I hat es bei einer vorläufigen Assecuration, die er Anfangs gab, allezeit bewenden lassen; nach dem Huldigungslandtage hat er nie wieder einen anderen versammelt. Da alle landständischen Rechte hauptsächlich von Geldbewilligungen ausgegangen sind, er aber von Preußen nicht allein nichts empfing, sondern es nur durch Anwendung der ansehnlichsten anderweiten Mittel vor dem drohenden Verfall zu schützen vermochte, so fand er sich nicht veranlaßt dazu; das zu der inneren Bewegung der städtischen Verfassung unentbehrliche Institut der Landräthe hat er als unnütz betrachtet und in Abgang gerathen lassen.

Friedrich II entschloß sich nach einigem Bedenken, die fehlenden Landräthe zu erneuern. Hierauf, am 12. Juli, traten die drei Stände zusammen: Herrenstand und Landräthe, Ritterschaft und Adel mit den Deputirten der Cöllmer und Freien, die Abgeordneten der Städte; wie sie beisammen waren, konnte es nicht fehlen: sie erinnerten sich ihrer alten Gerechtsamen; sie baten um eine Assecuration, wie sie ihnen zuletzt Friedrich I zweimal, bei seinem Regierungsantritt 1690 und nach der Erwerbung der Krone 1701, gegeben hatte.

Seitdem aber war nun erst die administrativ-militärische Verfassung des Landes eingerichtet worden; der dem Könige vorangegangene Minister Podewils bemerkte, daß es unmöglich sein werde, die getroffenen Veränderungen mit den alten Privilegien zu vereinigen.

Der König, der sich in allen Dingen nach dem Beispiel seines Vaters hielt, war nicht gemeint, die Einrichtungen aufzulösen, auf denen die Macht und das Ansehen seines Landes beruhten; auch die Stände drangen nicht ernstlich darauf. Podewils stellte ihnen vor, ein Fürst wie dieser, dessen ganzes Sinnen nur auf das Glück seiner Völker gerichtet sei, biete ihnen eine größere Sicherheit dar, als alle Garantien der Welt [1]).

Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß eine Ausgleichung der gegenseitigen Ansprüche versucht worden wäre, hauptsächlich für die folgenden Zeiten; aber abgesehen davon, daß dies doch auch damals in unerwartete Weiterungen über niemals zu schlichtende Rechts-

1) Podewils an den König 12. Juli 1740: je puis dire aussi et je dois cette justice à ces gens-cy, que je trouve leur beaucoup de soumission et de docilité.

fragen hätte führen können, die Richtung jener Epoche ging überhaupt nicht dahin. Ganz andere Ereignisse, die großen Geschicke von 1812, gehörten dazu, um einem preußischen Landtage einmal wieder Leben zu geben. Die damaligen Stände erklärten sich bereit zur Huldigung, auch ohne daß man mit ihnen über eine Versicherung ihrer Freiheiten übereingekommen war. Der allgemeine Geist der Zeiten war nun einmal den Formen der Monarchie günstig. Doch auch da gehörte dazu, daß man von der anderen Seite das Princip derselben so rein wie möglich festhielt. Friedrich lehnte das Donativ ab, welches die Stände nach altem Brauch in gewissen Terminen, die sie angaben, zu zahlen sich erboten. Weder Forderung und Bewilligung, noch auch freiwilliges Donativ waren hier anwendbar, wo nur das unbedingte Bedürfniß des gesammten Staates und die Leistungsfähigkeit der Provinz die Norm gaben und Gesichtspunkte herrschten jenseit jenes privatrechtlichen Standpunktes.

Die Burggrafen von Dohna, welche nicht persönlich, sondern nur schriftlich zu huldigen das Recht zu haben behaupteten, standen doch davon ab, als der König ihnen vorstellte, daß es ihnen nur Haß erwecken könne, vor so vielen anderen ruhmvollen Geschlechtern etwas voraushaben zu wollen.

So geschah die Huldigung am 20. Juli. Der König erklärte, die Willfährigkeit der Preußen, sie ohne Assecuration zu leisten, solle ihnen nicht zum Nachtheil gereichen. Man dachte dabei wie schon 1701 derer, denen nach dem Vertrage von Wehlau ein Heimfallsrecht zustehe, nur im Allgemeinen. Miteinander verfielen die Erinnerungen an die alte Hoheit von Polen und die ständischen Vorrechte, wie sie miteinander sich ausgebildet hatten. Auf den Huldigungsmünzen nannte sich der König zum ersten Male König von Preußen: „Rex Borussorum.“ Auf die Herrschaft über Alle, die den Namen Preußen führten, nicht allein auf den Besitz dieses Landes, war sein Königthum und seine Stellung in der Welt gegründet.

Bei der Huldigung der Mark Brandenburg traten verwandte Tendenzen, aber noch schwächer, nicht als Forderungen eines Landtages, sondern nur als Wünsche der einzelnen Stände hervor. Der Adel beschwerte sich über das Uebergewicht des Militärs und die Accise, welche zuletzt immer seine Bauern treffe; er verwahrte sich gegen die Lehensfähigkeit der Bürgerlichen. Der Bürgermeister von Berlin rief dagegen den König zum Schutz der städtischen, bisher so bedrängten Gerechtsamen auf. Wenn man jedoch darunter Dinge begriff, wie z. B. die Rathenower, welche den Anspruch machten, zu

ihren Brücken- und Dammbauten das nöthige Holz aus den königlichen Forsten wie vor Alters zu erhalten, so sieht man wohl, wie ganz örtlich beschränkt ihre Gesichtspunkte waren. Der Minister Arnim versprach in seiner Antwort ein gütiges und gelindes Regiment; er erinnerte ausdrücklich an den ersten Friedrich, dessen Geist auf dem zweiten ruhe. Man darf jedoch zweifeln, ob dieser selber, der den Vater bei weitem höher hielt als den Großvater, damit übereinstimmte. Auf das ehemals Herkömmliche viel zu geben, zeigte er sich nicht geneigt: bei der Huldigungsfeierlichkeit, die am 2. August stattfand, sah man weder den Kurhut, noch das Scepter des Reichserzkämmerers; auf der Huldigungsmedaille fehlen die Worte „von Gottes Gnaden." Eine halbe Stunde verweilte er auf dem Balkon, seine Blicke auf die den Schloßplatz erfüllende Menge gerichtet, ohne ein Wort zu sagen, in Gedanken verloren. Von da eilte er zur Besichtigung der in Parade aufgestellten Truppen fort.

Anderwärts wurde die Huldigung durch Commissare abgenommen; den westlichen Provinzen machte Friedrich im August und September noch selber einen Besuch, bei dem er zugleich die Truppen musterte, die Festungen besichtigte.

Eine unvergleichliche Erbschaft war es doch, die er nun angetreten: die Regierung von Landschaften, die aus früherer Verödung unter glücklich entworfenen, festgegründeten Einrichtungen in sicherem Fortschritt wieder emporkamen, über ein von Natur starkgeartetes Volk, das die wesentlichen Elemente der Cultur besaß, die nur der Pflege bedurften, und durch keine Parteiungen in sich selbst zerrüttet wurde. Von dem alten confessionellen Hader war nicht mehr die Rede; jede Erinnerung an die besonderen Gerechtsamen trat vor der Nothwendigkeit, zusammenzuhalten, alle Kräfte zu dem gemeinschaftlichen Ziele politischer Selbständigkeit anzustrengen, zurück. Die strenge Zucht und Unterordnung, in der es gehalten ward, dürfte nicht als Knechtschaft ausgelegt werden, da man ihren Zweck verstand. Wer wollte den als einen Unfreien bezeichnen, der die Gewalt liebt, welche er durch den thätigsten Gehorsam erst möglich macht, und die ihm eine von fremdartigen Weltkräften unabhängige Stellung verleiht! Einige Minister sollen Anfangs unter anderen Aenderungen auch die Herstellung regelmäßiger Zusammenkünfte des geheimen Rathes erwartet haben; Friedrich erklärte ihnen, er wolle die Formen seines Vaters beobachten; lange Berathungen, weitschweifige Vorstellungen waren ihm noch widerwärtiger als diesem; er entschied lebhaft, unmittelbar und auf immer. Sein Sinn war, im Innern einige

Dinge anzuregen, auf die man bisher im Gange der Geschäfte nicht gekommen war, hauptsächlich aber nach außen die Achtung und Rücksicht zu erwerben, die man dem preußischen Staate bisher versagt hatte. Die im ersten Augenblicke verstärkte Kriegsmacht war überhaupt die Summe der Leistungen seines Volkes; es kam nun darauf an, sie so in Thätigkeit zu setzen, wie es ersprießlich und nothwendig war. Nur eine kurze Zeit schwankte man darüber, wie das geschehn sollte.

Drittes Capitel.

Auswärtige Geschäfte in den ersten Monaten.

In jenem seinem letzten „Discours", auf den wir zurückkommen wollten, hatte Friedrich Wilhelm, wie schon bemerkt, nicht viel von Freundschaft und zuverlässiger Verbindung mit irgend einer Macht zu rühmen. Als die befreundetste von allen seit langer Zeit bezeichnete er Dänemark, wie er denn überhaupt den Rath gab, mit den benachbarten norddeutschen Höfen — Cassel, Wolfenbüttel, Dresden — ein gutes Vernehmen aufrechtzuerhalten. Dagegen erschienen ihm die Machthaber in Schweden, so lange nach dem nordischen Kriege, noch immer als gefährlich, und wohl um so mehr, da sich auch das früher so enge Verhältniß zu Rußland in den letzten Jahren gelockert hatte; dieser Macht gegenüber empfahl der König eine vorsichtige, eher neutrale Haltung: man habe keinen Grund, sich viel von ihr zu versprechen; doch leuchte ein, daß man in einem Kriege mit ihr mehr verlieren als gewinnen könne. Die dringenden Fragen lagen jedoch auf einer anderen Seite. Besonders ausführlich erklärte er sich über die vier Mächte, die an der jülich-bergischen Sache Theil nahmen, die sein vornehmstes Augenmerk ausmachte. Dem Kaiser, sagte er, müsse man geben, was des Kaisers sei, d. h. ihm mit aller der Rücksicht entgegenkommen, die das Oberhaupt des Reiches von einem Reichsstande fordern könne; aber man dürfe nicht vergessen, daß er dem Hause Oesterreich angehöre, welches seinen eigenen Vortheil suche und den unabänderlichen Grundsatz befolge, das Haus Brandenburg eher kleiner zu machen als größer. So stehe Preußen zwar mit den Holländern in dem Verhältniß alter Freundschaft und guter Nachbarschaft; aber jede Vergrößerung der Macht desselben, namentlich an ihren Grenzen, werde von ihnen nur mit scheelen Augen angesehen.

Was den Londoner Hof anbetrifft, unterschied er zwischen den Absichten der Krone England und denen des Hauses Hannover: mit jenem habe Preußen keinen wesentlichen Streitpunkt und außer den religiösen auch noch manche anderen gemeinschaftlichen Interessen; dagegen erhebe Hannover mancherlei Territorialansprüche im Gegensatz mit Preußen und wolle dies nicht weiter emporkommen lassen. Er seinerseits habe als Christ Georg dem II alles verziehen, wodurch er von demselben beleidigt worden, aber sich besser befunden, solange er in keinem genauen Verhältniß zu ihm gestanden habe. Jetzt sehe dieser Fürst eine Regierungsveränderung im Hause Brandenburg voraus; ohne Zweifel nur deshalb sei er aus England herübergekommen, um den Prinzen im ersten Augenblicke nach seiner Thronbesteigung auf seine Seite zu ziehen. Es scheine, als gehe er damit um, eine große Allianz gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Der Prinz möge sich vorsehen und sich nicht allzueilig anschließen [1]), sich gute Bedingungen ausmachen und vor allem niemals zugeben, daß man ihm die letzten Absichten einer verabredeten Verbindung verborgen halte, ihn als einen nicht vollkommen Gleichstehenden behandle. An Frankreich sich anzuschließen, oder auch ihm zu widerstehen, nach Lage der Umstände, habe sich das königliche Kurhaus von jeher vorbehalten. In der letzten Zeit habe er, der König, mit dieser Macht einen Vertrag geschlossen, kraft dessen Preußen hoffen dürfe, zunächst festen Fuß im Bergischen zu fassen; durch die widrige Gesinnung der übrigen Mächte sei er bewogen worden, darauf einzugehen; und schon trage man von jener Seite auf ein noch engeres Verständniß an; er denke aber, der Prinz werde es nicht annehmen, wenn Frankreich nicht auch den Theil von Berg bewillige, den es noch zurückhalten wolle. Im Allgemeinen gab Friedrich Wilhelm seinem Sohne den Rath, Allianzen lieber zu vermeiden, mit fremden Gesandten sich nicht zu viel in persönlichen Verkehr einzulassen; denn deren Absicht sei immer dahin gerichtet, hinter seine Geheimnisse zu kommen. Ehe er zu den Waffen greife, möge er wohl bedenken, daß man nicht immer Meister bleibe, einen begonnenen Krieg auch nach Belieben zu beenden; sei es aber nicht anders und erfordere es die unausweichliche Nothwendigkeit, so möge er alsdann seine Macht beisammenhalten und seinen Entschluß mit Standhaftigkeit durchführen.

1) „Allianzen wären zwar guth vor die Ministres, so dazu gebraucht würden wegen der Presenten so es dabei setzte, aber selten convenabel vor ihre Principalen, weil die wenigsten Tractate und Bündnisse gehalten würden."

So sprach der Sterbende. Er drückte nicht allein seine Gesinnung noch einmal aus, sondern er bezeichnete den Standpunkt, auf welchem er die Dinge seinem Nachfolger hinterließ.

Das, was er als das Nächste vorausgesehen, traf sofort nach seinem Tode ein. Noch ehe eine amtliche Anzeige von demselben gemacht worden, erschien schon einer der deutschen Minister des Königs von England, mit einem für diesen Fall im voraus abgefaßten Beglaubigungsschreiben versehen, in Berlin. Sein Antrag lautete nicht allein auf eine Erneuerung des erblichen Bündnisses zwischen den beiden Häusern, die bei jedem Regierungswechsel geschehen solle, sondern besonders auf vertrauliche Besprechung über die Lage der öffentlichen Geschäfte, um vereinigte Rathschläge darüber zu fassen.

Und wie hätte sich, da der Fürst, der den Thron bestieg, einst in seiner Jugend eine unzweifelhafte Vorliebe für England kundgegeben und darüber so viele Widerwärtigkeiten bestanden hatte, in Georg II nicht die Hoffnung regen sollen, ihn ganz auf seine Seite zu ziehen? Gehörte er doch selbst durch Mutter und Großmutter dem hannoverschen Hause an. Von seiner Mutter, welche jene Hinneigung getheilt, und der er eine unbeschreibliche Ehrerbietung widmete, durfte man vermuthen, daß sie einen gewissen Einfluß zu Gunsten dieser Richtung auf ihn ausüben werde; noch lebten Minister, welche die öffentliche Stimme in Berlin geradezu für hannoverisch erklärte. In der That waren die, welche Friedrich hiebei zu Rathe zog, der Meinung, daß man einer so freundschaftlichen Annäherung sich nicht entziehen dürfe.

Der junge König theilte jedoch diese Ansicht mit nichten. Eben das war das Ergebniß jener stürmischen Jahre, daß die engen, eine selbständig politische Bewegung hemmenden Bande der Verwandtschaft, wenn nicht aufgelöst, doch unwirksam geworden waren. Friedrich war von seiner Vorliebe längst zurückgekommen. Seiner angeborenen Sinnesweise und der Entwickelung, die seine Gedanken nahmen, widersprach es, die Blutsverwandtschaft als einen Grund der politischen Verbindung anzusehen. Ueberdies berührte ihn die Eile, das Dringende des Anerbietens eher unangenehm[1]). Er gab dem Gesandten, Münchhausen, die besondere Audienz nicht, welche er verlangte, sah

1) Friedrich an Thulemeier 5. Juli: croyant en effet, qu'il ne faudra rien précipiter, d'autant plus que le mentionné traité étant regardé comme perpétuel et obligatoire il suffira, jusqu'à ce que le tems nous éclaircira sur les vues et les véritables dispositions des Français et des Anglais.

ihn nur einmal unter mehreren Diplomaten; und da der Gesandte erklärte, der Erbvertrag behalte seine bindende Kraft, möge man ihn erneuern oder nicht, so beschied ihn endlich der König, daß es dabei dann auch sein Bewenden haben müsse; in neue Allianzen könne er sich unmöglich einlassen, solange seinem Vater nicht einmal die letzte Ehre erwiesen worden sei. Man muß gestehen, daß nach der Dringlichkeit von dessen letzter Ermahnung dieser Grund gerade gegen diese Verbindung eine innere Kraft hatte. Münchhausen beklagte sich, daß man dem Eifer seines Hofes nicht mit einem gleichen entspreche, und kehrte fast beleidigt nach Hause zurück.

Wenn bei Friedrich von Hinneigung die Rede war, so galt diese in der That mehr den Franzosen als den Engländern.

Indem er sich entschloß, zu förmlicher Anzeige seines Regierungsantrittes den Grafen von Truchseß-Waldburg an den englischen, den Obersten Camas an den französischen Hof zu schicken, Beide mit der Ermächtigung, sich in nähere Unterhandlungen einzulassen, beobachtete er doch den Unterschied, daß er nur den Letzten mit eigentlichen Anträgen beauftragte, während jener nichts als hören und berichten sollte. Und wie ganz Unrecht hatten die Franzosen, wenn sie in der Sendung eines Mannes von einem feudalistischen Namen eine Bevorzugung, die dem englischen Hofe erwiesen werde, zu sehen glaubten! Friedrich entgegnete auf eine Andeutung darüber, daß es in Preußen nur auf den Rang in der Armee ankomme. In der That waren sie vielmehr die Bevorzugten. Friedrich hatte Camas seit lange zu seiner vertrautesten Gesellschaft gezogen, hegte zu seiner Geschicklichkeit und Treue eine unbedingte Zuversicht; er sagt ausdrücklich in der Instruction für denselben: die Sendung, welche er ihm anvertraue, sei in diesem Augenblick die wichtigste, die er Jemandem übertragen könne[1]).

Der Auftrag, den er ihm gab, ging nun aber ganz nach dem Rathe seines Vaters dahin, die angebahnte Verbindung mit Frankreich noch weiter zu entwickeln, wofern ihn dies von jenen unbequemen Beschränkungen losspreche, denen die Besitznahme von Berg dem letzten Vertrage zufolge unterliegen sollte. Er rechnete darauf, daß Frank-

1) Je n'aurois pû choisir ni un plus honnête ni un plus digne homme pour la commission la plus importante qu'on a pû donner dans les conjonctures présentes. Die geheime Instruction ist eigenhändig. Eine allgemeine Weisung, die sich darin findet, ist: Vous payerez paroles veloutées de paroles veloutées et les réalités d'autres réalités.

reich in Betracht ziehen werde, wie sehr es durch eine Verbindung mit Preußen bei dem steigenden Zerwürfniß mit England gefördert, dagegen durch eine Vereinigung Preußens mit den Engländern in Nachtheil gesetzt werden könne. Er ließ erklären, daß er bei der Gunst der gegenwärtigen Umstände wohl auch Jülich fordern könne; doch solle ihm Berg genug sein: er wolle sich verpflichten, Düsseldorf niemals zu befestigen, den Rhein mit keinen neuen Zöllen zu belasten; aber das Land müsse er vollständig besitzen; leiste ihm Frankreich für diese Erwerbung Gewähr, so könne es auf ihn rechnen.

In derselben Weise setzten Thulemeier — in seinen letzten Tagen — und Podewils dem französischen Gesandten auseinander, daß es bei den letzten Verabredungen sein Bewenden nicht haben könne, wenn Frankreich eine nähere Vereinbarung mit Preußen wünsche. „Damals," sagte man ihm, „habt ihr euch die Sinnesweise des verstorbenen Königs zu Nutze gemacht, von dem ihr wohl wußtet, daß er nicht zu den Waffen greifen würde; jetzt aber haben wir einen jungen König, der seine Truppen brauchen, sie ins Feld führen will."

Wenn man diese Aeußerungen zusammenfaßt und dann aus einer Anweisung des Königs sieht, daß er das Beispiel Gustav Adolfs aufruft und gleichsam dessen Rolle übernehmen zu wollen scheint, ferner in seinen Briefen liest, einmal, er denke seinen Cursus der Politik unter dem Cardinal Fleury zu machen, ein ander Mal, er habe Lust, persönlich einen Ausflug nach Frankreich zu unternehmen, um denselben zu sehen, aus seinem Gespräche Vortheil zu ziehen [1]), so sollte man es für möglich halten, daß er sich ganz an Frankreich angeschlossen hätte.

Bei jener Reise nach seinen westlichen Provinzen, die er, um seine Schwestern zu sehen, durch die fränkischen Fürstenthümer nahm, ließ er sich wirklich die Lust anwandeln, den Franzosen innerhalb ihrer Grenzen einen Besuch zu machen.

Unfern von denselben trennte er sich von seinem Bruder August Wilhelm und von Algarotti, die ihn bisher begleitet und nun unmittelbar nach dem Niederrhein gingen; er selbst schlug, nur von Wartensleben begleitet, unter dem Namen Dufour den Weg nach Straßburg ein. Es war, als wollte er jene Phantasie der Jugend,

1) An Camas 11. August: que si mes affaires vont là bas selon mes souhaits connus, je pourrais faire un petit tour en France, pendant l'espace de 15 jours pour avoir la satisfaction de connaître personnellement le cardinal et pour profiter de ses entretiens.

die ihn mit seinem Vater in das heftigste Zerwürfniß gebracht hatte, nun, da er sein eigener Herr geworden war, ausführen. Die gewandte Gastlichkeit sowie andere guten Eigenschaften der besseren Gesellschaft, die Friedrich in den Franzosen voraussetzte, traf er nicht an.

Es war sehr leicht, sein Incognito zu durchschauen. Vor den Augen des letzten Postmeisters in Kehl hatte er sich selbst den Paß ausgestellt, dessen er bedurfte [1]), und ihn mit dem kleinen königlichen Petschaft, das er bei sich führte, besiegelt; man hätte ihn wohl zugleich mit der Ehrfurcht, die seinem wahren Range gebührte, und der Freiheit des Umganges, die sein angenommener Name gestattete, empfangen können; aber Alle, mit denen er in Berührung kam, suchten ihm mit zudringlicher Neugier nur das ausdrückliche Geständniß seines Ranges abzugewinnen; von dem Gouverneur der Festung, Marschall Broglie, darf man wohl sagen, daß er eben das Gegentheil von dem that, was an der Zeit gewesen wäre: er ließ den Ankommenden, der ihm einen Besuch machte, lange im Vorzimmer warten und begrüßte ihn dann als Majestät; er sprach nicht von dem unerwarteten Glück, das ihm zu Theil werde, einen König von Preußen bei sich zu sehen, sondern erging sich in Erinnerungen an sein Commando in Italien und den Erfolg seiner eigenen Heerführung. Dann erschien Madame de Broglie, welche den König empfing, wie eine Fürstin einen einfachen Reisenden zu empfangen pflegt. Der Marschall selbst soll sich sogar seiner Amtspflicht als Gouverneur erinnert und einen Augenblick den Gedanken gehegt haben, den mit einem ungenügenden Passe Versehenen in Unannehmlichkeiten zu verwickeln [2]). Der König eilte, das Land zu verlassen, wo er wenigstens die gesellschaftliche Cultur nicht antraf, die er voraussetzte.

Auch seine Unterhandlung in Versailles oder vielmehr in Compiègne, wohin sich der französische Hof in diesem Augenblicke begeben hatte, führte mit nichten zu dem Erfolge, den er erwartete.

1) Ich benutze hier einen Aufsatz, welchen Manteuffel aus den Erzählungen der Zurückgekommenen unter dem Titel: Anecdotes de Strasbourg zusammenstellte. (Im Dresdener Archiv.) Was man sonst darüber berichtet, ist aus unverbürgten Zeitungsnachrichten und versificirten Sarkasmen zweifelhafter Echtheit zusammengewebt.

2) In einer späteren Notiz bei den Depeschen von Belleisle im Pariser Archiv heißt es: Mr de Broglie avoit marqué quelque disposition à le faire arrêter, croyant que ce prince auroit dû s'annoncer publiquement ou simplement se munir d'un passe-port.

Cardinal Fleury, der die schmeichelhaften Ausdrücke, die in dem Briefe des Königs vorkamen[1]), mit selbstgenügsamem Wohlgefallen aufnahm und gegen die ersten Anträge von Camas nur schwache Einwendungen vorbrachte, die leicht zu beseitigen schienen, antwortete doch bald darauf in ablehnendem Tone. Er besaß eine einzige Geschicklichkeit, die Fäden der Politik in seiner Weise fortzuspinnen; auf neue Umstände, welche dieselbe durchkreuzten, Rücksicht zu nehmen, war nicht so sehr seine Sache. Jetzt gab er ein gewisses Erstaunen darüber zu erkennen, daß der junge König über einen Vertrag, der seinen Vater zufriedengestellt hatte, sich mit so wenig Genugthuung äußere. Die Ministerialbeamten, die in dem gewöhnlichen Laufe der Angelegenheiten überall eine große Stimme führen, waren entschieden gegen die preußischen Anträge. Sie wollten nicht Wort haben, daß die Umstände verändert seien: denn nur aus Rücksicht auf die Zukunft und den jetzigen König habe Frankreich dem verstorbenen jene Zugeständnisse gemacht und dadurch die alten Verbündeten, die Häuser Pfalz und Baiern, nicht wenig verletzt; wenn es einen Schritt weiter gehe, werde es das Zutrauen der katholischen Fürsten vollends verlieren.

Noch einen anderen Grund aber als diese Rücksicht alter Freundschaft glaubten Camas und der ordentliche Gesandte, Chambrier, für die Weigerungen der Franzosen wahrzunehmen, und zwar einen solchen, der sich nicht beseitigen ließ. Es schien ihnen, als erblicke die französische Politik einen großen Vortheil darin, Düsseldorf und das Rheinufer in künftigen Kriegsfällen zum Uebergang über den Rhein benutzen zu können, wozu es in den Händen einer schwächeren Macht, aber nimmermehr einer stärkeren dienen könne[2]).

Die Unterhandlungen wurden darum nicht sogleich abgebrochen. Der Cardinal stellte in Aussicht, daß er vielleicht künftig einmal etwas mehr bewilligen könne; mit allem seinem Blute werde er trachten, dem Könige von Preußen Genugthuung zu geben; aber zugleich wiederholte er auch, er dürfe einen Fürsten nicht verletzen, der sein ganzes Vertrauen auf Frankreich setze und dessen Garantie für sich habe. Camas meinte, Fleury werde nie etwas thun und denke nur Preußen durch unbestimmte Versprechungen festzuhalten.

1) Camas: Il pésoit les mots et répétoit à voix basse les expressions, qui le touchoient le plus.

2) Dans la vue de conserver pour la France sous le nom de l'Electeur palatin ce passage sur le bas Rhin, par où il peut aller (le roi) où il voudra sans s'embarrasser de Wesel (Camas, 26. Juli).

Auf den König machte es einen tiefen Eindruck, und er faßte es ganz, daß seinem Emporkommen in der Nähe des Rheins die natürliche Richtung der französischen Politik entgegenstehe, und daß er dort nichts von ihr zu erwarten habe.

Ueberhaupt aber war ihm eine stolzere Rolle in der Weltgeschichte bestimmt, als die ihm ein so frühes und entschiedenes Anschließen an Frankreich eröffnet haben könnte.

Jetzt suchte er sich nur ohne Aufsehen und Beleidigung zurückzuziehen und näherte sich ernstlicher dem englischen Hofe.

Und hier fand er nun ein unumwundenes Entgegenkommen. Georg II erinnerte ihn „als Freund, Verwandter und guter Nachbar", sich ja nicht mit Frankreich einzulassen, das mit den rheinischen Kurfürsten in viel zu enge Verbindungen verflochten sei, um etwas für ihn zu thun; überhaupt kein Protestant dürfe von da Begünstigung erwarten. Er sprach mit einer Bewegung und Wärme, wie der Gesandte nie an ihm wahrgenommen; über die Ansprüche auf Berg ließ er sich so günstig wie möglich aus. Die deutschen und englischen Minister bezeichneten ihren Hof als denjenigen von allen, welchem die Vergrößerung von Preußen am wenigsten widerwärtig sei. Beide vereinigt würden jede Allianz schließen können, die sie wünschten, und das entscheidende Wort in Europa sprechen [1].

Friedrich II hatte vermieden, auf seiner Reise an den Rhein nach der Göhrde zu kommen, wo der König von England gern eine Zusammenkunft veranstaltet hätte; er ließ sich auch bei der Rückreise von Cleve nicht bewegen, seinen Weg über Hannover zu nehmen; ein Fieber, das ihn auf dem Wege von Straßburg nach Wesel befallen, bot ihm eine natürliche Entschuldigung dar; allein seine Erklärungen fingen an, freundlicher und eingehender zu lauten als bisher.

Er sprach den Wunsch aus, daß man ihm einen Minister von Gewicht und Vertrauen schicken möge, um mit demselben über eine engere Vereinigung zu unterhandeln; doch setzte er für eine solche im voraus zwei Bedingungen fest, die eine, daß man ihm entsprechende

1) Truchseß, 2. Juli. Harrington sagt ihm: qu'il n'étoit pas raisonnable de croire, que l'agrandissement des états de V. M. puisse causer de la jalousie à l'Angleterre que ces deux puissances réunies pourroient être sûres de leur fait à l'égard d'autres alliances qu'ils pourroient trouver convenables; qu'ils joueroient sûrement alors le plus grand rôle dans l'Europe.

Vortheile zusichere, die zweite, daß England noch andere Verbündeten gewinne. Er machte den englischen Ministern gleichsam einen Vorwurf daraus, daß sie in ihren eigenen Dingen ohne einen bestimmten Plan seien.

Georg II versicherte, Dänemark, Holland und der Kaiser würden auf der Seite von England stehen; wenn Preußen hinzutrete, so werde man noch andere Mächte herbeiziehen; in kurzem solle ein englischer Gesandter, wie der König ihn wünsche, in Berlin ankommen.

Auch mit Rußland knüpfte Friedrich II unmittelbar nach seinem Regierungsantritt Verhandlungen an. Jeder der beiden Theile trug Bedenken, dem anderen die ersten Vorschläge zu machen; endlich kam beiden der Gedanke, den Entwurf eines Vertrages wieder vorzunehmen, der zur Zeit Friedrich Wilhelms I besprochen, aber wegen der damals herrschenden Aufregung der Gemüther nicht durchgeführt worden war. Die größte Schwierigkeit lag aber auch hier in den Ansprüchen auf Jülich und Berg.

Wie in früheren Zeiten sein Vater, so wünschte Friedrich II, daß ihm Rußland diese Erbschaft garantiren möchte. Die russischen Minister antworteten, daß das nicht in ihrer Macht stehe, da die Sache das römische Reich betreffe und sie fürchten müßten, darüber das Mißverständniß des sächsischen Hofes oder des Kaisers, denen sie eine Garntie dieser Länder immer versagt hätten, auf sich zu ziehen; aber sie zeigten sich bereit, zu erklären, daß sie eine Verpflichtung zu Ungunsten Preußens weder übernommen, noch in Zukunft zu übernehmen gedächten.

Eine Eröffnung, die dem König genügte. Er sah einen Beweis von Zuverlässigkeit darin, daß Rußland nicht auf Garantieen so entlegener und dem deutschen System angehöriger Länder eingehen wollte, die eben als solche es vielleicht unmöglich machen würden, dieselben zu erfüllen; doch hatte er noch einen anderen Wunsch.

Entschlossen, eintretenden Falles den Anspruch auf Berg mit den Waffen geltend zu machen, fürchtete er nur, daß, wenn darüber ein Krieg ausbreche, sein östliches Preußen ihm von den alten Verbündeten Frankreichs, Schweden und vielleicht Polen angegriffen werde, und trug darauf an [1]), daß Rußland sich zum Schutze dieser Provinz verpflichten möge.

1) Der erste Antrag ging gleich entweder auf Garantirung, oder darauf, daß Rußland bei einem über diese Succession erfolgenden Marsch oder Kriege

Auch dagegen machte Rußland wohl eine Einwendung. Es trug Bedenken, die Mächte zu nennen, gegen welche es die Provinz vertheidigen wolle; aber es verstand sich zu einer Zusage, welche dies unnöthig machte: es verpflichtete sich ganz im Allgemeinen zu einer Hülfe von 12,000 Mann gegen eine gleiche, welche Preußen versprach.

Die Entfernung der Orte und die Langsamkeit der Verbindungen verursachten, daß diese Uebereinkunft erst etwas später völlig zu Stande kam; aber schon im October 1740 waren alle Bestimmungen verabredet, eben damals, als Friedrich II sich von Frankreich abwandte und mit England in nähere Beziehungen trat [1]).

Und da nun Rußland in vertrautem Verhältniß zu England stand, zunächst um Schweden zu verhindern, im Bunde mit Frankreich die Hand nach den alten Besitzungen, Liefland auf der einen, Bremen und Verden auf der anderen Seite, auszustrecken, so erschienen die Dinge zum Abschluß eines großen Bündnisses zu Gunsten Englands gegen Frankreich wohlvorbereitet [2]).

Auch mit Oesterreich unterhandelte der König, und die äußeren Bezeigungen waren sehr günstig. Der außerordentliche Gesandte, welcher den Regierungswechsel zu melden nach Wien kam, Oberst Münchow, hatte sich der besten Aufnahme zu erfreuen, besonders bei der Kaiserin, welche in Friedrich II ein Mitglied der braunschweigischen Familie sah, und bei dem Herzog von Lothringen, der sein erstes Begegnen mit demselben einst in Berlin, wobei sie Freundschaft geschlossen zu haben meinten, nicht vergessen hatte. Alles pries die ersten Regierungshandlungen des jungen Königs.

den Rücken gegen Sachsen, Polen und Schweden frei- und sicherzuhalten sich verpflichte (31. Juli); — bei dem letzten blieb der König dann stehen: Resolution für Mardefeld in St.-Petersburg, Wesel, 7. September: „soll blos suchen zu erhalten, daß sie im Fall eines Krieges Preußen den Rücken sicherhalten wollen." Er hätte übrigens gern leichte Reiterei, z. B. Kosaken, in seinen Sold genommen.

1) Der Herzog von Curland stimmt am 1. October bei: qu'en cas de guerre et quand après la mort de l'El^r Palatin on voudrait faire des diversions à VM. dans ses états, la Russie lui tiendra le dos libre contre tous ceux, qui voudroient l'attaquer, mais principalement contre la Saxe, la Suède et la Pologne etc. Ostermann wünschte die drei Namen vermieden zu sehen.

2) Am 21. September schreibt der einer französischen Allianz wenigstens sehr abgeneigte König an Podewils: je crois de mes intérêts d'éviter avec soin une nouvelle alliance avec la France qui en retireroit tous les fruits.

Es gab sogar einen großen politischen Grundsatz, über den man sich einverstanden zeigte. König Friedrich traute den österreichischen Ministern so viel Geist zu, um einzusehen, daß keine Allianz ihrem Herrn nothwendiger sei, als die preußische; er trug seinem Gesandten auf, das Verbindlichste, was er zu finden wisse, über die Wünschenswürdigkeit eines gegenseitigen guten Verständnisses zu sagen. Die kaiserlichen Minister bekannten, das vornehmste Mittel, den kaiserlichen Hof in seinem früheren Glanze wiederherzustellen, bestehe wohl in Freundschaft und Allianz mit dem Könige von Preußen.

Kam man aber näher auf die laufenden Geschäfte zu reden, so zeigte sich mannichfaltiges Mißverständniß.

Der Wiener Hof erschwerte dem Könige die Werbung in den Reichsstädten; dieser bestand darauf, daß er als Kurfürst ein Recht dazu habe, und forderte die Aufhebung der hie und da dagegen erlassenen Verbote. Noch hatte Preußen alte, einst auf die Zölle an der Maas angewiesene Geldansprüche an Holland und den Kaiser; Friedrich beklagte sich, daß die eine dieser Mächte ihn immer an die andere verweise; die Summe, die er zu fordern habe, wachse an wie ein Schneeball; in starken Ausdrücken forderte er eine Erledigung dieser Sache.

Aber der Probirstein für die Möglichkeit eines besseren Einverständnisses lag in der großen Frage über die Erbschaft von Berg und Jülich, und der König verlor keine Zeit, sie anzuregen; er ließ anfragen, was er für die Behauptung seiner gerechten Ansprüche vom Kaiser erwarten könne [1]). Die Antwort, welche er erhielt, bestand in ausweichenden, nichts bedeutenden Formeln, und bald war Friedrich ebenso sehr überzeugt, wie sein Vater es gewesen, daß er in Güte nie etwas erreichen werde. Einen Grund davon sah er in der Verbindung des Kaisers mit Frankreich, welches in dieser Sache den Ton angab, den anderen in der alten politischen Eifersucht. Er war der Mann nicht, um sich einzubilden, als werde Oesterreich aus Liebe zu ihm für das Emporkommen seines Hauses mehr thun, als unter seinen Vorfahren [2]).

1) Friedrich an Borcke, 12. Juli: Vous ne manquerez pas de cultiver au dernier possible les bonnes intentions, où ces deux ministres (nach Borcke's Bericht Bartenstein und Sinzendorf) se trouvent envers moi; la succession de Juliers et de Bergue sera la pierre de touche, où je pourrai connaître la sincérité de leurs sentimens envers moi.

2) 22. August: que la maison d'Autriche dut avoir changé de principe

Ueberhaupt mußte er bei diesen Verhandlungen innewerden, daß er bei aller seiner Macht von seinen Ansprüchen nichts erreichen werde, es wäre denn, er brauche diese Macht mehr als sein Vater, ohne so viel Rücksicht auf die Convenienz der anderen Mächte. In dieser Beziehung ist die Art und Weise, wie er in einer Sache, die an sich wenig Gewicht hatte, verfuhr, von hoher Bedeutung. Die Angelegenheit von Herstall ist die erste, aus der man ihn kennen lernte und besonders den Unterschied wahrnahm, der zwischen seinem Verfahren und dem seines Vaters obwaltete. Es sei uns vergönnt, ihr eine näher eingehende Betrachtung zu widmen.

Das altberühmte Herstall, wo Karl der Große, seine Vorfahren und Nachfolger so oft jenen Heerbann versammelt haben, der dem Abendlande Gesetze gab, war, nach mancherlei Besitzwechsel im Laufe der Jahrhunderte, endlich im achtzehnten aus der oranischen Erbschaft an das Haus Brandenburg gekommen; nirgends aber fand dies größere Schwierigkeit, als hier, sich festzusetzen.

Dies rührte daher, daß die Reichsunmittelbarkeit, welche die Besitzer der Herrschaft in Anspruch nahmen, von den benachbarten Landesgewalten, dem Herzogthum Brabant und dem Bisthum Lüttich, welche sie sogar einmal unter sich getheilt hatten, entweder gar nicht anerkannt oder doch sehr beschränkt wurde.

Als Friedrich Wilhelm I vermöge seiner Auseinandersetzung mit dem Hause Nassau im Jahre 1732 zur Erbfolge gelangte, suchte er vor allem die Rechtspflege in Besitz zu nehmen und ernannte Schöffen, welche ihm eine gewisse Recognition zahlen sollten. Allein weder die Gerichtshöfe zu Lüttich und zu Brüssel, noch auch die Unterthanen wollten eine Gewalt aufkommen lassen, die als durchgreifend und gebieterisch bekannt war. Die Gerichtshöfe, von den Unterthanen aufgefordert, verfolgten die Schöffen „auf Leib und Leben, Gut und Blut“, bis sie sich ihnen unterwarfen und ihrem Erbherrn, dem Könige, die versprochene Recognition zu zahlen aufhörten. Hierauf vollzog der Bischof alle Acte der Landeshoheit: er hob z. B. Geldstrafen auf, welche der preußische Drost wegen Vernachlässigung der Wegebesserung aufgelegt hatte; er erklärte überhaupt: diese Landschaft sei ihm so gut unterworfen, wie sein übriges bischöfliches Gebiet. Einige Excesse preußischer Werber brachten das gemeine Volk in den Kohlengruben auf seine Seite, und bald durfte sich keine preußische

— et qu'elle voulut plus facilement se prêter à mon agrandissement, qu'elle n'a fait à l'égard de mes ancêtres.

Uniform mehr im Lande blicken lassen. Die Rentmeister hörten auf, der Kriegs- und Domänenkammer zu Cleve, wohin sie angewiesen waren, Rechnung abzulegen; ein Advocat von Lüttich, des Namens Desawes, genoß ein größeres Ansehen im Lande, als sämmtliche Beamten des Erbherrn [1]).

Mit aller seiner Energie konnte Friedrich Wilhelm nichts dagegen machen, noch die Sache beilegen.

Er hätte am liebsten die Herrschaft gegen einige, seinen clevischen Landen näher gelegenen, lüttich'schen Besitzungen vertauscht; allein Bischof und Landstände von Lüttich, hier am Ort die stärkeren, ließen sich nicht dahin bringen. So sehr es seinen Grundmaximen entgegenlief, fühlte er sich doch endlich bewogen, auf einen Verkauf zu denken; die Stände machten ihm aber auch hiefür eine Bedingung, die er unmöglich eingehen konnte; sie wollten das Kaufgeld, 100,000 Patacons (125,000 Thlr.), womit er sich begnügt hätte, nicht auszahlen, sondern nur verzinsen, unter dem Vorwand, daß es noch andere Prätendenten gebe, welche in Zukunft ihre Ansprüche geltend machen könnten, gleich als sei das Recht von Preußen, welches durch so viele mühevoll zu Stande gebrachten Verträge erworben worden, überhaupt zweifelhaft. Der König wies dies mit Entrüstung zurück; aber es leuchtet ein, daß die Unterhandlung, selbst die Aussicht einer Veräußerung nicht dazu dienen konnten, sein Ansehen im Lande zu vermehren. Wohl sagte man ihm, er möge das Gewicht seiner Macht in dieser Sache anwenden; ein paar hundert Mann würden hinreichen, die rebellischen Unterthanen in Ordnung zu bringen; leicht könnte man den Bischof durch Repressalien in den benachbarten Grafschaften Hoorn und Lootz zum Vergleich nöthigen; allein dazu war Friedrich Wilhelm I und sein Ministerium nie zu bewegen: er fürchtete den Widerstand der kampffertigen Landmiliz des Bisthums, haupt-

1) Die Acta von Herstall im K. Staatsarchiv umfassen 20 Volumen und verdienten wohl, näher studirt zu werden. Der Fall ist insofern interessant, als er den Conflict einer reichsunmittelbaren Herrschaft mit der Landeshoheit unter sehr besonderen Umständen darstellt. Der kaiserliche Hof erkannte als solcher die jura eminentiora des Erbherrn an; diese sind: Justiz und die Regalien in Berg und Wasser; — Lüttich aber prätendirte die Appellationes in civibus, Polizei- und Contributionswesen, überhaupt die Souveränetät; der Kaiser, als Herzog von Brabant, hat diese dem Bischof von Lüttich garantirt. Lüttich erkennt (nach den Aeußerungen des Gesandten am Reichstage, November 1737) das Gewicht der preußischen Gründe an, fordert aber von dem Kaiser die Eviction des Versprochenen. — Die Autorität des Kaisers als solchen erscheint durch seine Eigenschaft als Herzog beschränkt und gefesselt.

sächlich aber die Verdrießlichkeiten, welche ihm ein Landfriedensbruch am kaiserlichen Hofe zuziehen könne.

Man sieht, Alles befand sich dort in größter Unordnung und Verwirrung, als Friedrich II den Thron bestieg. Es war eigentlich von den Angelegenheiten, die ihm vorgelegt wurden, die erste, deren Entscheidung von dringender Nothwendigkeit war.

Einer der älteren Minister seines Vaters, Thulemeier, rieth ihm, sich in das Unabänderliche zu fügen, die Lehen bei den Höfen in Brüssel und Lüttich zu nehmen, die Freiheiten der Unterthanen zu bestätigen, den Drost, über welchen sie klagten, abzuberufen.

Dagegen aber setzten sich die dort bisher in Thätigkeit gewesenen Beamten, eben dieser Drost, des Namens von Kreytzen, und der geheime Rath Rambonnet. Sie brachten Beweise bei, daß die früheren Erbherren Eingriffe, wie sie jetzt geschehen, niemals geduldet; das Recht der Reichsunmittelbarkeit liege durch die Schriften, in denen man es vertheidigt habe, klar am Tage; ein König von Preußen dürfe unter keinen Umständen aufgeben, was die Prinzen von Oranien behauptet hatten.

König Friedrich sagte: er werde ebenfalls den Weg der Güte versuchen; wenn er damit nicht zum Ziele komme, so werde er wissen, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Unerträglich war ihm ohnehin die Vermischung einer nie zu Ende kommenden Justiz mit den Absichten der Politik, der Zustand von Rechtlosigkeit, der daraus entsprang und gegen den sich nichts machen ließ. Er war entschlossen, hiebei auf den Kaiser, der als Herzog von Brabant auch in dieser Sache ein Interesse gegen ihn habe, keine Rücksicht zu nehmen; der möge ehedem stark gewesen sein, jetzt sei er durch Frankreich tief heruntergedrückt und nur ein Phantom, ein Idol ohne alle Macht.

In Herstall oder Lüttich aber auf dem Wege der Güte durchzudringen, zeigte sich bald unmöglich. Die Unterthanen weigerten sich, die Huldigung zu leisten, wenn nicht der König zuvor die Lehen von den beiden Lehnshöfen empfangen habe, wodurch die Reichsunmittelbarkeit aufgegeben worden wäre; sie forderten sogar, daß die vermeinten Lehnsherren die Privilegien des Landes dem Erbherrn gegenüber bestätigen sollten.

Der König nahm das den Unterthanen nicht so übel, wie dem Bischof, der sie verführe und in Allem seine Hand habe.

Es war Louis, ein jüngerer Sohn aus dem Hause Berghes, den man einst in Brüssel geringer Gestalt hatte einhergehen sehen, der aber, seitdem er zu dieser geistlichen Würde gelangt und ein Fürst des heiligen römischen Reiches geworden war, um so größeres

Selbstgefühl blicken ließ. Er behagte sich darin, durch Erhöhung der Zölle an der Maas, oder der Einfuhrabgaben, z. B. auf das luxemburgische Eisen, seine Nachbarn von altfürstlicher Herkunft die Bedeutung und Gewichtigkeit eines Bischofs von Lüttich fühlen zu lassen; er soll gesagt haben, er werde „seine Unterthanen" in Herstall vor den preußischen Eingriffen zu schützen wissen. Der König gab ihm Schuld, er habe nicht allein die Rebellion geflissentlich genährt, sondern sich an preußischen Offizieren vergriffen, einem königlichen Gesandten Gehör zu geben verweigert, überhaupt den preußischen Namen beleidigt [1]). Es sei nicht eigentlich ein Rechtshandel zwischen ihnen, sondern fast eine persönliche Sache, welche er mit ihm, Fürst gegen Fürst, auszumachen habe.

Am 7. September 1740 erschien der preußische geheime Rath Rambonnet in Lüttich, um den Bischof zu fragen, ob er auf der Souveränetät, die er sich ungerechterweise über Herstall anmaße, ferner zu bestehen und die Rebellen daselbst zu unterstützen gedenke; er forderte eine kategorische Antwort hierüber binnen zwei Tagen. Der Bischof antwortete, in so kurzer Zeit könne er nicht einmal seine Räthe zusammenberufen; als Reichsfürst sei er nicht gewohnt, auf diese Weise behandelt zu werden.

Hierauf trug der König kein Bedenken weiter, den Schritt zu thun, zu dem sein Vater sich nie hatte entschließen können; er befahl dem Generalmajor Borcke, mit 12 Compagnien Grenadiere, einer Escadron Dragoner und dem nöthigen Geschütz in die lüttich'sche Grafschaft Hoorn einzurücken. Friedrich verschmähte, was ihm gerathen worden war, einige Notablen des Landes aufzuheben, um sie als Geißeln für seine Rebellen zu behalten; er wollte nur dem Bischof zum Bewußtsein bringen, daß er mit einem mächtigen Könige zu thun habe. In dem Manifest, welches er erließ, sagte er: es sei ihm kein Mittel übrig geblieben, um Gerechtigkeit zu erlangen; als großer Fürst und König dürfe er sich nicht ungestraft insultiren lassen [2]). Als

1) Die Minister nahmen das Retorsionsrecht in Anspruch: „on serait bien à plaindre, si on devait se laisser insulter impunément par chaque voisin sans oser réprimer la violence par la violence" (30. September).

2) In dem Manifest, das in Wesel eigenhändig vom Könige entworfen, aber schon in der Abschrift des Cabinetssecretärs ermäßigt worden, wie sich versteht, auf des Königs eigene Anweisung, heißt es: n'y ayant donc aucun autre moyen, d'avoir justice, qu'en se la faisant soi-même et le roi étant assez grand prince, pour pouvoir se l'administrer, il fera sentir au prince de Liège tout le tort, qu'il a eu d'abuser si indignement de sa modération.

seine Truppen Maaseyk besetzten, forderten sie zugleich 20,000 Thlr. Contribution von den bischöflichen Gütern und Verpflegung. Für die Antwort, namentlich in letzter Beziehung, setzte der General eine Frist von achtundvierzig Stunden.

In welche Bewegung gerieth Lüttich, als der Landdrost der Grafschaft Hoorn, Baron Horion, mit diesen Nachrichten anlangte! In derselben Stunde flogen die Stafetten nach allen Seiten in das Land; die Landstände erschienen unverzüglich und erwogen in nächtlicher Sitzung die Lage ihrer Angelegenheiten. Wohl ist hier der Vorschlag gemacht worden, die Landmiliz aufzurufen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber die Versammelten zogen doch auch in Betracht, daß es nicht ohne Gefahr sei, das zur Gewaltsamkeit geneigte, auch mit der Regierung von Lüttich schlecht zufriedene Landvolk in die Waffen zu bringen: sie hielten für besser, die Verpflegung, die ihnen zugemuthet wurde, zu übernehmen und einen Austrag der Irrungen mit dem mächtigen Könige sofort zu versuchen[1]).

Schon am 31. October waren ein paar Abgeordnete von Lüttich in Berlin, um die frühere Unterhandlung über den Verkauf der Herrschaft zu erneuern.

Der König sagte: er denke nicht, sich seiner Macht über sein Recht hinaus zu bedienen; nachdem der Ehre Preußens Genüge geschehen, sei er bereit, wieder Freundschaft zu machen, und ohne viel Schwierigkeit ward jener Verkauf abgeschlossen.

Lüttich versprach jetzt, für die Herrschaft Herstall 200,000 Thlr. zu zahlen, etwas mehr, als die früher bestimmte Summe, von der man jedoch die 20,000 Thlr. abzog, welche bereits als Contribution gezahlt waren. Auch alle anderen alten Forderungen, die Preußen an das Stift hatte, und die man auf 80,000 Thlr. anschlug, sollten damit abgethan sein.

Die Abgeordneten des Bischofs waren damit nicht unzufrieden. Der eine von ihnen, Baron Horion, sagte dem französischen Gesandten, auf eine oder die andere Weise hätte es doch zum Kaufe kommen müssen. Sie waren selber froh, daß die Sache zu Ende gebracht wurde.

In Berlin fühlte man eine nicht geringe Genugthuung, daß

1) Bericht an den König: Crainte de conséquences, entre autres pour le gouvernement Liégeois de la part des sujets même cette opinion pour une guerre a dû céder à l'opinion pour une guerre de plume.

Preußen doch endlich einmal sich eine Unbill nicht gefallen lassen, einen Beweis von Festigkeit gegeben und damit durchgedrungen war.

Indessen hatte freilich der Reichshofrath die im ersten Augenblick von Lüttich erhobene Klage über den Landfriedensbruch angenommen, in einem Commissionsdecret das Manifest, welches vom König eigenhändig aufgesetzt worden war, „hitzigen, der Reichssachen unkundigen, eigensüchtigen Rathgebern" Schuld gegeben, die Sache an den Reichstag gebracht. Da nun aber Lüttich seinen Frieden geschlossen, so konnte das keine andere Wirkung haben, als den König von Preußen zu erbittern [1]).

Der König hatte gemeint, der kaiserliche Hof werde es so ungern nicht sehen, wenn der Fürstbischof, der sich auch dem Kaiser unbequem zeigte, ein wenig auf die Finger geklopft werde; er war ganz erstaunt, daß man die Sache so ernstlich nahm; er ließ den österreichischen Geschäftsträger bedeuten, diese Gelegenheit zeige, was er von der guten Freundschaft des Wiener Hofes in größeren Dingen zu erwarten habe.

So war er nun auch entschlossen, bei der Erledigung der Erbschaft von Berg sich ebenfalls Recht zu verschaffen, ohne Rücksicht auf die Politik des kaiserlichen oder des französischen Hofes. Im October ließ er an einer Feldverschanzung bei Bürich arbeiten, wo eine Anzahl Regimenter zu Pferd und zu Fuß sich vorläufig aufstellen und die Ankunft der ganzen Armee sollten abwarten können.

In diesem Augenblicke aber trat ein Ereigniß ein, welches diesem seinem Sinne einen anderen Schauplatz eröffnete und seiner Thätigkeit eine ganz andere Richtung gab. Nicht die pfälzische Erbschaft wurde eröffnet, sondern die österreichische.

1) Podewils, 25. October: La mauvaise intention de malveillants est allée principalement à inspirer de la défiance à tous les états de l'empire contre V. Mé et les desseins secrets qu'on lui attribue.

Viertes Capitel.

Ursprung der Unternehmung auf Schlesien.

Karl VI hatte seinen sechsundfunfzigsten Geburtstag am 1. October 1740 in anscheinend guter Gesundheit begangen. In seiner Familie feierte man den Tag mit einem kleinen Singspiel, in welchem Maria Theresia, die noch als Tochter vom Hause erschien, viel bewundert worden ist; Niemand dachte daran, welche ganz anderen Fähigkeiten man in kurzem in ihr suchen und bedürfen würde.

Doch war die Lebenskraft des Kaisers, und zwar fast noch mehr die geistige als die körperliche, in sich selbst gebrochen. Ueber die Unfälle, von welchen die letzten Jahre seiner Regierung heimgesucht wurden, hat er sich niemals laut beklagt; aber sie hatten ihn tief erschüttert [1]), um so tiefer, da die Unternehmungen, welche dieselben herbeiführten, ganz sein eigenes Werk waren. Die Reformpläne, welche seine Minister ihm vorlegten, nun zu spät kommend und mit neuen verwirrenden Geschäften drohend, widerten ihn an; er fühlte, daß von ihm nichts mehr geleistet werden konnte. Ein leichtes Unwohlsein, das ihn auf der Jagd überraschte, ohne daß man hätte sagen können, woher es eigentlich rühre, gab ihm binnen wenigen Tagen den Tod; er verschied in den ersten Stunden des 20. October 1740.

Mit ihm ging der Mannesstamm desjenigen deutschen Fürstenhauses zu Ende, das von allen sich zu der größten Macht in der Welt erhoben hat. Viele thatkräftige und ehrgeizige, einige tiefe und stolze, einige feine und edle Naturen sind daraus hervorgegangen; ihre Eigenschaften erscheinen am ausgeprägtesten in den beiden Kaisern an den Grenzscheiden der mittleren und neuen Jahrhunderte, Maximilian und Karl dem V, von denen der eine, unermüdlich in Entwürfen,

1) Borcke: il avait avalé tous les chagrins de ses dernières années, sans jamais s'en plaindre; mais ils lui avaient rongé le coeur.

ritterlich und geheimnißvoll vorbereitete, der andere durch die Verbindung Italiens und Spaniens mit Deutschland und eines anderen Continents mit Spanien auch das von jenem nicht Geahnte ausführte, obschon keinesweges alles, was er selber wollte; um sie her gruppiren sich alle Früheren und Späteren mit verwandtem Wesen und analogen Ideen; denn es ist eine gemeinschaftliche Ader in den großen Geschlechtern; ihre Aehnlichkeit in sich, eine andere als die zeitgenossenschaftliche, bildet einen besonderen Durchschnitt in der Geschichte —; ein halbes Jahrtausend hindurch haben diese Habsburger erworben, erobert, behauptet, die Welt durch einen eigenthümlichen Begriff von Macht und Religion, der sich ihnen im Besitz der kaiserlichen Würde bildete, in Bewegung gesetzt und besonders in der Epoche der confessionellen Kämpfe durch strenges Festhalten und leises Abweichen, mehr oder minder freiwilliges Dulden und gewaltsames Niederwerfen entscheidend eingegriffen: jetzt, indem diese Zeiten zu Ende gingen und sich in andere Weltbestrebungen umsetzten, war auch die Epoche des Hauses vorüber; der letzte männliche Sproß von beiden Linien ging zu seinen Vätern.

Schon vorlängst einmal, eben in den Zeiten Kaiser Karls V, hatten die deutschen Fürsten auf die Möglichkeit der Erledigung dieser großen Erbschaft Bedacht genommen. Durch ihre Wahl war das Erzhaus zu dem Kaiserthume gelangt; als die Rede davon war, diese Würde auch ferner bei demselben zu lassen — eventuell bei der spanischen sowohl, als bei der deutschen Linie —, ist die Erwartung auf getaucht und ausgesprochen worden, daß dereinst, wenn der Mannesstamm desselben abgehe, sämmtliche Länder, die es besitze, also auch Spanien und das damit verbundene Westindien, mit dem Reiche, welches noch den Namen des römischen führte, vereinigt und den deutschen Fürsten und Kurfürsten zu Lehen gegeben würden [1]).

Gedanken von unendlicher Aussicht haben die alten deutschen Fürsten und ihre Rathgeber zuweilen gehegt. Wie die meisten anderen europäischen Throne an deutsche Fürstenhäuser gelangt sind, so würde das auch mit Spanien, beiden Sicilien und dem südlichen Amerika geschehen sein, während im Reiche die conföderative Gewalt,

1) In einem Aufsatze, gütliche Mittel von 1546: das so sich der Fall zutriege, das das Haus Oestreich on manlich leibs erben gar absterb, das alsdann alle jene Kunigreich und Furstenthumb auch dem hayligen Remischen Reych vnd Kayserthumb haimfallen — vnd den Theutschen Churfursten vnd Fursten lehen verlihen werden sollt. — Vgl. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Bd. VI). S. W. VI, S. 234.

welche auf einem Einverständniß der vornehmsten Geschlechter mit dem obersten Haupte beruhte, und bei der eine allgemeine freie Entwickelung bestehen konnte, unendlich verstärkt worden wäre.

Indessen konnte man bei der Richtung, die das tridentinische Concilium und Philipp II nahmen, diesen Gedanken in Deutschland selbst nicht festhalten; die spanische Linie sah sich ohnehin durch ihre europäische Stellung auf Familienverbindungen mit Portugal, Savoyen, den deutschen Stammesvettern und hauptsächlich mit Frankreich angewiesen; und welch einen ganz anderen Gang hatten zuletzt auch die Ereignisse genommen! Spanien und Indien waren den Bourbonen zu Theil geworden; diese hatten dann den Gedanken gefaßt, sich auch der italienischen Besitzthümer, sei es durch Krieg oder durch Vermählung, zu bemächtigen; und wenigstens das Königreich beider Sicilien war ihnen verblieben.

Nun aber war auch die deutsche Linie erloschen; der Fall trat ein, den man in Europa so lange vorausgesehen und erwartet, auf den die gesammte Politik sich schon vorlängst gerichtet hatte.

Einige Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern hatte die deutsche Linie des Hauses Oesterreich doch von Zeit zu Zeit geschlossen. Wir erwähnten schon, welche Pläne die letzten Vermählungen der Töchter des älteren Bruders, Kaiser Joseph I, mit den Häusern Baiern und Sachsen in Europa erweckt hatten. Lange war, besonders von Frankreich her, darüber unterhandelt worden, diese dem Erbrecht der Maria Theresia entgegenzusetzen. Man hegte wohl den Gedanken, diese Fürstin in Italien zu befriedigen, dagegen Ungarn, Böhmen und die deutschen Länder zwischen Sachsen und Baiern zu vertheilen.

Nun besaß aber das Haus Baiern noch einen ihm eigenthümlichen, aus alten Zeiten stammenden, ihm für ein bedeutendes Verdienst zugefallenen Anspruch.

In den religiösen Kämpfen des sechzehnten Jahrhunderts trat ein Augenblick ein, wo sich in den Reichscollegien statt der katholischen eine protestantische Majorität zu bilden schien und die Stellung Kaiser Karls V und des Hauses Oesterreich überhaupt ernstlich bedroht wurde. In dieser Gefahr, aus welcher der schmalkaldische Krieg hervorging, ist es für das Erzhaus von unbeschreiblichem Nutzen gewesen, daß es Baiern auf seine Seite brachte. Der Krieg hätte eine ganz andere Wendung nehmen müssen, wenn ihm dies nicht gelungen wäre, und zwar so rasch und geheimnißvoll, wie es geschah.

Dafür aber war nun auch dem Hause Baiern ein Anrecht auf die Nachfolge in den deutschen Erblanden, Böhmen und seinen Nebenlanden und sogar Ungarn für den Fall des Abganges des österreichischen Mannesstammes zugeeignet worden. Die Verzichtleistung, welche die damals in das baierische Haus vermählte Erzherzogin Anna unterzeichnete, sollte aufgehoben sein, wenn die männlichen Nachkommen ihres Vaters und ihres Oheims abgingen und keiner mehr vorhanden wäre [1]). Ob dadurch alle Ansprüche späterer Erbtöchter rechtsgültig ausgeschlossen worden sind, ist eine andere Frage; schon die Testamente Kaiser Ferdinands I, der den Vertrag geschlossen hat, lauten keineswegs so unumwunden auf den Abgang der männlichen Leibeserben allein, und man hatte in München Unrecht, dies doch aus dem Wortlaut heraus erklären zu wollen. Glücklicherweise hat jedoch der Geschichtschreiber die zweifelhaften Rechtsfragen nicht zu erörtern [2]); eine angemaßte Entscheidung in dieser Beziehung würde nur seine Unparteilichkeit beschränken; es muß ihm genug sein, wenn er bemerkt, daß ein Anspruch mit Grund gemacht werden konnte, daß der, welcher ihn erhob, von seinem Rechte überzeugt war. Außer allem Zweifel ist dies bei dem Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern. Noch in den letzten Monaten vor dem Tode des Kaisers hatte er mit großem Eifer an seine Erbfolgeansprüche erinnert. Er sprach die Meinung aus, daß durch Ferdinand I, der als der erste Erwerber angesehen werden müsse, für den Fall des Aussterbens seines Mannesstammes die Nachkommen seiner Tochter Anna substituirt worden seien, und forderte die Mittheilung des Testamentes, das diese Substitution enthalten müsse; Karl VI habe kein Recht, über eine Erbschaft zu verfügen, die seit zwei Jahrhunderten mit einem Fideicommiß beladen gewesen sei; er leugnete die Rechtsbeständigkeit der pragmatischen Sanction.

Wir sahen, wie dieses Hausgesetz entstand in den verschiedenen Landschaften und alsdann von den europäischen Mächten anerkannt ward. Es geschah nicht allemal deshalb, weil der Anspruch Maria Theresia's von jedermann rechtlich für den besseren gehalten worden wäre, sondern aus politischen Gründen, die entweder in den vor-

1) Vertrag vom 19. Juni 1546, gegründet auf einen anderen, vorläufigen vom 22. April 1535, durch welchen zugleich die Primogenitur in Baiern festgesetzt worden. Vgl. Stumpf, Baierns politische Geschichte, 146.

2) Eingehend ist die Rechtsfrage neuerdings von Heigel, der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII (Nördlingen, 1877), S. 20 ff., erörtert worden.

liegenden Unterhandlungen, oder in der Ueberzeugung lagen, daß eine Monarchie wie diese für das Gleichgewicht von Europa nothwendig sei.

Was aber auch immer darüber festgesetzt war, so hegten doch Viele fortwährend die Meinung, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben werde. Man bemerkte mit Erstaunen, daß in den letzten Friedensschlüssen der baierischen Ansprüche nicht ausdrücklich gedacht war. Man wollte nicht glauben, daß Karl Albrecht sie so lebhaft in Anregung bringen würde, wäre er nicht der Unterstützung von Frankreich versichert. Und lag nicht in der That der vornehmste Grund der Aufrechterhaltung der Monarchie eben in ihrem alten Beruf, sich den Uebergriffen von Frankreich entgegenzusetzen? Ein größeres Interesse gab es für Frankreich auf dem Continente nicht, als sich dieser Nebenbuhlerschaft zu entledigen. Es war eine sehr natürliche und sehr verbreitete Meinung, daß es darüber zu einem europäischen Kriege kommen werde. Der venezianische Gesandte, Niccolò Erizzo, schließt seinen Bericht über die Verhandlungen zur Festsetzung der Erbfolge mit der Bemerkung, es sei nur allzu gewiß, daß sich beim Tode des Kaisers ein Schauspiel von tragischen Auftritten eröffnen werde, allen Vorkehrungen zum Trotz [1]. Das Emporkommen des Hauses Oesterreich, sagt ein anderer, hat der Christenheit viel Blut gekostet; noch mehr könnte ihr der Abgang desselben kosten

Und wie sich oft den Betheiligten im ersten Augenblick, wo ein dunkles Gefühl der allgemeinen Lage die Gemüther ergreift, die Dinge am richtigsten darstellen, so waren die kaiserlichen Minister unmittelbar nach dem Tode des Kaisers davon durchdrungen, daß ihnen ein großer und gefährlicher Angriff bevorstehe. Sie sahen, sagt der englische Gesandte, im Geiste Ungarn von den Türken angegriffen, Oesterreich von den Baiern, Böhmen von den Sachsen, die Ungarn selbst in den Waffen und Frankreich als die Seele von allem.

Selbst daran kann man nicht zweifeln, daß Karl Albrecht in Oesterreich Anhänger und Freunde hatte. Der hohe Adel hätte wenigstens gewünscht, daß er auf irgend eine Art, vielleicht durch eine Vermählung seines Sohnes mit der jüngeren Erzherzogin, vielleicht mit einigen Gebietsabtretungen, zufriedengestellt worden wäre. Das gemeine Volk, welches wegen gestiegener Getreidepreise und drückender

1) In qualunque maniera succedendo la morte dell' imperatore senza maschi può pur troppo tenersi con fondamento che grande sara la tragedia, che si aprira in tal caso.

Jagdbelästigungen eben in eine große Aufregung gerathen war, erwartete den Kurfürsten von Baiern, um dieser ganzen Regierung ein Ende zu machen und eine neue Dynastie zu gründen.

Dieser nahm die Miene eines unzweifelhaften Erben an. Er ließ dem verstorbenen Kaiser Exsequien halten, als „einem Genossen im Reiche“; den Landmarschall von Niederösterreich forderte er auf, keine Huldigung vorzunehmen, welche den Rechten des baierischen Hauses entgegenlaufe.

Noch eine andere Gefahr gab es aber für die Tochter des Kaisers, eine Gefahr, an die man nicht dachte, die nicht aus dem Anspruch, das Haus Oesterreich zu beerben, hervorging, sich aber als die dringendste von allen ausweisen sollte; sie lag in dem gespannten und seit einigen Jahren halb feindseligen Verhältniß zu Preußen.

Niemand wird behaupten, daß eine Macht an einen Vertrag gebunden bleibe, wenn die andere, mit der sie denselben eingegangen ist, aus welchem Anlaß auch immer, davon abweicht.

König Friedrich Wilhelm hatte einst die pragmatische Sanction gewährleistet und von allen Fürsten wohl das Meiste dazu beigetragen, sie durchzuführen; aber nicht ohne Gegenforderung hatte er dies gethan, sondern sich, wie wir wissen, das Herzogthum Berg, und zwar nach den Formen des Reiches zuerst den provisionellen Besitz desselben gewährleisten lassen; die Bescheidenheit seiner Bedingung, einer so großen Verpflichtung gegenüber, schien ihm deren Erfüllung um so mehr zu sichern. Man konnte sich in Wien über die Rückwirkung, die es haben werde, wenn man ihn nicht befriedige, eigentlich nicht täuschen. Gleich im Beginn der Unterhandlung, noch im October 1726, hat General Seckendorf seinen Hof aufmerksam gemacht, daß, wenn er die Sache zum Ziele führe, später aber einmal den preußischen Bedingungen in Bezug auf Berg nicht Genüge geschehe, alsdann die jetzige Freundschaft sich in unauslöschlichen Haß verwandeln werde. Nun aber war dennoch eben dies geschehen. Auf die Motive, welche man etwa haben mochte, kommt es nicht an; denn von einem gegebenen Worte weicht ohnehin Niemand ohne Beweggründe ab; genug, daß Oesterreich jenen Tractat nicht mehr für verbindlich erachtete und eben über den provisionellen Besitz anders verfügte, als es einst versprochen hatte. Sofort stellten sich auch die Folgen ein, die Seckendorf vorhergesehen. In der gesammten Correspondenz Friedrich Wilhelms I mit seinem Sohne findet sich ein einziger Brief von politischem Inhalt; er bezieht sich auf diese Angelegenheit. Er sehe nun, sagt der König, wie das Haus Oesterreich für geleistete

Dienste danke; es würde nichts helfen, sich für dasselbe aufzuopfern: „solange man uns braucht, so lange schmeichelt man uns; wenn man glaubt, uns nicht mehr nöthig zu haben, so weiß man von keiner Erkenntlichkeit"; er ermahnt seinen Sohn, sich einst in ähnlichen Fällen besser zu hüten. Auf diesen machte es einen um so tieferen Eindruck, da er selber immer Mißtrauen gehegt hatte und von seinem Vater, der so eifrig anderer Ueberzeugung gewesen war, jetzt in der seinen bestärkt wurde. Von Haß und persönlicher Rachsucht ist nicht die Rede; aber den Ehrgeiz hatten der Vater und der Sohn im höchsten Grade und mußten ihn haben, sich nicht vernachlässigen und mißachten zu lassen. Da die bisherige Freundschaft aufhörte, so gab es wenigstens kein Hinderniß mehr, die alten Ansprüche zur Sprache zu bringen, welche Brandenburg von jeher an Oesterreich erhoben hatte. Es waren Ansprüche von ganz anderer Bedeutung, als jene bergischen, — auf einen nicht geringen Theil von Schlesien.

Wir kennen sie schon im Allgemeinen, müssen ihrer aber hier noch einmal gedenken.

Einst hatte ein Markgraf von Brandenburg aus der kurfürstlichen Linie, von den böhmischen Königen habsburgischer Herkunft nach einigem Bedenken doch in aller Form als Herzog von Jägerndorf anerkannt, in Schlesien eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, Sitz und Stimme am schlesischen Fürstentage besessen, im Jahre 1611 unter den vier Fürsten des Landes den Eid von König Matthias empfangen und ihm hinwiederum auf der königlichen Burg zu Breslau die Huldigung geleistet. Da er sich in den Unruhen, die bald darauf ausbrachen, an den von den Ständen zum König berufenen pfälzischen Friedrich hielt, so war er auch in dessen Unglück verwickelt worden. Damit war aber noch nicht verschuldet, daß die gesammte Kurlinie des Hauses Brandenburg, der, wie wir sahen, das Erbrecht auf das Land zugefallen, desselben entsetzt wurde. Wenn dies in den Stürmen des Krieges dennoch geschehen ist, so hat doch Oesterreich schon im Jahre 1636 und oftmals nachher anerkannt, daß es — denn die schon geschehene Verleihung könne nicht zurückgenommen werden — dem Hause Brandenburg ein Entschädigung schuldig sei. Eine solche aber wollte sich dies nicht durch eine Geldzahlung ablösen lassen. Es hatte Land und Leute, gesetzlichen Einfluß auf eine benachbarte Provinz eingebüßt, was durch keine Geldsumme vergütet werden konnte; es hatte überhaupt in seiner Autorität und Stellung in der Welt verloren.

An diesen Anspruch knüpfte es an, wenn der große Kurfürst schon siebzig Jahre früher die Idee faßte, sich Schlesiens zu bemächtigen, und einen Plan dazu für den Fall, daß der Mannesstamm des Hauses Oesterreich ausgehe, entwarf. Wir berührten, welche Motive aus früheren Beziehungen und der damaligen Lage ihn dazu vermochten. Analoge Verhältnisse der deutschen benachbarten Fürsten bestanden noch immer.

Der Entwurf ist aus einer Zeit, in welcher die erbverbrüderten piastischen Fürstenthümer in Schlesien noch nicht an das brandenburgische Haus übergegangen waren. Die jagellonischen Könige und obersten Herzoge hatten diesen Fürsten das ausdrückliche Privilegium ertheilt, daß sie ihre Städte, Lande und Leute mit allem ihrem Einkommen, worüber bei ihren Lebzeiten zu verfügen, ihnen schon kraft älterer Rechte freistand, durch Testament und auf dem Todbett sollten vergeben dürfen, wie sie und ihre Erben am besten zu Rathe werden würden. Auf den Grund dieser, noch ehe das Haus Oesterreich in den Besitz der böhmischen Krone und des obersten Herzogthums in Schlesien gelangt war, festgesetzten, durch Brief und Siegel sanctionirten Befugniß war der Erbvertrag geschlossen worden, den König Ferdinand zu genehmigen verweigerte.

Wir bemerkten oben, in wie ferne Zeiten und Zustände dieser Streit zurückgreift; er beruhte auf dem Verhältniß der böhmischen Krone zu den erbgesessenen Herzogen von Schlesien alter Herkunft. Deren Rechte lebten in den Brandenburgern fort. Die Rechte der Krone repräsentirte das Haus Oesterreich.

Die rechtliche Frage wäre: hätte Ferdinand I, dessen Stellung jedoch nicht nach den Gewohnheiten späterer Zeiten, nicht einmal des deutschen Herzogthums, sondern nach den Verhältnissen der alten piastischen Besitzer Schlesiens zu dem von ihnen angenommenen obersten Herzog zu beurtheilen ist, ein Recht, die Genehmigung des Erbvertrages zu verweigern oder nicht?

Wie gesagt, der Historiker wird sich nicht zum Richter in streitigen Rechtsfragen aufwerfen. Niemand aber dürfte leugnen, daß das Haus Brandenburg in gutem Glauben handelte und einen wohlbegründeten Anspruch für sich hatte. Auch hatten nicht Rechtssprüche, sondern Weltereignisse, große Schlachttage, gegen Brandenburg entschieden. In Folge der Schlacht von Mühlberg waren die Herzoge von Liegnitz genöthigt worden, auf jene Erbverbrüderung Verzicht zu leisten; in Folge der Schlacht am weißen Berge hatte der Kaiser Jägerndorf eingezogen.

Dieser Entscheidung der Waffen hatte sich aber Brandenburg noch immer nicht definitiv unterworfen.

Wir sahen oben, zu welcher Auskunft in einem großen politischen Momente, nicht im Einverständniß mit seinen, noch bei weitem mehr verlangenden Ministern, Kurfürst Friedrich Wilhelm die Hand bot; wie aber die Annahme derselben von Seiten Oesterreichs nur eine scheinbare war, die damals bewilligte Entschädigung wieder herausgegeben werden mußte und damit alle alten Anrechte wiederauflebten, die ganze Streitfrage wieder eine schwebende wurde.

Seitdem hatte man ihrer nur wenig gedacht, aber sie doch auch niemals vergessen.

Als Cardinal Schönborn im Jahre 1713, gleich nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I, in Berlin erschien, um über die Sendung von Hülfstruppen zu unterhandeln, und zu vernehmen gab, wenn der König mehr thue, als wozu er verpflichtet sei, werde sich der kaiserliche Hof zu einer billigen Entschädigung bereit finden lassen, kam Ilgen mit der Frage hervor, ob diese in Land und Leuten bestehen solle; am Hofe hielt man sich überzeugt, daß er auf eine Wiedererwerbung wenigstens von Schwiebus denke, und die Gesandten suchten sich über diese Fragen zu unterrichten [1]).

Auch sehen wir aus einem Schreiben des Prinzen Eugen vom Jahre 1719, daß der Wiener Hof, sei es in Folge mündlicher oder schriftlicher Aeußerungen, voraussetzte, man denke in Preußen beim Abgange des österreichischen Mannesstammes die alten Ansprüche zu erneuern.

Und wenigstens Ilgen versäumte keine Gelegenheit, dem Könige Friedrich Wilhelm dieselben im Gedächtniß zu halten. Zuweilen geschah es ausführlich und mit Entrüstung, in Zeiten, wo man mit dem Wiener Hofe schlecht stand und seine Beschwerden gegen ihn zusammenfaßte, zuweilen sehr zufällig, wenn der König und sein Minister etwa, am Kaminfeuer miteinander stehend, die Zukunft des Hauses besprachen. In einer Eingabe von 1725 erwähnt Ilgen eines solchen Gespräches. Der Sinn weder des Ministers noch des Fürsten wäre aber dahin gegangen, dem Hause Oesterreich Schlesien mit Gewalt abzubringen, was sie für unmöglich hielten. Leichter und angemessener schien es ihnen, durch Dienste, die man leiste, wenn

1) L'histoire secrète dit que celui-ci (Ilgen) doit avoir insinué au roi de Prusse, qu'il falloit tâcher à cette occasion rattraper le pays Schwiebus que Mr. Dankelmann selon Mr. Ilgen avoit aliéné par des vues particulières. (Lettre de Manteuffel 19 Avril 1713 im Dresdn. Archiv.)

über die Eröffnung der österreichischen Erbfolge Streit ausbreche, die eigenen Rechte zur Anerkennung zu bringen.

Die letzten Erfahrungen bewiesen aber, daß in Güte und durch Vertrag niemals etwas erreicht werde, nicht einmal in einem Falle, der keine Bedeutung für die eigenthümliche Macht des Hauses Oesterreich hatte, geschweige denn in einem solchen, der einen großen Verlust einschloß.

Sonderbarerweise war Friedrich an den schlesischen Anspruch noch auf eine andere Art gemahnt worden. Kurz vor dem Tode des Kaisers ersuchte ihn ein französischer Agent um ein Anlehen gegen Verpfändung der nächstgelegenen schlesischen Bezirke. Die Minister brachten dabei zur Sprache, daß eben dies das Land sei, aus welchem seine Vorfahren einst verjagt worden seien.

Ueberhaupt hatte sich in dem Hause die lebendige Ueberzeugung fortgepflanzt, daß ihm ein großer Theil Schlesiens von Rechtswegen gehöre; sie war ein Axiom der Staatsmänner geworden, an dessen Wahrheit sie nicht zweifelten.

Denken wir uns den Fürsten, in welchem sich ein gereiztes Nachgefühl der jüngsten Irrungen mit dem vielleicht unentwickelten, aber um so kräftigeren Bewußtsein uralter, seinem Hause entrissener Rechte durchdrang, deren Durchführung ihn erst zu einem wahrhaft mächtigen König machen konnte — in einem Augenblick, wo der Eintritt des Todesfalles, von dem so viel gesprochen worden, die gewohnten Verhältnisse in Europa und dem Reiche auflöste —, einen jungen Mann, den nach Thaten dürstete, nach einem großen Namen, und der sich im Besitz einer unwiderstehlichen Kriegsmacht sah! Am 28. October gelangte die Nachricht von dem Tode des Kaisers nach Rheinsberg. Man sagt, Friedrich erblaßte, als er sie vernahm[1]; es war, als fühle er, daß sein Schicksal ihn rufe.

Sonst hegte Friedrich, da im Bergischen Alles beim Alten blieb, in diesen Tagen eigentlich nur Gedanken des Friedens. Er hatte

1) Die Angabe ist bezweifelt und mißdeutet worden. Ich füge jetzt die Worte des französischen Berichterstatters hinzu, die dabei zu Grunde liegen. Schreiben Valori's vom 29. October: on me dit que le roi de Prusse à l'ouverture du paquet qui annonçait cette mort avait paru étonné et avait pâli. Ueberhaupt darf ich meine Nachfolger in der Forschung wohl bitten, meinen Angaben auch dann einige Rücksicht zu schenken, wenn dieselben von den ihnen vorliegenden Acten nicht geradezu bestätigt werden. Ich hatte authentisches Material zur Hand, auch da, wo ich es nicht citire. Alles und Jedes urkundlich zu belegen, würde bei dem Umfang der Vorlagen unthunlich gewesen sein.

sich vorgenommen, in der Ruhe des Winters den Antimacchiavell umzuarbeiten; er dachte ein gutes französisches Schauspiel für Komödie und Tragödie bei sich einzurichten, wünschte die Gesellschaft, welche ihn umgab, zu der während der Reise nach Cleve Maupertuis gekommen war, noch durch einen oder den anderen namhaften Mann zu vermehren. Seine Stimmung zeigt sich in einer Epistel an Giesset, worin er diesen nach seinem Lande einladet: denn auch hier habe man stille Landhäuser; man kenne den ganzen Werth eines ruhigen und fleißigen Lebens, welches vielleicht das einzige glückliche in dieser Welt sei. Es ist gleichsam ein ironisches Zusammentreffen, daß er damals mit beredten Worten die Asyle des Friedens pries, fern von der Pracht der Höfe und dem Lärm der Städte, wo man nur darauf denke, einander zu gefallen und vergnügt zu leben, ohne die Stürme ehrgeiziger Wünsche [1]), und gleich darauf einen Gedanken faßte, voll des großartigsten Ehrgeizes, der sein Leben mit Sturm erfüllen sollte.

Manche meinten wohl, er werde daran denken, nach dem Aussterben des habsburgischen Stammes die kaiserliche Würde an den brandenburgischen zu bringen. Unumwunden schrieb ihm das bei der ersten Nachricht Fürst Leopold von Dessau: aus ergebenstem Herzen wünsche er ihm diese Erhöhung; denn gewiß lebe Niemand in Europa, der dieselbe mehr verdiene und besser im Stande sei, sie aufrechtzuerhalten [2]). Auch in Berlin ist wohl hie und da von diesem Gedanken die Rede gewesen. Einer der Schwestern des Königs, welche einwandte, daß das protestantische Bekenntniß nicht daran denken lasse,

1). . . et l'on connait, malgré l'embarras des affaires, tout le prix d'une vie tranquille et appliquée peutêtre la seule heureuse en ce monde. Remusberg, 24. October. (Der Brief war, als ich dies schrieb, noch ungedruckt; jetzt findet man ihn in der akad. Ausg. der Oeuvres XX, 3.)

2) Eigenhändiger Brief des Fürsten Leopold. Dessau, 26. October 1740. „Da ich gestern Abend sehr späht die nachricht erhalten habe, daß S. Kays. Majestät die verwichene Woche in Wien verstorben sey, so kann ich nicht unterlassen, hiedurch E. K. M. aus ergebenstem Herzen ganz unterthänigst und gehorsamst zu wünschen, daß E. K. M. einhellig zu dieser kaiserlichen Würde erwählt werden, indem gewiß anitzo offenbar Niemand in Europa lebt, der diese Würde meritirte, und dieselbe im Stande ist besser zu suteniren, als E. K. M. Hieraus werden E. K. M. abermahl meine ganz ergebenste Treue gnädigst belieben zu ersehen; daß gewiß Niemand in der Welt Ih. K. M. treuer ist, als ich; auch werden E. K. M. allergnädigst erlauben, daß ich alle die meinige und mir besonders E. K. M. beständige unschätzbare Gnade nochmals allerunterthänigst recommandire, und dabei versichere, daß ich mit ganz ergebenster Treue bis in mein Grab verbleiben werde E. K. M. allerunterthänigster, treugehorsamster treuester Diener Leopold v. Anhalt."

entgegnete Manteuffel, das sei kein Hinderniß: es gebe kein Reichsgesetz, welches die Protestanten vom kaiserlichen Throne ausschließe. Ob ein solcher Plan sich hätte ergreifen, durchführen lassen, wer will es ausdenken? — Friedrich antwortete dem Fürsten mit einigen, für seine Hingebung dankenden Worten, ohne auf die Sache im mindesten einzugehen. Wie er gesinnt und geartet war, konnte er nimmermehr Kaiser des damaligen Deutschlands sein. Ihm stellten sich nur die Ansprüche und Rechte seines Hauses dar, die große Gelegenheit, sie zur Geltung zu bringen, die Machtstellung seines Hauses zu vollenden.

Man darf, oder vielmehr man muß annehmen, daß jene Denkschrift des großen Kurfürsten, die wie ein heiliges Vermächtniß von einer Generation zur anderen überging, auch von Friedrich gelesen worden war. Von seinen Vorfahren war es eben der große Kurfürst, den er am meisten beachtete, in dessen Fußstapfen zu treten er sich vorgenommen hatte. Der Fall, der dabei vorausgesetzt wurde, war nun eingetreten; der Mannesstamm des Hauses Oesterreich war ausgestorben. Die Denkschrift enthält gleichsam ein Programm der Eroberung. Da er fähig war, sie auszuführen, wie hätte er nicht die Absicht dazu fassen sollen?

Am ersten Tage, wo Friedrich jene Nachricht empfing, stand der Entschluß bei ihm fest, sich Schlesiens zu bemächtigen. Welch ein ganz anderer Gegenstand des Ehrgeizes, als jenes Berg, dessen Besitz, wenn er auch ohne Schmälerung erworben wurde, über die Stufe der Macht nicht wesentlich erhob, auf welcher sich der Staat befand! Wir wüßten nicht, daß er über die Absicht selbst einen Augenblick gezweifelt oder Jemanden zu Rathe gezogen hätte. Doch mußten die Mittel erwogen werden, die zur Erreichung derselben anzuwenden waren. Dazu berief Friedrich die beiden Vertrautesten unter seinen Dienern für Krieg und Frieden, den Minister Podewils und den Feldmarschall Schwerin, Männer von erprobter Geschicklichkeit, deren Gesinnung der seinen am nächsten stand, auf seinen Landsitz Rheinsberg.

Schon am 29. October haben sie nach einer vertraulichen Eröffnung des Königs ihm ein gemeinschaftliches Gutachten darüber vorgelegt [1]). Sie hegten keinen Zweifel, daß über die Erbfolge des Kaisers

1) In der Handschrift von Podewils vorhanden. Die Aufschrift lautet: Dressé et concerté avec S. Exce le Feldmaréchal Gl, Comte de Schwerin à Rheinsberg le 29 d'Octobre 1740 par ordre du roi.

eine große europäische Bewegung ausbrechen würde; und so stellten sich ihnen zwei verschiedene oder vielmehr entgegengesetzte Systeme dar, von denen man das eine oder das andere ergreifen müsse. Man konnte sich entweder dem Angriff zugesellen, oder vielmehr die Vertheidigung übernehmen. So sonderbar es Späterlebenden erscheinen mag, so war es ihnen mit dem letzteren voller Ernst.

Ihre Meinung war: da sich der Wiener Hof von dem äußersten Verderben bedroht sehe, werde er vielleicht eine Abkunft mit Preußen als das einzige Mittel, sich zu retten, ergreifen. Man müsse ihm vier Dinge antragen: 1. Vertheidigung seiner Erblande, namentlich der deutschen und niederländischen, gegen Alle und Jeden; 2. Unterstützung des Herzogs von Lothringen zur Erlangung der kaiserlichen Krone; 3. Abtretung der doch auch sehr ansehnlichen Rechte auf Jülich und Berg; 4. ein paar Millionen Subsidien, — und für dies alles Schlesien fordern als sicheres Pfand der Erkenntlichkeit, als Preis für den Beistand und die Gefahr, die man übernehme [1]). Es war die alte Politik, sich die Anerkennung seiner Ansprüche durch Hülfeleistung zu erwerben. Der junge König zweifelte von Anfang, daß der Hof von Wien darauf eingehen werde; die beiden Rathgeber hielten es jedoch für möglich und wahrscheinlich: man müsse demselben nur deutlich machen, daß auf seiner Nachgiebigkeit in diesem Puncte die Erhaltung seiner Macht und Herrschaft überhaupt beruhe, ihm zeigen, daß man sich mit den Seemächten und mit Rußland dazu einverstehen, das alte System herstellen und das Reich in dasselbe ziehen wolle. Es war schon davon die Rede, wie man dann im Nordosten die Feindseligkeit des französisch gesinnten Schwedens, mit dem sich wahrscheinlich Dänemark und Polen-Sachsen verbinde, beseitigen könne: man müsse eine enge Allianz zu Angriff und Vertheidigung schließen [2]) und Berlin zum Mittelpunkt derselben machen.

So lautet die eine Reihe ihrer Vorschläge. Sollte der König aber, fahren sie fort, mit denselben nicht durchdringen, so müsse er einen anderen, und zwar den ganz entgegengesetzten Weg einschlagen: er müsse sich mit Baiern und Sachsen verständigen, die Ansprüche derselben auf die österreichische Erbfolge anerkennen, ihnen seine Hülfe zusagen und sich dafür die Abtretung von Schlesien aus-

1) Gage assuré de sa reconnoissance et un équivalent proportionné des peines des dépenses et du hazard dont elle veut bien se charger.

2) Il faudra faire comprendre à la cour de Vienne et celle de Russie et aux puissances maritimes la nécessité d'une étroite alliance offensive et défensive pour continuer et perfectionner ce système.

bedingen; er müsse auf den Gedanken des französischen Hofes eingehen, den Kurfürsten von Baiern zur kaiserlichen Würde zu erheben, was sich unschwer erreichen lasse, da man alsdann die meisten Stimmen für sich habe. Frankreich müsse mit aller seiner Macht in dies Bündniß eintreten, den Besitz von Schlesien garantiren, wogegen Preußen, um allen Besorgnissen an jenen Grenzen ein Ende zu machen, die Ansprüche auf Berg zu Gunsten des von demselben beschützten pfälzischen Hauses aufgeben könne. Um nicht von Rußland her einen Angriff fürchten zu müssen, werde man sich mit Schweden und Dänemark zu vereinigen und selbst unter französischer Vermittelung ein Verhältniß zu den Osmanen nicht zu scheuen haben.

Da sieht man, welchen Sinn es hatte, wenn einst Friedrich Wilhelm I bei seiner ganzen Politik auf nichts so sehr drang, als darauf, freie Hand zu behalten. In den beiden großen Fragen, der maritimen zwischen den Bourbonen und England, der continentalen zwischen Maria Theresia und ihren Mitbewerbern, von welchen sich erwarten ließ, daß sie in eine einzige zusammenfallen und zu zwei großen europäischen Bündnissen führen würden, konnte sich Preußen nach seinem eigenen Verhältniß und Interesse entscheiden.

Fragt man aber, zu welchem der beiden möglichen Systeme die Minister hinneigten, so ist kein Zweifel, daß sie das erste bei weitem vorgezogen hätten. In dem Gutachten heißt es: der erste von den vorgeschlagenen Wegen sei der natürliche, sichere, gefahrlose, der andere uneben und rauh, bei der räumlichen Entfernung des vornehmsten Verbündeten mit großen Gefahren verknüpft[1]).

Welcher von beiden aber auch eingeschlagen werden sollte, so sind sie allemal dafür, daß man sich vor allen Dingen in Besitz von Schlesien setzen müsse. Es war ebenfalls eine Maxime, die sich Friedrich Wilhelm und wohl die meisten Reichsfürsten aus den bisherigen Vorgängen abgezogen hatten, daß man über seine Rechte nur dann mit Vortheil unterhandle, wenn man damit beginne, sie auszuüben, daß man nur mit demjenigen Anspruch gehört werde, den man ohne weiteres ins Werk setze.

Durch den Tod des Kaisers waren auch die Rücksichten gehoben, die sonst einem Fürsten des Reiches gegen das Oberhaupt desselben

1) Nous avouons franchement, que si la première route nous paroit la plus naturelle, la plus solide et la moins dangereuse pour les suites, la seconde ne laisse pas que d'être autant plus raboteuse, sujette à des grands inconvénients et revers de fortune.

obgelegen hätten. Dem Vereine der von ihm hinterlassenen Erblande, unter seiner Tochter, stand der Verein der brandenburgischen vollkommen gleichberechtigt gegenüber. Ueber die niemals rechtsbeständige, sondern nur factisch entschiedene Frage, zu welchen von beiden ein großer Theil von Schlesien gehöre und gehören solle, konnten sie wohl einen Waffengang miteinander bestehen.

Was zu unverweilter Besitznahme noch besonders antrieb, war die Besorgniß, daß diese Provinz leicht ein Zankapfel oder auch ein Ausgleichungsmittel zwischen der Königin und ihren die Erbschaft beanspruchenden Verwandten werden könnte. Keine Frage ist, daß Sachsen Absichten dieser Art hegte. Schon bei dem erwähnten Anleiheproject wünschte es sich zu betheiligen, in der Hoffnung, zur Verbindung mit Polen Glogau wenigstens pfandweise zu erwerben. Unmittelbar nach dem Tode des Kaisers suchte es in Wien über eine Entschädigung wegen seiner Gerechtsamen in Unterhandlung zu treten [1]; aber der sächsische Geschäftsträger Siepmann sagte auch gleich im Anfang des Novembers, daß sich sein Hof zwar ruhig verhalten werde, solange Baiern das Nämliche thue; sollte aber dies zu einer Unternehmung schreiten, so werde sich auch Sachsen regen [2].

Es fiel in Berlin unerträglich, zu denken, daß sich in der zu erwartenden allgemeinen Verwirrung der sächsische Hof einer Provinz bemächtigen könne, auf welche Preußen so große und unleugbare Ansprüche habe; Sachsen und Polen wären dadurch vielleicht einmal wahrhaft vereinigt, der Erhebung von Preußen alsdann auf immer ein Ziel gesetzt worden.

Und sollte Preußen dies in einer Zeit, wir sagen nicht, geschehn, aber nur möglich werden lassen, wo es die offenbare Ueberlegenheit in Händen hatte? Was würden die späteren Jahrhunderte von Friedrich sagen, hätte er die Dinge gehen lassen, wie sie mochten, ohne sich einzumischen! Er fühlte es gleichsam als eine Pflicht der Ehre, sein Recht geltend zu machen.

1) 2. November 1740. Dans le commencement, also noch im October, wo diese Alternative ins Auge gefaßt sein wird, on auroit préféré de s'accommoder pour quelque petite portion de la Bohème ou de la Silésie.

2) Podewils 2. November an den König, so daß diese Erklärung denselben Tag oder den vorigen gemacht sein wird: „que dès que la cour de Bavière remueroit pour faire valoir ses droits, le roi de Pologne ne sauroit s'empêcher d'en faire autant.“ Baiern regte sich, wie wir wissen, im ersten Augenblick.

„Ich gebe Euch ein Problem zu lösen," sagte er in einem Briefe aus jenen Tagen an Podewils: „wenn man einen Vortheil besitzt, soll man sich dessen bedienen oder nicht? Ich habe meine Truppen und alles Nöthige in Bereitschaft. Wenn ich versäume, sie anzuwenden, so habe ich ein Gut in meiner Hand, das ich nicht zu gebrauchen weiß. Wenn ich mich dagegen meines Vortheils bediene, so wird man sagen müssen, daß ich die Ueberlegenheit, die ich über meine Nachbarn besitze, auch zu benutzen verstehe" [1]).

Es ist der Mühe werth, den Erwägungen, die, wenn das Wort erlaubt ist, schriftlich zwischen dem Könige und Podewils gepflogen worden, an dieser entscheidenden Stelle noch im Einzelnen zu folgen.

In einem keinen Aufsatze, den Friedrich am 6. November an Podewils schickt, geht er davon aus, daß er nicht warten dürfe, bis Sachsen oder Baiern Feindseligkeiten beginne; die Absichten namentlich des ersteren seien seinen Interessen geradezu entgegengesetzt; die besten Ansprüche auf Schlesien habe das brandenburgische Haus, und recht sei es, sein Recht zu behaupten; die Geschwindigkeit, mit welcher er seine Truppen ins Feld führen könne, biete ihm einen unvergleichlichen Vortheil dar. Er führt dann weiter aus, wie günstig ihm die Lage der europäischen Angelegenheiten sei. Vor allem mache es die Entzweiung zwischen Frankreich und England möglich, von diesen Mächten die eine oder die andere zu gewinnen. England habe keinen Grund, wegen der Erwerbung von Schlesien eifersüchtig zu werden, weil es dadurch keinen Schaden leide; sollte man jedoch mit demselben sich nicht verständigen, so werde man auf jeden Fall Frankreich auf seiner Seite haben, das nichts mehr wünsche, als eine Verringerung der österreichischen Macht. Rußland sei der einzige Staat, von dem man bei dieser Unternehmung gestört zu werden fürchten könne. Aber Rußland sei auch durch die Rücksicht auf Schweden, von dem es alsdann angegriffen werden dürfte, und durch seinen inneren Zustand gehemmt; es werde in sich selbst beschäftigt sein,

1) Man wird die Worte Friedrichs gern lesen: je vous donne un problème à résoudre. Quand on est dans l'avantage, faut il s'en prévaloir ou non? je suis prêt avec mes troupes et tout. Si je ne m'en prévaux pas, je tiens entre mes mains un bien dont je méconnois l'usage. Si je m'en prévaux, on dira, que j'ai l'habilité de me servir de la supériorité que j'ai sur mes voisins." Eigenhändiges Postscript zu einem Cabinetsschreiben vom 1. November, worin der Befehl enthalten ist, daß über den Tod des Kaisers in Berlin ebenso lange Trauer angelegt werden soll, als man über den Tod des Königs in Wien getrauert habe.

wenn die Kaiserin sterben sollte. — Der König forderte Podewils auf, ihm mit der Freimüthigkeit eines ehrlichen Mannes Einwendungen gegen seine Annahmen zu machen.

Podewils, welcher anderwärts versichert, daß er dem Könige auch mündlich alles vorgestellt habe, was sich gegen das Vorhaben sagen lasse, wiewohl ohne Frucht — denn der Eifer desselben wachse nur immer —, säumte jetzt nicht, einige politischen Möglichkeiten namhaft zu machen, welche sehr hinderlich werden könnten; er schrieb darüber am 7. November; der König antwortete ihm an demselben Tage, und sehr merkwürdig ist auch diese Discussion, obgleich sie nur ungewisse Fälle berührte.

Podewils fragte zuerst, wenn in diesem Augenblicke sich die bergische Erbschaft eröffne, ob der König wohl glaube, beide Ansprüche ausführen zu können, oder jene, die schon ziemlich gesichert, um der zweifelhafteren willen fahren lassen wolle. Friedrich antwortete, wenn der Fall eintrete, so werde er seine clevisch-westfälischen Regimenter in Berg einrücken lassen und sich an die mit Frankreich getroffene Abkunft halten.

Aber wie dann, fuhr Podewils fort, wenn Frankreich, durch irgend eine Landabtretung, etwa in den Niederlanden, dafür gewonnen, sich mit dem Hause Oesterreich verbinde? Der König sagte, England und Holland werden eine Vergrößerung des französischen Gebietes in jenen Gegenden niemals zugeben; Frankreich aber sei nicht zu fürchten, wenn man die Seemächte für sich habe.

Podewils hielt es nicht für unmöglich, daß sich auch Baiern durch irgend eine kleine Abtretung von Oesterreich befriedigen lasse; der Wiener Hof könne dann leicht den hannoverschen gewinnen und der König zwischen zwei Feuer gerathen. Friedrich bemerkte, daß weder das erste zu erwarten sei, da Baiern es mit seinen Ansprüchen sehr ernstlich meine, noch auch das zweite: denn Hannover werde sich nicht rühren, weil es der preußischen Hülfe übrigens bedürfe; im Nothfalle könne es durch andere Nachbarn im Zaum gehalten werden.

Die vornehmste von den Einwendungen, welche der Minister früher und damals gemacht hat, gründet sich auf die eigenthümliche Lage der preußischen Länder, die nicht ein Ganzes bilden, wie Frankreich oder wie Spanien, sondern voneinander getrennt und auf allen Seiten, im Rücken, in den Flanken, ja im Herzen den Anfällen der Nachbarn ausgesetzt seien [1]. Er hält einen Anfall, wie von Hannover

1) La France et l'Espagne, dont l'intérieur n'a pas besoin d'être gardé, peut plus facilement entreprendre une grande affaire, qu'une

und Sachsen, so von Rußland und Polen her für möglich. Friedrich zeigt die größte Vorstellung von seiner Macht und Streitkraft: würde Sachsen sich regen, das könne man leicht überwältigen; in Preußen werde er 55 Escadrons und hinreichendes Fußvolk lassen, um allenfalls einem Einbruche zu begegnen; überall werde er die Truppen, welche er herausziehe, durch andere ersetzen. Indem er in Schlesien eindringt, glaubt er noch Kräfte genug zu haben, um nöthigenfalls Berg in Besitz zu nehmen und sich allenthalben zur Wehre setzen zu können.

Und auch von Podewils dürfte man nicht glauben, daß er gegen die Unternehmung gewesen sei. In jedem seiner Worte zeigt er sich von der großen Aussicht, die es eröffne, nicht allein eingenommen, sondern hingerissen. Indem er seine Einwürfe vorbringt, sagt er doch immer, er wolle die Sache absichtlich von der schlimmen Seite betrachten: er fügt hinzu, daß bei günstigen Umständen ein kühner und unternehmender Fürst sich über Betrachtungen, durch welche Andere aufgehalten werden, hinwegsetzen dürfe.

Auf den König machten noch die Nachrichten Eindruck, die so eben eingingen.

Man erfuhr, daß der baierische Gesandte, Graf von Perusa, ein Anrecht seines Herrn auf sämmtliche Erblande des Kaisers officiell ausgesprochen hatte, und daß die Stimmung des gemeinen Volkes in denselben ihm günstig war; man hörte von Rüstungen des Königs von Sardinien, ohne daß der Zweck derselben deutlich zn ersehen gewesen wäre; doch schien sich die Vermuthung einer allgemeinen Bewegung zu bestätigen; den größten Eindruck aber machten die Nachrichten aus Rußland.

Es ist nicht nach dem Buchstaben zu verstehen, wenn Friedrich einmal erzählt, die Nachricht von dem Tode der Kaiserin von Rußland habe ihn vollends entschieden. Die Befehle an die Armee waren schon erlassen, als diese Nachricht einging. Am 9. November traf sie ein. Schon unter dem 8. zeigt Friedrich seinen Ministern an, daß er die zur Unternehmung bestimmten Regimenter angewiesen habe, sich die noch erforderlichen Pferde anzuschaffen, sich überhaupt marschfertig zu machen. Aber allerdings fühlte er sich, da man erwarten durfte, daß Rußland entweder in seinem Innern beschäftigt, oder beim Emporkommen einer neuen Regierung sogar für Preußen zu

puissance, dont la défense en cas d'attaque affoiblit ses forces, et dont le dos, le flanc et même le coeur du pays sont exposés en plus d'un endroit.

gewinnen sein werde, durch dies Ereigniß in seinem Vorhaben gewaltig bestärkt. Alles schien ihm dazu zusammenzutreffen. „Gott ist für uns", ruft er einmal aus.

Die Freude, mit der sein Befehl aufgenommen ward, der Fortgang der Rüstung erfüllten ihn alle Tage mit größerem Muth und Vertrauen. Sollte aber etwas geschehen, so war kein Augenblick zu verlieren. Friedrich hielt für nothwendig, noch vor dem völligen Eintritt des Winters Schlesien zu besetzen; wollte er ohne dies in Unterhandlung treten, so werde man ihm beschwerliche Bedingungen auferlegen, um ihm unbedeutende Dinge zu bewilligen.

„Wir arbeiten hier sehr ernstlich," schreibt er am 15. November. „Ich will die kühnste, unerwartetste, größte Unternehmung beginnen, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen; mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen."

Und dabei blieb es nun, daß man die Linie der Politik einhielt, die von den Ministern vorgezogen worden war.

Den Franzosen geschah keinerlei Mittheilung, weder nach Paris, noch den in Berlin anwesenden.

Der zur Gegenbegrüßung Friedrichs herbeigeschickte außerordentliche Gesandte Marquis de Beauvau, betroffen, daß er nicht nach Rheinsberg eingeladen wurde, erschöpfte sich in Vermuthungen über den eigentlichen Zweck der Rüstungen, die Jedermann wahrnahm, traf zuweilen das Richtige, aber ohne es festzuhalten, und faßte zuletzt die Ansicht, daß der König eher als ein Gegner von Frankreich zu betrachten sei und dies Land zu schwächen wünsche. So sah auch der regelmäßige Gesandte Valori die Sache an. Er meinte fast, zwischen dem Großherzog von Toskana und dem Könige von Preußen bestehe ein freimaurerisches Einverständniß; denn Beide seien Mitglieder dieses Ordens. Eben war Voltaire, der dem Könige schon in Wesel einen Besuch gemacht hatte, in Berlin angekommen. Er zeigte sich als einen jener lediglich literarischen Menschen, welche die Welt hauptsächlich als einen Gegenstand für ihr Talent ansehen; seine funkensprühende Conversation ward bewundert; man weinte, wo er eine seiner Tragödien vorlas; er selber faßte nicht die mindeste Theilnahme. Schon in Wesel zeigte sich dies. König Friedrich empfing ihn in einem Anfall des Quartanfiebers, an dem er damals litt; Voltaire hat über die ärmliche Umgebung, in welcher er ihn fand, gespottet. Seine Anwesenheit in Berlin schien er hauptsächlich dazu benutzen zu wollen, um das ehemalige Verhältniß zwischen Preußen

und dem französischen Hofe wieder anzuknüpfen. Einen Brief des Cardinals, den er erhielt, voll gesuchter Schmeicheleien für den König, legte er diesem auf der Stelle vor. Aber das ganze preußische Wesen erschien in seinen Augen doch kümmerlich. Er erfand für Friedrich den Beinamen eines Königs der Grenzstriche, und diese Franzosen wunderten sich, daß ein solcher daran denke, allein etwas zu unternehmen [1]). In Versailles zeigte sich eine eigenthümliche Rückwirkung ihrer Berichte. Ludwig XV, der sonst nur wenig an den Geschäften Theil nahm, redete doch eines Tages, zu seiner Jagd gehend und von ihr kommend, von nichts anderem, als den Rüstungen und Bewegungen des Königs von Preußen. Es schien beinahe, als seien die Franzosen eifersüchtig, daß noch eine andere Macht auf der Bühne der Welt selbständig auftreten wolle, wo bisher vornehmlich der französische Name geglänzt habe.

Dagegen näherte sich Preußen dem Wiener Hofe in vertraulichen Eröffnungen, aber freilich solchen, die den gefaßten Beschlüssen gemäß die außerordentlichsten Forderungen vorbereiten sollten.

Auf eine beim Tode des Kaisers vorgekommene freundschaftliche Aeußerung des Großherzogs von Toskana antwortete Friedrich gleich am 31. October, der Wiener Hof könne allerdings auf seinen Beistand rechnen, aber nur unter Bedingungen, welche der Gefahr, der er sich dabei aussetze, entsprechend seien; denn man habe nichts Geringeres, als einen allgemeinen Krieg zu erwarten. Das gewohnte Zögern aber gelte diesmal nicht: wolle man ihn gewinnen, so müsse man die Gelegenheit bei den Haaren ergreifen.

Es könnte scheinen, als sei es zu viel gesagt, daß ein allgemeiner Krieg bevorstehe; denn wie dann, wenn Oesterreich sich mit Frankreich verständigte? Er wäre doch auch dann unendlich schwer zu vermeiden gewesen, da die Feindseligkeiten zwischen Spanien und England bereits ausgebrochen und Frankreich tractatmäßig verpflichtet, sowie seines eigenen Vortheils wegen sehr bereit war, sich für Spanien zu erklären. Die Parteien konnten wechseln; aber ein Zusammen-

1) Valori 3. Dec.: Mr. de Voltaire, qui se fait une affaire de marquer son véritable attachement et son profond respect pour son Eminence et son zèle pour la France, a reçu hier une lettre du roi de Prusse, qu'il dit être extrêmement bien tournée et qu'il n'a pas osé me confier. Il m'a dit seulement, que ce prince badinoit sur ce, que le démon de la guerre étoit venu le saisir. (Vgl. Voltaire's Briefe Nr. 1050.) Il croit aussi que le roi de Prusse et le grand duc seroient d'accord. C'est beaucoup pour le roi des lisières, comme dit Voltaire, de se croire en état d'opérer seul.

treffen derselben, auch in Deutschland, ließ sich bei der Lage der Dinge nicht vermeiden.

Am 12. November bemerkt der König gegen seinen Gesandten in Wien, daß der dortige Hof keine andere Wahl haben werde, als sich entweder in die Hände von Frankreich oder von Preußen zu werfen. Weder das eine noch das andere werde ohne Opfer möglich sein. Wolle man in Wien es vorziehen, sich mit Frankreich zu vertragen, und demselben einen Theil der Niederlande überlassen, so werde man sich dadurch mit den Seemächten entzweien; in einer solchen Verbindung liege für die allgemeine Freiheit eine Gefahr, welche Europa nicht dulden dürfe.

In diesem Sinne hat sich dann der Gesandte Borcke in Wien ausgesprochen. Er findet, dem Großherzog und seiner Gemahlin erscheine Preußen als die einzige Macht, welche sie aus ihrer Gefahr retten könne. Die Minister fordert er auf, was zu thun sei, bald zu thun und seinem Herrn einen neuen Antrag zu machen, ihm die Vortheile zu bezeichnen, die er sich versprechen könne[1]).

Nicht ohne alle Wirkung blieben die preußischen Eröffnungen in Wien; doch fanden sie noch mehr Anklang bei den Gesandten der alten Allianz, als bei dem Hofe selbst. Der englische Gesandte Robinson wiederholte, eine raschere und nachhaltigere Hülfe könne Oesterreich nicht finden, als die preußische; und für nichts habe man nun einmal nichts in dieser Welt. Unter den in Berlin anwesenden Diplomaten war der russische Gesandte der erste, der sich günstig vernehmen ließ. Seine Vermuthung — denn noch hätte es Niemand mit Gewißheit sagen können —, daß der König eine Absicht auf Schlesien habe, begleitete er mit der Versicherung, er wünsche es und zwar zum Besten der schlesischen Protestanten[2]). Friedrich II hoffte, diese alten Verbündeten des Hauses Oesterreich für sich zu gewinnen. In den Schreiben, durch die das Unternehmen auf Schlesien den Mächten der alten Allianz angekündigt werden sollte, heißt es, daß Preußen das Haus Oesterreich vor dem völligen Ruin bewahren, dasselbe ver-

1) Borcke 16. November: Je leur conseille de faire vite, pour ne pas venir trop tard. Je leur recommande surtout d'y aller rondement, sans détour et sans finesse pour demander ce qu'ils ont besoin et pour offrir des avantages proportionnés à pouvoir balancer les risques, mais des avantages réels et non pas en perspective. Ils me répondent qu'ils vont le faire bonnement et sans perte de temps.

2) Pour moi, dit il, j'en serois charmé pour l'amour de tous Silésiens et de pauvres protestants qui auroient par là un maître de leur religion. — 11. November.

hindern wolle, sich, wie es zu beabsichtigen scheine, in die Arme von Frankreich zu werfen, und auf nichts denke, als das alte System Deutschlands und Europa's wiederherzustellen, aber nur um den Preis, daß dagegen auch die Rechte des brandenburgischen Hauses anerkannt und die entzogenen Fürstenthümer von Schlesien ihm zurückgegeben würden. In dem Schreiben an die Generalstaaten kommt ein Ausdruck vor, der auffallend lautet, aber die ergriffene Haltung vollkommen bezeichnet: Kurfürst Friedrich Wilhelm habe dem Kaiser Leopold gedient und sei dafür mit Undank belohnt worden; König Friedrich II wolle zuerst seine Entschädigung in Besitz nehmen und dann Dienste leisten. So war sein Gedanke nach dieser Seite hin: Bereitwilligkeit zu einem Bündniß, aber unter unaufhörlicher Erinnerung an alte und neue Feindseligkeiten, denen zuvor ein Ende gemacht werden müsse; da ein allgemeiner Sturm sich vorbereitet, will er Oesterreich nicht untergehen, Frankreich nicht ein verderbliches Uebergewicht davontragen lassen, aber dabei zugleich seine eigenen Rechte durchführen, eine diesen entsprechende Stellung nehmen.

Er wünschte, die Franzosen bis zum Frühjahr bei gutem Willen zu erhalten, nicht etwa, weil er gedacht hatte, sich mit ihnen alsdann zu verbinden, sondern nur, um keine Feindseligkeiten von ihnen zu erfahren; bis zum Frühjahr hoffte er mit dem Großherzog von Toskana und dem Wiener Hofe einig zu werden, dann auch England zu gewinnen und Frankreichs vollends nicht mehr zu bedürfen [1]).

Der König und seine Räthe waren überzeugt, daß man nichts erreichen werde, als durch Verbindung von Unterhandlung und Gewalt; aber noch war man entschlossen, mit aller möglichen Rücksicht zu verfahren. Der Kanzler Ludewig, der sich sofort mit einer Deduction der preußischen Rechte beschäftigte, die dann nicht anders als sehr lebhaft und ernstlich ausfallen konnte, gab das Ministerium die Weisuug, nicht zu eilen, weil man noch hoffen dürfe, sich mit dem Wiener Hofe in Güte zu vergleichen und einen Vertrag, dem andere Mächte beitreten könnten, zu Stande zu bringen. Es ist sogar unter denen, die in das Geheimniß der Berathung gezogen waren, der Vorschlag vorgekommen, die Besitzergreifung zu vollziehen, ohne eigentliche Feindseligkeiten zu begehen; es ward in Frage gezogen, ob man sich der festen Plätze bemächtigen solle. Gedanken, die den Kriegsmännern von Fach unmöglich gefallen konnten. Ich denke,

1) 22. November. Je ne suis engagé à rien avec le cardinal. — Il faut que je sois d'accord avec le Lorrain avant le printemps; — alors ils n'ont aucun prétexte de rompre avec moi.

Schwerin war es — denn unter dessen Papieren findet sich das dagegen gerichtete Gutachten —, der die Friedlichgesinnten erinnerte, daß man auf diese Art so gut wie nichts ausrichten werde; nur der habe ein Land inne, wer die Festungen besitze: in der Unterhandlung möge man sich so gelind zeigen, wie man wolle; in demselben Maße aber müsse die Kriegsoperation feuerig und entschieden sein; sie müsse geführt werden, als wenn niemals eine Abkunft zu erwarten wäre.

Eine so sonderbare Stellung hat wohl kaum jemals ein Gesandter gehabt, wie der Marquis Botta d'Adorno, der im Anfang des Decembers mit Aufträgen des Wiener Hofes anlangte. Seine Instructionen waren freundschaftlicher Art; er war sogar zu Anerbietungen ermächtigt, bei denen jedoch jede Abtretung eines kaiserlichen Gebietes ausgeschlossen war. Auf seinem Wege nun, den er durch Schlesien genommen, sah er alles mit Kriegsbereitungen gegen eben dieses Land hin erfüllt. Als er in Berlin anlangte, erschien es wie ein Feldlager, das im Aufbrechen begriffen ist. Am 4. December des Morgens zog die Artillerie, die sich unter den Linden vereinigt hatte, nach der Frankfurter Landwehre; der König stand am Schloß, um sie vorbeiziehen zu sehen; am 5. nahmen die Maulthiere, welche die Feldequipage des Königs führten, denselben Weg; am 6. setzte sich das Sydowsche Regiment, an welches sich Kleist und Grävenitz anschlossen, nach Müncheberg in Bewegung. Die Truppen, die jetzt zuerst die Trauer ablegten, nahmen sich parademäßig und prächtig aus. Botta, im äußersten Erstaunen über alles, was er sah und denken mußte, suchte bei seiner Audienz etwas mehr zu erforschen; doch schien er zugleich warnen zu wollen. Er sagte, er habe die Landstraßen in Schlesien fast ungangbar gefunden; der König erwiederte: wer die Reise zu machen habe, werde schon Mittel finden, durchzukommen; die einzige Gefahr sei, daß er beschmutzt anlange [2]). Botta fuhr fort:

1) „Im Kriege muß ein Feldherr zu Werke gehen, als sey nie ein Accommendement zu hoffen." Man müsse die befestigten Plätze nicht zögern anzugehen, bis feindliche Corps sich nähern, wahrscheinlich hätten sie noch keine Magazine; durch Abschneiden von Zufuhr und Blokade würden sie vermuthlich bald ohne formelle Attaqué zur Uebergabe zu bringen sein. Der Vorwand, daß damit Hostilitäten begangen würden, sei nicht haltbar; halte der Wiener Hof nicht die Invasion für eine Hostilität, so werde auch die Blokade keine sein. „In der Negociation kann man so gelinde Seiten zeigen, als wie man in der Operation streng und feurig sein muß."

2) Nach der ersten Redaction der Memoiren: que ceux qui auraient à faire ce chemin aviseront aux moyens d'y passer; — — elles ont vu l'ennemi.

das preußische Heer sei schön; aber das österreichische habe den Feind gesehen; der König antwortete ein wenig gereizt: man solle erfahren, daß seine Truppen ebenso brav seien wie schön. Botta beschwor den König und seine Minister, um Gottes willen nichts zu übereilen, wenigstens noch ein paar Tage zu warten, bis er auf eine Anfrage, die er sogleich gethan, Antwort empfange. Das konnte aber jetzt nichts mehr ändern, nachdem Alles schon in Gang gesetzt war.

Ein gewisser Widerspruch regte sich in Berlin, wo Viele dem jungen Fürsten nicht zutrauten, daß er mit einem Unternehmen, wie dieses, zum Ziele gelangen könne; er werde dem Feinde Deserteurs als Rekruten zuführen; der Schatz seines Vaters werde bald erschöpft sein.

Von der größten Wirkung auf die Gemüther war es, daß sich der Fürst von Dessau, der weder zu Rathe gezogen worden, noch den Feldzug mitmachen sollte, dagegen aussprach und mit schwarzgallichtem Sinn nur die Schattenseite und die Gefahr hervorkehrte. Er hätte mich selbst irremachen können [1]), sagt Friedrich, wäre nicht mein Entschluß ein für allemal ergriffen gewesen.

In der Nacht zum 13. December wohnte der König noch einem Hofball bei, mit aller möglichen Unbefangenheit des Geistes. Voltaire erzählt, Friedrich habe dem französischen Gesandten Beauvau gesagt, in dem Spiele, das er anfange, werde der beste Gewinn für Frankreich sein. Eine Aeußerung, die zu weit von dem damaligen Verhalten Friedrichs abliegt, als daß man sie ohne besseren Beweis für wahr halten dürfte. Der Marquis, dessen Depeschen uns vorliegen, erwähnt sie nicht; er versichert nur, daß ihm der König alle Höflichkeit erwiesen habe; noch indem er in seinen Wagen stieg, sprach er mit ihm [2]).

Es waren brandenburgisch-pommerische, magdeburg-halberstädtische Regimenter, zu Pferd und zu Fuß, zum guten Theil aus Eingeborenen dieser Landschaften bestehend, nahe an 30,000 Mann stark, an

1) Erste Redaction: Il m'auroit intimidé moi-même, si mon parti n'avoit pas été pris avec la dernière résolution.

2) Beauvau 17. December. Je l'ai vu monter en voiture; j'y étois seul de tous les ministres étrangers. Il quitta les princes et tout le monde pour venir à moi, et me fit l'honneur de me dire les choses du monde les plus obligeantes. — Aber er fügt hinzu: Je dois ajouter, qu'il déteste la France dans le fonds de son coeur et que le véritable objet de son ambition et de sa gloire, ce seroit de nous humilier.

deren Spitze sich Friedrich stellte [1]). Die Generale und Officiere, die sich am 15. zu Crossen um ihn versammelten, um seine Befehle zu empfangen, erinnerte er, wie er einem Theile von ihnen in Berlin gethan, an den alten Ruhm, welchen die Brandenburger in den Ebenen von Warschau und von Fehrbellin erfochten [2]): er betrachte sie nicht sowohl als seine Unterthanen wie als seine Freunde; vor seinen Augen sollten sie fechten, und er werde sie belohnen wie ein Familienhaupt, nicht wie ein Oberherr. Es war keine Formel, sondern die nackte Wahrheit, wenn er hinzufügte, andere Verbündeten habe er nicht als sie.

Am 16. December überschritt er die Grenze. „Ich bin über den Rubicon gegangen," schrieb er an demselben Tage, — „mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und die Generale dürstet nach Ruhm. Ich will untergehen oder Ehre von dieser Unternehmung haben. Mein Herz verspricht mir alles Gute; ein gewisses Gefühl, dessen Grund unbekannt ist, weissagt mir Glück: ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme, und der braven Soldaten, die ich anführe."

1) Die älteren Regimenter zu Fuß: Bredow 1677, Markgraf Heinrich 1685, la Motte 1694, Derschau 1698, Markgraf Karl 1702, Grävenitz 1706, die damals ihre Cantone hatten: Bredow in Vorpommern, Markgraf Heinrich in der Ukermark, la Motte in Hinterpommern, Derschau in der Altmark, Markgraf Karl in der Neumark, Grävenitz im Magdeburger Holzkreise; die von Friedrich Wilhelm I gestifteten von 1713: Schwerin, Canton Crossen, Züllichau, Frankfurt; Marwitz, Canton Halberstadt; Sydow, Canton Ober- und Niederbarnim; Borcke, Canton in Hinterpommmern; von 1714 Kleist, Canton Beeskow, Lebus; von 1728 Jeetz, Canton Anclam, Usedom.

2) Der König sprach in Berlin und Crossen; seine eigenen Erzählungen weichen etwas voneinander ab. Die erste Rede lautet in der älteren Redaction folgendergestalt: Messieurs, j'entreprends une guerre où je n'ai d'autre allié que vre valeur ni d'autre ressource que ma fortune. Souvenez vous sans cesse de la gloire immortelle que vos ancêtres se sont acquis dans les plaines de Varsovie et de Fehrbellin et ne démentez jamais la réputation des troupes brandebourgeoises. Adieu! partez pour le rendez-vous de la gloire où je ne tarderai pas de vous suivre. In die spätere (gedruckte) Ueberarbeitung sind Worte eingeflochten, die wohl erst in Crossen gesprochen worden sind.

Fünftes Capitel.

Besitzergreifung von Schlesien.

Wollte man den Unterschied der angegriffenen Macht von der angreifenden ganz im Allgemeinen bezeichnen, so dürfte man sagen, daß in dieser die Einheit der monarchischen Gewalt den Gegensatz der provinzialen Interessen überwunden hatte, in jener aber noch im Kampfe mit denselben begriffen war. Die österreichische Staatsgewalt machte nicht eben geringe Anforderungen, die Leistungen, welche sie gebot, erfüllten meistens das Maß des Erreichbaren; da sie an dem Begriffe einer herrschenden Religion festhielt, fühlte man die Gesinnung des Hofes bis in die tiefsten Kreise; aber dabei besaßen doch die verschiedenen Landschaften eine ständische Organisation von anerkanntem Ansehen, ihren abgesonderten Haushalt, der auch die von dem Staate auferlegten Lasten umfaßte, und standen als mächtige Körperschaften in unaufhörlichem Widerstreit sowohl untereinander als mit dem kaiserlichen Hofe.

Besonders war dies in Schlesien der Fall.

Als im Sommer des Jahres 1740 einige Regimenter von Ungarn in neue Standquartiere verlegt wurden, mußten sie an den schlesischen Grenzen förmliche Quarantäne halten: der Conventus publicus, d. i. der mit einem großen Theile der Landesverwaltung beauftragte ständische Ausschuß, der in Breslau seinen Sitz hatte, schickte, ehe er sie einrücken ließ, erst eine medizinisch-chirurgische Commission ab, um ihren Gesundheitszustand zu prüfen; mit demselben wurde dann über die Dislocation, den Marsch, die Verpflegung der Truppen ein weitläufiger Schriftwechsel gepflogen. Die Provinz klagte über nichts mehr, als über das Hin- und Wiederführen der Mannschaften in ihren Grenzen, die „unbeschreiblichen Excesse“, welche sich die

Feldsoldaten schon zu Schulden kommen ließen, wenn sie beisammen waren, und die nicht minder widerwärtigen, welche man von ihnen erlebte, wenn sie, als untüchtig erkannt, entlassen wurden, worauf sie sich zuchtlos über das Land ausbreiteten. Sie forderte, daß der Staat den Regimentern eine besondere Kriegskasse anweise, konnte es aber nicht erreichen.

Zwischen dem Hofe und der ständisch=provinzialen Autorität war gleichsam ein Abkommen getroffen, kraft dessen die letztere sehr ausgedehnte administrative Befugnisse behauptete, aber keinerlei Unabhängigkeit in Anspruch nehmen durfte; sie widersetzte sich den Forderungen, die man an sie machte, eine Weile, fügte sich aber in der Regel und ergoß sich dann in Klagen. Wie oft hatten die Stände von Schlesien ihr Verhältniß zu den böhmischen Erblanden, denen Schlesien zugezählt wurde, und das Verhältniß Böhmens überhaupt zur Monarchie erwogen und berechnet! Sie behaupteten, daß, wie die böhmischen Erblande überhaupt gegen die anderen, so Schlesien noch besonders gegen Böhmen und Mähren in großem Nachtheil stehe. Wenn man ihren wiederholten Berichten nicht allen Glauben versagen will, so befand sich Schlesien, in ökonomischer Hinsicht, kurz vor dem Tode des Kaisers Karl keineswegs in blühenden Umständen. Die Landesmemoralien, Denkschriften, welche der Conventus an das Oberamt richtete, führen aus, daß sich ein Unglücksfall an den anderen, eine Beschwerde an die andere kette. Die Auflagen, durch starke Zinszahlungen für auswärtige Anleihen gewachsen, seien unerschwinglich, der Handel durch die Zollerhebungen der Nachbarn und die eigenen in offenbarem Verfall; sie versichern, „unzählige Bauergüter und Bürgerhäuser seien in Sequestration gerathen; kaum aber reiche die Nutzung des Sequesters für die Auflagen hin, denn Geld habe nun einmal Niemand mehr; da es an Käufern fehle, sei es unmöglich, den Gläubigern zu ihren klarsten Forderungen zu verhelfen [1]); dem Landmann bleibe keine Hoffnung übrig, sich aus seinen schweren Drangsalen jemals hervorzuarbeiten.

Als Friedrich in Schlesien einrückte, war er der Bevölkerung schon insofern nicht unwillkommen, weil er eine gefüllte Kriegskasse

1) Landesmemorial ratione proportionis in contribuendo respectu derer übrigen kaiserlichen Erblande, 2. Mai 1740: „Wobei am meisten zu bewundern, daß öfters die Creditores die ihnen verhypothecirten und sub crida stehenden Güter auch für zwei Drittheil der gerichtlichen Taxe anzunehmen verweigern, andere aber das ultra dimidium veri pretii gethane mutuum una cum eo, quod interest, völlig zu verlieren Gefahr laufen."

mit sich brachte und den Landesprodukten, die sonst nicht zu verwerthen waren, einen unerwarteten Absatz verschaffte. Die oberste Regierungsbehörde in der Provinz, das Oberamt, erließ den Befehl, daß Niemand den Einrückenden Lebensmittel zuführen, noch Handreichung thun solle. Wie wäre aber daran zu denken gewesen, daß sich die Einwohner durch Weigerungen dieser Art zugleich des willkommenen Gewinnes berauben und der offenbaren Gewalt hätten aussetzen sollen? Der Conventus publicus selbst stellte es dem Oberamt als eine unbedingte Nothwendigkeit dar, die Landesältesten an das preußische Kriegsheer zu schicken, um mit demselben ein Abkommen über die ihm zu liefernden Lebensmittel zu schließen: sonst werde die Erpressung nur einzelne Ortschaften treffen und dieselben zu Grunde richten, zum äußersten Verderben des ohnehin verarmten Landmannes.

Am 22. December langte König Friedrich nach einigen starken und wegen der Witterung nicht eben bequemen Märschen vor der ersten Festung an, die sich ihm entgegensetzte, dem alten Bollwerk Schlesiens, Glogau, und schlug sein Lager in Herrendorf auf. Hier erschienen die Landesältesten der Fürstenthümer Glogau, Liegnitz, Wohlau — in freier Uebereinstimmung mit dem Conventus — und trafen mit dem preußischen Kriegscommissariat Abrede [1]) über die Verpflegung sowohl derjenigen Heeresabtheilungen, welche Glogau belagern, als der anderen, welche vorwärts rücken sollten. Denn unverzüglich wendete sich Schwerin nach der großen Straße, welche am Fuße des Gebirges nach dem Glatzischen führt. Für diesen halfen sie die Marschroute bestimmen und gaben ihm Commissare mit, um ihn von Stadt zu Stadt, von Kreis zu Kreis zu führen.

Man dürfte nicht glauben, daß Schlesien ganz ohne Vertheidigung gewesen wäre. Die österreichischen Mannschaften, allerdings viel zu schwach, um das Feld zu halten, reichten doch hin, um die festen Plätze des Landes, die zum Theil sehr ansehnlich waren, zum Theil wenigstens haltbar erschienen, zu besetzen. Seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war den Befestigungen immer einige Aufmerksamkeit zugewendet worden. Glogau, seit 1654 erneuert, ward von Friedrich zu gering angeschlagen, wenn er meinte, sich desselben

1) Protokoll vom 27. December 1740. Gesammelte Nachrichten und Documente II, 60. Der Armee sollte „das zur Subsistenz Benöthigte zugeführt auch dem ganzen Lande nach denen einzubringenden Liquidationen zu seiner Zeit wiederum vergütet und von deren Landespräſtandis abgeschrieben werden."

binnen zehn Tagen bemeistern zu können [1]). Brieg war auf Befehl des Kaisers und unter Aufsicht eines seiner Ingenieure, hauptsächlich noch auf Kosten der alten Herzoge, seit 1664 mit Bastionen versehen und zu einer Festung im damals modernen Sinne umgestaltet worden. Neisse hatte gute Mauern und Gräben, und man that sich viel auf die Veranstaltungen zugute, durch welche die letzteren immer mit Wasser gefüllt werden konnten. Neben diesen drei wichtigsten Plätzen rechnete man auch noch auf Ohlau, dessen Wappen, der Hahn, daher geleitet ward, daß es ein haltbarer Paß und Platz sei, auf Ottmachau mit seinem alten Schloß und Zwinger, Namslau, wo 1722 ein Schanzbau angefangen worden, welcher den ganzen Wall mit einer Brustwehr umgab [2]), endlich auch auf die Hauptstadt selbst. Die Angegriffenen zweifelten nicht, daß es ihnen gelingen werde, diese Plätze wenigstens so lange zu behaupten, bis ein regelmäßiges Heer versammelt sei, hinreichend, um den Feind aus dem Lande zu verjagen, ebenso leicht, hofften sie, als er es einnehme.

Es läßt sich nicht sagen, trotz der angedeuteten ökonomischen Verwirrungen, auf welche Hindernisse der König gestoßen, wie die Sache gegangen sein würde, wenn nicht noch eine ganz andere, tiefere Verstimmung der Einwohner ihm sein Unternehmen unendlich erleichtert hätte.

Schlesien gehört zu den Ländern, wo die protestantische Weltanschauung, die deutsche Religion, die Gemüther am frühesten und tiefsten ergriffen hatte und alsdann mit der größten Anstrengung zurückgedrängt worden war.

Noch im Jahre 1611 hören wir einen katholischen Bischof klagen, daß es in Schlesien viele tausend Städte, Flecken und Dörfer gebe, wo kein einziger Mensch katholisch sei. Bald aber brachen die Stürme des dreißigjährigen Krieges aus; gleich anfangs geriethen Glatz und Oberschlesien in die Gewalt der katholischen Reaction; trotz ihrer späteren Unfälle drang diese doch in Niederschlesien ein; die Festsetzungen des westfälischen Friedens ließen eine Erklärung zu, kraft deren der Kaiser, der sich als Vollzieher der priesterlichen Absichten darstellte, es wagen durfte, einen großen Theil jener Städte,

1) Fechner bei Henelius, Silesiographia T. I, c. VII, p. 154: Te quoque qui stravit (während des dreißigjährigen Krieges) Mavors erexit in auras denuo et eximii munimine valli.

2) Chronik der Stadt in Knie und Melchers, Geographische Beschreibung von Schlesien II, 3, 597.

Flecken und Dörfer in seinen erblichen Fürstenthümern ihrer Kirchen sowohl wie ihrer Prediger zu berauben, nicht ohne eine Art von Bürgerkrieg. Wie oft haben die Bauern sich zusammengeschaart, um ihre Kirchen mit ihren Leibern zu decken[1]; aber der offenen Gewalt erlag der Trotz der Bauern, wie der Widerspruch der Städte vor ihr zurückwich. Mußten doch selbst tapfere Kriegsanführer ihre Hauskapellen versiegelt sehen. Ein großes Unglück für die Protestanten war der Abgang der liegnitzischen Piasten, die ihnen bisher noch eine Zuflucht gewährt hatten, und die Einziehung ihrer Herzogthümer. Was anderwärts gelungen, ward nun auch hier durchgesetzt, fast mehr durch Drohung als durch Anwendung der Waffen, mit wohlbedachtem, langdauerndem, systematischem Druck[2]. Binnen vierzig Jahren ward die evangelische Predigt auch dort von dem platten Lande und aus einem großen Theile der Städte vertrieben.

Eine mächtige Dazwischenkunft übte einst Karl XII aus. Wenn es wahr ist, was die Schweden erzählen, daß ihm das Land Hadeln geboten worden sei, wofern er von dem Schutze der schlesischen Protestanten abstehe, so ist es eine auch moralisch bedeutende That, daß er nicht darauf einging, sondern in der Altranstädter Abkunft wenigstens für die früher mittelbaren Herzogthümer und die Stadt Breslau einen erträglichen Zustand festsetzte[3]. Der Wiener Hof hat dieselbe im Allgemeinen beobachtet; aber sein System konnte er darum nicht ändern: die katholische Kirchenform wurde nach wie vor allein als die wahrhaft berechtigte betrachtet. Die Protestanten waren vom Staat und den bürgerlichen Aemtern, wenn auch nicht allezeit vom Heere, ausgeschlossen. Sie mußten die katholischen Feiertage halten, den katholischen Eheverboten nachkommen; ihre Consistorien standen unter katholischen Regierungen und Vorstehern und durften nur nach deren Beschlüssen verfahren[4]. Uebertritt zu ihnen wurde als Apostasie

1) H. Wuttke, Friedrichs des Großen Besitzergreifung von Schlesien, Bd. II, S. 165, gute Zusammenstellung des zerstreuten Materials. Besonders charakteristisch ist der aus Erhardts Presbyterologie S. 216 mitgetheilte Bericht über die Besitznahme des Krommendorfer Kirchhofes.

2) Gravamina specialia Ducatuum Liegnitz, Brieg et Wohlau, Schlesische Kirchenhistorie (von Schütz) 1715, S. 321, andere dem Kaiser eingegebenen S. 490.

3) Adlerfeldt, Leben Karls XII. Bd. III, S. 21 N. Andere erklärten es, wenn nicht für seine beste That, doch für seine schönste Trophäe. Vgl. Stenzel, Preuß. Geschichte III, 159.

4) Hensel, Schlesische Kirchengeschichte S. 650. Vgl. Menzel, hier sehr authentisch. Deutsche Geschichte Bd. X, S. 165.

behandelt, der Uebertritt zum Katholicismus oft erzwungen; unaufhörlich hatten die Stockmeister widerspenstige Lutheraner in ihrer Haft.

Und noch immer war das Uebergewicht des Katholicismus im Zunehmen. Während die heiligen Gefäße der Reformirten, in der Hoffnung auf bessere Zeiten, einem Handelshause in Verwahrung gegeben werden mußten, durchzogen die katholischen Processionen in allem Pomp die Straßen von Breslau, eine besonders feierliche im September 1740, als die Reliquien des heil. Theodor, eben aus Rom angelangt, nach dem Domstift gebracht wurden. Bei der Thronbesteigung Maria Theresia's ließen die katholischen Eiferer verlauten, daß man nun in Schlesien so wenig wie in einer anderen Provinz auf Conventionen mit fremden Mächten Rücksicht nehmen oder eine Berufung daranf gestatten werde; die katholische Kirche werde auch hier ausschließend herrschen. Schon erwarteten die Protestanten noch einmal — nach der erwähnten Truppenbewegung — die Erneuerung der antireformatorischen Bedrängnisse. Bei der Ankunft der Harrachischen Grenadiere, die nach Glogau gingen, meinte man im Liegnitzischen nicht anders, als daß sie eben hiezu bestimmt seien: am dritten Adventsonntage (11. December) solle ein neues Werk offener Gewaltsamkeit beginnen.

Einen Eindruck ohne Gleichen mußte es nun auf sie machen, daß eben in dem nämlichen Augenblick der mächtigste evangelische Fürst in Deutschland, der junge König von Preußen, in ihren Grenzen erschien.

Sie zeigten Prophezeiungen auf, die ein solches Ereigniß in ihren höchsten Nöthen immer angekündigt hatten; sie wußten zu erzählen, der König habe einst im Traum die Provinz in Flammen stehen sehen, und dreimal hintereinander habe ihn eine vernehmliche Stimme ermahnt, ihr zu Hülfe zu eilen; sie erblickten in ihm einen ihnen vom Himmel geschickten Schutzengel [1]).

Wie sonderbar, daß einem von dem positiven Glauben der protestantischen Kirche abgewandten Fürsten dieses überschwängliche Vertrauen derselben entgegenkam! Was bei ihm Politik und Ehrgeiz war, umkleideten sie mit religiöser Phantasie. Seinen persönlichen Meinungen fragten sie nicht weiter nach, als insofern sie ihnen Heil brachten; sie hielten sich mit Recht nur daran, daß er der König eines protestantischen Reiches war; wenn es ihm einigermaßen gelang, mußte er ihnen helfen.

1) Tagebuch des Feldpredigers Seegebart. Ms.

Wenngleich überall so mächtig, wirkte seine Ankunft doch am durchgreifendsten in der Hauptstadt ein, wo die Bürgerschaft zwar ihre alte religiöse Freiheit behauptete, aber durch den Anblick der Thätigkeit und des Fortschreitens der Gegner derselben in unaufhörlicher Besorgniß und Aufregung gehalten ward.

Bei der ersten Nachricht von dem Einmarsch der Preußen schwiegen die zelotischen Controversprediger, von plötzlichem Schrecken getroffen, oder machten sich zur Flucht fertig; die Gefangenen wurden losgelassen. Dagegen nahm man in den evangelischen Kirchen einen Psalm zum Text, nach welchem Gott, der sein Volk verstoßen, und „ihm ein Hartes erzeigt hat", ihm wieder ein Panier aufsteckt um es zu retten [1]).

Nun hatte aber die Stimmung von Breslau eine nicht geringe politische und sogar eine unmittelbar militärische Bedeutung.

Es war allerdings nicht mehr jenes Breslau, dessen Geschichten Eschenloer beschrieben hat, als es eine Rolle unter den Mächten des östlichen Europa's spielte; doch besaß es noch manche Attribute municipaler Selbständigkeit, unter anderen das Recht, sich selbst zu bewachen und zu vertheidigen. Innerhalb der Stadt duldete man nur Soldaten, welche der Stadt geschworen. Wollten königliche Truppen ihren Durchzug durch die Stadt nehmen, so verstärkte man die Wachen, sperrte die Straßen mit Ketten; nur in kleinen Abtheilungen, unter dem Geleite der städtischen Mannschaften, zogen sie herein und hinaus.

Es leuchtet ein, daß bei dem plötzlichen Andringen eines mächtigen Feindes einer der vornehmsten Gesichtspunkte der österreichischen Regierung dahin gehen mußte, der Hauptstadt des Landes mächtig zu bleiben und dieser Beschränkung sich zu entledigen.

Das Oberamt forderte den Rath auf, dem Obersten, der den Dom von Breslau, einen in bürgerlicher und militärischer Hinsicht von der Stadt getrennten Bezirk, zu schützen bekomme, und der ein Evangelischer sein werde, zuvörderst nur die gemeinschaftliche Besetzung des nächsten Thores zu bewilligen; erst alsdann, wenn er, von einer überlegenen Macht angegriffen, sich daselbst nicht mehr behaupten könne, sollte er das Recht haben, mit seinen Truppen in die Stadt aufgenommen zu werden.

Bei allem Anschein und aller Neigung zu Widerstand und Eigen=

1) Psalm 60, 3—7 war der Text der Amtspredigt des Inspectors Burg am Bußtage, 9. December. Schon hatte man dort ein Verzeichniß der zum Einmarsch in Schlesien bestimmten preußischen Völker.

willen kamen doch, wie berührt, Stände und Städte in Schlesien in der Regel dem nach, womit es der Regierung Ernst war. Der damalige Rath von Breslau hatte es noch besonders zu seinem Grundsatz gemacht, allen Hader mit der Regierung zu vermeiden; er stimmte ohne weiteres ein.

Einige Schwierigkeit hatte es mit den Vorstehern der Bürgerschaft, ohne welche der Rath nichts festsetzen konnte; doch wußte man auch diese zu gewinnen, indem man sie paarweise in die Rathsstube berief.

Erst als die Sache an den Ausschuß der Bürgerschaft, Zunft und Zechen, und an die Bürgerschaft selber kam, begann der Widerstand [1]). Noch einmal erhob sich hier jener Geist der städtischen Gemeinden, der sich schon seit dem vierzehnten Jahrhundert den Eingriffen der geistlichen Macht nachdrücklich widersetzt und in dem sechszehnten der großen Bewegung der Reformation Bahn gemacht hat. Die Bürger wollten von der Aufnahme einer königlichen Besatzung nichts hören, deren Anwesenheit sie ihrer kirchlichen und politischen Freiheit auf einmal berauben könne: sie seien, sagten sie, nicht gesonnen, sich dem Uebermuth der Feldtruppen, von denen sie bisher bloß gehört, nun auch selber auszusetzen; überdies welch ein hoffnungsloser Gedanke, eine preußische Belagerung aushalten zu wollen: Breslau sei nur ein verwahrter Handelsplatz und keineswegs eine Festung! Besonders führte ein Schuhmacher, des Namens Döblin, das große Wort, ein geistlich angeregter Mann, dem aber übrigens der Lärm des Marktes oder ein munteres Gelag besser behagten, als der Fleiß der Werkstatt [2]). Man möchte ihn mit dem Küfer vergleichen, der einst die Bürgerschaft von Lissabon für König Johann „guten Gedächtnisses“ die Waffen zu ergreifen entschieden hat, oder mit jenem Graukopf, ebenfalls einem Schuhmacher, der, als Karl XII bei Steinau die Oder überschritt, die Zügel seines Pferdes ergriff und sie nicht losließ, bis der König ihm das Wort gab, den Glauben in Schlesien nicht ferner unterdrücken zu lassen. Die meiste Wirkung brachte Döblin, wie sich denken läßt, auf die jungen Bürger hervor. Die muthigsten von ihnen begaben sich auf das Rathhaus, „straußten

1) Kundmann, Heimsuchungen Gottes 445.

2) Kahlert, Breslau vor hundert Jahren, — 1840. Einige Auszüge aus dem Steinbergerschen Tagebuche, dessen Original Herr Prof. Kahlert, Nachkomme des Verfassers, mir freundlich mitgetheilt hat, so daß ich es weiter benutzen konnte.

hart", wie ein altes Tagebuch sich ausdrückt, nicht allein wider den Rath, sondern auch wider ihre eigenen Vorsteher, und bewirkten, daß das Beschlossene zurückgenommen und die Vertheidigung der Stadt auch für den Fall eines Angriffs den Bürgern allein übertragen wurde.

War die evangelische Bürgerschaft hiefür so entschieden und feuerig, so erklärten sich doch auch die katholischen Geistlichen nicht dagegen. Sie wünschten die Vorstädte, in denen es so manche Klöster und Kirchen ihrer Confession gab, nicht um einer Belagerung willen dem Feuer übergeben zu sehen.

Hierauf begann man in Breslau die städtische Rüstung. Die jungen Leute wurden aufgeschrieben, aus den Zeughäusern mit Waffen versehen, kriegerischen Uebungen unterworfen; man sah neben den Soldaten der Stadt auch die Bürger die Wache beziehen; Bekanntmachungen erschienen, wie ein Jeder, wenn das fremde Volk anrücke, mit Ober- und Untergewehr sich bei den Bürgercapitänen einfinden, die rothe Fahne aufgezogen, Feuer gegeben werden solle. Wir wollen nicht erörtern, ob diese Bürgermiliz überhaupt dazu angethan war, gegen die heranrückende preußische Kriegsmacht etwas auszurichten; sicherlich war das Princip, aus dem sie hervorging, mehr annähernder als feindlicher Natur.

Auch fühlte sich Friedrich bei den Nachrichten aus Breslau angetrieben, so rasch wie möglich dahin zu eilen. Eben trafen noch einige von den beorderten Regimentern ein, und er konnte dem Prinzen von Anhalt, Sohne des Fürsten, die Blokade von Glogau zu der er stark genug blieb, überlassen. Er fürchtete, daß sich sonst die österreichische Kriegsmacht doch noch in Güte oder mit Gewalt die Besetzung der Stadt verschaffen und Alles unendlich schwerer werden möchte.

So sei es recht, schrieb ihm General Schwerin, der an der militärischen Einleitung des ganzen Unternehmens so viel Antheil gehabt wie an der politischen Berathung, und der in diesen Anfängen noch zuweilen den Ton des Lehrers anschlug: das Geheimniß der Kriegskunst bestehe darin, seinen Feind zu überraschen, ihn in Verwirrung zu bringen; ein großer Capitän gehe mit Dreistigkeit vorwärts [1]).

Am Neujahrstage 1741, einem Sonntage, am Morgen, langte der König mit den Truppen seines linken Flügels, zu dem auch Dra-

1) 27. December C'est le grand secret et art de la guerre de prévenir et étourdir son ennemi.

goner und Grenadiere von dem rechten gestoßen, so daß diese letzten besonders zahlreich waren, vor den Wällen von Breslau an. Seine Aufstellung war darauf berechnet, daß der volkreichen Stadt die Zufuhr abgeschnitten werden konnte; im Nothfall war er entschlossen, mit seinen Grenadieren einen Sturm gegen die wenig wehrhaften und jetzt durch die zugefrorenen Gräben nicht mehr geschützten Wälle zu unternehmen.

Aber die Bürger von Breslau dachten an keine Feindseligkeit. Den Heranrückenden schickten sie Lebensmittel in die nächsten Dörfer entgegen; mit Wohlgefallen sahen sie von den Thürmen und Wällen zu, wie die brandenburgische Kriegsmacht in ihrer Ordnung auf dem schweidnitzer Anger aufmarschirte und sich unter ihren Fahnen und Standarten nach den verschiedenen Vorstädten vertheilte. Mit besonderer Theilnahme bemerkt die Chronik, wie Seine Maj. Fridericus II an jenem Sonntage um halb neun Uhr herangeritten kam und in dem Scultetischen Garten seine Wohnung aufschlug. Seine militärische Umgebung in ihren knappen Monturen, mit den funkelnden Gewehren erregte die Bewunderung der Menge.

Es kostete der Stadt kein langes Bedenken, daß sie die Neutralität einging, welche der König anbot, wobei er sich nur vorbehielt, in einer Vorstadt ein Magazin anlegen und von seinen Truppen beschützen zu lassen. Jedoch den Dom entriß er der Besatzung der Königin; er selber war bei dem ersten Einmarsch. Den Geistlichen, die ihm bei der Kreuzkirche zitternd ihre Schlüssel überreichten, sprach er freundlich Muth ein.

Man könnte fragen, ob er nicht besser gethan haben würde, sich seiner Uebermacht zu bedienen und zu einer militärischen Occupation auch der Stadt zu schreiten. Noch hielt er aber an dem ursprünglichen Gedanken einer so viel möglich friedlichen Besitznahme fest. Hat er doch abgeschlagen, Schutzwachen zuzugestehen, weil man diese nur in einem feindlichen Lande zu ertheilen pflege. Schon die Neutralität und eine Aufnahme in die Stadt boten ihm einen unendlichen Vortheil dar.

Wie unbestimmt sich auch Alles noch anließ, so machte sich doch das Gefühl Platz, daß eine dauernde Veränderung vor sich gehe. Den König selber setzte die Theilnahme in Erstaunen, mit der er empfangen ward. Die Bürger gaben ihm ganz unumwunden ihren Wunsch zu erkennen, daß er ihr gnädiger Herr sein und bleiben möge. „Diese Stufen“, sagte der bisherige Director des sofort aufgelösten Oberamtes, Graf Schaffgotsch, indem er die Treppen seiner

Amtswohnung am Salzring herabstieg, „werde ich niemals wieder betreten."

Und da nun zwar keineswegeß die erwarteten Nachrichten von Wien, aber doch andere erwünschten Inhalts einliefen, besonders von dem günstigen Eindruck der Deduction des Kanzler Ludewigs, die nun endlich erschienen war, worauf die Gesandten der Seemächte sehr eingehende Aeußerungen vernehmen ließen, so hatte der König einen Augenblick von Genugthuung und Gefühl des Glückes, wie ihm wenige in seinem Leben beschieden sein sollten.

„Ich habe Breslau," schrieb er am 4. Januar an seinen Cabinetsminister, und will nun weiter gegen den Feind vorrücken. Bis zum Frühjahr hoffe ich ihn zu Grunde zu richten." Er meinte noch in diesem ersten Anlauf sich des gesammten Landes mit Einschluß der Festungen zu bemächtigen.

In der That fiel Ohlau, gegen das er sich zunächst wandte, ohne Widerstand in seine Hand. Ehe noch ein Schuß geschehen, capitulirte der Oberst Formentini, wahrscheinlich, weil er seine Leute unnützerweise aufzuopfern fürchtete. Er bedang sich aus, daß dieselben — an Zahl vierteHalbhundert Mann — mit scharfem geschultertem Ober- und Untergewehr ihren Auszug nehmen, der König dagegen, daß sie weder in Neisse noch in Brieg bleiben, sondern unverzüglich über Zuckmantel aus Schlesien abziehen sollten. Für Friedrich war die Einnahme eines einigermaßen festen Platzes so hoch an der Oder, wo nun Magazine angelegt und die Kriegsbedürfnisse mit Sicherheit gesammelt werden konnten, ein sehr bedeutender Fortschritt.

Unaufgehalten hatte indeß auch Schwerin, an der Spitze des rechten Flügels, die fleißigen und gewerbreichen Städte, welche sich am Fuße des Riesen- und Eulengebirges fortziehen, eingenommen; am 7. Januar finden wir ihn in Frankenstein.

Allmählich jedoch, je weiter man in diesen oberen Gegenden vorrückte, wo die Landbevölkerung bereits katholisirt war, stieß man auch auf Gegenwehr.

Ein Versuch auf Glatz, von welchem der König sich viel versprach, weil das Land noch offen sei, mußte aufgegeben werden. Man fand die Brücken abgebrochen, die engen Pässe durch Verhaue gedeckt und durch Waldschützen vertheidigt, gegen die in dieser Jahreszeit nichts auszurichten war, und vernahm, daß Glatz selbst in gute Bereitschaft gesetzt sei.

Endlich erschienen auch Truppen der Königin im offenen Felde.

Im ersten Drittel des Januar hatte Browne ein kleines Corps zu Pferde und zu Fuß mit einer Anzahl Grenadiercompagnien beisammen und schien sich zu einigem Widerstand anzuschicken.

Das erste Zusammentreffen der Preußen und Oesterreicher fand dort unfern der Neisse statt, und es mag wohl vergönnt sein, desselben zu gedenken, da es eine so lange Reihe von Schlachten eröffnen sollte [1]).

Indem Schwerin auf dem Wege von Frankenstein und Camenz nach Ottmachau vorrückte, meldete ihm der Offizier, der die Avantgarde anführte, Lieutenant Milowitz, daß er jenseit eines nahen Dorfes, Ellgut, die lichtensteinischen Dragoner aufgestellt gefunden habe. Schwerin bemerkte ihm; er hätte das Gefecht sogleich eröffnen und sie dadurch festhalten sollen; denn nichts wünschte er mehr, als den Feind endlich im offenen Felde zu finden; noch jetzt erklärte er das für möglich und nothwendig. Milowitz führte nur 26 Husaren; aber um zu zeigen, daß er sich nicht fürchte, stürzte er sich unverzüglich mit dieser geringen Mannschaft auf den Feind und hieb in die Dragoner ein. Er selber führte seinen Säbel gewaltig; aber kaum hatte er ihn ein paar Mal gezückt, so stürzte er, von einer Kugel getroffen, nieder. Ind em sahen die Dragoner, wie sich die preußischen Truppen in der Umgegend entwickelten; sie fürchteten, von einer nahen Brücke abgeschnitten zu werden, und wichen eilends von dannen.

Diese persönliche Tapferkeit, die sich auch ohne Nutzen aufopfert, ward von Schwerin gleich darauf in Ottmachau abermals wie eine Pflicht herausgefordert. Leicht waren die Thore überwältigt und die Stadt besetzt, aber nicht so leicht das alte Schloß, auf seiner terrassenförmig aufsteigenden Anhöhe, mit seinen gewaltigen Ringmauern. Browne hatte ein paar hundert Grenadiere hineingeworfen, die sich da auf die Weise des Götz von Berlichingen vertheidigten; die Aufforderung, die ihnen geschah, beantworteten sie mit einem Kugelregen. Des Verzuges müde, befehligte der Feldmarschall einen Lieutenant des Bataillons Markgraf Friedrich, des Namens v. Happe, mit den Zimmerleuten desselben nach dem Schloß zu marschiren und das Thor aufzuhauen, was sich dann freilich

1) Officieller Bericht vom 22. Januar im Journal de Berlin Nr. 42. Ich benutzte noch einige einer handschriftlichen Geschichte der schlesischen Kriege, welche der Königl. Generalstab aufbewahrt, eingeschalteten Notizen von Augenzeugen.

unnütz zeigte, da sich dahinter noch andere Befestigungen fanden. Happe vollzog dies nicht allein, während von den Fenstern auf ihn geschossen ward; auch da nichts weiter zu erreichen war und die Zimmerleute einer nach dem anderen um ihn her verwundet oder getödtet wurden, hielt er ruhig an seiner Stelle aus, bis der Feldmarschall für gut hielt, ihn abzurufen.

Das Schloß behauptete sich, bis der König selbst in Ottmachau erschien und die Grenadiere seiner Mörser ansichtig wurden. Hierauf, am 12. Januar, ergaben sie sich zu Kriegsgefangenen; früher waren ihnen bessere Bedingungen angeboten; doch wollte der König diese jetzt nicht mehr gewähren.

Kurze Zeit waren Friedrich und Schwerin vor Neisse beisammen; gleich darauf trennten sie sich wieder.

Der König unternahm einen Angriff auf Neisse; wenn man von ernstlichem und nachdrücklichem Widerstand reden will, so ist ihm ein solcher zuerst eben hier geleistet worden. Oberst Roth, derselbe, welchem der Dom von Breslau hatte anvertraut werden sollen, jetzt zum Commandanten von Neisse ernannt, hatte die Bürger den Eid der Treue erneuern lassen und kein Bedenken getragen, die Vorstädte sämmtlich dem Feuer zu übergeben. Hiedurch ward der Ort wirklich haltbar; den auffordernden Trompeter wies man mit Flintenkugeln zurück. Diesen Trotz hoffte der König durch ein Bombardement zu brechen, und einige Tage ist Neisse sehr ernstlich beschossen worden; auch war das Feuer nicht ohne Wirkung; nur eine solche brachte es nicht hervor, welche zur Uebergabe genöthigt hätte. Und da nun auch der bisher sehr milde Winter strenger zu werden begann, so daß sich an keine regelmäßige Belagerung denken ließ, beschloß der König, sich auch hier mit einer Blokade zu begnügen, wie er eine solche vor kurzem gegen Glogau und jetzt gegen Brieg angeordnet hatte.

Indessen machte sich Schwerin nach Oberschlesien auf, um den General Browne aus den schlesischen Grenzen zu verjagen.

Der rechte Flügel, der ihm hiezu anvertraut blieb, war nur von mittelmäßiger Stärke; aber noch schwächer war durch die Besatzungen, die er von sich abgesondert hatte, Browne geworden. Er wich von Neustadt nach Jägerndorf, von Jägerndorf nach Troppau, von da über Grätz, wo beide Theile noch einmal aufeinander stießen [1]), nach Mähren, zufrieden, daß er einige Posten im Gebirge behauptete. Er

1) Relation de l'action de Gratz, où le M[l] C[te] de Schwerin attaqua le Lieutntg[l] Braun le 25 Janr. 1741. Am 25. Januar war Schwerin de-

hatte überall die Steuerkassen und, was sonst von besonderem Werthe war, mit sich genommen; seine Magazine aber fielen größtentheils den Preußen zu, die nun in Oberschlesien überall die Herren waren. Nach wenigen Tagen nahmen sie auch den steilen Paß über die Beskiden, die Jablunka, ein, welcher ihnen Ungarn eröffnete. Friedrich hat gesagt, und viele Anderen theilten diese Meinung, daß ihn nichts aufgehalten haben würde, hätte er bis nach Wien vordringen wollen; aber seine Absicht, fügt er hinzu, sei nur gewesen, das Land in Besitz zu nehmen, von dem ihm ein so großer Theil von Rechtswegen gehöre.

Er wollte überhaupt, wenn dieser Unterschied zu machen ist, nicht die Monarchie angreifen, sondern sich nur der Provinz bemächtigen. In wenigen Wochen hatte er sie, bis auf die drei Hauptfestungen, so gut wie vollständig genommen; auch Namslau, wo der Widerstand der Besatzung, welche sich in dem Schlosse behauptete, durch Brandkugeln gebrochen werden mußte, fiel Anfang Februar in seine Hände.

Und unverzüglich setzte sich dort ein ganz anderer Zustand durch. Das österreichische System, kraft dessen die Autorität im Lande einigen Mitgliedern der großen Familien von besonderer Ergebenheit, in den Städten dem absichtlich bevorzugten katholischen Magistrate in die Hand gegeben war, fiel gleichsam in sich selbst zusammen. Wie in Breslau die Carossen der Grandes — denn so nannte man sie — nicht mehr die Straße durchfuhren, so wichen die großen Herren allenthalben von ihren Aemtern; in einer Stadt nach der anderen traten evangelische Rathsherren in die Stellen, aus denen sie verdrängt worden waren, wieder ein. Die öffentlichen Bilder verschwanden, welche man bisher zum Hohn des Protestantismus aufgestellt gesehen hatte; die Feldprediger verkündigten, ihr König sei gekommen, um die alte Religionsfreiheit herzustellen; überall erneuerte sich der evangelische Gottesdienst; die bisher verborgenen Gefäße dienten wieder auf einem dem reformirten Bekenntniß gewidmeten Altare; den lutherischen Gemeinden, die dessen am meisten bedurften, wurden junge Geistliche von Berlin aus zugesandt. In den Kirchen hörte man auf, für „unsere Erblandsfrau, die Königin von Ungarn", zu beten; die Zeitungen erschienen nicht mehr mit dem doppelten, sondern mit dem einfachen schlesischen Adler.

tachirt pour tâcher de joindre le Gl Braun qui se tenoit pour lors à Neustadt et ses environs avec le reste de 18 bataillons que la reine de Hongrie a eu en Silésie.

Nicht allein auf Eroberung, sondern zugleich auf Abfall beruhte die Besitzergreifung von Schlesien. Mit dem alten, von den Piasten überkommenen Erbrechte des Hauses Brandenburg hatte die Wiederherstellung des evangelischen Elementes in seine religiöse und politische Unbedrängtheit eine innere Verwandtschaft.

Als Brandenburg stark genug geworden war, sein Recht zurückzufordern, und endlich auch das Herz dazu faßte, ging der größere Theil von Schlesien zu ihm über; die militärische Aufstellung und Macht erweckten das Zutrauen der bisher Bedrückten; die Unterstützung, welche sie leisteten, bahnte wieder den Weg zum Siege.

Daß es nun aber mit dieser Veränderung Bestand haben werde, nahm man mehr aus einem dunklen Gefühle an, als weil man die Möglichkeit davon deutlich eingesehen hätte.

Die alten Anhänger des Hauses Brandenburg zitterten, wenn sie sich die möglichen und ihnen wahrscheinlichen Folgen überlegten. Andere, gleichgültig oder feindlich gesinnt, hatten der Pläne des Königs von Anfang an gespottet, sie für Hirngespinnste eines jungen Menschen erklärt. Um so mehr erhob sich in diesem der Ehrgeiz, sein Werk zu vollenden; er wollte beweisen, daß seine Entwürfe echte Gedanken der Politik seien, die er mit Ruhm durchzuführen vermöge.

Achtes Buch.

Der erste schlesische Krieg bis zur Verabredung von Kleinschnellendorf. October 1741.

Erstes Capitel.

Bruch mit Oesterreich.

Wir haben gesehen, wie Alles kam, wie das Unternehmen des Königs von Preußen auf Schlesien gewagt werden und im ersten Anlauf gelingen konnte; aber noch andere Beziehungen hat ein Ereigniß, als die Beweggründe, aus denen es hervorgeht, und die Umstände, die es möglich machen. Betrachten wir die Besitznahme von Schlesien in ihrem Verhältniß zu der politischen Ordnung der Dinge in Europa, so konnte sie nicht anders als Erstaunen und allgemeine Bewegung erregen.

Friedrich war in das Gebiet einer Macht eingedrungen, die, von dem stolzesten Selbstgefühl beseelt, über unerschöpfliche Hülfsquellen verfügte, inwiefern sie dieselben zu benutzen verstand, die ein uraltes Ansehen in Europa und eine Weltstellung besaß, welche ihr unwillkürliche, auf großen Interessen beruhende Sympathien verschaffte. Mitten in dem, durch so feierliche Friedensschlüsse festgesetzten System der europäischen Mächte hatte Friedrich Ansprüche erneuert, an welche außerhalb des brandenburgischen Hauses Niemand mehr dachte, große Landschaften als sein Eigenthum in Besitz genommen, ohne erst zu unterhandeln.

Das eigenthümlich Charakteristische war, daß er mit Oesterreich doch nicht geradezu gebrochen zu haben meinte. Man hat damals nicht glauben wollen, und noch heute herrscht die Meinung vor, Friedrich habe damit eine Feindseligkeit gegen das Haus Oesterreich begangen, von der er sich bewußt gewesen sei, daß durch sie jedes gute Verhältniß mit demselben auf immer vernichtet werden müsse; alles, was er in versöhnlichem Sinne geäußert habe, sei eben nur Verstellung gewesen. Aus den Berathungen in Rheinsberg

aber sieht man, daß dem doch nicht so war; seine wohlerwogene Absicht ging alles Ernstes dahin, indem er sein Recht gegen Oesterreich geltend machte, diesem Hause doch wieder in den Bedrängnissen, die ihm wegen des Widerspruches gegen die pragmatische Sanction nothwendig bevorstanden, zur Seite zu stehen. Friedrich meinte, das österreichische Erbfolgerecht nicht zu verletzen, indem er in Schlesien eindrang: denn er denke nicht daran, zu erben; er nehme Provinzen in Besitz, die von Rechtswegen ihm gehören. Die früher von seinem Urgroßvater ausgesprochenen Verzichtleistungen seien in Folge der Zurücknahme der dagegen gemachten Abtretung von Schwiebus null und nichtig. Auch die von seinem Vater geschlossene Allianz binde ihn nicht, weil die dagegen zugesagten Leistungen des verstorbenen Kaisers niemals bewerkstelligt, sondern eher in das Gegentheil umgeschlagen seien. Kaiser Karl VI habe in der That kein Recht auf die Provinzen gehabt, welche das Haus Brandenburg zurückfordere. Die Tochter des Kaisers habe ebenso wenig Recht auf dieselben; ihm dagegen komme ein unzweifelhaftes Eigenthumsrecht zu. Friedrich glaubte nicht allein befugt, sondern in Rücksicht auf sein Haus sogar verpflichtet zu sein, die Landschaften in Besitz zu nehmen, da er die Macht dazu habe. Man hatte seinem Vater vorgeworfen, daß er die Macht, die er besitze, nicht zu gebrauchen wisse. Er wollte diesen Vorwurf nicht auf sich kommen lassen. Durchdrungen davon, daß er durch bloße Unterhandlungen nie etwas ausrichten würde, hielt er für geboten, das, wovon er überzeugt war, daß es ihm gehöre, unverzüglich und eigenmächtig in Besitz zu nehmen. Nicht erst unterhandeln, sondern sich in Besitz setzen, das war der Grundsatz, der sich eben in der Angelegenheit von Herstall bewährt hatte. Welch ein unermeßlicher Unterschied jedoch! Was einem Bischof von Lüttich gegenüber möglich gewesen war, sollte sich das auch das mächtige Kaiserhaus Oesterreich gefallen lassen? Friedrich würde das nicht erwartet haben, wäre nicht eine europäische Erschütterung bereits im Gange gewesen, welche ein gemeinschaftliches Interesse von Oesterreich, Preußen und England herbeiführte. Seine Meinung war, der Wiener Hof, von allen Seiten bedrängt — denn von keiner dürfe er eine Anerkenung der pragmatischen Sanction erwarten —, werde sich entschließen müssen, den preußischen Ansprüchen gerecht zu werden. Und sollte es demselben nicht wünschenswerth erscheinen, eine Macht für sich zu gewinnen, welche über eines der schönsten Heere der Welt gebot, das seinen Ruf in Kämpfen, die ihm mit dem kaiserlichen gemeinschaftlich waren, errungen hatte? Durch diese Bundesgenossenschaft würde sich Alles

ungefähr wie in den früheren Zeiten gestaltet haben. Selbständig neben Oesterreich und zugleich verbunden mit ihm, durch den Anwachs der Macht bedeutender als jemals früher, würde Preußen in dem beginnenden Kampfe eine ganz andere Stellung eingenommen haben, als in den beiden Kriegen von 1688 und 1701.

Wie nun aber, wenn Oesterreich nicht einwilligte, wenn es das Vorrücken der Preußen als eine unzweifelhafte Feindseligkeit betrachtete und mit Feindseligkeiten erwiderte? Auch diesen Fall hatte man in Rheinsberg vorgesehen und bedacht. Man meinte, die Widersacher der pragmatischen Sanction würden alsdann für Preußen Partei nehmen. Der König hatte noch kein Verständniß, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. Das Wesen seiner Politik besteht darin, daß er Landschaften in Besitz nimmt, die nach seiner Ueberzeugung dynastisch ihm gehören und durch welche er erst zu einer selbständigen, den übrigen Potenzen ebenbürtigen Machtstellung gelangen soll. Indem er das wagt, durchbricht er den bisherigen Gang der Abwandlungen in dem System der europäischen Mächte. Er ist überzeugt, daß das dem Gleichgewicht derselben keinen Eintrag thun, vielmehr bei der Lage der religiösen Angelegenheiten, dem Antagonismus zwischen den beiden Confessionen, zuträglich sein werde. Er schreitet zu seinem Unternehmen in der Erwartung, daß der bevorstehende Kampf der großen Mächte und Weltinteressen ihm die Mittel geben werde, sich zu behaupten. Von Oesterreich zurückgeworfen, werde er Bundesgenossen gegen Oesterreich finden.

Die folgenden Jahre sind erfüllt mit Waffenthaten und Verhandlungen, die diesem großen Dilemma entsprungen sind. Nie griffen Krieg und Politik in jedem Moment enger zusammen. In diesem Conflict hat dann Preußen seine Stellung als unabhängige Macht auf immer errungen.

Entzweiung zwischen England und Frankreich.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren die Gegensätze der geistigen Bestrebungen, die wir so eben sahen, noch keinesweges vergessen, aber doch nur in dem persönlichen, hie und da in dem provinziellen Leben sichtbar und wirksam, übrigens in die Literatur verwiesen, wo dann nicht jedes Wort der Abweichung eben als eine Begebenheit zu betrachten ist; die großen europäischen Staaten wurden durch die Interessen der praktischen Politik in Bewegung gesetzt.

Von allen das wichtigste lag in dem Streite, der nach beinahe dreißigjährigem besseren Verständniß zwischen England und Frankreich ausbrach; denn diese Reiche waren nun einmal die mächtigsten, einflußreichsten; und keineswegs unbedeutend kann der Gegenstand ihres wiedererwachenden Haders genannt werden.

Unter den Motiven, welche Ludwig der XIV schon bald nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, nach dem Aufschwung, den die englische Marine unter Cromwell genommen, dafür anführt, daß die spanische Erbfolge durch allgemeine Uebereinkunft in Ordnung gebracht werden müsse, findet sich die Erwägung, daß ohne dies die überseeischen Besitzungen den Engländern zum Raube werden würden [1]). Noch besaßen die katholischen und romanischen Nationen den größten Antheil an der Seeherrschaft; noch nahm die spanische Monarchie den ganzen, ihr in Amerika einst vom Papst gewährten Besitz in Anspruch; sie hatte die im Norden emporkommenden englischen Colonien eigentlich noch nicht anerkannt.

Bei den Ansprüchen jedoch, welche Ludwig machte, war es unmöglich, einen Austrag zu finden: eben durch seine Waffenerhebungen wurden England und Holland unablässig in die Irrungen der katholischen und romanischen Mächte untereinander verwickelt, was ihnen dann zu großem Vortheil gereichte [2]); in dem spanischen Erbfolgekriege erwarben die Engländer eine geographische Stellung und Handelsvorrechte, welche ihnen eine immer anwachsende Ueberlegenheit sicherten.

Wir berührten öfter, wie tief das bourbonisch gewordene Spanien dies empfand, wie sehr es wünschte, sich des Uebergewichtes der englischen Seemacht zu entledigen [3]), und welch ein immer wirksames Moment die Rücksicht hierauf in den allgemeinen Bewegungen des Jahrhunderts ausmachte.

Indessen war Spanien für sich allein viel zu ohnmächtig, um etwas gegen England auszurichten: es konnte nur unbequem werden;

1) Instruction an Gremonville 1667 bei Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne II, 557: que les Indes seraient au pillage aux Anglais et aux Hollandais et seraient peutêtre autant de roitelets qu'elles ont de vice-rois. Man wird von Ludwig XIV nicht erwarten, daß er Republiken hätte voraussehen sollen.

2) 1670, 18. Juli, in einem Tractat zu Madrid, erkannte Spanien die englischen Besitzungen im weitesten Umfange an.

3) Im Jahre 1739 betrafen die Unterhandlungen die Forderung der Engländer, „that de British rights to George and Car olina should be expressly acknowledged.“ Coxe, Robert Walpole, I, 617.

erst dann wurde die Sache gefährlich, als auch Frankreich — nicht allein der König, um der dynastischen Verwandtschaft, sondern auch die Nation, um des zu erwartenden Gewinnes willen — sich den Absichten Spaniens beigesellte.

Es giebt einen ersten Familienpact, geschlossen im Escurial am 7. November 1733, durch welchen sich der spanische Hof mit dem französischen zu diesem Zwecke vereinigt hat.

Der König von Spanien erklärt darin seinen Entschluß, die Mißbräuche, welche sich in den Handel mit England eingeschlichen, auszurotten und fortan den Buchstaben der Tractate ins Werk zu setzen; er spricht sogar die Absicht aus, die Engländer der Handelsvortheile, in deren Genusse sie seien, überhaupt zu berauben[1]); sollte England deshalb zu Feindseligkeiten schreiten, so erbietet sich Frankreich, gemeinschaftliche Sache mit Spanien zu machen; zu dem Ende will es eine Flotte in Brest und überdies so viel Caper, als nur immer möglich, in Stand setzen. Es wurden Verabredungen getroffen, nach welchen die Vortheile des überseeischen Handels hauptsächlich den Franzosen zugute kommen sollten. Zur Herausgabe von Gibraltar wollte der König von Frankreich die Engländer wo möglich in Güte bewegen, nöthigenfalls aber auch mit Gewalt der Waffen zwingen.

Daher kam es, daß, sobald der Landkrieg im Jahre 1735 beendigt war, die Franzosen sich mit ungemeinem Eifer der Marine widmeten. Derselbe Mann, welcher vierzig Jahre später den umfassendsten Angriff auf die englische Seemacht vollzogen hat, der überhaupt vorgekommen ist, der Graf von Maurepas, hatte schon damals diesen Gedanken und bereitete seine Ausführung vor. Zugleich in den Arsenalen von Brest und Toulon ließ er mit Anstrengung arbeiten; sein Gedanke war, 26 Linienschiffe ersten und 30 zweiten Ranges in See zu schicken. Auch die Spanier setzten in Ferrol und in Cadiz große und kleine Fahrzeuge in Bereitschaft.

Man darf sagen, die britische Nation, d. h. zunächst der handeltreibende Theil, welcher den Unterschied der nunmehr eintretenden Behandlung von der früheren unmittelbar zu fühlen hatte, nahm die Gefahr, die ihr obschwebte, deutlicher und bestimmter wahr, als das Staatsministerium, dem von den guten Worten und den Einzel-

1) Primer Pacto de familia bei Cantillo, Tratados 277, Articulo IV: Si Su M^d^ católica juzgare conveniente, — — — — suspender á la Inglaterra del goce del comercio y de las ventajas de que goza — S. M. cr^ma^ hará causa comun con S. M. católica. Vgl. Art. VI, XII, XIII.

heiten der sich lange fortspinnenden Unterhandlung der Blick verdunkelt wurde.

Von den Fehlern, die Robert Walpole in dem letzten Jahrzehend seiner ministeriellen Gewalt beging, ist dies wohl der größte; die Nation zwang ihn gleichsam, den Krieg, mit dem sie sich bedroht sah, selber zu beginnen [1]). Man weiß, daß sie den endlich gefaßten Beschluß mit öffentlichen Freudenbezeigungen aufnahm.

Mag auch eine untergeordnete Streitigkeit über einen Versuch, den Schleichhandel zu beschränken, oder die körperliche Verletzung eines englischen Seemannes den nächsten Anlaß zu dem Kriege gegeben haben, der bereits im Jahre 1739 zwischen England und Frankreich ausbrach, das wahre Motiv desselben hat eine weltumfassende Bedeutung; es berührt die Frage, ob die germanischen oder die romanischen Nationen das Uebergewicht in dem Welthandel und der Colonialmacht haben sollen; es sind dieselben Interessen, welche im siebenjährigen Kriege noch einmal mit den deutschen zusammengefallen, in den Kämpfen der Revolution von entschiedener Wirksamkeit gewesen sind, um deren willen früher die bourbonischen Mächte die Emancipation des nördlichen Amerika von England, später die Engländer die des südlichen von Spanien begünstigt haben.

Nun erlitt zwar der englische Handel durch die schon vorbereiteten und plötzlich allenthalben unter spanischer Flagge in See erscheinenden Caper nicht geringe Verluste; aber der namhafteste Vortheil war doch auf seiner Seite: Admiral Vernon, in dessen Familie sich antibourbonische Tendenzen forterbten, wie in so manchen französischen antiösterreichische, eroberte im November 1739 mit geringem Verluste Portobello; und mit den größten Erwartungen, die von Parteieifer übertrieben wurden, rüstete man sich in England, ihn zu neuen Unternehmungen auf das feste Land von Südamerika zu unterstützen.

Eben an diesen Punkt aber knüpfte sich nun die Theilnahme Frankreichs. Diese Macht erklärte, nicht dulden zu können, daß sich England auf der Terra firma von Südamerika festsetze, schon darum nicht, weil dabei der regelmäßige Handel der Gallionen, an welchem Frankreich betheiligt sei, nicht bestehen könnte; es werde den

1) Ich sollte glauben, daß nach Bekanntmachung des erwähnten Familienpacts auch Lord Mahon (History of England, ch. XX) und Mr. Bancroft (History of America, ch. XXII) ihr Urtheil über diesen Krieg modificiren werden.

Engländern zeigen, daß sie noch nicht vollkommen Herren des Meeres seien. Eine Erklärung, die man allgemein als ein unzweifelhaftes Vorspiel des Krieges betrachtete[1]; die Engländer hielten für nöthig, sich nach Verbündeten auf dem Continente umzusehen.

Ihr vornehmster Gedanke war, die große Allianz zu erneuern, welche einst den Unternehmungen Ludwigs XIV die Spitze geboten und sie zurückgedrängt hatte. Sie erfüllten alle Höfe mit Anklagen der französischen Politik, der noch immer der Gedanke eines allgemeinen Uebergewichts oder der Universalmonarchie vorschwebe. In jeder Streitfrage, wo eine solche nur auftauche, glaube Cardinal Fleury seine Hand haben zu müssen; er wolle das Herzogthum Berg theilen, um Preußen zu gewinnen und die Pfalz nicht zu verlieren; er mische sich in die corsikanisch-genuesischen Händel; der letzte österreichisch-türkische Friede sei, wie die meisten anderen Friedensschlüsse, sein einseitiges Werk; in der Türkei und in Schweden pflege er so eben andere dunkle, aber um so gefahrvollere Unterhandlungen; indessen breche er bereits durch die Befestigung von Dünkirchen den Utrechter Frieden; man müsse sich seinen Bestrebungen mit vereinten Kräften entgegensetzen, wenn anders das europäische Gleichgewicht erhalten werden solle.

Dagegen ließ Cardinal Fleury bemerken, daß es ein Gleichgewicht ebenso gut zur See wie zu Lande geben müsse; von Tag zu Tage wachse die maritime Anmaßung Englands; das allgemeine Monopol sei es, wonach diese Seemacht strebe; man müsse sie mit vereinten Entschlüssen in ihre Schranken weisen.

Im September 1740 gingen zwei französische Geschwader in See, das eine von Toulon, das andere von Brest; beide nahmen ihre Richtung nach den westindischen Gewässern, wohin auch eine indeß von den Engländern ausgerüstete Verstärkung ihrer Flotte gegangen war; ein Conflict zwischen ihnen schien unvermeidlich.

Es war in dieser Zeit, daß sich Friedrich II, wie wir erwähnten, der Politik der Engländer annäherte, nicht aus Vorliebe für ihre Macht, sondern weil er einsah, daß Frankreich seine Forderungen am

1) Den Berichten aus London zufolge als ein „prélude d'un commencement de rupture infallible“. — Le parlement a déclaré qu'il ne pouvoit jamais donner les mains à un accommodement que par préliminaire l'Espagne ne se désiste de sa prétention de visiter les bâtiments Anglais en pleine mer, et d'un autre côté on sait que l'Espagne ne consentira jamais à cet article. —

Niederrhein, damals die einzigen, die er machte, nimmermehr bewilligen werde.

So setzte England nun auch Alles daran, den Wiener Hof zu gewinnen. Auch die älteren Minister, die den Gedanken der Erneuerung der alten großen Allianz mit Freuden begrüßten, wandten doch ein, daß in dem jetzigen Zustand der Hülflosigkeit eine Entzweiung mit Frankreich die verderblichsten Folgen haben könne; denn auf keiner Seite sei Oesterreich gerüstet; es werde weder Italien noch die Niederlande gegen die Franzosen vertheidigen können; ja, die ganze Rheingrenze werde man aufgeben müssen. Der englische Gesandte suchte ihre Besorgnisse zu beschwichtigen und ließ es an Zusagen und Aufforderungen nicht fehlen. Erinnern wir uns einer Scene aus den letzten Augenblicken Karls VI. Der Kaiser hatte die Sacramente empfangen, und seine Minister traten aus dem Sterbezimmer, den Hofkanzler an ihrer Spitze, als der englische Gesandte sich diesem näherte, ihm mit geheimnißvollem Eifer eine Depesche einhändigte und deren Inhalt, indem er die Gallerie entlang neben ihm daherschritt, dahin erläuterte, daß das Haus Oesterreich nicht verloren sei, noch auch die europäische Ordnung der Dinge, wofern sie nur Männer sein wollten.

Noch andere Gefahren traten damals in den Gesichtskreis.

Die kaiserlichen Minister waren, wie gedacht, von den düstersten Ahnungen über die Zukunft ihres Hauses erfüllt. Gleich im ersten Augenblicke berührte die französisch-englische Irrung sich mit den Fragen, welche sie betrafen. Nach welcher Seite jedoch die Entscheidung fallen würde, war bei der Verwickelung der Geschäfte und dem Zustande des Hofes in sich selbst sehr zweifelhaft.

Inneres und äußeres Verhältniß des Wiener Hofes.

Es erweist sich häufig als ein Irrthum, wenn man in den Monarchieen die Einheit des Willens voraussetzt, die der Begriff dieser Staatsverfassung in sich schließt; namentlich auch an dem Wiener Hofe hat es in der Regel entgegengesetzte Richtungen und zuweilen sogar in den höchsten Kreisen verschiedene Factionen gegeben.

Wie oft hat schon Prinz Eugen über die jesuitischen Rathschläge zu klagen gehabt, oder über die falschen Vorstellungen, mit denen der Kaiser von liebedienerischen Hofleuten erfüllt werde! Nach Eugens

Tode hatte Karl VI auf die, welche sich als die Nachfolger desselben betrachteten, vollends keine Rücksicht genommen. Wider die Meinung der alten Minister fing er Krieg an und schloß er Allianzen. Eben in die vornehmste, die französische, welche seine letzten Jahre beherrschte, verwickelte er sich immer tiefer, nur von einem jüngeren, eben emporgekommenen Staatsmanne, der auf seine Ideen einging, unterstützt.

Bei dem Tode Karls VI erwartete man nun eine Veränderung seines Systems um so mehr, da der Gemahl der Nachfolgerin, der Großherzog von Toskana, sich von jeher zu den älteren Ministern gehalten hatte.

Wären diese nur kräftige Männer und selber einig untereinander gewesen!

Der vornehmste von ihnen war der oberste Hofkanzler, Graf Sinzendorf, der unter Leopold I in Dienst getreten und seitdem immer in den wichtigsten Geschäften wirksam gewesen war. Er hatte in der Jugend die Ansicht gefaßt, daß die Autorität in Oesterreich nach dem Muster Ludwigs XIV mehr centralisirt werden müßte; den commerciellen Ideen Karls VI hat er sich immer angeschlossen und sie nach Kräften gefördert: er stand in Beziehung zu den Spaniern, die dessen Gunst besaßen. Er war überhaupt nicht ohne umfassende Anschauungen, Aber in der Hofkanzlei häuften sich zu viele Geschäfte an, als daß er ihrer hätte Meister werden können: Alles ging langsam; ihm selbst gab man Bestechlichkeit Schuld [1]). Nachdem er alt geworden, manche Zurücksetzung erfahren, dann und wann den Zufall herrschen gesehen hatte, schien es denen, die mit ihm in Berührung kamen, als glaube er nicht mehr recht an den Ernst des Lebens und die Nothwendigkeit der Anstrengung in den großen Angelegenheiten; man warf ihm vor, daß er die Dinge obenhin behandle, Freidenker sei und einer Genußsucht fröhne, die sich als Geist geberde; nur für seine Gesundheit trage er eine beinahe abergläubische Sorge. Bei alledem gaben ihm seine Erfahrung und seine Umsicht, sein Alter selbst doch ein großes Gewicht; er erschien in der Welt als ein großer Minister.

Sein nächster Amtsgenosse, Graf Gundacker von Starhemberg, nahm es mit den eigentlichen Geschäften bei weitem ernster: bei der Leitung der Bank, die ihm oblag, setzte er sich den Anforderungen

1) Bei Arneth, Maria Theresia I, S. 66, sieht man, wie unumwunden er am lothringischen Hofe darauf antrug, in baarem Gelde oder in Gütern belohnt zu werden.

des Hofes [1]) nachdrücklich entgegen; er suchte nicht mit mancherlei Wissen zu glänzen wie Sinzendorf: der Unterricht, den er einst in Rom genossen, hatte weniger sein Gedächtniß angefüllt, als sein Urtheil geschärft, und Scharfsinn ist wohl die Eigenschaft, die am wenigsten von den Jahren getrübt wird. Starhemberg war unbestechlich, streng katholisch und hielt an den alten Maximen der Monarchie fest; er war immer ein Gegner Sinzendorfs gewesen; früher mit Prinz Eugen gegen denselben verbündet, war zuletzt auch Starhemberg mit Eugen zerfallen, dessen Hinneigung zu Preußen er nicht billigte. Auf die großen Geschäfte hatte er doch in den letzten Jahren Karls VI keinen entscheidenden Einfluß. Es genügte ihm dann, sich auszusprechen; hierauf schien er zu erschlaffen oder machte seinem Unwillen in unfruchtbaren Sarkasmen Luft.

In der Conferenz saßen noch die Grafen Königsegg und Harrach, der erste ein Mann von Bildung und den mannichfaltigsten Kenntnissen; aber er wird als unentschlossen und ängstlich geschildert. Man wußte nicht, ob er sich mehr aus Schwäche des Charakters oder aus Vorsicht und vermeinter Klugheit in den Hintergrund zurückziehe.

Das vergebliche und kaum eingestandene Widerstreben gegen einen höheren Willen, den sie nicht bekämpfen durften, und den sie doch nicht für wohlgeleitet hielten, hatte in ihnen allen eine Abspannung hervorgebracht, welche die Dinge gehen läßt, wie sie mögen.

An die Stelle des Kaisers trat nun zwischen ihnen dessen dreiundzwanzigjährige Tochter, an der man bisher besonders jugendlich aufblühende Frauenschönheit und eine ruhig fortschreitende Bildung nach dem Maße des ihr zu Theil gewordenen Unterrichts bewundert hatte. Sie hatte auch Latein gelernt, und ihr Lehrer wenigstens versicherte, sie wisse in den Autoren, die er mit ihr lese, deren Eigenthümlichkeit zu unterscheiden [2]); sie zeigte in allem, was sie trieb, Methode und feinen Sinn, im Umgange Ruhe und Ernst, nicht ohne Grazie. „Was ihr aber", sagt ein Venezianer von 1738, „den höchsten Werth verleiht, ist die Erhebung des Geistes, die sie an den Tag legt, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit des Gemüthes [3]);

1) Foscarini, Storia arcana: allegava, che tolto il credito del banco sciogliеvasi l'unico vincolo rimasto alla publica fede. Er fungirte als Ministerialbanco-Deputationspräsident bei der Wiener Stadtbank, die er 1705 errichtet hatte.

2) Nach Kolinowics redet sie in Presburg 1741 idiomate latino polito illo nec vulgari, cujus gnarissima est.

3) Elevatezza del suo spirito congiunto ad una certa virilità d'animo,

man sieht, daß sie fühlt, wozu sie geboren ist, und darf glauben, daß ihre Rathgeber dereinst keine despotische Gewalt über sie ausüben werden." Man sollte nicht vergessen, daß in ihr noch anderes Geblüt wallte, als das altherzogliche der einen oder der anderen Linie des Hauses Oesterreich-Spanien. Sie war eine Welfin von Herkunft. Ihre Mutter war die Tochter des energisch aufstrebenden Rudolf Wilhelm von Blankenburg im Harz und nicht ohne inneren Kampf zum Katholicismus übergetreten.

Nachdem Maria Theresia die für sie in ihrem Zustande doppelt schweren Tage der Krankheit und des Todes ihres Vaters überstanden, empfing sie die Huldigung ihrer Minister, die sie als Königin von Ungarn und Böhmen begrüßten; ihre Worte waren von Schluchzen unterbrochen; unverzüglich aber begann sie ihr Amt auszuüben und an den Conferenzen thätigen Theil zu nehmen. Die älteren Minister hatten sich wohl geschmeichelt, bei dem Thronwechsel das frühere Ansehen, von dem sie glaubten, daß es ihnen gebühre, wiederzuerlangen. Aus dem Munde Sinzendorfs wissen wir, daß sie deshalb vornehmlich den Großherzog, auf den sie zählen konnten, zur Würde eines Mitregenten beförderten. Maria Theresia liebte ihren Gemahl mit vollem Herzen, war um so mehr für seine Beförderung, da sie durch ihn den Glanz des kaiserlichen Namens bei ihrem Hause zu behaupten hoffte; allein ihre ererbte Macht mit ihm zu theilen, ihm wesentlichen Einfluß auf die Regierung zu gestatten, war sie nicht gesonnen. In der Geschichte der Königinnen ist es eine seltene Erscheinung, wie sie für ihre häuslich weiblichen Pflichten und ihre Herrscherbefugnisse ein gleich lebendiges Gefühl hegt, sie aber auseinanderhält. Das von Jugend auf in ihr genährte Bewußtsein, daß sie die geborene Herrin sei, empfing in ihr überdies durch eine gewisse Pietät eine bestimmte Farbe und Richtung: sie wollte selber regieren, wie ihr erlauchter Vater; aber dieser selbst hatte sie von den Staatsangelegenheiten entfernt gehalten, und aus Ehrfurcht vor ihm hatte sie es vermieden, sich um sie zu bekümmern; sie war derselben vollkommen unkundig, als sie zur Leitung des Staates berufen wurde. Ihrer Unerfahrenheit sich bewußt, suchte sie sich zuerst nur zu unterrichten. Sinzendorf übernahm es, sie zu informiren; sie war von dem Mißtrauen ergriffen, das alle Welt gegen ihn hegte, und zog ihm Starhemberg bei weitem vor. Bald nach ihrem Regierungsantritt hören wir sagen,

atto oggimai a trattare facende grandi, e già mostra di sentire la sua fortuna etc.

der führe das Ruder. Bei dem alten Antagonismus zwischen ihnen, der in alle Kreise zurückwirkte und durch den herbeigekommenen Kanzler Kinsky von Böhmen noch vermehrt wurde, gerieth sie gleichsam wie in ein Labyrinth von Unschlüssigkeit, Mißtrauen in sich selbst und Andere, verlegener Zaghaftigkeit, als sie von ihrem Oberhofmeister und Starhemberg selbst auf jenen Rathgeber ihres Vaters aufmerksam gemacht wurde, der auf diesen einen entscheidenden Einfluß gehabt hatte: Johann Christoph von Bartenstein.

Mitten unter den Abkömmlingen der vornehmsten Geschlechter hatte sich dieser Fremde und geborene Protestant, Sohn eines wenig genannten Professors in Straßburg, in die bedeutendste Stellung und Wirksamkeit emporgeschwungen. Er gehörte zu den früh entwickelten Talenten, wie man an seiner Doctordissertation sieht [1]), die er, erst achtzehn Jahre alt, im Jahre 1709 herausgab, und der sein Lehrer Böfler nicht mit Unrecht mannichfaltige Kenntniß, reifes Urtheil, Verstand und Feuer nachrühmt. Er besaß damals schon die ganze Methodik juridisch-politischer und historischer Deductionen, durch die er am Hofe von Wien, wohin er zufällig gerieth, und wo er kein Bedenken trug, die Religion zu ändern, sein Glück machte. Denn nirgends bedurfte man eines solchen Talentes mehr als dort, wo so unzählige bestrittene Ansprüche der Macht als Rechte zu erhärten waren. Bartenstein verband eine gute Kunde der Reichssatzungen mit der noch neuen Wissenschaft des Natur- und Völkerrechtes, und zeigte ebenso viel dialektische Schärfe als Entschiedenheit der Ansicht oder, wenn wir hier davon reden können, der Gesinnung. Doch war er nicht ein bloßer Publicist. Die Stelle eines Staatssecretärs, zu der er erst in Vertretung eines Anderen gelangte und die ihm Niemand weiter streitig machte, gab ihm eine unmittelbare Beziehung zu dem Kaiser; denn mit den Mitgliedern der Conferenz verhandelte der Kaiser nur schriftlich. Bei dem ersten Vortrage, den Bartenstein ihm hielt, gewann er die ganze Gunst desselben. In seinem Amte, wo er an sich nur die Protokolle der Conferenzen niederzuschreiben gehabt hätte, erwarb er sich doch bald einen wesentlichen und durch die gute Meinung des Kaisers beförderten Einfluß auf die Geschäfte selbst. Was den Anderen fehlte, Energie und Selbstvertrauen, davon

1) Dissertatio de bello imperatori Carolo a Mauritio electore illato. Die Vorrede lobt „maturum et nil juvenile spirans judicium, igneam mentis vim, — praeclaram non in humanioribus modo literis, sed in prudentia quoque juris publici imprimis Germanici ut et naturae et gentium eruditionem etc.“

wohnte ihm ein fast zu großes Maß bei. Der Herr, sagte man ihm einst, führt den Hof tief hinein; Bartenstein antwortete: ich werde auch wissen, ihn wieder herauszuführen. Gegen Ende Karls VI genoß er ein Ansehen, das seinem Einfluß entsprach. Wenn er des Abends bei seinem Billard sichtbar wurde, drängte sich Alles um ihn, die fremden Gesandten und der junge einheimische Adel.

Bei dem Thronwechsel nun — denn am großherzoglichen Hofe hatte man ihm immer Ungunst bewiesen — fürchtete Bartenstein den Verlust seines Ansehens. In einer der ersten seiner Audienzen bei der neuen Königin senkte er ein Knie vor ihr und bot ihr seine Abdankung an. Sie war, wie sie selbst sagt, voreingenommen gegen ihn; aber sie fühlte jetzt, daß dieser Mann allein ihr zum Werkzeug dienen könne, um sich keinen fremden Willen aufdringen zu lassen. Sie erwiederte ihm, das sei nicht die Zeit, wo er abdanken dürfe; er möge fortfahren, so viel Gutes zu thun, als er vermöge; Böses zu thun — dieses herben Wortes hat sie nach ihrer eigenen Erzählung sich bedient —, werde sie ihn schon zu verhindern wissen. Sie sah darüber hinweg, daß er wenig Welt besitze und ihr selbst im Cabinet oder im versammelten Rathe beleidigende Dinge sagte; sie bemerkte nur, daß er trefflich unterrichtet, im höchsten Grade arbeitsam war, unbestechlich, zuverlässig [1]).

Dabei also blieb es auch unter der jungen Königin, daß sich am Hofe und in der Conferenz zwei verschiedene Parteien oder vielmehr Richtungen der Meinung erhielten.

Die Parteien in Deutschland pflegen sich nicht allein darin zu unterscheiden, was sie zuletzt wollen, sondern auch in der Ansicht der Dinge und der Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung kommen; theoretische Hartnäckigkeit nährt ihren Eifer. Maria Theresia urtheilte, daß die Differenzen ihrer Minister von der Ambition eines jeden, seine Meinung durchzusetzen, herrühren. Bartenstein gewann ihre Gnade zunächst dadurch, daß er den Ausbruch offenen Streites nicht allein zwischen ihnen, sondern auch mit ihr selbst verhinderte, so daß sie nicht genöthigt wurde, zu gewaltsamen Maßregeln zu schreiten, die ihr sehr schwer geworden sein würden. Sie sah in ihm ihren vornehmsten Rathgeber, einen ausgezeichneten Staatsmann, und er wußte die Meinung, die sie im Einverständniß mit ihm

1) C'étoit un robin: he spoke as he wrote; he had offended her with his unsmooth discourses in the cabinet and in the council. So drückt sich Maria Theresia im Juli 1743 gegen den englischen Gesandten über ihn aus.

gefaßt hatte, aufrecht zu erhalten. Und wenn nun Bartenstein bisher der vornehmste Verfechter der französischen Allianz gewesen war, so hielt er die Vorliebe für dieselbe fest. Er war doch kein Mann von dem echten Scharfsinn, der die Dinge sieht, wie sie sind, nicht, wie er wünscht, daß sie seien. Die alten Gegner zog er nicht zu sich herüber; auf die Königin mußte er auch darum großen Eindruck machen, weil seine Ansicht etwas Beruhigendes hatte.

Die baierischen Protestationen glaubte man durch die Vorlegung des Testamentes, worin die angegebenen Worte sich nicht fanden, auf immer abgethan zu haben; die Bewegungen in den unteren Kreisen, mit tumultuarischer Rohheit verbunden, waren bald beschwichtigt; die Erbhuldigung ging ohne Hinderniß vor sich. Wie hätten auch die Stände, welche die pragmatische Sanction angenommen, sich weigern sollen, ihre eigene Festsetzung nunmehr ins Werk zu richten? Man befolgte die Methode, sich überall mit den Oberhäuptern des Landes in Verbindung zu setzen, und leicht wurden die ersten Anforderungen bewilligt; wo ja ein Widerstand besorgt wurde, verschwand er doch, sobald die Königin persönlich hervortrat [1]. Die Besorgnisse, welche man in den ersten Augenblicken gehegt, machten bald einer der Zukunft vertrauenden Sicherheit Platz; man überredete sich, nicht allein die Erblande in ihrer Integrität, sondern auch durch die Erhebung des Großherzogs zum kaiserlichen Throne die bisherige Stellung in der Welt behaupten zu können. Der einzige Widerspruch, der sich erhob, der baierische, brachte bei dem unendlichen Abstand der Kräfte keinen Eindruck hervor, da man sich Frankreichs versichert hielt. Die Zuversicht, in der man sich durch Andeutungen entgegengesetzter Art nicht stören ließ, daß Cardinal Fleury an der Garantie festhalten werde, die man ihm mit so großen Zugeständnissen vergütet, die er so feierlich gegeben hatte, war, so zu sagen, der Eckstein der ganzen Politik. Sorgfältig vermied man, auf die englisch-französischen Irrungen einzugehen; den Klagen der Engländer über die Tendenzen Frankreichs zur Universalmonarchie, für die man sonst sehr empfänglich gewesen, verschloß man sein Ohr.

Damit hängt es zusammen, daß man auf Preußen so wenig

1) Dem ersten, der persönlich bewilligt hatte, einem Prälaten, machten die Uebrigen Vorwürfe darüber. Entrez seulement vous autres chez la reine et allez voir, si vous lui pouvez rien refuser. En effet les autres ont fait la même chose; tant la reine leur a demandé cela de bonne grâce. Brief aus Wien vom 14. December 1740.

Rücksicht nahm. Wenn es früher einmal schien, als könne Bartenstein dieser Macht Dienste erweisen, so hatte sich das Gegentheil längst gezeigt, schon durch die Heftigkeit der Hofdecrete in der herstall'schen Sache, die eben dem einseitigen Eifer des Staatssecretärs Schuld gegeben wurde. Für die folgenden Eröffnungen Preußens fehlte es Sinzendorf und seinen Freunden vielleicht nicht an allem Sinn, insofern sie eine Herstellung der großen Allianz immer im Auge behielten, und einige eingehenden Worte ließen sie verlauten; aber diejenigen, die nun einmal ihr Vertrauen auf Frankreich setzten, konnten darauf nicht hören. Die Idee, von welcher Friedrich ausging, daß die Franzosen ihre alten Pläne gegen Oesterreich erneuern und es zu verderben suchen würden, war eben das Gegentheil von dem, wovon sie sich überzeugt hielten. Durch jede Annäherung an eine andere Macht fürchteten sie, Frankreich sich zu entfremden und eine Gefahr eher hervorzurufen, als zu beseitigen.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft traf sie die Nachricht von den Vorbereitungen des Königs von Preußen zu einem Einfall in Schlesien.

Die ersten Anzeigen von diesem Vorhaben empfing man in Wien am 5. December; doch konnte man sich nicht entschließen, ihnen Glauben beizumessen. Am 9. langte ein Offizier an, der von den Bewegungen der preußischen Regimenter gegen Schlesien Meldung machte. Am 12. ließen die einlaufenden Nachrichten keinen Zweifel mehr übrig; man bekam die Liste der beorderten Regimenter, erfuhr die Namen der zum Nachtlager des Königs bestimmten Ortschaften.

Hierauf ward Conferenz auf Conferenz gehalten. Die Einen waren der Ansicht, Friedrich werde sich gewiß nur eine Aenderung des zuletzt in der bergischen Sache angenommenen Systems erzwingen wollen, die Anderen, ein neuer Karl XII steige in ihm auf, und man habe Alles von ihm zu besorgen. Die herrschende Ueberzeugung war, daß man ihn leicht bestehen werde. Es sei möglich, daß er zunächst im Felde die Oberhand behalte; aber die festen Plätze werde man schon behaupten und ihn dann mit ein paar Husarenregimentern verjagen; überdies aber, die Königin habe Freunde, die sich ihrer annehmen würden; unmöglich könne das Reich den Einfall eines Kurfürsten in das Gebiet eines anderen Kurfürstenthums während eines Interregnums ungeahndet lassen. Man gab die Meinung kund, der Angriff des Königs werde auf seinen Kopf zurückfallen.

Indem der König zu den Waffen griff, hat er auch Unterhandlungen eröffnet. Am 9. December beschied er Botta in das Schloß

zu Berlin und eröffnete ihm noch im tiefsten Geheimniß den Plan [1]), den er habe: er wolle in Schlesien einrücken und die Landschaften in Besitz nehmen, auf die er ein Recht habe, aber zugleich seinen Ansprüchen dadurch einen größeren Nachdruck geben, daß er der Königin von Ungarn gegen alle ihre Gegner die kräftigste Hülfe leiste; überdies wolle er Alles thun, um ihren Gemahl zum römischen König zu befördern; da er kein rechtes Vertrauen zu seinem Gesandten habe, wolle er seinen Obermarschall Gotter nach Wien senden, um die Unterhandlung zu führen. Gotter war schon früher in Wien gewesen und hatte sich durch seine Art, zu leben, ein gewisses Ansehen in der Gesellschaft und am Hofe erworben [2]). Der Großherzog Franz war durch Botta bereits informirt, als ihm officielle Eröffnungen geschahen. Borcke ist es doch gewesen, der sie machte, einem früheren Auftrage gemäß, der ihm bald nach den Rheinsberger Berathungen gegeben war. Er wollte, nachdem der König in Schlesien eingedrungen sein werde, keinen Tag vorübergehen lassen, denselben zu vollziehen. Dieser ging dahin, die engste Allianz mit dem Hause Oesterreich zugleich mit den Seemächten anzubieten, die kräftigste Unterstützung und die Förderung zur römischen Königskrone zu versprechen, dagegen aber die Abtretung der Provinz Schlesien zu verlangen. Die Erklärungen des Königs gegen Botta waren nicht ganz so weit gegangen. Der Großherzog empfing Borcke mit einer gewissen Ueberlegenheit. Die Erbietungen nahm er an; die Forderungen lehnte er mit der größten Entschiedenheit ab. Hierauf erst erschien Gotter, den schlechte Wege länger aufgehalten hatten, als er glaubte. Er sprach sich über den Entschluß Friedrichs, sich in Schlesien zu behaupten, und über seine Macht mit allem möglichen Nachdruck aus; aber er fand einen Widerspruch, der ebenso entschieden war [3]).

1) Schreiben Botta's, Berlin 9. December 1740, bei Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre, S. 375, N. 13: onde voleva bene informarmi della risoluzione presa di passare con la propria armata in Silesia (come buon amico) non solo per impossessarsi di quei distretti credeva aver ragione di pretendere, ma d'accrescer forza alli proprij diritti, offenderosi in tutto e per tutto alla nostra difesa con impegiare tutte le di lui forze a porre la corona Imperiale sopra il capo di V. A. R. e defendere il pacifico possesso di tutti li altri Stati ereditarij alla Regina

2) Man gab ihm 1732 in Wien das Zeugniß, daß er sich mit Vernunft und Geschicklichkeit geführt habe; der Kaiser habe Gefallen an ihm gehabt und ihn gnädigst angehört. Beck, Graf Gotter, 1867. — Gotter ist der Gründer von Neudietendorf. —

3) Aus einer Depesche Gotters vom 19. December 1740: tout le monde

In Berlin hatte man sich nicht verhehlt, daß ein bewaffnetes Eindringen natürlichen Widerstand erwecken würde, aber darauf gerechnet, daß dies Gefühl durch die viel größere Gefahr, welche von einer anderen Seite her drohe, gemäßigt und eine Unterhandlung auf der vorgeschlagenen Grundlage eingeleitet werden könne. Die am Hofe zu Wien vorherrschende Meinung wollte aber eine solche Gefahr nicht erkennen, leugnete ihre Existenz ab; man sah in dem preußischen Unternehmen einen einseitigen Angriff, den man um jeden Preis zurücktreiben müsse und ohne viele Schwierigkeit zurückzutreiben im Stande sei. Der Großherzog sprach sich dahin aus: die Königin dürfe von ihren Erblanden Niemandem auch nur einen Zoll breit abtreten, wenn sie nicht die vermeinten Ansprüche vieler Anderen rege machen wolle; eher würde sie sich mit allen Anderen vertragen, eher würde sie die Türken vor Wien kommen lassen, als auf Schlesien Verzicht leisten. Was ihn betreffe, so solle man nicht sagen, daß er einen Augenblick daran gedacht habe, zur Kaiserkrone zu gelangen, gegen den Verlust einer Provinz; er müßte der letzte aller Menschen sein, wenn es ihm beikäme; lieber wolle er sich unter den Ruinen der Welt begraben lassen.

Nur einmal trat der Großherzog einen Schritt näher. Als ihm Gotter am Neujahrstage 1741 sagte, sein König bestehe nicht auf das gesammte Schlesien, warf er die Frage auf, was man demselben anbieten solle: Schwiebus werde ihm zu wenig, dagegen die Hälfte von Schlesien für Oesterreich bei weitem zu viel sein; es sei unendlich schwer, eine Abkunft zu treffen, doch wolle er nicht die gänzliche Unmöglichkeit davon behaupten. Mehr konnte er nicht sagen; eben klopfte seine Gemahlin an die halbgeöffnete Thür, und er zog sich unverweilt in die Gemächer derselben zurück.

Noch immer war im Grunde die Frage offen, ob man überhaupt in Unterhandlungen eintreten wolle oder nicht.

Es ist gewiß, daß der Großherzog nicht dagegen und Sinzendorf sehr dafür war; er hat den englischen Gesandten einst gefragt, was er dazu sage; dieser antwortete: seinem Könige könne es nicht anders als erwünscht sein.

Aus den Aufzeichnungen Maria Theresia's entnehmen wir, daß der oberste Kanzler von Böhmen, Kinsky, und der Graf Harrach, der

déjà prévenu et à garde contre moi, les esprits agités et animés de vengeance.

zu der Conferenz gehörte, für Sinzendorf waren; mit Entschiedenheit aber war Bartenstein dagegen.

Wider den Rath des englischen Gesandten hatten sich Gotter und Borcke an Bartenstein gewendet; er hatte sie gar nicht einmal sehen und ihre Anträge hören mögen[1]). Wie Bartenstein, so war auch Starhemberg gesinnt. Ihre Argumente waren: daß die Garantie der Erbfolgeordnung durch die Abtretung irgendwelchen Landstriches durchbrochen und ungültig gemacht werden würde; auch werde sich der König von Preußen mit dem, was man ihm überlasse, doch nicht begnügen, sondern auf eine Entschädigung durch ganz Schlesien bestehen. Frankreich werde an der ausgesprochenen Garantie festhalten; was dann auch Sachsen oder Baiern dagegen versuchen sollten, würde wenig bedeuten und der König von Preußen in seine Schranken zurückgewiesen werden können.

Von den Rechten, die er in Anspruch nahm, hatte man in Wien keinen deutlichen Begriff. Der Berliner Tractat sowie die Schwiebuser Transactionen waren in Vergessenheit gerathen und wurden keiner Rücksicht gewürdigt. Man hielt dafür, daß man dem Könige von Preußen nichts schuldig sei und seines Beistandes nicht bedürfe. Vielleicht dürfte man noch zweifeln, ob nicht hiebei Sinzendorf und der Großherzog, die eine Uebereinkunft wünschten, besser berathen und bessere Rathgeber waren als Bartenstein, der auch jetzt von seiner Vorliebe für Frankreich beherrscht wurde; aber sein im Aufsteigen begriffenes Ansehen überwog. Die Königin stimmte ihm bei. Im Anfang des Jahres 1741 erklärte Maria Theresia, sie fühle sich durch Ehre und Gewissen gebunden, die pragmatische Sanction gegen jeden directen und indirecten Bruch derselben aufrechtzuerhalten; demzufolge könne sie weder ganz Schlesien noch auch einen Theil desselben abtreten.

Wir erfahren, daß eine innere Irrung in England nicht ohne Einfluß auf diese Entscheidung gewesen ist. Die bereits erschütterten, aber noch nicht aus dem Amte verdrängten Whigminister wünschten die Verbindung mit Preußen und eine Verständigung zwischen den beiden Mächten. Die Männer der Opposition traten mit dem österreichischen Gesandten in Verbindung, der unter ihrem Einfluß nach Wien meldete, das englische Parlament werde Alles aufbieten, um

1) Die Gesandten werden von Robinson getadelt, daß sie sich an Bartenstein und, da dieser „affected not to dign to hear of their proposals“, an dessen Schwiegersohn Knorr gewendet, der nun aussprenge, Preußen biete für einige Herzogthümer 6 Mill. Gulden an, wofern der Hof zu Wien den Franzosen Krieg ankündigen wolle.

die pragmatische Sanction aufrechtzuerhalten. Ueberhaupt aber entsprach die Resolution der Königin der in Wien vorherrschenden Stimmung; der abweichenden Meinungen hat man kaum jemals gedacht: so ganz wurden sie in den Hintergrund gedrängt. Die Animosität gegen Preußen waltete in den Gemüthern vor.

Durch die erwähnten Aeußerungen des Großherzogs bewogen und von ihrem König bestimmter als bisher in Kenntniß gesetzt, daß er sich mit einem Theile von Schlesien begnügen werde[1]), faßten die preußischen Gesandten die Hoffnung, es doch noch zu einer Unterhandlung zu bringen; gegen ihre ursprüngliche Absicht gaben sie die ermäßigten Forderungen ihres Königs sammt seinen Anträgen förmlich zu Protokoll. Aber ihre Erwartung täuschte sie. Das Wiener Cabinet benutzte die preußischen Anträge, um sie den europäischen Höfen, namentlich denen, gegen welche die darin ausgesprochenen Anerbietungen gingen, mitzutheilen. In der Sache selbst beharrte es bei der von Anfang an gegebenen Erklärung, daß keine Unterhandlung stattfinden könne, ehe der König Schlesien verlassen habe, wie der Großherzog sagte: da das Schwert gezogen sei, so höre jede Verhandlung auf. Der Ausdruck, daß es einem Kurfürsten zu Brandenburg zukomme, einem künftigen Kaiser die Dienste eines Kämmerers zu leisten, statt ihn mit feindlichen Waffen zu überziehen, finde ich nicht wörtlich in den Berichten; aber er mag mündlich mitgetheilt worden sein; der Sinn einer althergebrachten Superiorität, die, plötzlich verletzt, sich um so mehr hervorzuheben sucht, erscheint in jedem Worte, jeder Bezeigung. Die Königin drückte sich so aus, als seien alle göttlichen und menschlichen Rechte in ihr beleidigt.

Es giebt geistige Atmosphären, die nichts miteinander gemein haben. Die Meinungen quellen an einer Stelle aus anderen Wahrnehmungen und Anschauungen, aus einem anderen Boden auf, als an einer anderen; man athmet, so zu sagen, in anderen Gedanken. Welch ein Unterschied zwischen dem Hofe zu Wien, der nur seine alte Hoheit fühlte, und dem preußischen Feldlager, wo Alles in emporstrebender Thätigkeit lebte! Die Verwerfung des preußischen Unternehmens war in Wien so einmüthig und stark, daß sie selbst die beiden preußischen Gesandten ergriff. Borcke schrieb seinem Könige

1) Friedrich an Gotter und Borcke 26. Januar: Vous pouvez même insinuer au duc, qu'encore que j'ai demandé l'entière cession de cette province, je saurais y apporter de la modération et me contenter d'une bonne partie de ce pays, pourvu qu'il plaît à la reine de Hongrie d'entrer avec moi dans un accommodement.

geradezu: wenn er bei dem Entwurf zugezogen worden wäre, würde er dagegen gestimmt haben. Gotter, der im vertraulichen Gespräche seinen Herrn wohl als einen Mann bezeichnet, welcher einige guten Eigenschaften, aber zugleich den Fehler der Ehrsucht und der Liebe zum Gelde habe und niemals guten Rath annehme, lobt den Minister Podewils, daß er zu diesem Unternehmen nichts beigetragen, und preist sich selber glücklich, daß auch er dies nicht gethan habe. Dem Könige hat er wirklich die Meinung des Wiener Hofes wiederholt: es sei für ihn fürs erste nichts zu thun, als daß er Schlesien verlasse. Die Zuversicht und der Stolz des Hofes beherrschten selbst die Fremden und Gegner.

Als die Nachricht von den Breslauer Vorfällen einging, wurde jedes weitere Verhältniß abgebrochen; die preußischen Gesandten verließen Wien; am 18. Januar traf Gotter bei den Vorposten Schwerins in Oberschlesien ein, und man sah, daß es zwischen den beiden Mächten zu einem ernstlichen Kampfe kommen werde.

Die nächste Frage war aber noch nicht, welche von beiden in sich die stärkere sei, sondern vielmehr, welche von ihnen die großen Angelegenheiten richtig gefaßt habe, was für eine Haltung die Mächte überhaupt nehmen würden, vor allen Frankreich, von dem noch gleichsam die Summe der Dinge auf dem Continent abhing.

Zweites Capitel.

Politik von Frankreich; dessen Annäherung an Preußen.

Der Wiener Hof setzte ein unbedingtes Vertrauen auf die enge Allianz, die er mit Frankreich geschlossen hatte, auf den Mann, der die Politik dieses Landes leitete. Maria Theresia hat wohl später die Meinung ausgesprochen, erst durch den Einfluß von Preußen sei dieser irregemacht, in eine andere Richtung fortgezogen worden; sie war aber dabei ohne Zweifel im Irrthum.

An den Ereignissen haben wir Cardinal Fleury schon kennen gelernt. Wenn man mit ihm sprach, so hätte man ihn nicht für ehrgeizig halten sollen. Er besaß überhaupt den Zauber einer angenehmen Unterhaltung, die dem Alter so wohlanstehende Gabe leichter Erzählung, Kenntniß der Literatur, mit der er sein Gespräch würzte; Niemand erschien liebenswürdiger, feiner. Kam er auf die Geschäfte zu sprechen, so hörte man nichts als friedliche Aeußerungen, und man glaubte ihm um so leichter, da seine bedachtsame Art und Weise von Vielen als Zaghaftigkeit getadelt ward. Aber schon in den Dingen des gemeinen Lebens wurde er von denen, die ihn näher kannten, wenn wir ihre Ausdrücke wiederholen dürfen, „als ein feiner Fuchs, als ein großer Praktikus" betrachtet; in den öffentlichen bewiesen die Erfolge, wie tief er seine Pläne anlegte, wie geschickt und geheimnißvoll er fortschritt, bis seine Combinationen sich erfüllten und das Erwünschte sich als eine nothwendige Auskunft Platz machte. Er hatte nichts dagegen, daß man indessen auf ihn schalt. Er liebte nicht wie Andere, auf dem Wege zu seinem Ziele zu glänzen, sondern nur dies zu eereichen. Das vornehmste aber, welches ihm vorschwebte, vor dem ihm alle Rücksichten und Dinge verschwanden, war das all=

gemeine, das Uebergewicht der französischen Macht in der Welt zu behaupten und zu erweitern. Den Gegensatz gegen Oesterreich hielt er so fest im Auge, wie Richelieu oder Ludwig XIV.

Was Fleury über die Garantie der Erbfolgeordnung dachte, brauchen wir nicht aus seinen Handlungen zu schließen; hören wir, wie er sich gegen den außerordentlichen Gesandten Friedrichs in dem Augenblicke äußerte, als die Nachricht noch nicht einmal vom Tode, sondern erst von dem hoffnungslosen Zustande des Kaisers bei ihm eintraf. Er theilte sie ihm mit, mit gedämpfter Stimme, nach einem Moment von Zögern und Nachdenken, und ging mit ihm dann die deutschen Fürsten durch, welche die meiste Wichtigkeit haben würden. Hiebei brachte der Gesandte die pragmatische Sanction zur Sprache. „In unserem letzten Friedenstractat sind wir beigetreten", sagte Fleury, „aber mit der folgenden Clausel: unbeschadet der Rechte eines Dritten." Eine Clausel, sagte jener, durch die sie mit einem Mal vernichtet wird. „Aber das versteht sich", versetzte der Cardinal, „bei Dingen dieser Art von selbst" [1]). Gleich darauf traf die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tode des Kaisers ein.

So war nun einmal der Charakter der damaligen Politik. Robinson stellt es als eine allgemeine Regel der Diplomatie auf, die officiellen Erklärungen der Höfe nicht sowohl deshalb zu studiren, um ihren positiven Inhalt zu verstehen, als deshalb, um zu bemerken, wie sie der andere Theil zu umgehen gedenke, ohne mit sich selbst in offenen Widerspruch zu gerathen.

Die Rechte Dritter aber, auf welche Fleury trotz seiner Ga-

1) Camas 30. October; der Cardinal erwähnte noch Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, auch den Großherzog von Toskana. „Je pris l'occasion de lui parler de la pragmatique sanction pour pénétrer son sentiment. Nous y avons accédé, me dit il, par le dernier traité de paix mais avec cette clause: sauf le droit d'un tiers; moyennant quoi, répliquai je brusquement, la voilà par terre. Mais cela s'entend toujours en pareille occasion, réprit il. — In Bezug auf Preußen sagt Fleury zuerst: c'est le plus puissant: il peut lui-seul subsister et agir par lui-même et jouer un beau rôle dans le changement de scène. Doch wünscht er, daß das mit „noblesse et justice" geschehe. Später berührt er noch einmal das Wort Gerechtigkeit: Cela est vrai, dis je; mais V Em^ce avouera aussi, que c'est de même le tems, de faire valoir des droits justes et des prétentions légitimes qu'on n'a que trop long tems et trop durement contesté au roi mon maître. Cela est juste, répondit le Cardinal, en se levant.

rantie Rücksicht nehmen zu dürfen glaubte, waren nicht allein die baierischen, deren wir gedachten, sondern auch die des spanischen Hofes.

Beim letzten Friedensschluß hatte der spanische Hof kaum bemerken wollen, daß er zwei herrliche Königreiche als eine Secundogenitur gewann, sondern sich nur beschwert, daß er den Garten Italiens, Toskana, und das alte Erbtheil der Farnesen, Parma und Piacenza, auf das er mit großer Sicherheit gerechnet hatte, wieder aufgeben müsse. Damals kaum beschwichtigt, erhob sich sein Ehrgeiz beim Tode Karls VI aufs neue. An die Garantie glaubte dieser Hof sogar in Bezug auf die eigenen Ansprüche nicht gebunden zu sein; die von Oesterreich aufgestellte Erbfolgeordnung, sagte er, sei in sich selber null und nichtig und habe daher niemals gültigerweise garantirt werden können [1]).

Die Bourbonen gingen, wie oben angedeutet, überhaupt von dem Grundsatz aus, daß in ihnen die spanische Linie des Hauses Oesterreich fortlebe; sie behaupteten, alle die Rechte, welche einst Kaiser Karl V bei der Uebertragung seiner deutschen Erblande auf seinen Bruder demnach seinen eigenen Nachkommen vorbehalten habe, und die 1617 erneuert worden, seien ihnen zugefallen; wenn nicht in der unermeßlichen Ausdehnung, die sich diesen Ansprüchen geben ließ, aber in Bezug auf Italien war man in Spanien entschlossen, dieselben durchzufechten.

Wäre man dort gerüstet gewesen, wie der König von Preußen, so würde man keinen Augenblick gezögert haben, eine Besitzergreifung zu versuchen so gut wie dieser; aber der spanische Kriegsminister bemerkte, ehe man eine Unternehmung beginne, müsse man erst Truppen dazu in Bereitschaft haben: die einzig mögliche Geschwindigkeit bestehe darin, sich ohne Zeitverlust zu rüsten [2]).

1) Im März 1737 hatte der spanische Gesandte zu eröffnen: l'Infante Don Carlo con le due sole Sicilie non può rimanere principe ne sicuro ne reputato.

2) Girolamo Correro, Relatione di Spagna 1742: Il Duca di Montemar consigliava, di raccoglier et metter prima di tutto in buon ordine le forze così di terra come di mare, apprestando principalmente il denare bisognevole a vestire le truppe somministrare al meno in buona parte le paghe agli offiziali e soldati che n'erano di lungo tempo digiuni acconciare et recar pronte le navi sparse per li porti del regno etc.; si estesero in ogni parte — — commissioni pressanti per eseguirlo.

Nach allem, was wir erfahren, war hiezu keine Verabredung mit Frankreich vorausgegangen. Cardinal Fleury drückte sich gegen den spanischen Hof, dessen Ergeiz er nicht hervorzurufen brauchte, nur mit großer Zurückhaltung aus; allein man zweifelte in Madrid an sich nicht, daß man in dieser wie in der amerikanischen Sache die Macht der Franzosen für sich haben werde. Wie sollten diese nicht Alles thun, um den alten Entwurf einer bourbonischen Familienherrschaft weiter auszuführen? Neben Fleury gab es sowohl Ministerialbeamte als Generale von Einfluß, in denen dieser Gedanke auf das kräftigste wirkte und von denen er ausgesprochen wurde.

Unter den ersten that sich ein Mann hervor, dessen Vater schon eine ähnliche Stellung bekleidet und eine gleiche Richtung verfolgt hatte, des Namens Pecquet. Er war seinem Vater früher beigeordnet gewesen, aber schon seit mehr als 20 Jahren selbständig. Dieser, der für das Orakel des ganzen auswärtigen Amtes galt, machte in den großen Angelegenheiten die Traditionen aus der Regierung Ludwigs XIV geltend; er nährte noch den stolzen, heftigen, unternehmenden Geist dieser Epoche und schlug zuweilen den alten Ton an [1]. Er war es hauptsächlich, der sich jenen Plänen einer weiteren Ausbreitung der preußischen Macht am Rheinufer entgegengesetzt hatte.

Unter den Männern, die zugleich in dem Kriegsheere Bedeutung hatten und Gaben für die Verwaltung besaßen, erregte der Graf von Belleisle die meiste Aufmerksamkeit. Man sagte von ihm, daß er kein Hinderniß achte, wo er auf Ruhm hoffe, sei es für sich oder für Frankreich, fand ihn stolz und verstellt. Das letzte kann ich nach Einsicht einer großen Anzahl seiner Schriften nicht bestätigen, aber wohl das erste; er zeigte sich gewandt, ehrgeizig, unermüdlich. Er faßte die Lage der Politik noch von einee anderen Seite, besonders in Bezug auf Deutschland und das Haus Baiern.

In einem ausführlichen Gutachten [2]) entwickelt er, daß es jetzt endlich möglich sei, die österreichische Macht, welche bisher der fran=

1) Camas 21. Juli 1740: C'est proprement l'oracle, et la longue expérience, qu'il a dans les affaires étrangères dont il a suivi le fil depuis 22 ans fait qu'on a toujours recours à lui, lorsqu'il s'agit de quelque affaire importante. Il a succédé à son père dans cet emploi, a travaillé sous lui dès sa jeunesse et ainsi a hérité de ses lumières et de ses mémoires.

2) Mémoire sur l'état présent de l'Europe par un ministre attaché aux véritables intérêts de la France. Ms. des britischen Museums, Sammlung Georgs III.

zösischen im Wege gestanden, vollends herunterzubringen, ja nicht allein möglich, sondern nothwendig.

Würde man zulassen, daß der Großherzog von Toskana zum Kaiser gewählt werde, so würde dieser auch gar bald versuchen, sein Erbland Lothringen wieder zu erobern, die spanische Linie des Hauses Bourbon aus Neapel zu verjagen und die alte Allianz gegen Frankreich zu erneuern, die auch gegen den französisch-spanischen Handel gerichtet sei. Man müsse sich erinnern, daß der Großherzog sein Geschlecht von Karl dem Großen herleite; noch im Jahre 1711 sei in einem gedruckten Buche der Rechte an Frankreich gedacht worden, die demselben daher entsprangen[1]: auch auf Provence und Bretagne erhebe er Ansprüche; sogar die eigene Erhaltung mache zur Pflicht, ihn nicht zum Kaiser wählen zu lassen. Sei es aber so gefährlich, daß das Haus Lothringen-Oesterreich zum Kaiserthum gelange, so werde doch nur wenig erreicht, wenn man es jetzt davon ausschließe. Durch den Besitz so vieler und so ansehnlicher Erblande würde es im Stande sein, diese Würde in Zukunft nach Belieben zurückzunehmen. Und so schließt er, daß die Sicherheit Frankreichs beides fordere, sowohl das Kaiserthum an ein anderes Haus zu bringen, als auch die Erblande zu theilen.

Für die kaiserliche Krone nun scheint ihm kein anderes Haus so geeignet, wie das baierische. Es hatte im Bunde mit Frankreich bisher nichts als Gefahren, Verlust und Unglück davongetragen. Man meinte ihm durch eine Beförderung zur kaiserlichen Krone die alte Anhänglichkeit zu erwiedern.

Um ferner die Theilung der österreichischen Lande ins Werk zu setzen, hielt Belleisle den Abschluß einer großen Allianz füe nothwendig, mit Spanien und mit Baiern nicht allein, sondern zugleich mit Sardinien und Preußen; auch Schweden wollte er herbeiziehen; über Sachsen drückt er sich zweifelhaft aus. Aus dieser großen Erbschaft bestimmte er die Niederlande sammt Luxemburg für Frankreich, das Königreich Böhmen für Baiern, Schlesien für Preußen; Sardinien und Spanien sollten sich in die oberitalienischen Länder theilen. Was die Königin von Ungarn und ihren Gemahl anbetrifft, so könne man ihnen Oesterreich und Ungarn lassen.

1) Er zielt auf das Buch von Hugo, welches unter dem Titel: Baleicourt, Traité historique sur l'origine et la généalogie de la maison de Lorraine 1711 erschien und vom Parlamente verdammt ward.

Aber auch dies, fügt der Marschall hinzu, werde sie dem guten Willen von Frankreich verdanken. Denn wie wolle sie so vielen mächtigen Staaten zusammen Widerstand leisten. Deren Verbindung allein sei schon genug, die Sache zu entscheiden; des Schwertes werde es nicht viel bedürfen. Und sei es einmal dahin gebracht, wer werde dann jemals Kraft genug haben, sich mit Frankreich zu messen? „Die Seemächte werden nichts mehr vermögen, ein Haus Oesterreich wird es nicht mehr geben; das königliche Haus von Frankreich wird, solange es besteht, Schiedsrichter und Herr von Europa sein.“ Es scheint ihm nicht anders — und er spricht es mit dürren Worten aus—, als daß die Vorsehung die Lage dieser Dinge hervorgerufen habe, um das Schicksal der Welt in die Hand des Hauses Bourbon zu legen [1]).

Die Aufforderungen von Spanien trafen mit den Regungen des bourbonischen Ehrgeizes in Frankreich selbst zusammen, und Alles war schon in kriegerischer Stimmung, als Fleury, von dem wir voraussetzen können, daß er eben dies erwartete, die Sache in einem Ministerrathe zu förmlicher Discussion brachte.

Und hier drang zuerst die Ansicht durch, auf welche auch Belleisle's Denkschrift am meisten baut, daß Frankreich die Erhebung eines geborenen Herzogs von Lothringen zum römisch-deutschen Kaiser nicht zugeben dürfe. Wie sie einst Lothringen nicht mit den Erblanden des Hauses Oesterreich verbinden lassen wollten, so schien es ihnen unerträglich, daß nun der verstoßene Fürst dieses Landes, von dessen Haß gegen Frankreich man ohnehin viel zu sagen wußte, die Rechte des Kaiserthums ausüben solle [2]). Dahin ging die einmüthige

1) Il semble que la providence a tout exprès formé la situation de l'Europe et les intérêts des puissances, pour faciliter à la maison de France les moyens naturels et indispensables de s'agrandir, et pour mettre dans ses mains pour toujours la destinée de l'Europe. Die Garantie bestreitet er mit den Gründen von Spanien, — on peut avec la plus exacte équité attaquer et renverser la pragmatique, parce qu'elle comprend dans ses dispositions plusieurs grands états et royaumes, qui appartiennent au roi (de France) à juste titre. Für den König von Frankreich nimmt er das Erbrecht in Anspruch, besonders auf Böhmen und Ungarn, kraft der Festsetzung von 1617: que les filles déscendues de Philipp II excluent la postérité féminine de Ferdinand II.

2) In einem Schreiben des holländischen Gesandten Hony an Fagel (1745) 29. Januar wird dies als der vornehmste Grund des ganzen Krieges angesehen: Qu'il me soit permis, de faire resouvenir à L. H. P. que la prévention, où on est ici sur une haine inveterée contre la France, qu'on

Meinung aller; man beschloß, den französischen Einfluß in dieser Sache gegen den Großherzog, zu Gunsten des Kurfürsten von Baiern zu verwenden.

Fragte man aber weiter, wie der Kurfürst befördert werden könne, so schien es auch hiefür nothwendig, daß sich Frankreich der Erbansprüche desselben an die österreichische Verlassenschaft annehme. Der Cardinal ließ sich die alten Verträge vorlegen, die mit Max Emanuel abgeschlossen worden, ohne Zweifel vornehmlich den Versailler von 1701, den späteren, den man mit dessen Sohne Karl Albert eingegangen, und fand sie bindend für immer. Man verbarg sich in der Berathung nicht, daß man auf diese Weise mit dem Wortlaut der Garantie, die man dem Hause Oesterreich gegeben, in Widerspruch gerathe; aber man urtheilte, da die eine dieser Versprechungen der anderen zuwiderlaufe, könne man nicht beiden zugleich nachkommen; wolle man aber neutral bleiben, so würde man Baiern nicht gewinnen und Oesterreich doch verlieren [1]). Und überdies, wie gesagt, man setzte jene Clausel voraus, die aller wesentlichen Verpflichtung überhob.

Schon waren die Unterhandlungen mit Baiern in vollem Gange. Wir kennen sie nicht in ihren Einzelheiten; aber so viel wir wissen, war es an denselben Tage, an welchem Borcke seine Eröffnungen in Wien machte, am 17. December, daß der französische Gesandte in München dem Kurfürsten die Zusage gab, der König von Frankreich wolle seine Absicht auf den kaiserlichen Thron unterstützen und auch sonst seine Rechte anerkenen. Von Anfang an ward der zwiefache Gesichtspunkt gefaßt, daß Baiern mit einer eigenen Macht im Felde zu erscheinen in Stand gesetzt und mit französischen Hülfsvölkern unterstützt werden müsse.

Hätte man in Wien davon eine Ahnung gehabt, man würde die preußischen Anträge wohl anders aufgenommen haben. Aber in einer Verblendung, die nicht einmal gutmüthig genannt zu werden verdient — denn sie beruhte auf rechthaberischem Eigensinn und alten Antipathien —, hielten Bartenstein und seine Freunde an ihrem falschen Zutrauen fest [2]). Sie glaubten viel für sich selbst auszurichten, wenn

attribue au Gr. Duc, a été un des grands motifs, qui ont determiné cette cour à prendre des mesures pour empêcher ce prince à monter sur le trône impérial.

1) So berichtet ein späteres Memoire von Belleisle, 20. Januar 1743, mit der Absicht sich zu rechtfertigen geschrieben, doch in der Hauptsache zuverlässig.

2) Robinson, 4. Januar 1741: Bartenstein says, that this court (Vienna) has nothing to rely upon but France. The man is run French mad.

sie den Höfen in Versailles, München und Dresden das preußische Erbieten, die Erbfolge gegen alle anderen Ansprüche zu vertheidigen, in eine große Allianz gegen Frankreich zu treten, mittheilten. Sie mochten voraussetzen, daß Friedrich mit diesen Mächten, besonders der ersten, bereits Verbindungen angeknüpft habe, worauf er als zweizüngig und höchst unzuverlässig erschienen wäre. Da das aber nicht der Fall war, da er den Franzosen von seinem Unternehmen nicht einmal Nachricht gegeben, so bewirkten sie nur, daß diese, zugleich von dem Verwerfen jener Erbietungen durch Oesterreich unterrichtet, um so mehr die Hoffnung faßten, Preußen auf ihre Seite zu ziehen. Man beschloß in Versailles, dem bereits im Siege begriffenen König Allianz anzubieten. Der Gesandte ward am 14. Januar 1741 beauftragt, demselben zu erklären, Frankreich ziehe eine Verbindung mit ihm jeder anderen vor, habe nicht die mindeste Eifersucht über eine Vergrößerung der preußischen Macht nach jener Seite hin und wünsche seinem Unternehmen einen glücklichen Ausgang; wofern er die Ansprüche des Kurfürsten von Baiern anerkenne und denselben zur kaiserlichen Krone zu befördern verspreche, wolle es mit ihm in ein Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung treten [1]). Dem Gesandten ward der Entwurf eines solchen Bündnisses und die Vollmacht, es abzuschließen, übersendet.

Haltung des Königs von Preußen.

Am 29. Januar kam Friedrich II, nachdem er die schlesischen Grenzen gegen den Einfall eines österreichischen Heeres einigermaßen in Stand gesetzt, nach Berlin zurück [2]), in blühender Gesundheit, die durch die Anstrengungen des kurzen Feldzuges eher gewonnen hatte; des anderen Tages erschien er wieder auf einem Hofball, jedoch nicht so ganz unbenommenen Geistes, wie anderthalb Monate früher; er sprach lange und angestrengt mit den fremden Gesandten, für welche diese Bälle als Audienz dienten.

1) S. M. consent aussi à cimenter dès aujourdhui son amitié avec le roi de Prusse pour une alliance défensive, dès que ce prince entrant dans les mêmes vues de S. M. voudra bien s'engager à procurer la couronne impériale à l'électeur de Bavière ainsi que les justes prétensions de cette maison.

2) Valori, 30. Januar: S. M. Prussienne arriva hier avant midi, quoique ses précurseurs Mr. de Gotter et Mr. de Camas ayent assuré aux reines, qu'il ne pouvoit arriver, qu'aujourd'hui au soir.

Zwei Tage nach seiner Rückkunft theilte ihm Valori die Vorschläge seines Hofes mit. Von Oesterreich mit seinen Forderungen zurückgewiesen und mit einem Kampfe auf Leben und Tod bedroht, sollte er nicht einen Antrag wie diesen mit Freuden ergreifen, seinen ersten Weg verlassen und den zweiten einschlagen?

Er trug noch das größte Bedenken.

„Welchen Vortheil", sagte er Valori, „kann ich mir von dieser Allianz versprechen? Die übrigen Mächte sind bereit, sich gegen Frankreich und dessen Verbündete zu coalisiren. Ihr müßt wissen, daß dem Kurfürsten von Baiern in der Meinung der Deutschen nichts so vielen Schaden thut, wie sein Verhältniß zu dem französischen Hofe. Ich sehe noch nicht, auf welche Hülfe ich mir Rechnung machen darf, ob Frankreich ernstlich entschlossen ist, den Kurfürsten von Baiern und das pfälzische Haus in streitfertigen Stand zu setzen, die Ansprüche von Spanien zu begünstigen und mir Schlesien zu garantiren. Wenn ich nicht über alle diese Dinge sicher und zwar sehr sicher gestellt bin, muß ich mich nicht lieber nach der anderen Seite hinwenden" [1]? Er zeigte nicht das mindeste Verlangen, den Vertragsentwurf zu sehen, und als ihn Valori einreichte, ließ er ihn lange unbeantwortet; der Gesandte kann seinen Verdruß nicht verbergen.

Der Mann, durch den Friedrich in diesen Gesinnungen bestärkt und dabei festgehalten wurde, war Heinrich von Podewils, derselbe, welcher der erste Vertraute seiner Entschlüsse gewesen war und die bisherige Politik an die Hand gegeben hatte. Er setzte sich einer Allianz mit Frankreich in jedem Gespräche, jeder Eingabe, jedem Briefe entgegen.

Von König Friedrich sagt Podewils selbst, er sei sein eigener erster Minister; er lasse seinen Räthen nur den Ruhm des Gehorsams. Wenn aber auch die entscheidenden Gedanken, welche den Antrieb gaben, im Kopfe des Königs entsprangen, so hat doch Podewils auf die Ausführung derselben, die Mittel, die man dazu ergriff, zuweilen ihre innere Modification einen großen Einfluß ausgeübt.

Es war nicht nöthig, den König vor der französischen Ueberlegenheit zu warnen; er selbst hegte ein lebendiges Gefühl der Gefahr, die darin lag. Aber bald unter dem einen, bald unter dem

1) Valori, 31. Januar: Sans toutes ces mesures bien prises et bien stipulées ne dois je pas chercher à me tourner d'un autre côté et tâcher de trouver mes avantages?

anderen Gesichtspunkt stellte ihm Podewils vor, welche widrigen Wirkungen er von einem Abschluß dieser Allianz erwarten müsse. Ohne Zweifel werde er Rußland und die Seemächte gegen sich in die Waffen bringen; und dürfe er wohl auf Frankreich vertrauen? Wie unzuverlässig habe sich dies in der letzten polnischen Verwickelung gezeigt! Aber gesetzt auch, Frankreich hielte fest, so werde der König durch dessen Hülfe noch nicht in den Stand gesetzt, es mit der vereinten Macht von Oesterreich, Rußland, England-Hannover, Dänemark, Holland aufzunehmen. Zu einem solchen Versuch dürften seine Soldaten und seine Geldmittel nicht hinreichen; ein geringer Unfall könne Brandenburg zur Beute seiner Feinde machen.

Der Rath, den Podewils auf diese Betrachtungen gründete, war nun ein zwiefacher. Rußland und die Seemächte sollen womöglich bewogen werden, den Wiener Hof durch ihre Vermittelung zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Dazu gehörte aber, daß man nicht zu viel verlangte. Podewils rieth, nur etwa die vier Herzogthümer Glogau, Wohlau, Liegnitz und Jauer zu fordern und selbst auf das letzte nicht entschieden zu bestehen. Er führte das Beispiel des großen Kurfürsten an, der, wie König Friedrich Wilhelm so oft erinnert, die Hälfte von Vorpommern hätte haben können, wenn er sich damit begnügt hätte, aber, weil er dies nicht wollte, das ganze verloren habe. Erwerbe der König auch nichts als jene drei Herzogthümer, so werde ihm sein Haus dafür unendlich verpflichtet sein müssen; andere Aussichten für eine nahe Zukunft eröffne ihm dann sein bergisches Anrecht.

Bemerkungen, deren einleuchtender Kraft Friedrich II unbedenklich Raum gab. Er erklärte, eine Allianz mit Frankreich scheine auch ihm das schlechtere Mittel, welches man nur ergreifen müsse, wenn kein anderes mehr übrig sei, und wiederholte, daß er mit nichten auf der Forderung von ganz Schlesien zu bestehen gedenke. Im Vertrauen wolle er sagen, er werde sich mit Niederschlesien begnügen, im schlimmsten Falle selbst mit noch etwas weniger. „Können wir Breslau erwerben, so wird es mich höchlich zufriedenstellen; ich wäre bereit, dafür eine Geldzahlung zu übernehmen; wäre es aber unmöglich, so müßte man eine Auskunft suchen, durch welche die Stadt gegen die Wuth der Katholischen geschützt würde." Der Gedanke ging ihm durch den Kopf, daß Breslau alsdann zu einer freien Stadt erklärt werden könnte. Nur forderte er Podewils auf, mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, auch dies sein Ultimatum nicht ohne die äußerste Noth bekannt werden zu lassen.

Hierauf faßte Podewils die preußischen Forderungen in der nachher oft wiederholten Formel zusammen: Niederschlesien und Breslau. Der Beschluß war: in Bezug auf Frankreich sich nur zu hüten, daß man es verliere, und dagegen die Vermittelung der Seemächte und Rußlands für die Forderung, wie man sie aufstellte, in Anspruch zu nehmen.

War es aber nicht sehr zweifelhaft, ob man damit Eingang finden werde? Mußte man nicht vielmehr besorgen, daß die Anmahnungen des Wiener Hofes den alten Verbündeten indirecten oder sogar directen Beistand abgewinnen würden?

Es liegt ein großer Beweis von Beharrlichkeit und Willen darin, daß man an dem einmal ergriffenen Systeme trotz dieser Möglichkeiten festhielt; es ist sehr die Gesinnung einer großen Macht, daß man im Augenblicke des Kampfes und der Gefahr dennoch Bedenken trägt, die Hand einer anderen zu ergreifen, welche dadurch ein unbequemes Uebergewicht in Europa davontragen könnte.

Doch wollen wir den moralischen Werth dieser Politik darum nicht zu hoch anschlagen.

Friedrich und Podewils schlossen aus einzelnen Aeußerungen, daß es ihnen leichter, dem österreichischen Hofe aber schwerer werden würde, die Mächte der alten Allianz für sich zu gewinnen, als es sich hernach gezeigt hat.

Das Unternehmen auf Schlesien war so leicht gegangen, daß man sich auch von der militärischen Kraft, welche Oesterreich einsetzen könnte, keine rechte Vorstellung bildete.

Um die Dinge zu einer Entscheidung zu bringen, mußten erst neue Erfahrungen im Felde wie in der Politik gemacht werden.

Drittes Capitel.

Schlesischer Feldzug im Frühjahre 1741. Schlacht von Mollwitz.

Nachdem sich Friedrich Schlesiens im ersten Anlauf bemächtigt hatte, war seine Absicht auf zweierlei gerichtet, die Eroberung der drei Festungen, die der übrigens vertriebene Feind noch besetzt hielt, und die Sicherung der Grenzen gegen ein neues Eindringen desselben.

Schwerin, den er für die Zeit seiner Abwesenheit mit dem Oberbefehl bekleidete, hatte die Weisung, bei den mit der Umlagerung der festen Plätze beschäftigten Heeresabtheilungen nichts zu verändern, sein vornehmstes Augenmerk nur auf eine sorgfältige und umfassende Verwahrung der Gebirgspässe zu richten. Zu diesem Zwecke waren ihm für die verschiedenen Bezirke einige der namhaftesten Generale zur Seite gegeben, und er zweifelte nicht, daß es ihm mit diesen Gehülfen vollkommen gelingen werde; „wenn der Feind", sagte er, „20,000 Mann in Mähren und ebenso viele in Böhmen hätte, würde er nichts von ihm fürchten, so gut wolle er ihm alle Durchgänge verstopfen." Die Zuversicht, welche er äußerte, riß auch den König zu den kühnsten Erwartungen fort. Indem Friedrich zu ernstlicherer Belagerung der Festungen für Geschütze und Munition sorgte — worauf sie in kurzem in preußischen Händen sein würden —, eröffnete er dem Feldmarschall, daß er alsdann, noch im Mai, die Zelte aufschlagen zu lassen und eine Stellung auf den vortheilhaftesten Punkten zwischen Jägerndorf und Troppau zu nehmen gedenke, um die Feinde aus dem Mährischen kommen zu sehen und sie nach Befinden der Umstände anzugreifen oder nicht.

Gedanken einer feuerigen, des Erfolges sicheren Kriegslust, denen

aber, wie vor allen Anderen der alte Fürst von Dessau dem Könige bei seiner Anwesenheit in Berlin nahe legte, die Dinge nicht so ganz entsprachen.

Der Fürst hatte nach dem Regierungswechsel schwere Tage verlebt. Während Friedrich Wilhelm I es ihm im voraus zu wissen that, wenn hundert Mann von einem Orte nach dem anderen rücken sollten, ordnete Friedrich eine überaus ansehnliche Verstärkung seines Kriegsheeres an, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, zeigte ihm bei jedem Begegnen Kälte und Verstimmung[1]), unternahm endlich einen großen Kriegszug, ohne ihm ein Wort davon zu sagen. Bei dem ersten Gerüchte von dem schlesischen Vorhaben fleht ihn der Fürst gleichsam an, ihm, seinem ältesten General, nicht die Ungnade zu erweisen, ihn zurückzulassen; als dies doch geschieht, glaubt er sich beschimpft, gleich als gelte er nicht für fähig, in einer wirklichen Kriegsoperation zu dienen: er wünsche sich tausend- und tausendmal den Tod, um den Rest seiner Tage nicht in einer für ihn unerträglichen Weise hinzubringen. Ich finde weder eine Andeutung, daß der König an seiner Treue in diesen Conflicten mit dem Hause Oesterreich gezweifelt hätte, noch auch einen Grund dazu; in den vertraulichen Briefen des Fürsten an seinen ältesten Sohn liest man vielmehr, daß er das Unternehmen mit Nachdruck als „gerecht", „so gerecht" bezeichnet und ihm Glück wünscht, daß er wenigstens daran Theil nehmen dürfe. Das Motiv Friedrichs war nicht politisches Mißtrauen, sondern einmal, was er dem Fürsten ganz unumwunden selber schreibt: man solle nicht sagen, der König von Preußen sei mit seinem Hofmeister zu Felde gezogen, und sodann: er wolle ihm zum Bewußtsein bringen, daß er allenfalls entbehrlich, daß er im Dienste nichts als Unterthan sei. Fürst Leopold verstand das sehr wohl; die Beschuldigung seiner Feinde, als denke er Einfluß auszuüben und dann die Ehre sich selber beizumessen, weist er mit der Versicherung zurück, daß er nichts wünsche, als die Befehle des Königs als treuer Diener auszuführen, und sucht dies auch durch die That zu erhärten. Für die Werbung bei der Augmentation hat Niemand eifriger gearbeitet. So weit beherrschte er sich nicht, daß er von der Unternehmung auf Schlesien nicht Anfangs mit bitterer Mißbilligung gesprochen hätte; aber als sie in Gang gesetzt war, begleitete er sie mit eifriger Theilnahme. An einer sehr ungenügenden Karte studirte er die geographischen Verhältnisse und knüpfte daran strategische Rathschläge.

1) Leopold von Dessau selbst spricht von augenscheinlichem Haß.

Daß man Glogau unerobert im Rücken läßt, erregt ihm Bedenken; wenn die Oesterreicher noch den Krieg verstünden, so würden sie durch das offene Polen dem Belagerungsheer in die Flanken fallen und es auseinanderjagen; aber eine viel dringendere Gefahr, gegen die man nichts gethan, scheint ihm von der böhmischen Seite her zu drohen. Da er von den Angriffen der leichten österreichischen Reiterei Unfälle der preußischen fürchtet, welche dem Ruhme der Armee nachtheilig sein möchten, arbeitet er eine Instruction aus, wie den Husaren zu begegnen sei. Der König wollte fremde Ingenieurs, etwa aus den Niederlanden, kommen lassen; Fürst Leopold weist ihm Offiziere der eigenen Armee nach, welche die nöthige Geschicklichkeit besitzen. Durch Briefe oder Gespräche übte er, auch abwesend, Einfluß auf den Krieg aus. Vornehmlich erklärte er sich gegen die weitläufige Aufstellung Schwerins, dessen Thun und Lassen er überhaupt mit den scharfen Augen eines zurückgesetzten Nebenbuhlers beobachtete; in jedem seiner Briefe ermahnt er den König zur Sammlung seiner Kräfte.

Aber auch an sich waltet zwischen den beiden Feldmarschällen des Königs Friedrich ein merkwürdiger Gegensatz ob: der alte Fürst — man wußte nicht, was er eigentlich glaubte — alle äußere Bildung verschmähend, durchaus Militär von Fach, sparsam in seinem Haushalt, nie seinen Vortheil vergessend; — der Graf Schwerin ein Mann von allgemeiner Bildung, Geist und Gemüthlichkeit, eines heiteren und selbst sinnlichen Lebensgenusses bedürftig und gewohnt, immer von häuslichen Unordnungen und Schulden bedrängt, aber dabei von positiv religiöser Ueberzeugung, aus dem Grunde seiner Seele der vollkommensten Selbstvergessenheit, des freiesten moralischen Schwunges fähig. Wir lernen sie noch aus ihren Briefen kennen. Die Briefe Leopolds, kaum leserlich geschrieben, bieten doch die gründlichsten Erwägungen dar. Auch Schwerin schreibt nicht immer correct, aber immer mit Geschick, voll von seinem Gegenstande, andringend, selbst beredt. Jener faßt die Dinge nach den verschiedenen praktischen Möglichkeiten auf, die sie eröffnen, dieser nach dem allgemeinen Eindruck, den sie machen, zuweilen mit Ungeduld und Besorgniß, öfter mit allzulebhafter Hoffnung.

Der König hatte etwas von dem einen und dem anderen. Zwischen ihnen — und nicht unzuträglich war ihm ihre entgegengesetzte Einwirkung — sollte sein eigenes Selbst emporstreben und reifen.

Als Friedrich im letzten Drittheil des Februar wieder in Schlesien

anlangte, nahm er zunächst auf eine vollständige Sicherung der Grenzen Bedacht[1]). Von Reichenbach bis Jauer und Liegnitz sollte Generallieutenant Kalkstein Postirungen einrichten; von Löwenberg bis Crossen längs dem Bober sollte Oberst Lestwitz mit seinen Dragonern patrouilliren; er selbst machte sich nach dem Quartier Frankenstein auf, um die Posten zu besichtigen, die dort in der Nähe, an dem Eingang der Grafschaft Glatz, gebildet waren.

Gleich hier aber sollte er innewerden, daß ihn eine andere Kriegführung als die bisherige und mannichfache Gefahr erwarte.

Der österreichische General Lentulus, der den Waffendienst in den Türkenkriegen kennen gelernt hatte, hörte in Glatz, daß der König in jene Gegenden kommen werde, und schickte ein paar hundert Husaren, um auf ihn zu lauern. Mehrere Tage hatten sie vergebens gewartet und wollten schon zurückgehen, als der König wirklich erschien. Er kam nur mit geringer Bedeckung von Silberberg nach Wartha herüber, besah die Verhaue und sonstigen Vorkehrungen, die zur Behauptung dieses alten Gebirgsthores gemacht waren, ordnete einiges Neue an und setzte sich ruhig zu Tische. Hätten die Husaren gewußt, daß er sich dort befand, und ihren eigentlichen Anlauf dahin genommen, so hätte Friedrich nach menschlichem Ansehen in ihre Gewalt fallen müssen. Aber sein Glück wollte, daß eine Escadron von Schulenburg-Dragonern, Grenadiere zu Pferd, auf der Straße aufgestellt, wo er zurückkommen wollte, ihre Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog. Auf diese warf sich, von Priesnitz her durch den leicht zu durchreitenden Fluß setzend, die zahlreichste Schaar, und zwar mit sogleich entschiedenem Erfolge. Indem die Dragoner nach allen Seiten Front zu machen suchten, geriethen ihre Pferde, nicht ganz richtig geführt, in Verwirrung; die Husaren drangen unter sie ein und sprengten die Escadron auseinander[2]). Nur ein kleinerer Schwarm

1) In der hist. de mon temps, ch. III, S. 67, sagt er nur, er habe sich vorgenommen de faire le tour de ses quartiers pour se procurer la connaissance d'un pays qui lui étoit nouveau. In der älteren Redaction: Je me proposais en arrivant en Silésie de faire le tour de mes quartiers pour prendre connaissance du pays, faire des changemens où cela étoit nécessaire et examiner l'état des troupes. Ich führe dies an, um zu zeigen, wie das Verhältniß der beiden Texte beschaffen ist, und weshalb ich zuweilen auf den ungedruckten zurückkomme. Vgl. S. W. XXIV, S. 117.

2) Der König an Leopold von Dessau, 8. März: Der gute Obstl. v. Diersford ist wohl in so weit an dem Unglück etwas mit Schuld, da er die feindlichen Husaren schon eine Zeit lang gesehen und dennoch sich nicht an das

zeigte sich bei Wartha, dessen sich die Begleitung des Königs, der sofort zu Pferde saß, leicht erwehrte. Indem derselbe über die Neisse zurückgetrieben wurde und zugleich von Frankenstein ein paar hundert Mann zu Fuß anrückten, wagte auch die siegreich gebliebene Schaar nichts weiter; zufrieden mit einer Standarte, die sie erbeutet, und einer Anzahl Gefangenen, die sie gemacht hatte, sprengte sie von dannen. „Nur schade", sagt Lentulus bei der Erwähnung der Gefangenen in seiner Meldung sehr ruhig, „daß der König nicht darunter ist" [1]).

Dies Ereigniß, durch das Gerücht und später durch die Sage mannichfaltig ausgeschmückt, war aber in seiner nackten Wahrheit ernst und bedeutend genug, um den König auf sich aufmerksam zu machen. Er klagte sich gleich damals der Unvorsichtigkeit an [2]) und gab den Warnungen des alten Dessauers, der sie auf das dringendste wiederholte, mehr Gehör; seine ganze Stellung faßte er mit minderer Zuversichtlichkeit ins Auge.

Alle einlaufenden Nachrichten stimmten überein, daß der Feind wie in Glatz, so auch noch näher den vornehmsten Uebergängen über das Gebirge, in Braunau, ansehnliche Verstärkungen an sich ziehe; es schien sich zu bewähren, daß er darauf sinne, nach der Ebene einzubrechen und den Entsatz Glogau's zu versuchen. Der König rief alles, was sich anderswo entbehren ließ, in Schweidnitz, den

ohnweit davon liegende Dorf (Baumgarten) gezogen, um den Rücken freizuhalten. Nach dem von Arneth, Maria Theresia I, 383, abgedruckten Berichte von Lentulus an Neipperg hatten die Husaren den König in einem sechsspännigen Wagen zu finden gemeint, in welchem der Abgeordnete des Fürstenthums Münsterberg heranfuhr, und diesen getödtet; einige Widersprüche finden sich in den verschiedenen Relationen; es ist wohl kaum der Mühe werth, den Versuch zu machen, sie auszugleichen.

1) Der Feldprediger Seegebart hat ein lesenswürdiges Tagebuch über diesen Feldzug hinterlassen, dessen Mittheilung ich der Güte des Herrn Directors Fickert in Breslau verdanke. Das Gerücht war, unter den österreichischen Husaren seien auch katholische Studenten gewesen; auf dem Pferde eines Anderen, durch eine Grenadiermütze unkenntlich, habe sich der König gerettet. Sollte darin nicht der Ursprung anderer Erzählungen liegen, die später sehr populär geworden sind? Es wäre ein neues Beispiel davon, daß sich die Sagen in die entgegengesetzten Auffassungen umsetzen.

2) Er sagt das nicht allein in seinen Memoiren, in dem ersten Entwurf: J'avoue mon étourderie, sondern schon im März 1741 dem französischen Gesandten: „Il m'ajouta que cette aventure le rendrait plus circonspect." (Depesche vom 15. März.)

Pässen des Gebirges gegenüber, zusammen, um jedem Einbruche begegnen zu können; als das einzige Mittel aber, sich einigermaßen sicherzustellen, sah er jetzt die Eroberung von Glogau selber an.

Er hatte bisher aus zwei Gründen nicht so sehr darauf gedrungen, einmal, um das Verderben der Stadt nicht herbeizuführen, die er schon als die seine betrachtete, sodann, um nicht zu viel von seinen Truppen aufzuopfern; noch im Januar verbat er sich „hazardeuse Entreprisen". Jetzt aber war nicht mehr zu zögern; gegen Ende Februar, Anfang März forderte er den Erbprinzen von Dessau Tag für Tag auf das dringendste auf, mit Glogau ein Ende zu machen. Der Prinz zögerte, weil er auf den Rath seines Vaters eine ausdrückliche Ermächtigung zu haben wünschte, zum Sturm zu schreiten. Endlich, am 7. März Abends, brachte ihm Oberst Golz [1]) eine solche von des Königs Hand; schon war Alles so gut bis ins Einzelste vorbereitet, daß, sowie es wieder Abend wurde, zu dieser Unternehmung geschritten werden konnte.

Am 8. März Abends, nach dem Zapfenstreich, verließen die dazu bestimmten Regimenter, Markgraf Karl und Prinz Leopold, mit 18 Grenadiercompagnien die Dörfer, wo sie cantonnirten; sie hatten ihr Gepäck den Wirthen übergeben und führten nichts bei sich, als ein jeder sein Gewehr und 36 scharfe Patronen.

Ungefähr einen Flintenschuß vor der Festung stellten sie sich an den lange vorher hiezu ausersehenen Oertlichkeiten auf, hinter alten Gemäuern, oder wo sie sonst nicht bemerkt werden konnten, in tiefster Stille, deren Unterbrechung auf das stärkste verpönt war. Als es in der Stadt 12 Uhr schlug, trafen sie sämmtlich auf dem Glacis zusammen.

Sie rissen die Palissaden und spanischen Reiter weg, eröffneten die Umpfählungen und kletterten den Wall, von dem Glatteise, mit dem er bedeckt war, nur wenig gehindert, hinan, bevor die ersten Schüsse gegen sie geschahen, die nun weit über sie hinweggingen. Wie geriethen die Oesterreicher so ganz außer Fassung, als sie den bisher fernen und ruhigen Feind auf ihrem Walle erblickten und ihre Kanonen nehmen sahen! Vier Glasenappsche Grenadiere stießen auf

1) Von dem stammt denn auch eine der ersten und besten Relationen: Journal de Berlin, Nr. 38. Die Disposition des Prinzen mit einigen Briefen in den Annalen des Krieges 1806, III, 25, jetzt im Nachlaß von Berenhorst I, 33. Ueber den Zustand der Festung schweige ich lieber. Es begreift sich, daß die Österreicher ihn elender, die Preußen besser darstellen, als er vielleicht war.

ihrer mehr als funfzig; auch unter diesen Umständen gedachten sie der Ordre, die sie hatten, einen Jeden, der ihnen begegne, zum Wegwerfen seiner Waffen aufzufordern; demgemäß — man weiß nicht, ob es mehr angeborene Tapferkeit oder eingelebte Disciplin war — senkten sie ihre Bajonnete und hielten die mehr als zwölffache Ueberzahl so lange fest, bis Gefährten herbeikamen und die Feinde sämmtlich gefangen wurden. Ueberall hatten sie im ersten Moment das Uebergewicht. Nur an dem Schlosse setzte sich Oberst Reisky mit vielem persönlichen Muth entgegen; doch ward er verwundet und gefangen. Noch ehe die Garnison sich auch nur versammelt hatte, rückten die Preußen unter ihrem Grenadiermarsch von drei Seiten her in den Straßen vor. Bei der Hauptwache fanden sie den Commandanten, Grafen Wallis, mit seiner Fahne, der sich ihnen ergab. Um ein Uhr waren sie Herren und Meister der Stadt.

Nie wirkten selbstvertrauende Kühnheit und bis ins Einzelste überlegte Vorbereitung, militärische Präcision und gutes Glück besser zusammen.

„Ihro Majestät", sagt ein Berichterstatter in seiner naiven Weise, „haben bei dieser Nachricht recht vor Freuden gesprungen."

Dem alten Fürsten wünschte Friedrich zu einem Sohne Glück, der eine solche Waffenthat auszuführen vermöge, eine der schönsten in diesem Jahrhundert, eine Festung zu nehmen, ohne Kanonen, noch Sturmleitern, mit dem Degen in der Faust[1]). Es stellte ihn besonders zufrieden, daß der Verlust so gering war; in allem waren nur neun Mann geblieben. Dem Prinzen versprach er doppelte Freundschaft, allen Offizieren, die daran Theil gehabt, es „ihnen sein Tage nicht zu vergessen", fortan immer mehr für sie zu sorgen.

Die benachbarten Kreise begrüßten es als ein unschätzbares Glück, jener Garnison entledigt zu werden, von der sie eine Erneuerung der alten Religionsbedrängnisse erwartet hatten; man beging die Eroberung bis in die Dörfer durch ein feierliches Tedeum. Für den König war es schon ein Gewinn, die Communication auf der Oder, welche Graf Wallis noch gestört, vollig freizuhaben; der vornehmste lag aber darin, daß er nun in seinem Rücken nichts mehr

1) In dem Schreiben vom 15. März, bei Orlich I, 316, hat die Abschrift in dem K. A. „sonder Canons und Escalade", wie es auch heißen muß, nicht „durch Escalade"; der alte Fürst, dem der Plan vorgelegt worden war, hatte ausdrücklich davor gewarnt. Man sieht hieraus noch besonders, wie ganz falsch der Bericht des Grafen von Wallis ist. (Miscellen der österr. milit. Zeitschrift II, 1.)

zu fürchten brauchte, vielmehr über diese Belagerungstruppen weiter verfügen konnte. Er gestattete ihnen keinen Augenblick Rast, wie sehr die Grenadiere dies forderten; in Schweidnitz fühlte er sich erst sicher, als er auch diese glogauischen Regimenter an sich gezogen. Nun aber stehe er für alles gut, schrieb er dem einen seiner Feldmarschälle, dem anderen: jetzt habe er keine Unruhe weiter.

Schon forderte auch Oberschlesien seine ganze Aufmerksamkeit.

Ein paar hundert österreichischen Husaren gelang es, den Paß von Zuckmantel zu durchbrechen und sich nach Neisse zu werfen, eine dem Obersten Roth willkommene Verstärkung.

Mißvergnügt, daß ein Posten vernachlässigt worden, dessen Beschützung er ausdrücklich empfohlen hatte, und der erhaltenen Warnungen eingedenk, forderte der König Schwerin auf, die Jablunka zu schleifen, alle entfernten Posten zu verlassen, hauptsächlich Zuckmantel zu befestigen und sein ganzes Corps so aufzustellen, daß es auf der einen Seite Jägerndorf, auf der anderen Neisse berühre, um immer in ein paar Stunden bei den bedrohten Posten erscheinen und den Feind davon zurückhalten zu können.

Ganz eine andere Meinung hegte Schwerin an seiner Stelle.

Den Unfall von Zuckmantel entschuldigte er mit ähnlichen Postendurchbrechungen, die auch ein Marlborough nicht allezeit habe verhüten können. Da die Befehle des Königs, an verschiedenen Tagen bald mündlich, bald schriftlich gegeben, nicht genau übereinstimmten, erhob er Bedenken, ob er auch Troppau und Ratibor aufgeben, die Magazine, die er dort zusammengebracht hatte, vernichten oder gar dem Feinde überlassen sollte. Ohne diese würde man sich aber nicht einmal in Jägerndorf behaupten können[1]). Es schien ihm genug, die Jablunka und die äußersten Posten gegen Mähren hin zu verlassen, Zuckmantel als Räubernest, wo die Einwohner auf die eindringenden Preußen schossen, zu zerstören; denn es in einen haltbaren Stand zu setzen, schien ihm unmöglich; Ratibor und Troppau dagegen zu behaupten, hielt er sich für stark genug. Er machte einen Ent-

1) Schwerin, Jägerndorf 25. März: Si l'ennemi veut entreprendre quelque chose avec succès, il faut, qu'il débouche par ici. Ainsi dès que je serai en état, de l'arrêter dans ces environs, V. M. aura bien plus de commodité pour pousser son siège, elle aura plus de vivres et de fourage; au lieu, que si j'abandonnerois ces postes en me repliant sur la Neis, nous manquerions sûrement l'un et l'autre des vivres et fourages. — — Ayant des troupes pour me renforcer, pourquoi perdre ce trésor?

wurf, wie man die dortige Grenze in ihrer gesammten Ausdehnung verwahren, zugleich die angefangenen Belagerungen ausführen und doch noch so viel Truppen zur Verfügung behalten könne, um dem Feind im offenen Felde zu begegnen. Es war und blieb ihm das Wahrscheinlichste, daß die österreichische Armee ihm gerade in seiner Front beizukommen suchen würde; habe er aber nur eine kleine Verstärkung von 4 bis 5 Bataillonen und einigen Schwadronen Dragonern, dann werde er im Stande sein, von seiner Stellung aus den Feind jenseit der Berge zurückzuhalten [1]). Welch ein Vortheil, wenn es mit den Belagerungen gelinge und dann zugleich noch ein so großer Landstrich besetzt sei! Welch ein Selbstgefühl werde das der Armee geben!

Wohl noch nicht gerade derselben Meinung, aber um wenigstens die Dinge in der Nähe zu sehen, ohnehin für Schwerins Ansichten empfänglich und ebenso thatendurstig wie dieser, machte sich Friedrich mit Fußvolk und Reiterei wirklich nach Oberschlesien auf. Am 30. März traf er mit Schwerin in Neustadt zusammen. Dieser wird hier wiederholt haben, was er in einem Briefe vom 8. sagt, man höre von keiner Bewegung des Feindes; ein eben eingetretener Schneefall mache es vollends unwahrscheinlich, daß er jetzt das Gebirge übersteigen wolle; der König, dem andere Nachrichten zugekommen waren, glaubte doch lieber dem Feldmarschall und ging mit ihm das Gebirge aufwärts nach Jägerndorf.

Hier aber, gleich am nächsten Tage, mußte er erfahren, daß die Dinge doch ganz anders standen, als Schwerin meinte.

Endlich nämlich hatte auch der Wiener Hof ein ansehnliches Heer zusammengebracht, das sich Mitte März am Fuße der mährischen Gebirge versammelte. Merkwürdig, wie die Rüstung Oesterreichs noch durch eine freiwillige Bewegung völkerschaftlicher Elemente befördert wurde. In den Gebirgspässen stellten sich die mährischen Hannaken auf, vortreffliche Schützen, mit doppelten Teschenken und Pistolen bewaffnet; auch der Goralen finde ich gedacht, starker und schlanker

1) Schwerin hatte 13 Bataillons, 15 Escadrons. Der König sollte nun noch mit 13 Bat., 8 Esc. über die Neisse kommen. Von den 26 Bat., 23 Esc., die man alsdann habe, sollen 10 Bat., 3 Esc. die Belagerung von Neisse unterstützen, Ziegenhals wieder occupiren; dann werde man noch immer 16 Bat., 20 Esc. haben, um die ganze Grenze von Ratibor bis Jägerndorf zu decken. Von den übrigen Truppen sollen 8 Bat., 10 Esc. die böhmische Grenze, 4 oder 5 Bat., 3 Esc. die glatzische decken, 4 Bat., 6 Esc. bei Brieg verwendet werden.

Heiducken vom Gesenke der Beskiden. In Ungarn begann schon damals auf ein Schreiben Johann Palffy's eine kriegerische Bewegung [1]). Die Pesther Gespannschaft beschloß in voller Versammlung, ein paar tausend Mann ins Feld zu stellen, und die namhaftesten Parteigänger wurden geworben um sie einzuüben. Von den Croaten, die sich endlich bereit erklärten, unter den deutschen Anführern zu streiten, welche ihre Sprache gelernt, und nun wohlbewaffnet und gekleidet bei Wien erschienen, ward wenigstens ein Theil gegen die Preußen beordert. Unter einer Anzahl Arambaschi's bildeten die serbischen Panduren eine Art von Freicorps, barbarische Kampfgenossen, in denen sich nicht selten ein wunderlicher Aberglaube mit natürlicher Tapferkeit durchdrang [2]). Der Kern der Mannschaft bestand aus 12 alten Infanteriebataillonen und 11 Cavallerieregimentern, die größtentheils im letzten Kriege mit den Türken gefochten hatten. In Wien, wo man die Thaten der Husaren, welche bisher die meisten Scharmützel mit den Preußen zu ihrem Vortheil bestanden hatten, viel bewunderte, hoffte man Alles von der Ueberlegenheit der Reiterei: habe sie nur einmal die Gebirge überschritten, so breite sich vor ihr die niederschlesische Ebene bis nach Crossen hin aus, die sie mit ihren Schaaren überfluthen könne.

Graf Neipperg, dem der Oberbefehl anvertraut ward, früher Lehrer des Großherzogs und im engsten Vertrauen des Hofes, war ein Mann, der an den Dingen auch noch eine andere Seite sah, als die meisten Menschen, Paradoxieen liebte, sich durch Witz und Sarkasmen bemerklich machte. Von der Unüberwindlichkeit seines Heeres hatte er nicht eben die größte Vorstellung, obgleich er es an sich nicht für ein Wunderwerk hielt, den jungen Fürsten, der bisher nur durch Poesie geglänzt habe, „zu Apoll und den Musen" zurückzujagen; hauptsächlich trug er Sorge, sich der Geldzahlungen, deren er bedurfte, zu versichern; der Kanzler von Böhmen mußte ihm persönlich für die Geldsummen gutsagen, für welche er auf dieses Königreich angewiesen war.

Gegen Ende März hielt der Hof sowohl als der General dafür, daß der Feldzug eröffnet werden müsse. Der Abschluß jener Con-

1) 29. Januar. Kolinowics, nova Vngariae periodus, S. 31, gedenkt dieses und anderer Actenstücke.

2) Auf den Marktplätzen der Ortschaften, durch die sie zogen, sah man sie große Kessel aufrichten, um ein Hexengebräu zu kochen, welches den Preußen verderblich werden sollte.

ventionen gegen Preußen, über die man unterhandelte, konnte durch nichts mehr befördert werden, als durch eine ernstliche kriegerische Anstrengung. Ueberdies vernahm man, daß sich der König von Preußen zur Belagerung von Neisse anschicke, welches unmöglich in seine Hände fallen durfte, wenn man jemals in Schlesien eindringen wollte.

So ungünstig auch die Jahreszeit war, eben nach jenem Schneefall, auf dessen Folgen Schwerin zählte, in den letzten Tagen des März machte sich Neipperg von Sternberg her auf den Weg. Nach seinen eigenen Angaben wird sein Heer auf 15,000 Mann berechnet. Am 31. war er in Lichtenwerder, am 1. April in Hermbsdorf; am 3. schickte er sich an, die Engen von Zuckmantel zu passiren. Die Fortschaffung des Gepäckes, der Kanonen und Pontons hatte eine unbeschreibliche Schwierigkeit; überdies wußte man nicht, ob man nicht eben hier auf die Preußen stoßen würde; um ihnen die Spitze bieten zu können, ließ Neipperg den Zug durch sämmtliche Grenadiercompagnieen eröffnen. Er fand Zuckmantel zerstört, nicht besetzt; ohne Hinderniß langte er am 4. jenseit des Passes in Kunzendorf, an[1]).

Sehr auffallend ist es doch, daß Schwerin von einer so umfassenden Bewegung in seiner unmittelbarsten Nähe keine Nachricht hatte, ja sie für unmöglich hielt. Einige entwichenen österreichischen Dragoner brachten die erste Kunde davon nach Jägerndorf. Aber auch dem österreichischen Feldmarschall kam keine Ahnung bei, daß der König von Preußen sich in diesen Gegenden aufhalte; sonst hätte er, wie dieser selbst sagt, ihn in eine verzweifelte Lage versetzen können. Wie oft ist dies überhaupt im Felde der Fall, daß die Anführer ohne deutliche Vorstellung von den Bewegungen des Gegners agiren, wie im Halbdunkel tappend!

Aber hiebei waren diesmal die Oesterreicher in ungemeinem Vortheil.

Während der König, die Gestalt der Dinge erst nach und nach erkennend, alle Bataillons und Escadrons aus den oberen Gegenden, sogar einige, die eben erst aus den niederen herbeikamen, um sich sammelte und nun, jedoch unaufhörlich von feindlichen Husaren belästigt, nach den Uebergängen der Neisse herabzog, langte Neipperg

1) Vgl. die glaubwürdigen Berichte aus dem österreichischen Lager in den Nouvelles d'Amsterdam, 25. April, welche die Notizen, die die österr. milit. Zeitschrift mittheilt (Jahrg. 1827, Bd. I, S. 293) ergänzen.

bereits am 5. des Mittags unter dem Freudengeschrei der Einwohner in Neisse an. Er hätte daran denken können, durch eine rasche Besetzung des Flusses den König in Oberschlesien abzuschneiden. Einen Versuch, in der Nähe von Neisse bei Lassoth über den Fluß zu gehen, mußte der König aufgeben; das Ufer war schon in den Händen des Feindes, so daß er die Armee nicht mehr schlachtgerecht hätte aufstellen können. Auf jeden Fall hatte Neipperg ein paar Märsche voraus, um vor ihm her in Niederschlesien einzudringen.

Als Friedrich bei Michelau und Löwen über den Fluß ging, worauf er von den Truppen, die bei Brieg gestanden, den größten Theil an sich zog, bewegte sich Neipperg, mit Lentulus, der von Glatz herangekommen war, vereinigt, gegen Grottkau, das er einem vielleicht tapferen, aber schwachen preußischen Commando ohne viele Mühe abgewann (8. April)[1]. Den Tag darauf setzte er seinen Marsch gegen Brieg und Ohlau fort. Säumniß könnte man ihm in der That nicht Schuld geben. Den Truppen, die durch den langen Marsch im Gebirge und im bösesten Wetter — denn unaufhörlich fiel der Schnee in dichten Flocken — ermüdet waren, gönnte er erst dann einen Rasttag, als sie in einer überaus bedeutenden Stellung angekommen waren. Er schlug sein Lager in der Nähe von Brieg auf, das sich noch in österreichischen Händen befand, gerade auf dem Wege, der von Neisse her nach Ohlau führt, in den Dörfern Mollwitz, Grüningen und Hünnern. Dadurch rettete er Brieg und bedrohte zugleich Ohlau, wohin der König, nachdem die Oder aufgegangen, einen Theil seines Geschützes und einen guten Vorrath von Munition hatte bringen lassen, und welches er zu seinem vornehmsten Waffenplatz ausersehen hatte. Hauptsächlich aber gerieth der König strategisch in die ungünstigste Lage von der Welt. Da die Oesterreicher in diesem Augenblick auch schon nach Oppeln vordrangen, Neisse, Brieg, Grottkau und die große Straße nach Niederschlesien besetzt hielten, nahmen sie die Preußen gleichsam in die Mitte, die in unnatürlicher Richtung, mit der Stirn gegen Berlin gewendet, vorrückten[2].

1) In der histoire de mon temps, ch. 3, wird ein Lieutenant, des Namens Mützschefahl, dafür nicht wenig gelobt; Andere haben seinen Widerstand bezweifelt. Auch in einem Berichte Neippergs vom 8. April war doch davon die Rede: „Le commandant refusa d'abord de se rendre; mais voyant qui'l y avoit de l'artillerie il s'y résolut.“

2) Der König ist gerechter als viele Späteren: „J'étois plein d'estime pour Neipperg pour la belle marche qu'il avoit fait en entrant en Silésie.“ (Alte Redaction der Memoiren.)

Es scheint sehr, als habe Neipperg den Vorzug seiner Stellung, die Gefahr, in welche er den König gebracht, nicht in ihrem ganzen Umfang ermessen. Noch am 8. klagt er[1]), daß er nicht wisse, wo dieser oder sein Feldmarschall sich befinde; auch am 9. erhielt er von seinen herumstreifenden Husaren keine Kunde.

Dagegen hatte der König jetzt den Vortheil, daß er über die Stellung seiner Feinde, wenn nicht schon am 9., wo er Rasttag hielt, doch auf das genaueste am 10., als er von Pogarell auf der Landstraße nach Ohlau hin aufbrach, sei es zufällig[2]), oder auch aus Absicht und Vorliebe — wenigstens hat er später einmal einen Bauern belohnt, der ihm gute Dienste geleistet habe —, unterrichtet ward. Er übersah die ganze Gefahr, in der er sich befand; die Schlacht, die er gewünscht hatte, ward ihm jetzt angeboten, aber nicht in den mährischen Gebirgen, wo er auch besiegt nicht viel verlieren konnte, sondere mitten in Schlesien, wo seine ganze Eroberung auf dem Spiele stand. Er konnte nicht zweifeln, ob er sie annehmen solle. Wenn jemals, so war jetzt eine Feldschlacht nothwendig; jedes Zögern oder Zurückweichen wäre verderblich geworden. Ein Zusammentreffen erwartend und wünschend, bewegte er sich in vier Heersäulen vorwärts, in deren Mitte das Geschütz auf dem hohen Wege einherfuhr; der Boden war mit Schnee bedeckt, aber der Himmel heiter und klar geworden. Als er in die Gegend von Pampitz kam und der Nähe des Feindes vollkommen sicher wurde, befahl er den Truppen, sich zur Schlacht zu formiren.

Neipperg wurde von dem Anrücken der Preußen durch wiederholte Zeichen von den Thürmen Briegs unterrichtet; gleich darauf bekam er sie selbst zu Gesicht. Sie hätten ihn in seinen Dörfern überfallen und in der Unordnung, worin er sich befand, zu Grunde richten können.

Aber der Beschluß und Tagesbefehl war nun einmal, sich methodisch zu einer Bataille im offenen Felde aufzustellen. Die vier

1) Auszug aus einem Schreiben Neippergs, Grottkau, 8. April: Le feldmaréchal ajoute que jusqu'au moment de sa dépêche il n'avoit aucun avis où se trouvoit le feldmaréchal Schwerin ni ce qu'étoit devenu le g[l] Schulenbourg avec les régiments qui s'étoient retiré de Troppau, Ratibor etc. Wahrscheinlich bewog ihn dies, einen Rasttag zu nehmen.

2) „Wahrhafftige Beschreibung der Zeit, an welcher ganz Niederschlesien vom erzherzoglichen Hause Oesterreich ab- und zu dem churbrandenburgischen hat geschworen etc.", aus der Hausbibel des Gemeindeschreibers zu Mollwitz, in Fuchs' Jubelschrift der Schlacht bei Mollwitz 1841.

Colonnen breiteten sich in den eingeübten Schwenkungen nach der rechten und linken Seite hin aus und bildeten sich in zwei Treffen um, dergestalt, daß die Artillerie an ihre Spitze zu stehen kam. Das erste Treffen, unter Feldmarschall Schwerin, bestand aus 15 Bataillonen zu Fuß und 20 Reiterschwadronen, das zweite, unter Generallieutenant Prinz Anhalt, aus 11 Bataillonen und 9 Schwadronen. Da ein nahes Gehölz auf dem rechten Flügel das zur Aufstellung bestimmte Terrain beschränkte, hielt Friedrich für angemessen, das Beispiel Gustav Adolfs, dessen er sich aus seinen kriegsgeschichtlichen Studien erinnerte, nachzuahmen und zwischen der Reiterei einiges Fußvolk aufzustellen. In dem Schlachtplane von seiner Hand erscheinen die Bataillone in der Mitte beider Treffen, auf dem rechten Flügel, zwischen der Cavallerie [1]). Drei Husarenescadrons deckten das Gepäck. Zusammen mochte die schlachtbereite Armee gegen 19,000 Mann zählen.

Die manöverartige Methodik und Langsamkeit der preußischen Aufstellung ließ auch den Oesterreichern Zeit, ihre Schlachtlinien einzurichten. Einige Verwirrung machte, daß die Flügel, in denen man sich bisher bewegt hatte, zu verändern waren: Römer, der bisher den rechten gebildet, mußte sich auf dem linken, Berlichingen statt des linken auf dem rechten an die Infanterie anschließen, die sich vor dem Dorfe Mollwitz in Reih' und Glied ordnete. Neipperg hatte 18 Bataillone, die zu 10,800, und 86 Schwadronen, die zu 8600 Mann angeschlagen wurden. An Zahl also waren sich die Heere gleich; der Hauptunterschied zwischen ihnen lag darin, daß die Preußen ein zahlreicheres Fußvolk, die Oesterreicher dagegen eine ungeheuere Uebermacht in der Reiterei hatten.

Wenn man die dortige Flur überblickt, so möchte man urtheilen, daß sich Friedrich für seine Truppen, die sich nach dem Muster ihrer Uebungen auf der Ebene von Tempelhof zu schlagen hatten, selber kein besseres Schlachtfeld hätte aussuchen können als dieses, welches sich in ununterbrochener Fläche vor ihm hin erstreckte. Seine linke Flanke war durch einen Bach, der dort in der Feldmark entspringt und zwischen ausgebreiteten Wiesen und mit Bäumen bewachsenen Sumpfstrecken dahinrinnt, vor jedem plötzlichen und gefährlichen Anfall gesichert. Ebenso unverkennbar aber ist es, daß die Ebene von Mollwitz der überlegenen Beweglichkeit der österreichischen Cavallerie einen

1) Unter den Plänen bei Orlich, Schlesische Kriege Bd. I, am Ende.

sehr geeigneten Schauplatz darbot, zumal da die rechte Flanke des Königs mit nichten so gut gedeckt war wie die linke.

Die Oesterreicher waren nur erst zum Theil formirt, als die Preußen Mittags gegen 1 Uhr gegen sie heranrückten, in der schönsten Ordnung, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel; die Grenadiere hielten Schritt mit der Cavallerie; die vorauffahrenden Geschütze begannen schon den Feind zu erreichen.

Neipperg hatte gemeint, in einer ähnlich geschlossenen Ordnung, sein Fußvolk mit geschultertem Gewehr, seine Reiter den Säbel in der Faust, den Preußen entgegenzugehen und sie zurückzudrängen; aber er war seiner Truppen und Anführer nicht so mächtig, daß sie seiner Befehle gewartet hätten. Von den Kugeln der preußischen Feldstücke erreicht, von dem Ungestüm seiner Leute, die hier nicht halten und sich ohne Widerstand todtschießen lassen wollten, fortgerissen und selber ungeduldig, eröffnete General Römer mit einem heftigen Anlauf seiner Cavallerie gegen den rechten Flügel der preußischen das Treffen. Diese ward hier vom Grafen von der Schulenburg angeführt, einem Neffen des venezianischen Feldmarschalls, den Friedrich als Kronprinz seines näheren Umgangs gewürdigt hatte, und der besonders durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse glänzte, wäre dies Lob nur nicht durch hartnäckiges Festhalten an den einmal gefaßten Meinungen wieder zweifelhaft geworden[1]). Weniger galt er von jeher als Kriegsmann; sein Dragonerregiment ließ schon längst manches vermissen; an diesem Tage hatte er besonders, wie Friedrich sagt, seinen Geist nicht recht gegenwärtig. Er suchte einen Stützpunkt, der bei dem Vorrücken verloren gegangen, in einem nahen Dorfe zu gewinnen und dehnte sich dahin aus, als der Feind, dem die preußischen Schwadronen bei dieser Bewegung die Flanke darboten, auf dieselben einbrach. Sie wurden in Einem Augenblicke über den Haufen gerannt und auf ihre eigene Infanterie zurückgeworfen, wo sie nun zum Theil vor der Front, zum Theil zwischen den beiden Treffen, zum Theil auch im Rücken, überall mit dem Feinde vermischt, in wilder Flucht ihr Heil suchten. Der junge König, nicht ohne die größte Gefahr sich unter die Weichenden und Verfolgenden drängend, brachte endlich durch seinen Zuruf: „Brüder, Kinder“ und wie seine

1) Valori: Il ne se borne point des connoissances en militaire, il les entend sur l'histoire la politique et le droit public; il n'est pas facile de le faire revenir de ses opinions.

Worte weiter gelautet haben mögen, und durch sein Beispiel die Seinen zum Stehen und führte sie nochmals gegen den linken Flügel des Feindes heran, der aber, indeß durch frische Schwadronen verstärkt, die schon einmal Geschlagenen aufs neue auseinanderjagte. Schulenburg, ganz beschämt und um so mehr verwirrt, da er bisher Gunst genossen und Neid erweckt hatte, bereits verwundet, aber entschlossen, den Schimpf seines Regimentes und seiner Führung nicht zu überleben, suchte den Tod und fand ihn [1]).

Um diese Stunde mag es gewesen sein, daß die Generale, welche ihren König mit Schrecken in dem dichtesten Getümmel gesehen hatten, in ihn drangen, die Schlacht, die leicht verloren gehen könne, zu verlassen und nur seine Person zu sichern, an deren Rettung Alles gelegen sei. Man kann denken, wie widerwärtig dieser Rath ihm war; aber nach so mancherlei Lebensgefahren, die er bestanden, allen den dringenden Warnungen, die ihm zu Theil geworden, den Versprechungen, die er gegeben, entschloß er sich dazu [2]).

Die preußischen Generale wollten sich vor allem der ängstlichen Rücksicht entledigen, welche die Anwesenheit des Königs ihnen auflegte, um dann mit desto freierem Muthe, unbesorgt vor einem unheilvollen Zufall, das Glück der Schlacht zu versuchen. Noch stand das gesammte Fußvolk unerschüttert auf dem Schlachtfelde. Jene Bataillone, die zwischen der Reiterei aufgestellt worden, hatten sich nicht werfen lassen und sich den übrigen angeschlossen. Die beiden Treffen wußten jede Verwirrung, die etwa eintrat, sofort zu beseitigen, das Anprallen der Cavallerie vollständig zurückzuweisen; sie boten den Anblick einer lebendigen Festung dar. Besonders waren ihre Bajonnete den feindlichen Pferden verderblich; noch viel furchtbarer aber wurde ihr Gewehrfeuer der österreichischen Infanterie, als sich diese in Bewegung setzte. Die preußischen Bataillone waren in

1) Valori: C'est par le désespoir de la mauvaise manoeuvre de son régiment que le général Schulenbourg s'est fait tuer.

2) Nach einem Fragment der Mémoires secrets von Schmettau (Militärwochenblatt 1840, S. 12) soll Schwerin Anfangs gegen die Entfernung des Königs gewesen sein; eine Viertelstunde später habe das vereinigte Andringen von Pr. Leopold, Golz und Hacke sie bewirkt. Schmettau ist aber in diesem Aufsatz sehr parteiisch für Schwerin; dessen Irrthümer in Oberschlesien übergeht er mit Stillschweigen und legt überhaupt eine ganz persönliche Auffassung an den Tag, so daß ich nicht wage, ihm zu folgen. Seine Angaben würden auch dem widersprechen, was man aus dem Munde Schwerins selber weiß.

Pelotons getheilt, welche vier Mann hoch standen; die beiden ersten Glieder lagen auf den Knieen; man hatte sie gewöhnt, in dieser Stellung mit Raschheit und Sicherheit zu laden und zu schießen; hinter ihnen feuerten die beiden anderen, die Mündung des Gewehrs ein wenig gesenkt und wohl auf den Feind gehalten; die Offiziere commandirten wie auf dem Exercierplatze, in denselben Ausdrücken, mit derselben Geberde, der nämlichen Ruhe: so gehorchten die Mannschaften, ungeirrt vom Feinde; sie brachten eine Wirkung hervor, wie sie im Kriege noch niemals gesehen worden; die österreichischen Regimenter, die sich aus keinem früheren Feldzuge eines ähnlichen Feuerns erinnerten, waren bald nicht mehr dagegen heranzubringen und zogen sich, um minder ausgesetzt zu sein, in tiefe Colonnen zusammen: ihre Fahnen drängten sich wie in einen Knäuel.

Es war der Triumph der von dem alten Dessauer mit so beharrlicher Anstrengung durchgeführten Uebungen; sein ihm in Sinnesweise und militärischer Tüchtigkeit verwandter Sohn commandirte das zweite Treffen mit Geistesgegenwart und Nachdruck; vor diesen Neulingen konnten die alten Regimenter, zumal da sie nur mangelhaft zusammengesetzt waren, nicht bestehen.

Doch war es noch nicht genug, daß man sich nur vertheidigte und den Feind zurückwies. Zu einer letzten Entscheidung war der Kriegseifer und Siegesdurst Schwerins nicht minder nothwendig, als die anhaltische Standhaftigkeit. In dem Gefühle, daß er an der schlechten Wendung, die der Feldzug bisher genommen, eine nicht geringe Schuld trage, entschlossen, wenn Alles fehlschlagen sollte, den Tod zu suchen wie Schulenburg, zog jetzt Schwerin auch die Linke heran [1]), die bisher fast nur für sich gefochten, und nahm die gesammten Kräfte der Armee zum Angriff zusammen. Noch einmal sahen die Oesterreicher diese ganze Front sich bewegen, die Bataillone dicht aneinandergeschlossen, jedes in sich selber ohne Lücke, mit derselben Frische wie in der ersten Stunde; noch einmal erhob sich das Rollen ihres Feuers — nach einem österreichischen Bericht — wie ein stetiges Donnerwetter; furchtbar funkelten die Bajonnete in den Strahlen der untergehenden Sonne. Bei diesem Anblick war die österreichische Infanterie auch in ihren tiefen Colonnen nicht mehr zurückzuhalten; an ein neues Heranführen der Reiterei, die ebenfalls

1) Ueber die Fehler, die bei dem Aufmarsch auf dem linken Flügel vorgingen, vergleiche man den Aufsatz im Militärwochenblatt 1825, S. 3255, 3262.

sehr gelitten hatte, war nicht zu denken; um die Armee nicht einer vollkommenen Niederlage auszusetzen, mußte sich Neipperg zum Rückzuge entschließen.

So maßen sich die beiden deutschen Kriegsmächte zum ersten Male im offenen Felde miteinander. Es war ein Kampf der Zucht und Uebung einer strengen und wohlberechneten Schule mit einem auf die natürlichen Einrichtungen kriegerisch gesinnter Völkerschaften und traditionelle Kriegsführung beruhenden Heerwesen. Im östlichen Europa hatte von jeher die Ueberzahl und der Anlauf der Reiterei entschieden; hier behielt die Unerschütterlichkeit und, wenn wir so sagen dürfen, militärische Virtuosität des Fußvolkes den Platz. Die preußische Taktik warf die österreichische Strategie aus dem schon gewonnenen Vortheil [1]).

Die Preußen begnügten sich damit, den Wahlplatz innezuhaben, wo die Nacht beim Wachtfeuer zugebracht wurde. Zur Verfolgung wurden selbst diejenigen nicht verwendet, welche eben aus Ohlau anlangten [2]). Man fühlte, daß man für diesmal genug gethan hatte.

Ein einziges Geschick, daß der junge Fürst, der durch die Energie seiner Anordnungen und Entschlüsse seit dem Tage, wo Neipperg in Oberschlesien einbrach, nicht wenig dazu beigetragen hatte, das Heer aus der widrigen Lage zu retten, in die es durch fremde und eigene Fehler gerathen war, nun das erste Gefühl des Sieges nicht theilte. Indem schon Alles entschieden war, ritt er mit geringer Begleitung im freien Felde dahin und ging der Gefahr entgegen, der weniger er selbst sich als seine besorgte Umgebung ihn zu entziehen gedacht hatte.

Schwerins Meinung war gewesen, wenn es noch zum Rückzuge komme, daß derselbe nach Oppeln, wohin ein Theil der Magazine gebracht war, genommen werden müsse. Dahin voraufzugehen, hatte

1) Wir haben über die Schlacht ein bemerkenswerthes Schreiben des Königs, seine Erzählung in den Werken, officielle Relationen in den Zeitungen, Berichte und Briefe einiger preußischen und österreichischen Offiziere (Bülow, Annalen des Krieges, Bd. III, und im Nachlaß von Berenhorst); ich benutzte noch: die erste Redaction der Memoiren des Königs, die Erzählung Seegebarts, Valori und vornehmlich Extract Relationis d d. Neiße 12. April, d. i. den Schlachtbericht Neippergs, insoweit er mittheilbar war.

2) Es ist ohne Zweifel eine Uebertreibung der Grabschrift Geßlers zu St. Nicolai in Brieg, wenn diesem zugeschrieben wird, er habe den Feind in die Flucht gebracht. Ein anderer Ruhm erwartete Geßler.

er dem Könige gerathen, und wirklich langte dieser noch vor Mitternacht mit einem kleinen Gefolge vor den Thoren der Stadt an. Während der Zeit aber war dieselbe von einer Schwadron Baranyai überrascht und besetzt worden. Als einige Preußen erschienen und Einlaß forderten, überlegten die wachhabenden Husaren, während die Schlüssel herbeigeholt wurden, ob sie die Bitte gewähren, oder nicht lieber aufsitzen und sich der willkommenen Beute, ein jeder für sich, bemächtigen sollten. Zum Glück des Königs zogen sie das letztere vor, brachen aus und begrüßten die Heranreitenden mit ein paar Schüssen. „Adieu, meine Freunde,“ rief Friedrich, „ich bin besser zu Pferde als ihr alle,“ und sprengte davon. Aber einige von den Offizieren, die ihn begleiteten, einer seiner Räthe, auch Maupertuis, der ihm gefolgt war, auf ihren müden Rossen wurden gefangen. Als der König gegen Morgen wieder nach Löwen kam, ließ er erst nachsehen, ob nicht vielleicht ein Husarentrupp auch hier eingedrungen sei. Er fand nicht allein den Ort rein von Feinden, sondern begegnete hier einem Adjutanten des Prinzen von Dessau, der ihm von dem erfochtenen Siege Meldung machte. Das Vergnügen darüber ward nun freilich von dem persönlichen Verdruß getrübt, in den Stunden der Entscheidung nicht dabei gewesen zu sein; Friedrich sprach davon nicht weiter, und so vermied denn auch seine Umgebung, davon zu sprechen [1]); er eilte, eine unerhörte körperliche Anstrengung fortsetzend, nach Ohlau fort, um des Sieges froh zu werden und ihn zu befestigen. Das österreichische Heer hatte nicht eigentlich eine Niederlage erlitten; es hatte sich nur unfähig gezeigt, die Preußen zu schlagen, und das Schlachtfeld verloren. Aber schon darin lag eine große Entscheidung, wie die Gemeinen es fühlten, welche den Tag zuvor sich gerühmt, den naseweisen Schneekönig und seine Putzsoldaten zurückzujagen, aus ihrer Haut Riemen zu schneiden, und die nun sich vollkommen überwunden sahen. Den evangelischen Wirthen, in deren Quartier sie lagen, sagten sie wohl: „Euer Abgott hat gesiegt.“ Neipperg war genöthigt, sich gegen Neisse zurückzuziehen, an

1) Deswegen bemächtigte sich die Sage des Ereignisses. Ich schöpfte aus einem Schreiben Robinsons (vom 22. April), welches aus einem Berichte von Baranyai und der frischen Erzählung von Maupertuis gezogen war. Mit der Erzählung Nicolai's, dessen Schwiegervater an dem Ritt Antheil gehabt, stimmt er im Ganzen überein sowie mit Seegebart. Man berechnete in Wien, der König habe dann, hin- und herreitend, 12 deutsche Meilen gemacht. In einem Schreiben Friedrichs, 11. April, findet sich die Nachschrift: „in zwei Tagen habe weder gegessen noch getrunken noch geschlafen.“

den Fuß der Gebirge; der König sah seine Verbindungen mit dem abwärts liegenden Lande nicht mehr unterbrochen; er war wieder Meister der Ebene; seine Kriegsvorräthe zu Ohlau waren gedeckt, und er traf sofort Anstalt, sich ihrer gegen Brieg zu bedienen. Aber täuschen konnte er sich darüber nicht mehr, daß er einen kriegsgewaltigen und keineswegs ungeschickten Feind sich gegenüber hatte, der ihm noch viel zu schaffen machen sollte.

Viertes Capitel.

Unterhandlungen bis zum Abschluß mit Frankreich.

Wie die Kriegführung, so erwies sich auch der Gang der Unterhandlungen mit den Höfen ersten und zweiten Ranges im Frühjahr 1741 bei weitem schwieriger und selbst gefahrvoller, als man in Berlin gemeint hatte.

Die Eröffnungen Preußens fanden wohl überall Eingang; aber überall setzte sich ihnen die alte Autorität des Wiener Hofes mit größerem Gewicht entgegen.

In England verstand man es an sich sehr wohl, wenn König Friedrich nicht zugeben wollte, daß die Garantie der pragmatischen Sanction irgend eine Macht bewegen könne, sich gegen ihn zu erklären; denn dieses Hausgesetz, sagte er, beziehe sich bloß auf Blutsverwandtschaft und Erbe; er aber denke nicht, Oesterreich zu beerben, sondern nur uralte Rechte des brandenburgischen Hauses gegen dasselbe auf die zwischen Fürsten, wo kein Richter sei, einmal herkömmliche Weise geltend zu machen und durchzuführen. Wenn der preußische Gesandte nicht falsch berichtet worden ist, hat man die Frage dem Lordkanzler — es war Philipp Yorke Lord Hardwicke — vorgelegt[1]), und dieser hat entschieden, daß sich aus Gründen der Gerechtigkeit gegen das Unternehmen des Königs von Preußen nichts einwenden lasse. Von einer eigentlichen Verpflichtung Englands, ihm

1) Andrié an König Friedrich, London 5. Januar 1741: Le grand chancelier d'Angleterre homme d'une profonde érudition et de grand poids a démontré au conseil du roi avec sa sagacité ordinaire, que l'on ne sauroit accuser légitimement V. M. d'avoir rompu ses engagements, en faisant valoir les droits de sa maison sur la Silésie.

Widerstand zu leisten, konnte man ebenso wenig reden. War es doch ruhig geblieben, als die Bourbonen sich Neapels und Siciliens bemächtigten, die doch auch zu dem damals schon garantirten Ländercomplex gehörten. Bei dem Könige Georg II kamen noch Rücksichten auf die deutschen Territorialverhältnisse hinzu; nach einigem Zögern erklärte er sich auf die preußischen Eröffnungen ziemlich eingehend: „obgleich ihm die Forderung von Preußen viel zu groß vorkomme, wolle er doch seine guten Dienste in Wien anwenden, um demselben Genugthuung zu verschaffen" [1]. Der preußische Gesandte giebt seinem Herrn am 28. Februar 1741 die besten Zusicherungen.

Wie sehr aber täuschte sich dieser, wenn er annahm, daß die vorwaltende Richtung der Politik von England dem Unternehmen Friedrichs günstig sei! Davon zwar, was die Streitschriften des Tages mit so vielem Geräusch behaupten, daß auf der einen Seite das Recht verletzt, auf der anderen als solches um seiner selbst willen vertheidigt worden sei, kann man wohl, ohne unwahr zu werden, nicht reden; die Sache ist, daß die englische Nation durch die größten eigenen Interessen auf die Seite von Oesterreich getrieben ward. Die alte Ueberzeugung, daß sie eines Verbündeten auf dem Continente bedürfe, erhob sich im Angesicht eines bevorstehenden Krieges gegen Frankreich mit doppelter Stärke, und um keinen Preis wollte man zulassen, daß Oesterreich etwa gar, was noch möglich schien, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache mache. Wie Rußland gegen die Osmanen, so glaubte England gegen die Franzosen, besonders in jenem Augenblicke, eines mächtigen und verbündeten Oesterreichs nicht entbehren zu können.

Daher kam es, daß sich das Parlament noch vor der preußischen Unternehmung mit großer Entschiedenheit für die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction erklärte.

In denselben Tagen des Februar, in welchen der preußische Gesandte Versicherungen erhielt, die ihm genügend schienen, gingen dem Wiener Hofe viel bestimmtere Erklärungen zu, worin England anerkannte, daß es Pflichten gegen Oesterreich habe, die es gewissenhaft zu erfüllen gedenke; wenn sich der König von Preußen nicht in

1) Georg II versprach durch Herrn von Steinberg, „zur Erhaltung eines gütlichen Vergleiches wegen des Anspruches an die in Schlesien gelegenen Fürstenthümer die besten Officia zu leisten, jedoch dergestalt, daß das Haus Oesterreich nach geschehener Befriedigung Sr. Kön. Mt. in Preußen und allenfalls mit Vorbehalt einer mäßigen Convenienz für Chursachsen bei dem Besitz seiner übrigen Lande zu erhalten geholfen werde."

Güte bewegen lasse, Schlesien zu räumen, so werde man sich in Kriegsbereitschaft setzen, um ihn im Vereine mit der Königin dazu zu nöthigen.

In der Zeit, in welcher sich in Schlesien die größte Gefahr über dem Haupte Friedrichs sammelte, am 8. April, schon gegen Ende der Session, erschien Georg II persönlich im Parlamente, um seine Bereitwilligkeit, die Hülfe zu leisten, welche Oesterreich fordere, recht feierlich auszudrücken; dazu nahm er aber, weil unfehlbar ein blutiger Krieg ausbrechen werde, die Unterstützung seiner Unterthanen in besonderen Anspruch. Er fand Oberhaus und Gemeinen hiemit in vollkommener Uebereinstimmung. Niemals ist von der Nothwendigkeit, das Haus Oesterreich aufrechtzuerhalten, mit größerem Enthusiasmus gesprochen worden. Denn da Frankreich der Welt die allgemeine Knechtschaft bereite, sei es gleichsam eine Sache des menschlichen Geschlechts, eine Macht zu unterstützen, welche demselben das Gleichgewicht halten könne: die künftigen Generationen würden es der lebenden nicht verzeihen können, wenn diese sich hierin lässig erwiese. Es war gleichsam ein Wetteifer zwischen der Opposition und der ministeriellen Partei. Man bewilligte nicht allein dem Könige die Besoldung der stipulirten Hülfstruppen, sondern auch der Königin von Ungarn eine Subsidie von 300,000 Pfund. Die Führer der Opposition stellten dem österreichischen Gesandten die Stimmung noch günstiger vor, als sie war, und ließen für die Zukunft größere Unterstützung hoffen.

In der Debatte ward nun auch ein und das andere Mal der preußischen Rechte und Ansichten gedacht; Einige meinten, man müsse König Friedrich erst widerlegen, ehe man ihn angreife. Aber die Meisten verdammten sein Unternehmen, weil es nur dazu dienen könne, der französischen Uebermacht den Weg zu bahnen. Von den gemeinschaftlichen protestantischen Interessen, deren sie sonst so gern gedachten, schwiegen sie diesmal. Die Antipathie gegen Frankreich überwog jede Rücksicht der Verwandtschaft des Blutes oder der Religion.

Eine ähnliche Stimmung der Gemüther behielt auch in den vereinigten Niederlanden die Oberhand.

Schon lange trug man sich da mit dem dunklen Gerücht, als denke Frankreich seine Allianz mit Oesterreich zu einer Erweiterung seiner Grenzen nach den Niederlanden hin zu benutzen; für das beste Mittel, den Wiener Hof von einem Zugeständniß dieser Art abzuhalten, hielt man eine Unterstützung desselben von Seiten der See-

mächte. Wohl waren nicht alle einmüthig. Die Provinzen Seeland, Gröningen und Utrecht forderten, daß vor aller Beschlußnahme erst eine Unterhandlung mit Frankreich eröffnet, dessen Meinung authentisch erforscht werden sollte; aber Holland, welches den Ton angab, wollte davon nichts hören. Hier hatte die Invasion von Schlesien aus einem anderen Grunde besonders schlechten Eindruck gemacht. Die reichsten Kaufherren, Patricier von Amsterdam, in der Regierung der Provinz und des Staates von Einfluß, waren bei einer Anleihe betheiligt, welche der österreichische Hof auf Schlesien hypothecirt hatte: es wurde als ein der Stadt und dem Lande geschehenes Unrecht empfunden, als der erste April vorüberging, ohne daß die Zinsen der schlesischen Obligationen gezahlt wurden; diese fielen an der Börse um 15 Procent. Dazu kam endlich das Beispiel Englands. Man versichert, Georg II habe den einflußreichsten Regenten im voraus die Thronrede mitgetheilt, welche er halten werde, und nicht allein diese, sondern auch die als Antwort darauf von einem Anhänger des Hofes unter der Hand entworfene Adresse. Man fügt hinzu, der englische Gesandte habe die Nachricht von der Schlacht bei Mollwitz, die er zuerst empfing, einen Tag verborgen gehalten, um keine Mißstimmung bei der Beschlußnahme zu veranlassen. Wie dem auch sei, am 24. April, auf den Bericht der zur Conferenz mit den englischen Gesandten ernannten Commission, ward im Haag der Beschluß gefaßt, einerseits in Gemeinschaft mit England den König von Preußen aufzufordern, seine Truppen aus Schlesien zurückzuziehen, andererseits aber der Königin von Ungarn Hülfeleistung zu versprechen [1]). Man sagte zwar dem Könige von Preußen, dies Versprechen gewinne eine andere Gestalt durch die hinzugefügte Clausel: „soweit es die Kräfte erlauben“; aber Friedrich erwiederte, der Wiener Hof werde dies nicht achten und die Republik bei ihrem Worte zu nehmen wissen. Er war über das Bezeigen der alten Verbündeten seines Hauses nicht wenig erbittert.

Man würde die Seemächte mißverstehen, wenn man annähme, sie seien zum Kriege entschlossen gewesen; sie blieben immer dabei, daß sie eine Aussöhnung zwischen Oesterreich und Preußen versuchen wollten; aber was ließ sich davon erwarten, sobald sie der Königin von Ungarn Hoffnung gaben, wenn es zu einer solchen nicht

1) Quemadmodum post gloriosissimi imperatoris triste fatum testatum fecimus, sic eadem stat voluntas promissa exsequendi, quoad quidem vires ferent.

komme, mit ihr gemeinsame Sache zu machen? Friedrich bemerkte, es liege ein Widerspruch darin, einen Hof zur Nachgiebigkeit aufzufordern und ihm zugleich Unterstützung anzubieten.

Die Haltung der Seemächte übte einen großen Einfluß auf Rußland aus; doch wirkte hier der unaufhörliche Wechsel der vorwaltenden Persönlichkeiten, der in dieser Zeit stattfand, auch an und für sich auf das Verhältniß mit Preußen zurück.

Nach dem Tode der Kaiserin Anna erschien zuerst der Oberstkammerherr Biron im Namen des von ihr anerkannten, aber kaum ein paar Monate alten Iwan III, als Regent, kraft eines Testaments, das ihm die außerordentlichsten Befugnisse ertheilte; allein nur wenige Wochen konnte er sich behaupten. Noch im November 1740 mußte er der Mutter des jungen Kaisers, Großfürstin Anna, weichen, die sich mit Hülfe des Feldmarschalls Münnich als Regentin in seiner Stelle erhob; der Feldmarschall trat als ihr erster Minister auf. Und dieser nun, der aus den letzten Türkenkriegen nicht als Freund und Bewunderer Oesterreichs hervorgegangen, ward von dem Könige von Preußen durch einige Gunstbezeigungen leicht gewonnen. Münnich drückte sich so aus, als seien ihm die eigenhändigen Briefe, die er von dem Könige erhielt, mehr werth als viele Millionen; er sagte, wäre er nicht erster Minister in Rußland, so würde er kommen, um einen Feldzug unter dem Könige von Preußen zu machen. Er warnte diesen vor jeder Nachgiebigkeit gegen Oesterreich, dem man nie die weiche Seite zeigen müsse, und beklagte nur, daß er nicht, statt an den Grenzen von Schlesien innezuhalten, unverweilt bis nach Wien vorgedrungen sei. Der Zumuthung, von russischer Seite etwas gegen Preußen zu thun, widersprach er mit unverstelltem Eifer, Aber auch er vermochte sich nur ein paar Monate zu behaupten. Es ist nicht nöthig, hier auf die Ursachen dieses Wechsels, der eigentlich nur die Oberfläche der Dinge berührt, einzugehen; es sind immer die unter der Kaiserin Anna emporgekommenen fremden Gewalthaber, die sich untereinander bekämpfen. Als Münnich im Anfang des März 1741, darüber entrüstet, daß sein Wille weder in den inneren noch den äußeren Angelegenheiten allezeit durchging, seine Abdankung anbot, in stolzer Ueberzeugung von seiner Unentbehrlichkeit, mußte er erleben, daß die von ihm eingesetzte Regentin und deren Gemahl, Anton Ulrich von Braunschweig, die Gelegenheit ergriffen, sich seiner sehr unbequem gewordenen Rathschläge zu entledigen. Ostermann, der ihm schon immer Widerpart gehalten und nun die große Rolle spielte, verweigerte zwar nicht geradezu die von Preußen gewünschte

Vermittelung; aber hierin ganz gesinnt wie der englische Hof, ließ er allenthalben erklären, daß Rußland seinen Verpflichtungen gegen Oesterreich nachzukommen gedenke. Die braunschweigische Verwandtschaft, die einst zur näheren Vereinigung der drei nordischen Höfe geschlossen war, erwies sich doch in Bezug auf Preußen sehr unwirksam. Anton Ulrich stand unter dem Einflusse der verwittweten Kaiserin und ihrer Schwester, seiner Großmutter, zu Blankenburg; im Gespräche hörte man ihn wohl die österreichischen Truppen „die unseren" nennen. Die Königin von Preußen, seine Schwester, hat einst die Feder ergriffen, um ihn zu gemäßigteren Gesinnungen aufzufordern, — vielleicht das einzige Mal, daß sie in politischen Dingen thätig gewesen ist; doch war es ohne Erfolg.

Und eine noch feindseligere Haltung nahm, durch diese Umstände ermuthigt, der sächsische Hof.

Anfangs, wie berührt, empfand er eine nicht geringe Versuchung, seine Ansprüche auf die Erbfolge geltend zu machen; Friedrich glaubte in demselben einen Verbündeten zu finden. Durch Graf Finkenstein, welchen er eigens zu diesem Zwecke nach Dresden schickte, ließ er näher erläutern, wie er nicht daran denke, das Haus Oesterreich zu unterdrücken, sondern nur zu seinen Rechten zu gelangen, wie sich, wenn Sachsen mit ihm halten wolle, vieles Gute für beide Häuser [1]), das deutsche Reich und sogar das Haus Oesterreich selbst ausrichten lasse. Man schien dort ganz geneigt, darauf einzugehen. Der leitende Minister Graf Brühl erklärte oft, sein Herr wünsche nichts Besseres, als eine Allianz mit Preußen. Das hinderte ihn aber nicht, nach der Sitte der damaligen Höfe, zugleich eine ganz entgegengesetzte Unterhandlung zu pflegen.

Die Vorstellungen der Grafen Wratislaw und Khevenhüller, die am 5. Januar 1741 ihre Audienz hatten, die nahe Verwandtschaft der Häuser, die geistlichen Rücksichten auf die dem Katholicismus in einer sehr ansehnlichen Provinz (Schlesien) bevorstehenden Nachtheile brachten um so mehr Eindruck hervor, da man auch österreichischerseits dem sächsischen Hofe auf die Erreichung eines seiner vornehmsten Wünsche einige Hoffnung machen konnte. Dieser ging vor allem dahin, eine unmittelbare Verbindung zwischen Polen und Sachsen zu gewinnen. Oesterreich meinte dies jetzt gewähren zu können ohne eigenen Verlust. Aus dem Munde eines österreichischen Ministers

1) Ungefähr wie Georg II es andeutet, S. 249, Note 2.

wissen wir, daß ein altbrandenburgisches Fürstenthum, Crossen, welches aber einst zu Schlesien gehört hat, dem Hofe von Dresden versprochen worden ist.

Denn nicht mit einer bloßen Abwehr des geschehenen Angriffs wollte man sich begnügen; die Absicht war — und es ist darüber ein Vertragsentwurf in aller Form aufgestellt worden —, daß die Hannoveraner mit Dänen und Hessen in englischem Solde von der einen, die Sachsen von der anderen, die Russen von einer dritten Seite das preußische Gebiet angreifen sollten, während die österreichische Armee in Schlesien vorrücke [1]).

Man hat damals gesagt, den Schweden sei die Wiedereroberung von Stettin versprochen worden, den Franzosen, über die man sich noch täuschte, eine Einladung zugegangen, gegen Cleve vorzurücken. Der polnische Adel regte sich, durch den Primas, den Nuntius und die ganze Priesterschaft überredet, daß der Krieg die Religion betreffe, daß man Schlesien nicht in die Hände der Lutheraner fallen lassen dürfe. Ein preußischer Offizier, der in dem Lande reiste, be=

1) Translation of the project of a convention against the king of Prussia, Februar 1741, bei Adelung, Staatsgeschichte Europa's von dem Ableben Karls VI an, dritten Bandes zweiter Theil. Beilagen S. 10. Nach gesandtschaftlichen Nachrichten wäre der Gedanke in Dresden in einer Conferenz zwischen Guarini, Brühl, Wratislaw und Kayserlingk gefaßt worden: Ce détestable projet a été pourtant goûté contre toute attente du duc de Bronsvic et d'un certain ministre (Ostermann?) de façon que la cour étoit presque déterminée d'envoyer une stafette au Sr de Kayserlingk avec ordre de concerter ledit plan d'opération; mais le premier ministre (Münnich) s'y opposa en déclarant, qu'il aimeroit mieux mettre bas tous ses emplois, que de donner les mains à une affaire préjudiciable aux vrais intérêts de Russie. — Im Jahre 1863 hat Arneth (Maria Theresia I, 207) den Inhalt des am 11. April 1741 unterzeichneten Vertrages zwischen Sachsen und Oesterreich mitgetheilt, nach welchem „die im Besitz Preußens befindlichen böhmischen Lehen in der Niederlausitz und das Fürstenthum Crossen, jedoch unter Aufrechthaltung der böhmischen Lehnsherrlichkeit", an Sachsen fallen sollten und zugleich ein Landstrich von der Breite einer halben Meile zwischen der Lausitz und Polen, um die ununterbrochene Verbindung dieses Königreiches mit Sachsen zu bewerkstelligen, abgetreten werden sollte, — Stipulationen, welche an die ältesten Verhältnisse der Lande anknüpfen, aber zugleich in die damaligen bedeutend eingreifen. Der Autor muß sich beklagen, daß ihm in Dresden die Einsicht in die Acten der Verhandlungen zwischen Sachsen und Oesterreich versagt worden ist. Historiographisch ist es immer ein Nachtheil, einschlagende politische Verhältnisse nicht genau zu kennen. Auch Hannover machte auf Antheil an den zu machenden Conquêten Anspruch.

hauptet, es würden nur ein paar hunderttausend Gulden nöthig gewesen sein, um den Adel von Krakau, Masovien, Litthauen zu einem Einfall in die preußischen Grenzen zu bewegen.

Was würde geschehen sein, wenn Friedrich bei Mollwitz geschlagen worden wäre? Und auch noch nach diesem Siege erschien die Gefahr sehr drohend: erst alsdann war es, daß die Beschlüsse der Engländer bekannt, die holländischen gefaßt wurden.

Um jedem Anfall von Hannover oder von Sachsen her zu begegnen, ward in der ersten Hälfte des April ein Lager bei Brandenburg gebildet, unter dem Fürsten von Dessau; so unzweifelhaft erschienen diesem auch noch nach jener Schlacht die feindseligen Absichten der Gegner, daß er für unerläßlich hielt, den Krieg gegen dieselben ohne weiteres zu eröffnen.

Es war doch in der That keine geringe Versuchung, als in diesem Momente, wo Alles nur Feindschaft und Verderben drohte, die Franzosen ihre Bundesanträge auf das dringendste erneuerten. Gegen Ende April traf einer der vornehmsten Urheber der französischen Rathschläge, Marschall Belleisle, in dem Lager bei Mollwitz ein, um den längst entworfenen Vertrag zum Abschluß zu bringen.

Es wäre verlorene Mühe, sein Anliegen auseinanderzusetzen. Friedrich wußte im voraus, wohin es gehen werde, und überlegte sich, wie er es aufzunehmen habe. Wie gefährlich auch die Dinge um ihn her stehen mochten, so beschloß er doch nochmals, die Verbindung mit den Franzosen abzulehnen.

Was der Marschall über die Unterhandlungen Preußens nach anderen Seiten hin sagte, hörte er mit großer Seelenruhe an. Dagegen stellte er demselben die Schwierigkeit und Gefahr seiner Lage vor, wie sich Neipperg in Schlesien täglich gegen ihn verstärke und man indeß drei andere Armeen gegen ihn ins Feld zu bringen suche: eine russische in Liefland und Curland, eine hannoversche mit dänisch-hessischen Hülfsvölkern im Eichsfeld, eine sächsische an der Elbe. Er habe dagegen nur noch Eine Armee unter dem Fürsten von Anhalt aufstellen können; diese zähle 30,000 Mann, jene 80,000 Mann. Würde er sich für Frankreich erklären, so würden alle diese Kriegskräfte ohne weiteren Verzug sich auf ihn stürzen und ihn zu vernichten suchen, ehe er von dort die mindeste Hülfe empfange. Wolle Frankreich seinen Bund, so müsse es Schweden in Stand setzen, eine Diversion gegen Rußland zu unternehmen, den

Kurfürsten von Baiern, thätig aufzutreten, und selber mit mehr als Einer Armee im Felde erscheinen[1]).

Belleisle begriff dies vollkommen; dessen eigene Meinung war schon immer gewesen, daß Frankreich so rasch und so energisch wie möglich zu Werke gehen müsse. Er verließ Friedrich mit der Ueberzeugung, daß das einzige Mittel, ihn zu gewinnen, in der unverzüglichen Entwickelung einer starken Waffenmacht liege.

Kein Zweifel, daß der Mangel an Entschiedenheit, den die politischen und militärischen Maßregeln der Franzosen noch zeigten, den König abhielt, sich mit ihnen zu verbinden; doch hatte er auch noch andere Gründe, die er einem Marschall von Frankreich nicht anvertrauen konnte, die er aber unaufhörlich mit dem vertrauten Podewils in Gesprächen und in Briefen erörterte.

Gedenken wir hier dieses Mannes, der einen so großen Einfluß auf die ersten Richtungen der Politik seines Königs gehabt hat, noch besonders.

Podewils stammte aus Pommern von einem Geschlecht, welches sich auch noch vor der Besitznahme des Landes gern an Brandenburg gehalten hatte; sein Vater hat den großen Kurfürsten bei seinem Winterfeldzuge nach Preußen in dem eigenen Schlitten desselben begleitet.

Heinrich von Podewils selbst, in einer kleinen Schule junger Edelleute, die sein Vater in Suckow um ihn her versammelte, erzogen, vollendete seine Studien in Halle und in Leyden; schon früh kam er, und zwar auf folgende Art, in nähere Bekanntschaft mit Friedrich Wilhelm I.

Dieser König hatte ihm nach der Weise der Zeit, als er ihm Erlaubniß zu einer Reise nach England, Frankreich und den kleineren deutschen Höfen gab, auch den Weg, den er zu nehmen habe, genau vorgeschrieben. Nach seiner Zurückkunft ward der junge Cavalier dem Könige vorgestellt, der ihn nun einer Art von Prüfung unterwarf.

Durch eigenen inneren Antrieb hatte sich Podewils nicht so sehr um Sehenswürdigkeiten und Curiositäten, als um die Verfassung und den politischen Zustand der verschiedenen Länder und Höfe bekümmert; der König fragte nach diesen Richtungen hin und war mit den Antworten desselben so wohl zufrieden, daß er aussprach, der sei ein Mensch für ihn; er selber wolle ihn weiter bilden.

1) Belle-isle à Mr Amelot au Camp de Molwitz 27 avril. S Analekten VI, S. 580.

Außer dieser Gunst des Königs, der ihn zunächst im Generaldirectorium arbeiten ließ und ihm kleine Missionen anvertraute, kam ihm aber noch zu statten, daß er mit Grumbkow in enge Verbindung trat — er verheirathete sich mit einer von dessen Töchtern — und von diesem bei der Bearbeitung der geheimen Angelegenheiten jener Zeit herangezogen ward[1].

Hiedurch erlangte Podewils eine Stellung in dem Mittelpunkt der Geschäfte, welche es ihm erleichterte, auch alle anderen zu verstehen.

Als ihn Friedrich Wilhelm in jenen Stürmen des Jahres 1730 in das Cabinetsministerium setzte, statt Knyphausens, welcher allzugut hannoverisch gesinnt schien, zeigte er sich diesem Posten vollkommen gewachsen und arbeitete seitdem, zur Seite seines Fürsten, den Gedanken einer selbständigen Politik durchzuführen.

Sein Handwerk, wenn wir so sagen dürfen, verstand er vollkommen. Wenn er der Unterhaltung mit einem überlästigen Frager nicht mehr ausweichen kann, hält er doch Stunden lang aus, ohne sich sein Geheimniß abgewinnen zu lassen, welches von den Fragen unaufhörlich berührt wird. Seine Anweisungen sind bis in das kleinste Detail ausgearbeitet, scharfsinnig, eindringend, oft im Ausdruck glücklich. Er gehört zu den echten preußischen Staatsmännern, in denen sich unbescholtener Wandel, unermüdliche Arbeitsamkeit mit einer Hingebung ohne Rückhalt vereinigen. Eigentlich findet hier selbst kein persönlicher Ehrgeiz statt, den ausgenommen, der im Dienste befriedigt wird. Podewils wußte, wie schon berührt, daß der Fürst, dem er diene, die Summe der Geschäfte selbst verwalte: er hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn sie nur gut gingen. Dazu suchte er nun mit seinem Rath nach besten Kräften beizutragen. Er hielt die großen Gesichtspunkte fest, in Bezug sowohl auf das Verhältniß der europäischen Staaten überhaupt, als die Stellung Preußens in ihrer Mitte. Worauf man im englischen Parlament so viel Gewicht legte, daß Frankreich durch den Umsturz von Oesterreich zu einem für ganz Europa verderblichen Uebergewicht gelangen werde, das war im Cabinet des Königs von Preußen mit nichten, wie man dort argwöhnte, vergessen: Podewils hebt es unaufhörlich als den großen Gesichtspunkt hervor. Wie dann, wenn sich Frankreich der deutschen Länder bis an den Rhein vollends bemächtige? Werde es dann nicht alle

1) Mémoires sur les principales circonstances de ma vie, von Podewils' Hand, von Frau Gräfin v. Voß mir mitgetheilt.

deutschen Fürsten als subaltern betrachten? Werde es nicht auch die entfernteren und mächtigeren, den König von Preußen selbst, ebenso beschränken wollen, wie die rheinischen Kurfürsten oder früher einen Herzog von Lothringen?

Aber auch, wenn es nicht so weit kam, enthielt ein Bündniß mit Frankreich im Angesicht eines allgemeinen Krieges eine so große Abweichung von der althergebrachten brandenburgisch-preußischen Politik, daß man eine natürliche Scheu trug, sich ohne die äußerste Noth dazu zu entschließen. Wie in den früheren Epochen, so hatte sich Brandenburg auch in dem letzten Jahrhundert fast immer zu Oesterreich gehalten. Nur dann und wann, zu den Zeiten des westfälischen Friedens, nach dem Abkommen von St.-Germain, war es einer anderen Politik gefolgt, hatte aber bald wieder eingelenkt. Wenn es jetzt in den vorgeschlagenen Bund trat, mit so viel größeren eigenen Kräften, bei so viel weiter entwickelter Macht von Frankreich, so war dies ein Schritt, dessen Folgen, mochten sie glücklich oder unglücklich sein, sich nicht übersehen ließen.

Dies ist der vornehmste Grund, weshalb Friedrich noch einmal innehielt; er entschloß sich noch einmal, die mit den alten Alliirten eröffneten Unterhandlungen lieber fortzusetzen; die Möglichkeiten einer gütlichen Abkunft mit Oesterreich sollten ganz erschöpft werden.

Auch schien es nach der Schlacht, wie dem russischen Hofe, so besonders dem englischen wieder Ernst zu werden mit ihrer Vermittelung.

Anfang Mai erschien ein englischer Gesandter, wie ihn der König gewünscht hatte, nicht allein von einigem Namen und Ansehen, sondern auch als ein Mann von Geradsinn und Zuverlässigkeit gerühmt [1]), der im Parlament Gesinnungen bekannt hatte, die ihn für einen Auftrag dieser Art sehr geeignet zeigten, Lord Hyndford, in dem preußischen Feldlager.

Sein erstes Bemühen war, den schlechten Eindruck der letzten Rede Georgs II und der darauf erfolgten Adresse des Parlaments bei Friedrich zu verwischen; er stellte vor, diese Erklärungen seien

1) Homme distingué par sa droiture, candeur et intégrité. Es war John Carmichael, Earl of Hyndford, Mitglied des Unterhauses für Schottland. Unter anderem hat er am 18. November 1740 gesprochen, zu Gunsten einer gegen Frankreich auf dem Continente zu schließenden Allianz, um die allgemeine Freiheit des Handels von England zu vertheidigen. Nichts sei nöthiger, als to prevent if it is possible a war in the nord or a civil war in Germany.

allein gegen Frankreich gerichtet; Nation und Regierung wünschen nichts mehr als die Aussöhnung der beiden deutschen Mächte; er sei, in Verbindung mit Robinson in Wien, beauftragt, nach besten Kräften daran zu arbeiten.

Kam es nun aber darauf an, die Bedingungen zu finden, unter denen eine Abkunft möglich sei, so bemerkte Hyndford, die aufgestellte Forderung: „Niederschlesien und Breslau", werde sich niemals erreichen lassen; man sage in Wien, das sei so gut wie ganz Schlesien, indem das Uebrige aus Gebirge und wenig bebautem Lande bestehe. Er begehrte ein anderes Ultimatum, wie es denn schien, daß alsdann auch Rußland die Vermittelung unterstützen werde.

Friedrich lebte in dem Gefühl des Uebergewichts, welches siegreiche Waffen verleihen; von Frankreich war ihm angeboten worden, was er verlangte. Er zeigte sich dennoch nicht abgeneigt, einen Schritt zurückzuthun. Schriftlich zwar erklärte er nur, ein neues Ultimatum könne er nicht aufstellen, ehe er von den veränderten Gesinnungen des Wiener Hofes Kunde habe; mündlich aber, in einer Audienz am 7. Mai, gab er die Versicherung, auf die allgemeinen Vorschläge zurückkommen zu wollen, welche er durch Gotter in Wien zuletzt habe machen lassen, d. h. sich mit einem Theile von Schlesien zu begnügen, ohne auf die angegebenen Grenzen zu bestehen; er zeigte sich zugleich bereit, sogar noch eine größere Geldsumme zu zahlen, als er damals versprochen, bis 3 Millionen Thaler.

Hyndfords Gedanke war nun, daß der König durch die Abtretung der Herzogthümer Sagan, Glogau, Wohlau und Liegnitz befriedigt werden sollte. Er schrieb Robinson, der König nehme zwar den Schein an, als bestehe er auf Niederschlesien und Breslau; er, der Gesandte, aber habe Gründe, zu glauben, daß, wenn die Königin von Ungarn ihm mit einem Vorschlage entgegenkomme, ein Theil seiner Forderungen nachgelassen werden würde[1]).

Eine vorläufige Frage von nicht geringer Wichtigkeit für das einmal ergriffene System trat hiebei ein, ob und wie nämlich die fernere Geltung der pragmatischen Sanction sich mit irgend einer Abtretung vereinbaren lasse. Ein in Kaufgeschäften geübter Holländer,

1) Hyndford an Robinson, 13. Mai: The king persists in appearence on having lower Silesia with the town of Breslau; but I have reason to believe that, if were there any proposal insinuated of the Queen of Hungary, he would abate a good deal of his demands. I beg therefore to know what the court of Vienne would be willing to give.

van Reck, Pensionarius von Rotterdam, bildete einen schon früher vorgekommenen Vorschlag näher dahin aus, daß dem Könige ein Theil von Schlesien in Form einer Hypothek für eine Geldsumme, die er zahle, überlassen werden und die Königin durch einen von den Mächten garantirten Vertrag sich verpflichten solle, diese Summe nie zurückzuzahlen, noch die Hypothek wiederzufordern. Diese Auskunft nahm der König von England an, und Friedrich II hatte nichts dawider [1]). Robinson unterhandelte hierauf mehr über eine Verpfändung als über eine Abtretung; in der Sache wäre es zwar das letztere geworden, doch zog man die erste Bezeichnung vor.

Und hätte nun der Wiener Hof nicht wenigstens hierauf eingehen sollen?

Niemand wird Bedenken tragen, dies zu bejahen; denn noch war es möglich, den König von Preußen ganz zu gewinnen; man darf hinzufügen, der Wiener Hof würde es gethan haben, wäre ihm seine eigene Lage bekannt gewesen.

Bartenstein, unerschütterlich in seinem Vorurtheil, hat noch im Anfang des Mai den Satz vertheidigt, daß Frankreich keinen Krieg gegen Oesterreich unternehmen werde, solange der Cardinal am Leben bleibe. Maria Theresia hat im Laufe desselben Monats an Fleury geschrieben und ihm ihr Vertrauen ausgesprochen, daß er, wenn ja nicht für sie, doch auch gewiß nicht gegen sie sein werde.

Ohne gerade um diese Aeußerungen zu wissen, hielt Friedrich II doch den österreichischen Hof für viel zu hartnäckig, um sich zu einer wesentlichen Nachgiebigkeit zu entschließen, den englischen aber, von dem sich zwei Gesandte bei ihm eingefunden, neben dem Schotten auch ein Hannoveraner, deren Eröffnungen nicht immer übereinstimmten, für unzuverlässig und zu wenig entschlossen, als daß von demselben ein wirksamer Einfluß erwartet werden könne.

Und indessen wurden die Franzosen immer dringender und eingehender.

Mitte Mai 1741 meldete Valori, der französische Hof habe jetzt beschlossen, in Schweden auf die Wiederaufnahme des Krieges gegen Rußland hinzuarbeiten, besonders wenn auch Preußen mit dem ersten in Bund trete, und nahm davon Gelegenheit, mit erneutem Eifer auf den Abschluß des Tractates anzutragen. „Valori hat Recht," schreibt Friedrich den 18. Mai an Podewils. „O mein Freund, wie

1) Anmerkung zum Bericht vom 20. März: Bon, il faut entretenir la république dans ces idées, qui ne répugnent pas à mes intérêts.

lange wollen wir noch zögern und uns von London und Wien täuschen lassen!"

Podewils ersuchte ihn, nur noch ein paar Tage zu warten, bis Hyndfords Staatsbote mit einer officiellen Antwort zurückgekommen sei; während der Unterhandlung werde England, durch seinen eigenen Vortheil gefesselt, gewiß nichts gegen Preußen unternehmen; er brachte die Aufstellung bestimmterer Bedingungen, des neuen Ultimatums, in Erinnerung.

Der König antwortete mit einem Selbstgefühl, das sonst in ihm fast niemals erscheint: der Besiegte müsse Anträge machen, der Sieger bewillige; aber er sehe wohl, die Absicht der Engländer sei nur, zu verhindern, daß er mit den Franzosen Verbindung schließe, solange es noch Zeit, noch ein unmittelbares Eingreifen von diesen zu erwarten sei. Er würde sich schämen, von einem Italiener betrogen zu werden, geschweige denn von einem Hannoveraner, der ihn mit aller möglichen Derbheit hinter das Licht zu führen suche. „Aber wir müssen ihren Absichten zuvorkommen und uns Verbündete verschaffen. Haben wir Bundesgenossen, so wird man uns Respect beweisen; haben wir keine, so wird ein Jeder uns verspotten."

Unter anderem wendete Podewils gegen die französische Allianz ein, daß man dadurch einen Krieg eröffne, dessen Ende sich nicht absehen lasse, und wobei Frankreich das Meiste gewinnen werde. Der König bemerkte ihm, der erste Schluß sei unrichtig; denn durch die Allianz werde man den Feinden so weit überlegen, daß der Krieg nur eine kurze Zeit dauern könne, und dann: „warum sollen wir denen ihren Vortheil beneiden, die uns den unseren mit Vergnügen gönnen?"

Friedrich wiederholt, wenn er ferner allein handle, so werde er sich zu Grunde richten; eine starke Partei zu finden, von der man unterstützt werde, das heiße sich behaupten. Er versprach, noch innezuhalten, bis der Courier mit der Antwort zurück sei; „aber ich will nicht verhehlen," fügte er hinzu, „nach der Ankunft desselben werde ich nicht eine Stunde säumen, meinen Entschluß zu ergreifen."

Indem in Schlesien König Friedrich und sein Minister diese Ansichten austauschten, von denen man sieht, daß sie doch im Grunde übereinstimmten, und die Entscheidung von der Antwort des Wiener Hofes abhängig machten, wurde nun dort über eine solche sehr ernstlich berathen; am 24. Mai war man so weit, sie dem englischen Gesandten Robinson zu geben.

„Die Königin", wird darin gesagt, „sei nicht abgeneigt, eine Abkunft mit dem Könige von Preußen zu treffen, welche gerecht und

vernünftig genannt werden könne; um aber so zu heißen, müsse sie sowohl der Sache als den bestehenden Tractaten angemessen sein. Was die Sache anbetrifft, so seien die preußischen Ansprüche in sich selbst nichtig [1]); was die Tractate angeht, so müsse die pragmatische Sanction aufrechterhalten werden. Vorschläge wolle man nicht machen, sondern erwarte deren." Man sieht, die Antwort war vollkommen ablehnend [2]).

Um doch Einen annähernden Schritt zu thun, erklärte der Kanzler von Böhmen, daß er eine Verpfändung für nicht unmöglich halte. Vielleicht sei die Königin zu bewegen, daß sie Glogau mit Grüneberg und Schwiebus auf einige Zeit als Pfand an Preußen überlasse; doch müsse diese Zeit im voraus genau bestimmt werden [3]). Er ging aber auch damit nur sehr behutsam heraus; er wollte es nicht ausgesprochen haben und sagte, er werde es ableugnen, wenn man es ihm zuschreiben wolle.

Welch ein Vorschlag! Nicht, was Friedrich damals schon als durchaus annehmbar bezeichnet hatte, die Abtretung zweier Herzogthümer, sondern die Verpfändung eines einzigen, mit ein paar Aemtern, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren und überdies in ungewisser Aussicht. Was sollte dann, worauf Friedrich so viel Werth legte, aus Breslau und den Evangelischen werden?

Der englische Gesandte hatte noch auf einen Waffenstillstand, wenigstens auf ein Jahr, angetragen; aber der Wiener Hof wies das zurück, weil dann Schlesien noch ein Jahr länger in preußischer Ver-

1) Note vom 24. Mai: La reine n'est pas éloignée d'un accommodement avec le roi de Prusse, qui vû le néant de ses prétentions puisse être qualifié de véritablement raisonnable. — Mais elle croit en même temps, que pour qu'un accommodement puisse être juste et raisonnable il doit être conforme à la justice de la cause, à la disposition des traités et aux stipulations avec la cour de Saxe auxquelles la reine a été engagée par les vives instances et exhortations — de S. M. Br^{que} etc.

2) Was die Königin in ihrer ablehnenden Haltung bestärkte, war der damals mit Sachsen unterzeichnete Vertrag, der sich auf die Lausitz und Crossen erstreckt (11. April), über dessen Ratification neue langwierige und endlich fruchtlose Verhandlungen entstanden sind, der aber doch im ersten Augenblicke ein gemeinschaftliches Interesse zwischen Sachsen und Oesterreich zur Erscheinung brachte.

3) Robinson, 25. Mai: The manner and the term of the years of mortgage must be specifically regulated and the actual sum to be advanced upon the said mortgage fixed. Friedrich erzählt, wie bekannt, er würde sich einst mit der Abtretung von Glogau begnügt haben; doch war dies vor der Schlacht; in den Acten fand ich keine Spur davon.

waltung bleiben würde. Noch hielt sich Neipperg in Schlesien dem Könige gegenüber; man hatte noch Verständnisse, besonders in der Hauptstadt des Landes, und rechnete auf ihren Abfall. Was man von dem englischen Gesandten bei König Friedrich begehrte, war zunächst nur, daß er den Auftrag seines Hofes erfülle und dem Könige die Aufforderung einhändige, sich aus Schlesien zurückzuziehen. Hyndford konnte dies nicht verweigern. Die Aufforderung, welche er, ehe er sie übergab, den preußischen Ministern vorlegte, war in den gemäßigtsten Ausdrücken abgefaßt; aber ihr Sinn und Inhalt blieb doch immer offensiver Natur. Eine ähnliche überreichte der holländische Gesandte. Dies war der ganze Erfolg der unternommenen Vermittelung.

„Wer von uns beiden", schreibt Friedrich hierauf an Podewils, „hat sich nun geirrt? Hatte ich nicht Recht, zu glauben, daß die Engländer darauf ausgehen, uns zu täuschen?

So war jetzt auch der Minister gesinnt; nur, fügt er hinzu, sei ihm noch zweifelhaft, ob Oesterreich oder Preußen habe getäuscht werden sollen. Beide leiten alle Verwirrung von den trüben Absichten der Engländer her.

Aus dem Briefwechsel der englischen Minister untereinander und mit ihrer Regierung, der uns vorlag, stellt sich heraus, daß es auf Täuschung und Betrug nicht abgesehen war. Ihr Sinn war: Oesterreich von Frankreich entfernt zu halten und Friedrich den II dadurch zur Nachgiebigkeit zu vermögen, daß sie ihm, wie damals gesagt worden ist, zugleich das Gesetz und das Evangelium zeigten; allein die Mittel, die sie für den ersten Zweck ergriffen, machten die Erreichung des zweiten unmöglich [1]).

Die Zeit war da, wo allem diesem Schwanken ein Ende gemacht und eine andere Richtung der Politik mit Entschiedenheit eingeschlagen werden mußte.

Länger hat sich wohl niemals ein Fürst gesträubt, in eine Allianz zu treten, die ihm große und nahe Vortheile versprach, als Friedrich; er hatte sich dadurch, indem er in den übrigen Mächten die Meinung bestehen ließ, als sei eine Verständigung zwischen Frankreich und Oesterreich möglich, in unzählige Schwierigkeiten verwickelt

1) In dem englischen Parlament ist oft dieselbe Meinung ausgesprochen worden: They (the english preparations) confirmed the queen of Hungary in her obstinacy towards Prussia, forced that prince into an alliance with France and Bavaria and thereby perduced the war now carrying in Germany. Lord Quarendon im Unterhause. Hansard XII. 997.

und den größten Gefahren ausgesetzt; zuletzt aber, nachdem seine Ansprüche nochmals zurückgewiesen und alle anderen Mittel erschöpft waren, entschloß er sich.

Daran dachte in diesen Zeiten nun einmal Niemand, daß eine Sache wie diese unter den Deutschen allein ausgemacht werden sollte; ganz Europa mußte daran Theil haben.

Ohnehin war es so weit gekommen, daß alle europäischen Interessen nach Deutschland hineinreichten und eine Rolle in unserem Vaterlande spielten, wie die dänischen durch Holstein, die schwedischen durch die Verbindung mit Hessen, so die englischen durch Hannover, die französischen durch Baiern. Rußland übte durch Sachsen Einfluß auf die innersten Angelegenheiten: Graf Brühl hat bekannt, er dürfe nicht wagen, einen alten Vertrag mit Hannover zu erneuern, ohne bei Rußland angefragt zu haben. In Wien nahm man auf die allgemeine katholische Welt eine Rücksicht, vor der oft die deutschen Gesichtspunkte verschwanden.

Wir berührten, wie man, ohne Scrupel, die östlichen und westlichen Provinzen Preußens der halben Welt zur Beute gegeben hätte; man hat den Russen gesagt, es sei nicht gut für ihre Beziehungen zu Deutschland, daß Schlesien an Preußen komme. Wie hätte König Friedrich allein seine Verbindungen nach Ideen schließen sollen, die eigentlich nicht mehr im Bewußtsein des damals lebenden Geschlechtes waren? Es war ein großer europäischer Kampf; so mußte er ihn führen. Er glaubte jetzt mit Händen zu greifen, daß ihn England durch Unterhandlungen ohne Ende in Unthätigkeit zu fesseln suche, bis Alles bereit sei, ihn zu verderben. Um es dahin nicht kommen zu lassen, befahl er Podewils, den mit Frankreich entworfenen Vertrag abzuschließen, ohne irgend einen längeren Verzug, im tiefsten Geheimniß. Er erinnerte den Minister, sich nichts davon merken zu lassen, daß man die Engländer durchschaue, keinen Unwillen über die erhaltene Antwort zu erkennen zu geben; „im Geheimniß", sagt er, „liegt unser Heil." Vor allem dieses schärfte er ein: Podewils sollte mit Valori nur am dritten Ort zusammenkommen, den ganzen Tractat mit eigener Hand schreiben, denn auch der Cabinetssecretär dürfe davon nichts erfahren; mit seinem Leben machte er den Minister für das Geheimniß verantwortlich.

Es zu beobachten, war auch besonders darum möglich, weil der Vertrag schon in allen seinen Artikeln so weit vorbereitet war, daß der Abschluß, wie Podewils sagt, innerhalb vierundzwanzig Stunden geschehen könne.

Eigentlich gab es nur noch eine einzige, formelle Schwierigkeit

dabei. Die preußische Krone hatte insofern noch nicht die völlige Gleichheit mit der französischen erlangt, als die Franzosen fortfuhren, in den diplomatischen Aktenstücken den Namen ihres Königs voranzustellen, und die Alternative nicht zuließen. Valori erklärte auch diesmal, er habe den bestimmten Befehl, hierin nicht nachzugeben. Der König von Preußen urtheilte, daß darum der Abschluß nicht aufgehalten, sondern dem Uebel durch eine Protestation abgeholfen werden möge.

Hierauf, bei einem Mittagsessen in der Wohnung Valori's zu Breslau, am 4. Juni, gab dies Podewils nach, mit einem scherzenden Wort, das er an seinen Wirth richtete. Ich finde nicht, daß man zu einer Protestation geschritten wäre; aber bei der Ratification haben die Franzosen die preußische Gefälligkeit durch die Annahme der Alternative erwiedert [1]).

Der Tractat trägt das Datum des 5. Juni; er ist aber noch denselben Tag, am 4. Abends, von den beiden Ministern unterzeichnet worden. Podewils hatte sein Exemplar wirklich von Anfang bis Ende mit eigener Hand geschrieben. Auf das rascheste zugleich und geheimste ward der Wille des Königs vollzogen.

Schon öfter haben wir in der brandenburgisch-preußischen Geschichte Anwandlungen zu einer ähnlichen Politik bemerkt.

Vor funfzig Jahren hatte sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm, ebenfalls der schlesischen Verhältnisse halber, mit dem französischen Hofe zu verbinden gedacht; doch hatten ihn die Feindseligkeiten gegen die Protestanten und die Gefahr, daß sich die Herrschaft Ludwigs XIV auch über England ausdehnen möchte, davon abgehalten, und er hatte sich jenes Abkommen über Schwiebus gefallen lassen.

In dem Vertrage von Hannover, der vor sechszehn Jahren geschlossen ward, liegt ein verwandtes Moment, nur daß damals England zugleich auf französischer Seite stand; aber die Befürchtung, daß diese beiden Mächte das Haus Oesterreich stürzen und dann im Reiche nach ihrem Belieben schalten und walten würden, hatte Friedrich Wilhelm den I vermocht, sich nach kurzer Zeit davon loszusagen. Wir haben der Versprechungen ausführlich gedacht, die damals gegeben und hernach nicht erfüllt worden sind.

1) Dahin muß die Behauptung Flassans, daß die Alternative bei diesem Vertrag zuerst beobachtet worden, erklärt werden. Es geschah nicht bei der Unterzeichnung, sondern bei der Ratification. Amelot sagt in seinem Schreiben vom 18. Juni: Dès que les deux exemplaires du traité sont en règle, la ratification est de moindre conséquence; vous pouvez la recevoir telle, qu'elle vous sera présentée.

Friedrich II hatte vor allen Dingen von dem Lande, auf das er Anspruch machte, Besitz ergriffen; aber auch so fand er unmöglich, sich die Anerkennung in demselben zu verschaffen, solange er an dem alten politischen Verhältniß festhielt; mit voller Entschlossenheit that er endlich den Schritt, vor welchem seine Vorfahren noch allezeit zurückgeschrocken waren und der seine Weltstellung umwandeln mußte: er riß sich von dem Bunde los, zu welchem sein Haus sich bisher gehalten, und trat in einen entgegengesetzten! Wer hätte alles ermessen können, was daraus hervorgehen würde? Wir wissen, er verkannte die Gefahr, der er sich aussetzte, nicht; aber darüber hinwegzusehen, bewog ihn die widerwärtige Gestalt der Dinge auf der anderen Seite, der Ehrgeiz, seine Sache trotz derselben durchzuführen, erfahrene Mißachtung, der drängende Augenblick.

Der Vertrag von Breslau hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem hannoverschen. In beiden garantiren die Mächte ihre Besitzungen innerhalb Europa's, versprechen einander ihre guten Dienste und nöthigenfalls ihre Kriegshülfe, wenn sie angegriffen werden, bis dem beleidigten Theile Genugthuung verschafft sei; auch in manchen anderen Artikeln kehren dieselben Worte wieder; sie sind beide auf funfzehn Jahre geschlossen. Der Breslauer Tractat erscheint sogar noch friedlicher als der hannoversche, insofern er ausdrücklich als ein Vertheidigungsbündniß bezeichnet und die gegenseitig zu leistende Kriegshülfe unbestimmt gelassen wird.

Die große Verschiedenheit liegt in den geheimen Artikeln, auf welche auch das eine und das andere Mal der meiste Nachdruck gelegt ward.

Im Jahre 1725 versprach der König von Frankreich, die Ansprüche Preußens auf Berg zu befördern. Von dieser Verpflichtung war jetzt nicht allein vollkommen abgesehen, sondern sogar das Gegentheil festgesetzt. Wie weit entfernt fühlte sich Friedrich noch von einer Stellung, wie sie Preußen in den späteren Zeiten zum Schutze der westlichen Marken von Deutschland eingenommen hat! Seiner Lage gemäß, wie sie nunmehr wurde, suchte er nichts sorgfältiger zu vermeiden, als die Eifersucht von Frankreich. Um nicht den Anschein zu haben, als denke er sich in den Rheingegenden zu vergrößern, erklärte er sich bereit, seine Rechte auf Berg zu Gunsten des jungen Pfalzgrafen von Sulzbach auf immer fallen zu lassen. Denn wie er einmal entschlossen war, das von Frankreich in Schutz genommene baierisch-pfälzische Haus auch seinerseits zu begünstigen, so sollte auch nicht hievon ein Zunder eines künftigen Haders übrig

bleiben. In Versailles hat man diese Nachgiebigkeit nicht einmal erwartet, so wenig wie in Mannheim; sie entsprang ganz aus dem Kopfe und den Berechnungen Friedrichs, der sich doch damit selber eine unübersteigliche Schranke zog. Dagegen aber verspricht in dem Vertrage König Ludwig XV, zugleich im Namen seiner Nachfolger, dem Könige von Preußen und dessen Erben den Besitz von Niederschlesien, inbegriffen die Stadt Breslau, auf immer zu garantiren, mit aller seiner Macht, gegen Jedermann, wer es auch sei. Die eine Bestimmung wird als eine Bedingung der anderen betrachtet. Die Cession der bergischen Rechte sollte nur dann Gültigkeit haben, wenn der ruhige Besitz von Niederschlesien und Breslau auch von Seiten des Hauses Oesterreich dem Könige von Preußen gewährleistet worden sei. Die Erreichung dieser Abtretung war jetzt der gemeinschaftliche Zweck beider Theile, der vornehmste des gesammten Tractates.

Die übrigen geheimen Artikel sind jedoch ebenfalls von bemerkenswerthem Inhalt, nicht so sehr der zweite, der die Erneuerung des Krieges zwischen Schweden und Rußland betrifft, was nicht weit geführt hat, als die folgenden. In dem dritten verspricht der König von Preußen, bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Stimme dem Kurfürsten von Baiern zu geben; in dem vierten macht Frankreich sich anheischig, diesem Kurfürsten unverzüglich seine Hülfsvölker zuzuschicken, nicht, wie der Entwurf lautete, um ihn gegen die Gefahr zu sichern, in der er sei, sondern, wie auf den Wunsch Preußens hineingesetzt ward, um ihn in den Stand zu setzen, kräftig aufzutreten [1]).

Hätte es der König gefordert, so würde er noch einen seiner Lage sehr entsprechenden Zusatz in den Vertrag haben bringen können. In einem Schreiben von Belleisle wird Valori ermächtigt, nöthigenfalls eine Clausel aufzunehmen, worin der König nichts weiter zusagen sollte, als von dem Tage an, wo er zu jenem Abkommen mit der Königin von Ungarn gelange, neutral zu bleiben und sich in die

1) Der Entwurf war: ne voulant rien omettre de ce qui peut être nécessaire pour le secourir dans un danger aussi pressant — — —. Auf preußischen Wunsch ward hinzugefügt: et le mettre sans délai dans l'état d'agir vigoureusement, — promet de lui fournir tous les moyens nécessaires pour cela. Der Entwurf hatte nur: d'envoyer à son secours toutes les troupes auxiliaires qui lui seront nécessaires pour assurer son pays contre toute attaque et le mettre en état de n'avoir à craindre de ses ennemis et à soutenir la justice de ses prétentions. Hier fügte man nach le mettre die Worte hinzu: en tout cas par une puissante diversion.

Prätensionen der übrigen Fürsten auf die Erbschaft von Oesterreich so wenig zu mischen, als diese sich in die seinen gemischt[1]). Wahrscheinlich fürchtete man, der König könne sich doch im Laufe der Dinge einmal versucht fühlen, seine Waffen gegen Frankreich zu kehren, und wollte dem zuvorkommen; die Folge wird zeigen, wie viel wichtiger eine solche Festsetzung für Preußen gewesen wäre.

Damals aber ward darauf noch nicht Bedacht genommen. Schon genug, daß sich der König nicht verpflichtete, die Ansprüche der deutschen Nachbarn auf die große Erbschaft mit den Waffen zu vertheidigen.

Und nicht Alles kann die Politik berechnen; man muß auch den Mitteln vertrauen, die man in Zukunft ergreifen kann, dem mit den Ereignissen zugleich fortlebenden, nicht auf einen einzigen Augenblick beschränkten Geiste.

1) Belle-isle à Valory. Nymphenbourg 21 mai. Analekten S. 590.

Fünftes Capitel.

Schlesischer Feldzug im Sommer 1741.

Während sich die großen Combinationen, die nun möglich wurden, vorbereiteten, heftete sich die Aufmerksamkeit der Welt noch vor allem an die Stellung und die Unternehmungen der beiden preußischen Kriegsheere.

Fürst Leopold von Dessau war, wie erwähnt, für die bisher trotz seiner Zurücksetzung geleisteten Dienste dadurch belohnt worden, daß ihm die Bildung eines Lagers zum Schutze der Marken anvertraut ward. Er selber ersah sich dazu die Gegend von Brandenburg, von wo man in wenigen Märschen sowohl die mittlere Elbe, um die Hannoveraner, als die höhere, um die Sachsen zu bedrohen, erreichen könne und doch in der Nähe der Hauptstadt bleibe, um sie zu beschützen. Er suchte sich dann eine Stelle bei dem Dorfe Göttin aus, ein hohes trockenes Terrain, wo sich jedoch in den Dörfern auf den Flügeln und an der Front gute Brunnen fanden und die Plaue nicht fern ist, aus der die Cavallerie ihre Pferde tränken konnte. Der König erwies ihm die Ehre, recht feierlich „hohe und niedere Offiziere an S. Liebden den Fürsten als den ihnen vorgesetzten commandirenden Feldmarschall zu schuldigem Gehorsam und Respect" anzuweisen. Der Fürst erhielt den Auftrag, unter keinen Umständen eine Verbindung der hannoverschen und der sächsischen Truppen zu gestatten, und sogar das Recht, in dringender Gefahr die Feindseligkeiten eröffnen zu können. Gleich im Anfang glaubte er, wie berührt, daß die Zeit dazu gekommen sei, und nur mit Mühe konnten die Minister, die er eilig nach Potsdam beschied, seinen leicht entflammten Eifer bezähmen. Im Juni hörte man aufs neue von einer Vereinigung feindlicher Truppencorps, nicht allein der beiden ge-

nannten, sondern auch hessischer und dänischer Hülfsvölker mit ihnen; schon dachte der König einmal selbst, daß es hier noch Ernst werden könne; jedoch auch diesmal verzog sich die Gefahr, friedlichere Nachrichten liefen ein, und man blieb bei dem Beschluß, die Entwickelung der Absichten der benachbarten Höfe ruhig abzuwarten[1]). Indem man sich in den Stand setzte, den Gegnern die Spitze zu bieten, hielt man sie zugleich ab, etwas zu unternehmen.

Bei weitem lebendiger und mannichfaltiger war die Thätigkeit Friedrichs in Schlesien.

Unmittelbar nach der Schlacht von Mollwitz, unter dem Schutze eines Lagers, welches gegen die tumultuarischen Angriffe der leichten Reiterei mit besonderer Sorgfalt befestigt wurde, schritt er zur Belagerung von Brieg. Die Wirkung der Batterien entsprach nicht eigentlich seiner Ungeduld und seinen Forderungen; aber sie richteten doch eben das aus, was nöthig war: sie demontirten die Kanonen auf den Wällen. Hierauf sah sich der Gouverneur der Festung, Octavian Piccolomini, ein Neffe des bekannten Ottavio, außer Stande, dem feindlichen Geschütz zu antworten; sein Kriegsvolk war weder hinreichend an Zahl, noch zuverlässig; von den Bürgern angegangen, die Stadt nicht ohne allen Nutzen dem Verderben preiszugeben, trug er auf einige Tage Waffenstillstand an. Der König antwortete, in diesem Augenblicke wolle er ihm noch eine ehrenvolle Capitulation gewähren; doch dürfe man auf eine solche nicht mehr rechnen, wenn er mit seinen neuen Batterien fertig sei, wie denn eben die zweite Parallele, nahe dem Graben, gezogen wurde. Hierauf, an demselben Tage, 4. Mai, um 3 Uhr, steckte Piccolomini die weiße Fahne auf[2]). Der König nahm den Offizieren das Versprechen ab, in

1) Friedrich an Leopold von Anhalt, 6., 23. Juli. Orlich I, 325—340.

2) In den Zeitungen findet sich eine Art Tagebuch (9. Mai, 16. Mai), in den Acten ein bei weitem besseres „Journal vor den Fürsten von Anhalt Durchlaucht", woraus die bisherigen militärischen Darstellungen zu berichtigen sein werden. Die Batterien kamen spät zu Stande, „weil der starke Regen das leimichte Terrain ganz erweicht hatte" (27.—29. April); am 1. Mai war die erste Parallele völlig fascinirt und mit Banquetten versehen; die Batterien kamen zu Stande; eine Bombe fiel aus einem Kessel jenseit der Oder ins Schloß und entzündete einen Thurm, worauf das Feuer sich mit solcher Heftigkeit an dem ganzen Gebäude ausbreitete, daß dasselbe in 24 Stunden völlig ausbrannte; die preußischen Artilleristen behaupteten, es sei zufällig geschehen. Da die Batterien aber zu weit entfernt waren, um förmlich Bresche zu schießen, so ward am 3. Abends um 9 Uhr die zweite Parallele angefangen, auf 80—100 Schritt vom Graben, womit man am Morgen zu Stande ist;

Schlesien niemals wieder gegen ihn zu dienen, anderwärts aber wenigstens nicht binnen der beiden nächsten Jahre; dann ließ er sie ziehen. So gerieth der Lieblingssitz der alten Herzoge, von denen die brandenburgischen Ansprüche stammten, in seine Hand; doch war das Schloß — ein schönes Denkmal ihrer Kunstliebe — dabei von seinem Geschütz zerstört worden. Am 6. Mai huldigte die Bürgerschaft, und man kündigte ihr an, daß fortan der Rath zur Hälfte aus Evangelischen bestehen werde.

Für die Kriegsgeschichte ist dabei vielleicht das Merkwürdigste, daß die Eroberung gelang, ohne daß das nahe feindliche Heer das Mindeste dagegen vorzunehmen wagte.

Neipperg war ganz zufrieden, daß der König nur ihn nicht sofort selber angriff. Er benutzte die Zeit, unter seinen Leuten einige Ordnung zu machen, Verstärkungen herankommen zu lassen und vor allem sich zu befestigen. Unfern von Neisse verschanzte er sich in einem von Gebirgswassern und Wehrteichen gedeckten Lager dergestalt, daß er den Anfall auch des tapfersten Heeres nicht zu fürchten brauchte.

Der König faßte einmal in Sinn, in das Glatzische vorzurücken, um den Krieg ins Gebirge zu ziehen, was bei seiner Ueberlegenheit an Fußvolk vortheilhaft sein werde; aber der Fürst von Dessau erinnerte ihn, daß ein Gebirgskrieg seine eigenen Regeln habe und es einer nicht darauf eingeübten Infanterie nicht so leicht sei, in den Gebüschen und Bergen recht zu agiren [1].

Der Fürst gab dem Könige den Rath, etwa bei Löwen über die Neisse zu gehen, Oberschlesien und Mähren zu bedrohen; dann werde sich Neipperg unfehlbar über Zuckmantel, woher er gekommen, zurückziehen; allein auch er irrte sich: Neipperg war in jenen Gegenden so stark, daß sich eine Bewegung dieser Art nicht ohne die größte Gefahr hätte ausführen lassen.

Friedrich schlug zunächst ihm gegenüber ein Lager bei Grottkau auf, in der Hoffnung, es hier zu einer offenen Schlacht zu bringen; allein Neipperg rührte sich nicht, und ihn in seinem festen Lager anzugreifen, erschien als eine Sache der Unmöglichkeit.

am 4. wird das Feuer von allen Batterien und Kesseln verdoppelt; erst um Mittag bittet der Commandant um Stillstand auf 4 Tage, nicht auf 14, wie das Tagebuch des Feldpredigers hat, und da ihm dieser versagt wird, schlägt er Chamade um 3 Uhr.

1) Schreiben des Königs vom 10. Mai bei Orlich I, 332; Antwort des Fürsten vom 14. Mai im k. Arch.

Dem Könige blieb nichts übrig, als nun auch seinerseits an günstiger Stelle ein festes Lager zu nehmen; er wählte die Gegend von Strehlen, welche alles Erforderliche reichlich darbot, wo man mit Schweidnitz auf der einen, mit Brieg und Breslau auf der anderen Seite in leichter Verbindung blieb und die Ebene von Niederschlesien in ihrer ganzen Ausdehnung deckte.

Denn, wie es bei den von den Osmanen hergenommenen und von Vauban ausgebildeten Lagern in der Nähe fester Plätze die Regel ist, nicht allein auf Vertheidigung, sondern auch auf Angriff war die Aufstellung Neippergs berechnet [1]). Unaufhörlich durchstreiften seine leichten Truppen das Land.

Doch schlug man nicht mehr mit voller Anstrengung, und der König benutzte die ihm gegönnte Zeit, um einige Uebelstände, an denen er litt, zu beseitigen, einigen Gefahren zu begegnen.

Es ist in diesem Lager gewesen, wo er auf das ernstlichste Hand anlegte, die Truppengattung, in welcher der Feind überlegen war, in bessere Gestalt zu bringen.

Mit der Reiterei war es seinem Vater bei weitem weniger gelungen, als mit dem Fußvolk, und ihr schlechter Erfolg auf dem Schlachtfelde machte auf ihre Mängel aufmerksam. Friedrich fand, daß sie zu schwere Pferde und zu große Leute habe, daß ihre Uebungen nicht angemessen seien; der Reiter scheue sein Pferd beinahe und besteige es selten; in den in kleinen Garnisonen zerstreuten, mit dem Oekonomischen ihrer Compagnien beschäftigten Offizieren werde kein Ehrgeiz, kein Trieb, sich zu bilden, genährt. In der Anschauung des für den Krieg Nothwendigen entsprangen dem Könige die Grundsätze für diese Waffe, die er sein ganzes Leben hindurch befolgt hat [2]). Er beschloß, zuerst sich mit einem geringeren Maße der anzunehmenden Leute zu begnügen, wofern sie nur gesund und stark waren. Auch weniger gut aussehende Pferde ließ er sich gefallen, für Husaren und Dragoner polnische und tatarische, welche sich leichter bewegten. Dann ward keine Mühe versäumt, Mann bei Mann so einzuüben, daß sie

1) Feuquières IV, 37, von den zugleich mit Cavallerie besetzten retranchirten Lagern: où l'on veut dans les guerres offensives et défensives faire des fréquentes courses dans le pays ennemi etc.

2) Grundsätze des Königs: Le cavalier devient plus brave à mesure qu'il se sent bien monté. — Il faut, qu'un escadron soit dressé homme par homme, cheval par cheval. — Dans les chocs de cavallerie ce ne sont pas les grands chevaux qui en décident, mais l'impétuosité de ceux qui attaquent. Test. pol. de 1768.

ihrer Thiere Meister wurden und alle Bewegungen mit vollkommener Leichtigkeit ausführten; hierauf exercirte man sie in Reih' und Glied mit derselben Sorgfalt. Man weiß, daß Friedrich bei der Cavallerie weniger Werth als bisher auf das Schießgewehr legte; er war der erste, der ihren wesentlichen Charakter wieder erkannte. Seine Reiter sollten geübt werden, sich rasch und geschickt zu bewegen und vor allem einen Anfall, die blanke Waffe in der Hand, auszuführen, ohne zu schwanken, noch sich zu brechen, in einer bestimmten Richtung nach dem gegebenen Ziele. In diesem Sinne ward nun gleich damals eine durchgreifende Reform begonnen. Ueber einige Fragen hat Friedrich den Fürsten von Dessau und wohl auch Andere zu Rathe gezogen: es war das tägliche Gespräch der Kriegsverständigen; auch der französische Gesandte versichert, seine Meinung gesagt zu haben, obgleich sie mit der des Königs nicht übereinstimmte. Zugleich aber kam es darauf an, nach so vielem erlittenen Verluste sich auch äußerlich wiederherzustellen. Ende Juli war der König so weit, daß er mit seiner neugebildeten Reiterei bereits öffentlich hervorzutreten wagte; er lud die Gesandten ein, ihren Uebungen beizuwohnen: nicht ohne Genugthuung hielt er Heerschau über die 62 Escadrons, die bei ihm waren, an denen kein Mann fehlte und deren Pferde sich alle in einem Zustande zeigten, als kämen sie aus der Garnison. — Von nahen Anhöhen sahen österreichische Husaren diesen Uebungen ihrer Nebenbuhler zu.

Noch eine andere Sorge beschäftigte aber den König in Strehlen, der Zustand von Breslau, aus welchem ihm eine immerwährende Gefahr erwuchs.

Wiewohl die evangelischen Bürger, durch deren günstige Stimmung die Neutralität zu Stande gekommen und er selber Aufnahme gefunden, bei weitem die Mehrzahl bildeten, so hatten sie noch eine große Anzahl von Katholischen neben sich, welche die Herstellung des alten Zustandes wünschten; besonders einige begüterten Italiener machten sich unter ihnen bemerkbar. Man kann denken, welche Bewegung das schwankende Kriegsglück, das Wiedereindringen der Oesterreicher in die Provinz, in der Stadt hervorbrachte. Die Anhänger des Wiener Hofes kündigten ihren feindlichen Nachbarn herannahende Tage der Rache an: man werde die Preußen im Dom niedermachen; man werde über die Hälse der Lutheraner gehen. Bei einem der lautesten von allen aus der niederen Klasse, einem Roßhändler, der zum 10. April für den Grafen Palffy eine Mahlzeit bereitete, wollte man gebogene Messer gesehen haben.

Wie fühlte man dort so ganz die Bedeutung der Schlacht von Mollwitz: während derselben sind die Kinder in den Straßen der Stadt auf die Kniee gefallen, um für den Sieg des Königs von Preußen zu beten: sonst werde es auch über die armen Breslauer hergehen. Und nach der Schlacht hörte diese Gährung mit nichten auf. Zwischen den beiden Parteien ist es wohl über ein Schmähwort, das gegen den König von Preußen ausgestoßen ward, auf dem Markte zu Thätlichkeiten gekommen. Jede ihm günstige Nachricht erregte bei den Evangelischen, jede ungünstige bei den Katholischen Frohlocken. Immer von acht zu vierzehn Tagen sahen die letzten der Ankunft des Neippergischen Heeres entgegen; jeder herumstreifende Husarentrupp, der in die Nähe gelangte, erregte Hoffnung und Furcht; die Bürger behaupteten, es bestehe ein Complot, um bei der ersten Gelegenheit dem Feinde die Thore zu öffnen; mit ängstlicher Sorge trugen sie auf die Hinwegschaffung der Gefangenen vom Dom an, weil diese sich sonst sofort den Hereindringenden anschließen würden [1]).

Der König seinerseits war mit dem Magistrat unzufrieden, der ihm Geldzahlungen abschlug, zu denen man sich sonst allenthalben in der Provinz verstanden hatte, sich bei fremden Gesandten über ihn beschwerte. Und da nun Briefe in seine Hand fielen, die zwar keine förmliche Verschwörung bewiesen, aber ganz im österreichischen Sinne geschrieben waren, mancherlei Anzeigen von Anzettelungen feindseliger Absicht in einigen der vornehmsten Häuser bei ihm eingingen, so ward auch er von Verdacht und der Besorgniß einer ihm entgegengesetzten Bewegung ergriffen, gerade wie man in Wien und dem österreichischen Lager eine solche erwartete; er hielt es endlich für eine militärische Nothwendigkeit, den Feinden zuvorzukommen und sich Breslau's vollständiger zu bemächtigen [2]).

1) Steinberger, aus dessen Tagebuch diese Notizen großentheils stammen, fügt hinzu, man habe die Weiber ertappt, welche Victualien in ihren Körben zu haben behaupteten, aber Kugeln und Pulver trugen. Gutzmar habe an Neipperg einen Brief geschrieben, daß die österreichischen Truppen sich zur Nachtzeit nähern sollten; der König habe ihn gefragt, ob er den Brief kenne; Gutzmar habe um Gnade gebeten und die Schuld auf „einige eyfferige Personen" geschoben.

Seegebart: Sie hofften einige tausend Mann feindlicher Truppen zur Besatzung zu nehmen; der Theil der Bürgerschaft, so preußisch gewesen, habe dem König es eröffnet und gebeten, das Prävenire zu spielen.

2) Der König sagt in einem Schreiben an Schwerin: „Und bin ich ver-

Mit diesem Unternehmen beauftragte er Schwerin, der ganz damit einverstanden war und es, auch hier mit dem Erbprinzen von Dessau zusammen, auf das glücklichste, gleichsam spielend, ins Werk setzte.

Am 10. August 1741, des Morgens, stellten sich noch einmal ein paar Fähnlein der breslauischen Bürgerschaft in den Straßen von dem Nicolai= nach dem Sandthore hin bewaffnet auf; der Stadtmajor, mit seiner Corporalschaft, führte ein Commando preußischer Grenadiere, die um den Durchzug gebeten, herein; plötzlich aber mußte er wahrnehmen, daß es, statt ihm nach dem entgegengesetzten Thore zu folgen, den Weg nach dem Marktplatz einschlug; er eilte ihm nach und erklärte dem Befehlshaber, Erbprinzen Leopold, seine Durchlaucht verfehle des Weges; der Prinz antwortete: für diesmal möge der Major seinen Degen nur einstecken; der Befehl des Königs sei, daß sie hier in der Stadt bleiben sollten. Indem waren, wie das erste, so auch andere Thore, wo man Bagagewagen hatte anfahren lassen, so daß sie nicht geschlossen, noch die Zugbrücken aufgezogen werden konnten, von den preußischen Truppen in Besitz genommen; die städtischen Wachen wurden allenthalben entwaffnet, nicht allein ohne Widerstand, sondern unter Lachen und Scherzen.

Um die Sache zu vollenden, beschied der Feldmarschall Schwerin unverzüglich den Magistrat in das Fürstenhaus, erinnerte ihn an die mancherlei Meutereien und geheimen Verständnisse, die seit einiger Zeit zu Tage gekommen; der König wolle alles das vergessen, verlange aber, daß ihm für die Zukunft der Eid der Treue geleistet werde. Niemand hatte den Muth, solchen zu verweigern; des anderen Tages schwur auch die Bürgerschaft, Zunft und Zechen. Darauf brachte

sichert, daß nicht nur, falls es mit der Action zu Mollwitz anders ausgeschlagen wäre, der dortige Magistrat nebst den Catholischen den Oesterreichern Thür und Thor eröffnet und alles, was von mir in und vor der Stadt gewesen, sacrificirt haben würden, sondern daß auch noch beständig intriguirt wird, die ihnen so lieben Oesterreicher dahin zu ziehen, um vielleicht durch eine Surprise dieselben in die Stadt zu bringen oder wenigstens meine dasigen Magazine zu ruiniren. Es ist auch außer allem Zweifel, daß die Occupation von Breslau noch beständig das but der Oesterreicher ist, daß dieselben mich bei allen Gelegenheiten zu allarmiren, auch mich in allen Entreprisen damit zu behindern suchen — — — Ich bin also dieses beständigen Cabalirens müde und daher determinirt, solchem ein Ende zu machen, meinen Feinden das Prävenire zu spielen und durch eine Surprise und coup de main mich der Stadt Breslau zu bemächtigen."

Schwerin, auf der Rathhaustreppe stehend, indem er seinen Hut schwenkte, ein Vivat auf den König von Preußen, Herzog von Schlesien aus, welches die erstaunten und überraschten, aber zugleich wohlgesinnten und von Herzen geneigten Einwohner siebenmal wiederholten. Für sich selbst sahen sie es als ein Glück an, daß sie der drohenden und ausdrücklich angedrohten Gefahren entledigt wurden; in dem endlich entschiedenen Zustande lag für sie eine Sicherung ihrer Personen, ihrer Güter und ihrer Religion; nie waren die evangelischen Kirchen voller, als bei der Huldigungspredigt; die preußischen Soldaten wurden mit Gastgeboten geletzt [1]).

Und auch für den König war es ein großer Vortheil, daß er keine Besorgniß auf dieser Seite zu hegen brauchte.

Eben damals, Anfang August, setzte sich Neipperg, von seinem Hofe gedrängt, der in dem Verhalten seines Heeres unthätige Säumniß erblickte, wieder in Bewegung, erst jenseit der Neisse, nach dem Glatzischen, alsdann diesseit des Flusses nach Frankenstein hin, mit der größten Vorsicht, von einer festen Position zur anderen übergehend, aber doch in einer noch ernstlicheren offensiven Tendenz als bisher. In seinem Rücken gesichert, konnte das der König ruhig geschehen lassen; als aber Neipperg die Magazine bei Schweidnitz bedrohte, hielt Friedrich für gut, seine Stellung in so weit zu ändern, daß diese gedeckt wurden; er bezog ein Lager bei Reichenbach; Neipperg dagegen verschanzte sich bei Frankenstein, Stellungen, in denen die beiden Armeen nun wieder eine Weile gegenüber lagerten.

Anfang September faßte der König einmal die Absicht, dem Feinde ernstlich zu Leibe zu gehen; er spricht in seinen Briefen von einem tödtlichen Streiche, den er ihm beibringen wolle; der alte Dessauer billigte den ihm hiezu vorgelegten Plan. Allein das österreichische Lager zeigte sich so gut gewählt und befestigt, daß man auch hier nicht wagen durfte, es anzugreifen [2]).

Das Eine schien möglich, durch einen raschen Marsch auf Neisse dem Gegner den Vorsprung abzugewinnen und ihn von dieser Festung

1) Schwerins Bericht fehlt; doch war er auch im Grundsatz einverstanden. Le droit de convenance, schreibt er am 2. August, est un titre légitime en pareil cas. Steinberger: „Man konnte wieder ruhig schlafen; die tapferen Preußen waren auf guter Hut.“

2) In der Armee sagte man, der König und Schwerin seien in einem Kriegsrathe dafür gewesen, Prinz Leopold und die übrige Generalität dagegen.

abzuschneiden. Hiezu setzte sich das Heer, auf ein paar Tage mit Lebensmitteln versehen, am 5. September über Münsterberg hin in Bewegung, jedoch mit geringem Erfolge. In tiefem Nebel, auf engen Wegen in den Bergen, von feindlichen Husaren umschwärmt, rückte es mit der größten Schwierigkeit vorwärts [1]; der König beklagt sich — ich weiß nicht, mit wie vielem Rechte — über Versäumniß und Ungeschicklichkeit eines und des anderen Generals.

Indessen hatte sich auch Neipperg, des Königs Absicht durchschauend, seinerseits erhoben. Er konnte einen etwas näheren Weg einschlagen, der zwar auch nicht bequem, aber ihm bekannt war, und wo er von keinem Feinde gestört wurde. Als König Friedrich am 11. September mit seiner Vorhut über die Neisse ging und die Anhöhen einnehmen wollte, die er sich ausersehen, fand er sie von dem Feinde besetzt, der ihm ein paar Stunden zuvorgekommen war. Um denselben hier von vorn anzugreifen, hätte er schwierige Niederungen passiren müssen, und noch war der größte Theil seiner Truppen nicht angelangt; es blieb ihm nichts übrig, als sich eine Stellung zu suchen, durch welche er Neisse zu bedrohen fortfuhr, ohne doch Brieg zu gefährden; als eine solche bei Neuendorf gewonnen war, versäumte Neipperg nicht, sich ebenfalls zu befestigen.

So bewegten sich die beiden Heere, fast in gleicher Stärke und beide gut geführt, auf dem Schachbrette des Kriegstheaters gegeneinander. Die vornehmste Genugthuung des Königs bestand darin, daß sich hier zuerst seine leichte Reiterei in Ansehen zu setzen begann. Es war ohne Zweifel vornehmlich auch das Verdienst des Offiziers, den er an die Spitze stellte, der, nachdem er die im Dienste nicht ungewöhnliche Ungunst eines Vorgesetzten überwunden und zum Obersten befördert worden, bald einer der berühmtesten Männer der Armee wurde. Man sah Zieten auf engen Dämmen zwischen Moräften der österreichischen Artillerie mit einer Verwegenheit entgegensprengen, die den Feind verwirrte. Er vernichtete ein österreichisches Magazin, in der Mitte zwischen den Kanonen der Stadt und der Neippergischen Armee. Im Allgemeinen war der König ohne Zweifel im Uebergewicht, seine Kriegführung auch ohne Schlacht von gutem Erfolg begleitet gewesen. In Niederschlesien war er allenthalben Meister geblieben; hier am Fuße des Gebirges schloß er Neipperg

1) Cabinetssecretär Eichel: „es war einer der pénibelsten Märsche". Seegebart erzählt ausführlich, wie schlecht es ihm dabei ging.

immer enger ein, und nach einiger Zeit überschritt er abermals die Neisse[1]).

Die ernstlichen Erfolge, die er wünschte, herbeizuführen, bedurfte es noch des großen Ereignisses, welches sich indessen entwickelte.

Dem Provinzialkriege, den wir betrachteten, zur Seite eröffnet sich nun auch ein noch ganz anderes, die halbe Welt umfassendes Schauspiel.

1) Friedrich, 17. September an die Herzogin von Braunschweig: nous avons si bien recoigné ici Neipperg, qu'il n'y restera pas longtemps, en suite de quoi il me reste deux siéges à faire et ma tâche est finie.

Sechstes Capitel.

Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges.

Seit dem Tage, wo Richelieu den Entschluß gefaßt hatte, mit den Kräften, nicht allein Frankreichs, sondern der Verbündeten, die es zu gewinnen vermöge, dem Hause Bourbon das Uebergewicht über das Haus Oesterreich in der Welt zu verschaffen, waren noch nie Umstände eingetreten, welche zu voller Erreichung dieses Zieles günstiger gewesen wären.

Im Sommer 1741 brauchten die Bourbonen schon nicht mehr ihre Augen mit so vieler Besorgniß nach Südamerika zu richten. In Folge der oben erwähnten Beschlüsse hatten zwar die Engländer eine Flotte von mehr als 30 Linienschiffen bei Jamaica versammelt, nicht ohne eine ansehnliche Landmacht, und alsdann im März 1741 einen Angriff auf Carthagena unternommen, dessen Besitz ihrem Handel unendlich zu statten gekommen sein würde. Aber indeß hatten auch die Spanier, von dieser Absicht zeitig unterrichtet, die natürliche Stärke dieses Platzes durch gute Anstalten vermehrt; einer ihrer besten Offiziere, der den Alten nacheiferte, der Vicekönig Eslava, leitete die Vertheidigung mit vieler Umsicht; nach einigen Erfolgen, welche in London Alles hoffen, in Madrid Alles fürchten ließen, ward ein Anlauf der Engländer, der den Ausschlag geben sollte, so tapfer er auch vollzogen ward, mit großem Verluste zurückgewiesen. Die Krankheiten des Klima's, einige anderen Unfälle kamen hinzu; diese Pläne mußten vollkommen aufgegeben werden [1].

1) Vgl. Lord Mahon, ch. 22. Cochrane (Travels in Columbia) meint, wenn Vernon nur ein paar Kanonen auf die Höhe La Popa gebracht hätte, welche die Stadt beherrscht, so würde er sie eingenommen haben, eine sehr

Hierauf konnten die bourbonischen Mächte alle ihre Kräfte in Europa entwickeln.

Es schien, als hätte Königin Elisabeth Farnese gerade für diesen Fall sich vorbereitet. Ein ihrer Unterstützung bedürftiger Finanzminister hatte dem Handel ansehnliche Capitalien entzogen und auch sonst die dringendsten Bedürfnisse unerledigt gelassen, nur um nach ihrem Wunsche bei der Aussicht auf einen neuen Krieg die Schatzkammer zu füllen. Dadurch wurde es möglich, einen Theil der Armee sofort auf den Kriegsfuß zu setzen und eine ansehnliche Flotte auf der Rhede von Barcelona zu sammeln. Zugleich leitete man Anleihen in Genua ein, um auch in Italien, wenn das Heer daselbst anlange, keinen Mangel eintreten zu lassen. Die Absicht war gefaßt, einen dritten bourbonischen Staat, für den Infanten Don Philipp, der mit einer französischen Prinzessin vermählt war, auf den Trümmern der österreichischen Herrschaft zu gründen.

Was das Unternehmen im Sommer 1741 noch aufhielt, war besonders die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem Könige von Sardinien über diese Ausstattung. Die bourbonischen Mächte zeigten sich geneigt, auch ihm eine ansehnliche Gebietsvergrößerung, vielleicht bis an die Adda, zuzugestehen, was ihn zum Meister der Lombardei gemacht hätte; doch legte er vielen Werth darauf, nicht noch eine neue italienische Krone neben sich aufkommen zu sehen, und wollte dem Prinzen nur einen solchen Rang bewilligen, wie er den Landen, die er einnehmen werde, bisher zugestanden habe[1]. Obgleich man noch nicht übereingekommen, so rechnete man doch zuversichtlich darauf, daß es bald geschehen werde.

Um so rascher traten die Schweden auf die französische Seite. So kriegsgewaltig, wie früher, waren sie freilich nicht mehr, aber immer noch ebenso sehr nach Krieg begierig. Auf dem letzten Reichstage hatte die Partei, die sich mit Frankreich zu verbinden und mit Rußland zu schlagen wünschte, das entschiedene Uebergewicht behalten. Es kostete keine Mühe, sie jetzt zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu vermögen; die ganze Berathung dar-

moderne Ansicht. Damals schrieb die Opposition Alles dem Ministerium zu: „employing new raised troops, officers without experience", — — deren Zahl es verdoppelt habe, um durch ihre Anstellung seinen Einfluß zu vermehren. Pulteney's Rede am 8 December 1741.

1) Sardinien forderte, che a lui non fosse lecito assumere titoli superiori a quelli che erano soliti a derivarsi dalle provincie constitutive del suo dominio.

über forderte nur eine Stunde Zeit; Karl Löwenhaupt, dem die Ausführung anvertraut war, soll sich geschmeichelt haben, wenn er dabei glücklichen Erfolg habe, vielleicht noch einmal den schwedischen Thron zu besteigen.

In Deutschland endlich hatte Frankreich ein größeres Interesse für sich als jemals früher.

Vor allem, es machte die Sache der Fürsten, welche Ansprüche auf die österreichische Hinterlassenschaft erheben konnten, zu seiner eigenen. Besonders trat es mit Baiern in eine enge Verbindung und Waffengemeinschaft. Wie viel davon abhing, erkennt man aus der Erklärung des Königs von Preußen, die er dem Marschall Belleisle gegeben hatte, daß er nur dann in ein Bündniß mit Frankreich treten werde, wenn diese Macht das Interesse von Baiern ganz in seine Hand nehme, so daß der Kurfürst sowohl seinen eigenen Ansprüchen auf die Erbschaft Karls VI Raum machen, als auch die kaiserliche Würde erlangen könne. Friedrich betonte damals, daß er sonst Gefahr laufe, von den gegen Frankreich vereinigten Mächten erdrückt zu werden [1]). Voll von der Nothwendigkeit, die von dem Könige aufgestellten Forderungen zu erfüllen, wenn man überhaupt gegen Oesterreich etwas ausrichten wolle, erschien Belleisle am 18. Mai in dem baierischen Hoflager zu Nymphenburg, wo auch bereits ein spanischer Gesandter anwesend war, um die Ansprüche der Bourbonen mit den baierischen auszugleichen. Belleisle beschäftigte sich auch damit sehr angelegentlich; die Hauptsache aber war allemal, ein Verständniß zwischen Baiern und Frankreich zu Stande zu bringen. Und dies ist der Inhalt des sogenannten Nymphenburger Tractates vom 22. Mai 1741 [2]). Dem

1) Seine Lage erhellt aus den in den Analekten mitgetheilten Correspondenzen des Marschalls Belleisle und des französischen Gesandten über die Aeußerungen Friedrichs.

2) Daß ein solcher Vertrag existirt, ist von Flassan, dem officiellen Geschichtschreiber der französischen Diplomatie, behauptet worden. Unserem hochverdienten Landsmann, dem Historiker Schlosser, hat man dann zu Paris einen zu amtlichem Gebrauch angefertigten Auszug aus demselben mitgetheilt, den er abzuschreiben sich die Mühe genommen hat, und der aus seinem Nachlaß von A. Schäfer (in der Zeitschrift für preuß. Geschichte II, S. 281) bekannt gemacht worden ist. Wenn darin Unrichtigkeiten vorkommen, der Kurfürst zum Beispiel einmal als König angesehen wird, so finden sich solche Verwechselungen der späteren Verhältnisse mit den früheren auch in anderen, aus dem Pariser Archiv mitgetheilten Abschriften. Noch weniger können andere Ausstellungen Berücksichtigung finden, welche sich auf Irrthümer und Falschheiten der in Umlauf gesetzten Abschriften dieses Vertrages beziehen, die dann auf der Stelle bewirkten,

Kurfürsten, der schon eine ziemlich ansehnliche Armee mit Unterstützung Frankreichs aufgebracht hatte, eine Armee jedoch, von der Friedrich

daß derselbe für gefälscht erklärt wurde; in dem Extrait bei Schlosser finden sie sich nicht. In einem Aufsatz von Heigel (Augsburger Allg. Ztg. 1873, Nr. 248 und 249) wird der bemerkenswerthe Nachweis geführt, daß einige Zeit später zwischen Belleisle und dem französischen Minister Amelot Verhandlungen gepflogen worden sind, welche auf der Voraussetzung beruhen, daß dem letzteren die obige Abkunft überhaupt nicht vorgelegen hat; er soll vielmehr zu Bestimmungen, wie diese sie enthält, die Hand zu bieten bewogen werden. Dem Minister wird mit dem Ton einer gewissen Superiorität von den Absichten des Königs erst eigentlich Kunde gegeben. Amelot war überhaupt gegen einen solchen Vertrag gewesen; noch am 14. Mai hatte er sich dagegen erklärt, bevor man des Königs von Preußen sicher sei. Aber gerade das Gegentheil war die Ueberzeugung Belleisle's: der Vertrag mit Baiern müsse dem Bündniß mit Preußen vorangehen, nicht nachfolgen. In den Actenstücken des officiellen gesandtschaftlichen Verkehrs findet man, soweit die Auszüge reichen, überhaupt keine Andeutung des Tractates. Dennoch kann ich mich nicht entschließen, denselben für unecht zu erklären. Später hört man doch von einem in undurchdringliches Geheimniß gehüllten Verständniß zwischen Baiern und Frankreich, von welchem nur Törring Notiz habe. (Vergl. Droysen in der Abhandlung: Der Nymphenburger Tractat von 1741 in der Zeitschrift für preuß. Geschichte X, S. 529.) Und Jedermann weiß, daß Ludwig XV auch sonst hinter dem Rücken seiner Minister politische Verhandlungen zu pflegen liebte. Einer der Männer seines intimen Vertrauens war damals Belleisle, dem man es zuschrieb, wenn der König und Cardinal Fleury auf die Pläne gegen Oesterreich eingingen. Mir will nun scheinen, als ob der Tractat von Nymphenburg das Product einer solchen Verhandlung sei. Nur der König, Fleury und Belleisle wußten darum; den fungirenden Ministern wurde er verheimlicht. Die Fehler, welche in den angeblichen Copien dieses Vertrages vorkamen, gaben den vielleicht nicht unerwünschten Anlaß, ihn überhaupt für unecht zu erklären. Der archivalische Extrait wird hienach aber aus einem echten Actenstück genommen sein, der Vertrag als geschlossen angesehen werden müssen. In seiner wahren Gestalt wäre er aber nie bekannt geworden. Der Zusammenhang der Ereignisse würde zur Annahme einer ähnlichen Abkunft führen, wenngleich über dieselbe nichts vorläge. Man kann nur den Wunsch wiederholen, daß ein authentischer Abdruck die Zweifel heben möge, die sich noch immer darbieten.

Gegen die Aechtheit des Tractates ist eingewendet worden, daß er sich in entschiedenem Widerspruche mit authentischen Actenstücken befinde; namentlich sei in dem mit Spanien geschlossenen Vertrage von einer Sendung französischer Truppen nach Italien nicht die Rede, welche in dem baierisch-französischen Vertrage erwähnt wird. Aber bei einer näheren Ansicht der authentischen Actenstücke kann ich das doch nicht finden. In einem besonderen Artikel des spanisch-baierischen Tractates wird einer Sendung baierischer Soldaten nach Italien wirklich gedacht. Articulo 9º: Si su Majestad católica necesitase de socorro y de tropas de su Alteza serenísima electoral de Baviera en Italia, para entonces

behauptete, sie sei viel zu schwach, um etwas gegen Oesterreich auszurichten, wurde eine zwiefache Unterstützung versprochen. Der einzige

el serenísimo elector, se obliga y promete darley hacer pasar cinco mil hombres de infanteria y mil hombres de caballeria, und aus den Depeschen Belleisle's, soweit sie mir in Paris vorgelegt worden sind, ergiebt sich, daß gerade hierüber lange und vielfach verhandelt worden ist. (Montijo voulait d'abord traiter pour les 12,000 hommes; mais il mettait une condition impossible que l'Electeur en ferait passer 6000 en Italie. Anfangs bestritten, ist dies doch zugegeben worden: Bericht Belleisle's über den Abschluß des Vertrages zwischen Spanien und Baiern.) Darauf bezieht es sich, wenn in dem baierisch-französischen Vertrage spanische Subsidien für die Unterhaltung baierischer Truppen in Italien erwähnt werden: pour l'entretien de ses troupes en Italie; der letzte ist also mit dem ersten in Uebereinstimmung. — Die Verhandlungen waren oft sehr stürmisch. Enfin toutes choses ont été convenues de part et d'autre ce matin après plusieurs allées et venues que mon frère et moi avons été obligés à faire d'une chambre à l'autre. Ferner ist bemerkt worden, dem Tractate zufolge solle der Kurfürst von Baiern 30,000 Mann beisammen haben, bevor die Franzosen über den Rhein gehen; aber der Kurfürst habe noch nicht einmal 20,000 Mann zusammengebracht. Die unvollständige Ausführung eines Versprechens hindert an sich nicht, daß dies wirklich gegeben wäre. Daß aber von der Stellung von 30,000 Mann sehr ernstlich die Rede gewesen ist, ergiebt sich aus dem Berichte Belleisle's vom 7. April, in welchem es heißt: Il n'est pas douteux que si l'Electeur avait incessament 18,000 hommes effect, à mettre en campagne et qu'il lui fut possible d'en mettre assez promptement 12,000 d'augmentation sur pied avec ces 30,000 hommes il fut en état d'imposer assez à la reine d'Hongrie. Da hier von Subsidienzahlungen und Truppenstellungen im Verhältniß zu diesen Subsidien die Rede ist, so begreift man, daß die Ziffern von einem Moment der Unterhandlung zu dem anderen schwanken oder auch absichtlich unrichtig angegeben wurden. Am 26. Juni läßt Belleisle durch Valory den König von Preußen wissen, que le roi de France a fait un traité de subside avec la Bavière. Die Ziffern sind auch hier unrichtig angegeben; aber die Thatsache eines Vertrages kann nicht in Zweifel gezogen werden. Wenn also ein Subsidientractat unleugbar zu Stande gekommen, von keinem anderen aber die Rede ist, als dem Nymphenburger, von welchem wir aus dem Pariser Archiv Kunde erhalten haben, und der im Wesentlichen mit anderem authentisch Bekanntgewordenem übereinstimmt, so glaube ich die Aechtheit desselben annehmen zu dürfen oder vielmehr zu müssen. Es versteht sich von selbst, daß bei einer Verhandlung dieser Art, von welcher selbst der baierische Gesandte Nichts erfahren durfte und die französischen Minister nur unvollkommen unterrichtet wurden, Manches zweifelhaft bleiben muß. Die Hauptsache ist aber nach meinem Dafürhalten unanfechtbar: Man leugnete den Vertrag ab, die als Umstände es so erheischten; denn die Mitwelt läßt man ungern in die Karten sehen. Soll sich aber auch die Nachwelt täuschen lassen?

Fall trat ein, daß der Kurfürst diese Truppen in seinen Sold nehmen, der Sold aber ihm nach Maßgabe der Stärke derselben von Frankreich selbst gezahlt werden sollte. Anders aber war es nicht wohl thunlich; denn der Kurfürst hatte die Mittel nicht, um eine Armee auf seine eigenen Kosten zu erhalten, und doch wollte Frankreich nicht im eigenen Namen gegen die pragmatische Sanction auftreten. Es blieb nichts übrig, als daß es dem Kurfürsten die Truppen stellte, deren er bedurfte — denn den Krieg sollte er immer in seinem eigenen Namen führen —, und ihn auch in den Stand setzte, diese Truppen zu besolden. Nur hiedurch konnte dem dringenden Verlangen des Königs von Preußen, in der aggressiven Action von Baiern unterstützt zu werden, Genüge geschehen. Diese Festsetzungen bildeten den wesentlichen Inhalt jenes Tractates; sie entsprechen den Forderungen des Königs von Preußen und zugleich dem französischen Interesse gegenüber dem Hofe zu Wien. Noch weiter aber mußte dies führen. Den erwähnten Bestimmungen des Tractates gingen noch andere zur Seite, welche sich auf die Unterstützung Karl Alberts zur Erwerbung der kaiserlichen Krone beziehen. Auch darauf hatte der König gedrungen. Er hatte aufmerksam gemacht, daß ohne eine starke Aufstellung der Franzosen am Niederrhein der Großherzog von Toskana unzweifelhaft zum Kaiser gewählt werden würde; denn er sei der stärkere, und darauf komme es an. Diese Erhebung des Hauses Oesterreich-Lothringen auf den deutschen Thron war es aber eben, was Frankreich am meisten fürchtete. Dem Kurfürsten von Baiern wurde das Versprechen gegeben, daß in kurzem 60,000 Franzosen am Rhein erscheinen würden, um die Gegner seiner Ansprüche auf das Kaiserthum im Zaume zu halten. Dagegen behielt sich der König von Frankreich alle die Eroberungen vor, die er in dem Kriege machen werde, namentlich wenn er, um den künftigen Kaiser zu unterstützen, eine Diversion in den Niederlanden unternehme. Die von Karl Albert bewilligten Gegenleistungen, bei denen man besonders in Bezug auf den Barrièretractat doch sehr ins Einzelne ging, gehörten dazu, um Ludwig den XV und Cardinal Fleury zu vermögen, sich so entschieden seiner Sache anzunehmen.

Wenn es dann noch einige Schwierigkeiten gab, so lagen diese nur in der Auseinandersetzung mit den anderen Fürsten, welche ein Recht auf die große Erbschaft geltend machten.

Man sollte es kaum glauben, aber es ist wahr, daß die in Spanien regierende Linie des Hauses Bourbon, nicht zufrieden mit

der beabsichtigten Ausstattung Don Philipps, auf den Grund ihres Erbrechtes auch auf einige Provinzen diesseit der Alpen, Anfangs sogar auf Tirol, später wenigstens auf das Gebiet von Trient und auf Kärnten Anspruch erhob. Mit Mühe brachte man sie dahin, diese fallen zu lassen, und sie erklärte sich bereit, auch ihrerseits dem künftigen Kaiser Subsidien zu zahlen, hinreichend, um darauf 12,000 Mann ins Feld zu stellen; aber sie forderte, daß wenigstens die Hälfte dieser Truppen eine Richtung nach Italien nehmen solle, um dem Angriff, den sie beabsichtigte, von der anderen Seite entgegenzukommen [1]. Durch keine Vorstellung ließ sich der spanische Gesandte Montijo hievon zurückbringen. Endlich bewog man ihn, daß er die Eventualität einer Truppensendung nach Italien in einen besonderen Artikel verwies und dabei doch die für diejenige Hälfte der Truppen, welche auch nach dem spanischen Entwurf in Deutschland bleiben sollte, bestimmten Gelder, die sich gegen eine Million Gulden des Jahres beliefen, unmittelbar nach der Ratification zu zahlen versprach [2].

Noch schwierigere Unterhandlungen waren im baierischen Interesse mit Sachsen zu pflegen.

Von Anfang haben wir Sachsen zweifelhaft über die einzuschlagende Bahn gesehen; es hatte zuerst Miene gemacht, sich gegen Oesterreich zu erklären, und unterhandelte gleich darauf über die engste Verbindung mit demselben. Auch diese war jedoch nicht zu Stande gekommen. Niemals hatte Oesterreich die Zugeständnisse, welche Sachsen für die Anerkennung der Corregentschaft oder die Begünstigung des Herzogs von Lothringen bei der Kaiserwahl forderte, schließlich zu-

1) J'ai senti toute l'importance d'engager l'Espagne à donner un secours réel et présent à l'Electeur. J'ai arraché ce que j'ai pu à force de patience et de raisonnements et de représentations à M. de Montejo et j'ai engagé l'électeur à acquiescer au reste en lui faisant sentir son intérêt d'obtenir un secours réel de 6000 hommes et de tirer de l'Espagne ce qu'il pourrait Montejo voulut absolument réserver à l'infant de Philippe une barrière entre l'Empire et la Lombardie en nommant en particulier le Trentin et la Carinthie, d'abord même le Tyrol qui est de toutes les provinces autrichiennes celle qui est le plus à la bienséance à l'Electeur, surtout s'il devînt Empereur.

2) Tratado, firmado en Nimphenbourg el 28 de Maio 1741, bei Cantillo, Tratados 346.

gesagt; der ausgearbeitete Tractat war dann doch nicht ratificirt worden.

Diese Zögerungen und die große Gelegenheit erweckten in Dresden Absichten, denen ähnlich, welche die vorige Regierung genährt hatte.

August III fühlte Gewissensscrupel, von der Verzichtleistung, die er einst bei seiner Vermählung mit der ältesten Tochter Kaiser Josephs I ausgesprochen, abzusehen und die pragmatische Sanction anzugreifen, die er garantirt hatte. Auch sein Beichtvater Guarini wollte nicht über sich nehmen, einen Fall von so großer Bedeutung zu entscheiden, und fragte darüber in Rom, wenn nicht bei dem Papst, doch bei dem Cardinal Albani an, der über den Thatbestand auf das vollständigste unterrichtet sei. Der Cardinal antwortete, der König könne die Rechte seiner Gemahlin mit ganz ruhigem Gewissen verfechten, ohne sich um die Garantie zu kümmern, die er gegeben.

Und da man in Sachsen sich auch gegen den russischen Hof nur verpflichtet hatte, die Garantie nicht zu verletzen, solange sie von Anderen beobachtet werde, glaubte man jetzt vollkommen freie Hand zu haben.

Schon im Anfange des Mai, als Belleisle seinen Weg von Schlesien nach Baiern durch Sachsen nahm und in Hubertsburg erschien, blieb wenig Zweifel an der Theilnahme Sachsens übrig; die vornehmste Schwierigkeit lag in einer im voraus zu bestimmenden Auseinandersetzung mit Baiern. Der Graf von Brühl unterschied eine kleinere und eine größere Theilung der Erbschaft Karls VI. Die kleinere nannte er, wenn man Böhmen und Oberschlesien erobere, das dann zwischen Baiern und Sachsen zu vertheilen sei, die größere, wenn man überdies die Vorlande und Oberösterreich einnehme; dann könne dies letztere an Baiern, Oberschlesien ganz an Sachsen kommen, Böhmen zwischen beiden getheilt werden, wobei jedoch Prag an Sachsen fallen müsse. Er war der Meinung, daß die erste auch dann möglich sei, wenn man sich mit Preußen nicht einigen könne; Belleisle erwiederte, daß er in diesem Falle weder die eine noch die andere für ausführbar halte [1]). Was das Kaiserthum anlangt, worauf man in Sachsen ebenfalls nicht Verzicht leistete, so meinte Brühl, man möge den Ausschlag von der Mehrzahl der Kürfürsten abhängen lassen, ohne Eifersucht und Hader.

1) Schreiben Belleisle's, Leipzig am 10., Nymphenbourg am 24. Mai.

Darüber ward nun mit einem, den Erfolg als unzweifelhaft voraussetzenden Eifer verhandelt. Der Kurfürst von Baiern wollte von keiner Theilung Böhmens hören; er schlug vor, Mähren mit in die Theilungsmasse hineinzuziehen und den sächsischen Hof in diesem Lande zu befriedigen; dann wollte er allenfalls einen schmalen Streifen von Böhmen zur Verbindung des Kurfürstenthums Sachsens mit der neuen Erwerbung überlassen.

Die Canzleien des Cardinals waren viel beschäftigt, die gegenseitigen Forderungen auszugleichen, und er konnte sich um so mehr ein genugthuendes Ergebniß versprechen, da nach menschlichem Ansehen die Macht der Entscheidung in seinen Händen lag.

Als Richelieu einst den Kampf mit dem Hause Oesterreich unternahm, hatte dieses Spanien, Portugal, die beiden Indien und den größten Theil von Italien, sammt dem Kaiserthum und dessen wieder in Erinnerung gebrachten unermeßlichen Gerechtsamen in Besitz. Als Ludwig XIV die spanische Erbschaft anzutreten sich entschloß, hatte er in Deutschland hauptsächlich nur das Haus Baiern für sich. Jetzt aber kam dem Cardinal von Süden her eine freiwillige und sogar eifrige Bewegung zu statten; der Kurfürst von Baiern, mit bisher feindseligen Stammesvettern jetzt verbündet, gewann durch seinen Erbanspruch eine neue, größere Bedeutung; das Haus Sachsen, an sich mächtig und gerüstet, trat auf dieselbe Seite; einen Kaiser gab es nicht, und die österreichische Kriegsmacht war anderweit vollauf beschäftigt; es ist begreiflich, wenn man sich in Versailles den größten Hoffnungen hingab; eine Umwandelung aller Verhältnisse von Europa schien bevorzustehen.

Von dem Könige von Preußen könnte man nicht sagen, daß er auf diese Absichten eingegangen wäre.

Ich finde nicht, daß man ihm den Tractat von Nymphenburg jemals mitgetheilt, ihn in die Geheimnisse der baierisch-französischen Verabredungen eingeweiht habe; auch zeigte er keine Neugier, sie zu erfahren. Wohl sprach man ihm von den Theilungsplänen und den dazu nöthigen Garantieen; er antwortete, er wolle nichts davon hören, ehe Baiern agire. Montijo erschien mit einem Briefe des Königs von Spanien in seinem Lager, um ihm ein Bündniß anzutragen; er erwiederte, er wisse die Ehre zu schätzen, die in diesen Anträgen für ihn liege; aber so wenig zu überschauende Verbindungen lagen ganz außer seiner Sinnesweise, und er lehnte sie ab. Er ward fast ungehalten, als ihm Belleisle aufs neue von der Negociation für die künftige Kaiserwahl schrieb; er wiederholte, was er schon früher

gesagt: wer der stärkste sei, werde auch die kaiserliche Krone davontragen.

Doch war er auch nicht mehr gemeint, sich der Entwickelung dieser Dinge entgegenzusetzen. Mochten die nun entbundenen Kräfte sich auf den freien Gebieten der Welt miteinander messen und nach ihrer inwohnenden Stärke die großen Fragen entscheiden. Vor einer Umbildung Europa's erschrak er nicht, in der Meinung, daß sich ein anderes Gleichgewicht wiederherstellen lasse, wenn das damalige nicht zu behaupten sei. Ohne sich in der steten Kriegsbeschäftigung, in der er lebte, um die zukünftigen Dinge viel zu kümmern, wünschte er nur die Truppen der Verbündeten im Felde erscheinen zu sehen. Ehe dies geschehen sei, sagt er Belleisle, dürfe man auf ihn nicht mehr rechnen, als auf ein Baumblatt im Herbstwinde.

Nach der Rückkehr Belleisle's von München und Frankfurt im Juli 1741 wurde zwischen ihm, dem Cardinal und dessen Gehülfen die ernstlichste Berathung darüber gepflogen und folgender Plan gefaßt.

Zwei französische Armeen sollten im Felde erscheinen. Die eine, 32,000 Mann zu Fuß, 10,000 Mann zu Pferde unter Belleisle selbst, ward bestimmt, dem Kurfürsten von Baiern zuzuziehen, der indeß durch die spanisch-französichen Subsidien in den Stand gesetzt war, seinerseits ein Heer von 20,000 Mann ins Feld zu stellen. Mitte August sollte die erste Colonne dieser Armee den Rhein überschreiten, Ende August in Donauwörth sein.

Die zweite französische Armee, unter dem Grafen Maillebois, sollte sich Anfang August an der Maas zusammenziehen, Lüttich und Dinant besetzen, Düsseldorf gegenüber lagern; hier sollten sich ihr die Truppen der Kurfürsten von Cöln und von der Pfalz anschließen, die ebenfalls Subsidien empfingen; während jene angriff, sollten diese jede Einwirkung von England oder Holland her zurückhalten, Hannover bedrohen und wohl auch, wovon jedoch nichts verlautete, die Eroberung vorbereiten, welche man in den Niederlanden zu machen gedachte.

In Brest war eine Flotte ausgerüstet, die, wenn es nöthig sei, nach der Ostsee gehen und den Schweden zu Hülfe kommen sollte.

Diesmal war es Ernst: der Juli verging nicht, ohne daß in Deutschland der Krieg ausgebrochen wäre[1]). Am letzten Tage

1) In den Auszügen bei Heigel (a. a. O., S. 3790) wird ein Brief Belleisle's an den Kurfürsten vom 25. Juni erwähnt, in welchem derselbe davon

dieses Monats, früh am Morgen, drangen baierische Truppen in Passau ein.

Im tiefsten Frieden hielt dort der Fürstbischof, Cardinal Lamberg, in der Feste Oberhaus Hof; daselbst hatte er eine Besatzung von nur 70 Mann. Aber die Baiern zogen in Betracht, wie viel von jeher auf den Besitz dieses wohlgelegenen Platzes angekommen war. An jenem Morgen ließ General Minuzzi, der sich mit einer Abtheilung baierischer Truppen unvermerkt genähert hatte, ein Posthorn ertönen und, als der Pförtner öffnete, seine Grenadiere daselbst eindringen. Nachdem er sich der Hauptwache und der ganzen Stadt bemächtigt hatte, ward der Bischof aufgefordert, seine Feste ihnen zu überliefern. Man ließ ihm nur zwei Stunden Bedenkzeit: würde er sich weigern, so sei man gerüstet, sich den Weg mit Bomben zu eröffnen. Dem Fürstbischof blieb nichts übrig, als sich zu fügen und zu protestiren [1]).

Und während nun Beschwerden „über den Unfug dieser unerhörten Thathandlung", wie man sich in Wien ausdrückte, von der einen und Rechtfertigungen von der anderen Seite gewechselt, von beiden Regierungen aber zugleich Rüstungen an den Grenzen vorgenommen wurden, die bei weitem nachdrücklicheren von der baierischen, erschienen die französischen Truppen — 15. August — über dem Rhein.

Es ward dafür gesorgt, daß sie nur als Hülfsvölker auftraten. In einem feierlichen Patent ward die Oberanführung dem Kurfürsten überlassen, der über das Heer verfügen könne wie der König von Frankreich selbst. Bei der Ausfertigung hatte man Anfangs sagen wollen, die Truppen seien bestimmt, die Freiheit der Stimmen am Wahltage aufrechtzuerhalten; aber der Minister der auswärtigen Angelegenheiten bemerkte, daß alsdann der König in seinem eigenen Namen würde handeln müssen. Die Franzosen trugen die baierischen Farben und hielten in der That damals sehr gute Manneszucht; sie

unterrichtet wird, daß er nun endlich der Hülfe von Frankreich vollkommen sicher sei. Was in Nymphenburg im Allgemeinen zugesagt worden, ward nach den Beschlüssen des Conseils in präciser Form zur Ausführung vorbereitet.

1) „Species Facti des durch die churbaierischen Truppen so unversehens und gewaltsamer Weise geschehenen Ueberfalls der Stadt Passau." — Eingabe des passauischen Gesandten am Reichstage. Bei Olenschlager, Geschichte des Interregni III, 51.

versäumten nicht, sich von den Magistraten der Städte, durch die sie kamen, Bescheinigungen geben zu lassen; nirgend fanden sie Widerstand. Der Kurerzkanzler des deutschen Reiches erklärte, diese Angelegenheit betreffe nicht das Reich, sondern nur die Verhältnisse der Höfe von München und von Wien, in die er sich nicht mischen werde. Wenn ja Jemand Anstoß daran nahm, daß es Fremde seien, die der Kurfürst in das Reich ziehe, so erwiederte dieser, er rufe nur Franzosen, die mit dem Reiche in altem Bündniß stehen; der verstorbene Kaiser habe Russen herbeikommen lassen, von denen man dies nicht sagen könne.

In der Mitte September war das ganze westliche Deutschland, am niederen Rhein jenseits, am oberen diesseits, von französischen Truppen erfüllt.

Der Kurfürst von Baiern hatte zwei Truppencorps aufgestellt, das eine zu Schärding, zu dem er sich selbst begab, welches in Oesterreich, das andere in der Oberpfalz, welches in Böhmen einfallen sollte. Zu beiden stießen nun nach und nach die französischen Hülfsvölker.

Am 12. September überschritt Karl Albert die österreichische Grenze. Unmittelbar darauf, vor Beyerbach, erschien eine Deputation der Landstände und lud ihn ein, nach Linz zu kommen und die Huldigung zu empfangen. Die Anwesenden versichern, daß hauptsächlich das Landvolk, dem man lange gesagt, der Kurfürst sei der rechtmäßige Nachfolger, und welches von der Regierungsveränderung einige Erleichterungen hoffe, ihn mit Freuden empfangen habe; von dem Adel seien nur diejenigen ihm entgegen gewesen, welche mit den großen Familien in Wien in Verbindung gestanden, nicht die übrigen. Am 14. September zog er in Linz ein und nahm den Titel eines Erzherzogs an. Seine Truppen breiteten sich die Donau hinunter aus.

In diesem Augenblick entschloß sich auch der Hof von Dresden. Von dem Könige von England wurden demselben noch im Juli großartige Aussichten eröffnet; er unterhandelte noch immer in Petersburg [1]); aber das aufsteigende Glück Frankreichs riß ihn mit sich

1) In Petersburg beklagte man sich bitter, wie Herzog Ludwig von Braunschweig am 27. October 1741 von dort schreibt: „denn zu gleicher Zeit, wo der chursächsische Hof den russischen noch immer bewegen will, den König von Preußen zu attaquiren, handelt er heimlich mit Frankreich, dem preußischen Hofe und Baiern."

fort. August III nahm das Erbieten von Mähren und Oberschlesien an, welches man ihm machte; da er zugleich zu Gunsten des pfälzischen Hauses seine alten Ansprüche auf Jülich und Cleve aufgab, ward ihm dafür noch der Besitz von Obermannhartsberg bewilligt.

Eigentlich Belleisle schloß zu Frankfurt diesen Vertrag, ohne wirksamen Antheil des baierischen Gesandten. Unverzüglich setzten sich nun auch sächsische Kriegsvölker, die besten, die man hatte, gegen die böhmische Grenze in Bewegung.

König Friedrich wünschte, daß das Zusammentreffen dieser Umstände benutzt werden möge, um die Sache zur Entscheidung zu bringen.

Vor kurzem war ein in österreichischen Diensten emporgekommener General, Samuel v. Schmettau, der sich durch Bartenstein und dessen Freunde im Hofkriegsrathe zurückgesetzt fühlte, in die preußischen getreten, ein der dortigen Dinge überaus kundiger, kriegserfahrener und unternehmender Offizier, von einer großen geistigen Beweglichkeit; diesen schickte Friedrich an den Kurfürsten, um ihn zu vermögen, „seine Operation auf die österreichischen Lande zu richten, mit seiner Armee gerade auf Wien vorzurücken und hier der Sache in kurzem und auf einmal ein Ende zu machen.“

Schmettau stellte dem Kurfürsten vor, wenn man auf Wien losgehe, gewinne man schon das, daß das andere Corps sich ohne Widerstand Böhmens bemächtigen könne; aber es sei kein Zweifel, daß man auch Wien einnehmen werde. Wenn die Befestigung Wiens Ruf habe, rühre das nur daher, weil es zu schlecht angegriffen worden sei. Aber mit einem mäßigen Artilleriepark mache er sich anheischig, es in vierzehn Tagen zu erobern. Die Donau hinabschiffend, könne man sich ohne Schwierigkeit der Inseln und der Leopoldstadt bemächtigen; der Wiener Bürger werde sich nicht der Gefahr, seine Besitzthümer in den Vorstädten mit Feuer verwüstet zu sehen, aussetzen, zumal er ohnehin gut baierisch gesinnt sei und den Großherzog von Toskana hasse [1]). Wohl möglich, daß dann Lobkowitz und Neipperg mit ihren Armeen gegen Wien heranrücken möchten; aber nichts sei wünschenswürdiger als dies; auch der König von Preußen dürfte dann herbeikommen, und man könne auf der Stelle sich den Frieden erzwingen [2]).

1) Man hatte in Wien Denkmünzen mit der Inschrift: „Reichen zu trutzen, Pfaffen zu stutzen, Armen zu nutzen.“ Nach Kolinowicz erklärte Khevenhüller, er trage Besorgniß „intestinis proditorum niti promissis.“

2) Schon im August war nach Schmettau's Berichten der Kurfürst sehr

Wenn dies geschah, so lag darin die größte Katastrophe für die österreichische Macht und die europäischen Angelegenheiten, die seit Jahrhunderten eingetreten war.

Wenden wir, um den ganzen Zustand zu überblicken, unsere Augen auf den Wiener Hof und dessen Entschließungen zurück.

geneigt hiezu: il me confirma qu'il goûtoit et adhéroit entièrement à ma proposition de porter le fort des opérations en Autriche et aller même à Vienne.

Siebentes Capitel.

Unterhandlungen bis zur Verabredung von Kleinschnellendorf.

Während der vollen Entwickelung dieser Dinge hegte man am Wiener Hofe noch lange Zeit hindurch keine Ahnung von ihrer Möglichkeit.

Bartenstein hatte einst, im Jahre 1735, die Worte des Friedens mit so vieler Sorgfalt gewählt, daß ihm kein Entschlüpfen denkbar schien: der ganze Zweck sei ja gewesen, den Höfen von Sachsen und Baiern den Schutz Frankreichs zu entreißen; wie wolle Frankreich jetzt darauf zurückkommen, einen solchen zu gewähren? Er zeigte sich scharfsichtig, die Politik des Cardinals Fleury zu vertheidigen; seine eigene Ehre schien ihm verletzt, wenn man an dessen Zuverlässigkeit zweifelte.

Ebenso unermüdlich stellte er der Königin vor, daß die preußischen Ansprüche in sich selber null und nichtig, aber auch aus den stärksten anderen Gründen nicht zu gewähren seien. Von den böhmisch-deutschen Landen dürfe man am wenigsten etwas aufgeben; in ihnen liege die Lebenskraft der Monarchie; Schlesien sei das schönste Juwel der Krone.

Und bei diesen Meinungen verharrte auch die Königin. Wenn wir die Entwickelung ihrer persönlichen Stellung und Wirksamkeit im Laufe der Begebenheiten begleiten, so traten in dem damaligen Augenblick eben die unerwünschtesten Folgen ihres Entschlusses, die höchste Gewalt nach eigenem Ermessen auszuüben, hervor. Um selbst zu regieren, ist guter Wille und ein gewisses Maß von Talent noch lange nicht hinreichend, am wenigsten in stürmischen und bewegten Zeiten; dazu gehört alsdann eine Schärfe und Uebung des Ver-

standes, eine Kenntniß der Welt und der eigenen Lage, die man bei einer jungen Dame nicht suchen darf. Maria Theresia glaubte das, was ihrem Gefühle entsprach; noch immer hielt sie die von ihrem Vater geschlossene Allianz für die beste; sie überredete sich noch, bei Fleury etwas auszurichten, wenn sie ihn an das Vertrauen erinnerte, welches Karl VI zu ihm gehabt habe[1]). Wie sie aber verehrte, vertraute, liebte, so war sie auch fähig, zu hassen; wie hätte ihr Haß nicht auf einen Fürsten fallen sollen, der eine ihrer schönsten Provinzen mitten im Frieden mit einem Kriegsheer überzogen hatte, von dessen Berechtigung ihr keine Idee kam, den man ihr als einen Mann ohne Religion und ohne Treue schilderte?

Auch Betrachtungen von dem Standpunkt der katholischen Kirche aus machten sie ungeneigt, in irgend eine Abtretung zu willigen. Dem Nuntius und den Jesuiten erschien es schon als höchst gefährlich, daß nur Glogau aufgegeben werden sollte — denn es werde eine Pflanzschule jetzt nicht mehr allein für das Lutherthum, sondern für den noch verderblicheren Calvinismus werden —, geschweige, daß man von der Verzichtleistung auf ganz Niederschlesien hätte reden dürfen.

Diese Gedanken walteten noch vor, als die Erklärung vom 24. Mai gegeben wurde.

Bald darauf mußte Bartenstein wohl zugeben, daß Frankreich die Waffen nicht für Oesterreich ergreifen dürfte; dann aber behauptete er wenigstens, daß es auch keinen Angriff auf die Königin machen werde; er bewies seinen Satz mit den Anständen, die dem Marsch der spanischen Truppen, welche durch das südliche Frankreich vorrücken wollten, entgegengesetzt wurden[2]). Nur eine Differenz, die über das Kaiserthum, erkannte er an; aber von dieser besorgte er

1) Aus einem langen Schreiben, welches sie an den Cardinal gerichtet hatte, werden am 26. Mai die Worte citirt: qu'elle donnera toutes les sûretés qui dépendent d'elle, pour assurer la France, qu'elle n'entreprendra jamais rien contre elle. Als Belleisle in Dresden war, lud man ihn ein, nach Wien zu kommen, weil man auf Frankreich das meiste Vertrauen setze: „pour la défendre contre le roi de Prusse et autres princes, qui voudroient enfreindre la pragmatique.“

2) On sait que la prétendue exception des prétentions et demandes antérieures à la pragmatique sanction lui (à la France) sert de prétexte pour ne pas vouloir appuyer par les armes le droit de la succession de la reine — mais en même temps on a des avis, — que le passage n'est pas accordé aux troupes Espagnoles et on a tout lieu,

nichts Ernstliches: Frankreich werde sich gewiß des Kurfürsten von Baiern erst dann annehmen, wenn dieser eine hinreichende Anzahl von Stimmen im kurfürstlichen Collegium gewinne, um eine Spaltung darin zu veranlassen; doch lasse sich das noch verhindern.

Auch die, welche die Dinge nicht in so günstigem Lichte sahen, meinten doch, daß es in der Hand des Hofes stehe, ob er sich unter französischer Vermittelung mit Baiern oder unter englischer mit Preußen vergleichen wolle; und im Grunde schien ihnen das erste das Rathsamste: Karl Albert werde sich mit den Niederlanden befriedigen lassen, was so gar unvortheilhaft nicht wäre, da man sich dagegen die nächsten Bezirke seiner Erblande ausbedingen, Baiern aber, einmal in den Niederlanden festgeworden, als eine Vormauer gegen Frankreich dienen würde.

Und so war man noch im Laufe des Juni weit davon entfernt, sich auf die Bedingungen des Königs von Preußen einzulassen. Selbst der sehr wenig französisch gesinnte Großherzog, der aus der persönlichen Kenntniß, die er von der Denkweise des Königs habe, den Schluß zog, daß sich derselbe niemals mit Frankreich vereinigen würde, trug dazu bei. Von den entgegengesetzten Seiten ward die Meinung erhalten, daß man sich in keiner dringenden Gefahr befinde. Es macht einen peinlichen Eindruck, sich dieser Nebelbilder zu erinnern, die aus dem Boden eigener Wünsche und unzureichender Erfahrung aufstiegen, aber nun plötzlich vor der Wahrheit der Thatsachen zurückweichen mußten.

Der König von England theilte die Nachricht mit, daß ein Bündniß zwischen Frankreich und Preußen geschlossen sei. Die Spuren, welche er davon hatte, waren sicher und unleugbar; an der Richtigkeit seiner Anzeige ließ sich nicht zweifeln.

Einen mächtigeren Eindruck hatte selbst die erste preußische Invasion an dem Hofe nicht hervorgebracht; die ganze Lage der Welt, wie man sie noch soeben vor sich zu sehen glaubte, ward dadurch umgekehrt.

Wir wissen nicht, wie sich Bartenstein dabei verhielt; von dem Großherzog erzählt Robinson, die Königin habe ihm, wiewohl nicht ohne Zärtlichkeit, einen Vorwurf darüber gemacht, daß er sich in der Politik Friedrichs II getäuscht habe. Der Großherzog hätte antworten

de croire que la France n'attaquera pas les états de la reine du moins avant de porter a une scission dans le collége électoral laquelle peut être empêchée par des moyens moins nuisibles que ne seroit la cession d'une partie de la Silésie. (Eine seiner Noten aus dieser Zeit.)

können, daß dieser Fürst zu seiner neuen Allianz fast wider Willen gezwungen worden sei. Er sagte nur in dem ritterlichen Tone, der ihm in diesem Lebensalter eigen war: dann bleibe nichts übrig, als mit dem Schwert in der Hand unterzugehen.

Denn daran konnte kein Zweifel obwalten, daß der gefährlichste Kampf bevorstand, den Oesterreich jemals ausgehalten hatte.

Auf eine dringende Anfrage des österreichischen Gesandten gab endlich Cardinal Fleury die auf seine Art unumwundene Antwort: er fordere Gerechtigkeit für seine Freunde und Verbündeten. Man erkannte, daß er damit Spanien, Baiern, vielleicht auch Sachsen meine, daß alle diese unter französischer Führung ihre Kräfte zu einem Anfall auf Oesterreich vereinigen würden.

Gegen einen solchen aber hatte Oesterreich nichts einzusetzen. Die einzige Armee, die es besaß, wurde von dem Könige von Preußen bedrängt. Es war noch nichts geschehen, um die Provinz wehrhaft zu machen oder sich auch nur ihrer Ergebenheit zu versichern. Der Reichstag von Ungarn, der in diesem Augenblick in Presburg [1]) beisammen war, und bei welchem die Königin selber erschien, trat mit Ansprüchen auf, die ein früherer Regent schwerlich bewilligt haben würde. Einen Verbündeten, der das Schwert hätte ziehen wollen, besaß man nicht. Der mit dem Hofe vertraute braunschweigische Gesandte [2]) weiß nicht genug auszusprechen, „mit welchen kummervollen Gedanken man sich geschlagen habe; jetzt endlich werde vielen, welche vor ein paar Monaten nichts davon hören wollen, einleuchtend, daß nur der Friede in Schlesien helfen könne.“

Dahin trieb auch die einzige Macht, die noch einigen Rückhalt darbot, England.

König Georg II, der soeben den Tractat über die von dem Parlament bewilligten Subsidien abschloß, ließ dabei erklären, er hoffe

1) Vgl. Bartenstein, Aufzeichnungen, S. 175: „Der Königin könne unmöglich der betrübte Tag nach dem Fest der heiligen Katharina entfallen sein und die im Hause des Primas in ihrer Gegenwart abgehaltene Conferenz, in welcher man vorgestellt habe, das Land ob der Enns, ganz Schlesien und Mähren, außer Brünn, ganz Böhmen, außer eines kleinen Bezirks, und ein Theil des hiesigen Viertels Obermannhartsberg wären in feindlicher Gewalt, die Vorlande abgeschnitten, und es hieß, daß man weder Truppen, noch Geld, noch Proviant hätte, um den Krieg mit zu hoffen mögenden besserm Fortgang führen zu können, mithin kein Mittel, den Ueberrest zu retten, vorhanden wäre, als den Frieden nach dem Stand, wie die Sachen liegen, oder dem ut si possidetis, wenn es möglich, zu schließen.“

2) von Moll: „Es ist ein Unglück hier, daß man eine Sache nicht glaubet, bis man sie siehet.“

in den Stand gesetzt zu werden, noch mehr zu thun, wenngleich die Schulden noch nicht bezahlt seien, welche England während des spanischen Erbfolgekriegs gemacht, um Oesterreich zu unterstützen; aber er fügte hinzu: die Nation werde nur dann zu Gunsten der nämlichen Familie ähnliche Anstrengungen machen, wenn sie sehe, daß ihr vornehmster Wunsch erreicht, das Gleichgewicht von Europa aufrechterhalten werde. Das sei aber unmöglich ohne Mitwirkug von Preußen. Mit stärkerem Nachdruck wiederholt er die Rathschläge, welche er schon früher ertheilt hatte: die Königin möge der Nothwendigkeit der Zeiten ein wenig nachgeben und diese Macht zu gewinnen suchen. Entschließe sie sich dazu nicht, so sei ihr Krieg hoffnungslos, verderblich, und sie werde den guten Willen von England nicht weiter für sich haben [1]).

Die Königin meinte noch immer, alles könne sich ändern, wenn nur Georg II, der nun einmal ihr bester Freund sei, bewaffnet im Felde erscheinen wollte, sie zu vertheidigen: er möge nur ein Wort mit dem Kurfürsten von Baiern sprechen; der sei vielleicht noch zu gewinnen. Eine sehr persönliche, sehr weibliche Auffassung der Sache. England wollte und mußte seinen Krieg mit Frankreich führen; es konnte nicht wünschen, daß sich dieses auf Preußen stütze, statt auf Baiern. Der Gesandte erklärte eine Abkunft mit Baiern für vollkommen unmöglich, die Auseinandersetzung mit Preußen für das einzige Rettungsmittel. Wenn sie es nicht ergreife, so werde, sagte er ihr eines Tages, die Gefahr immer mehr und weiter um sie her anschwellen, wie die Fluth der Donau da unten. Man sah unter dem Fenster, an welchem sie standen, den ausgetretenen Fluß weit und breit dahinwogen.

1) George II an Robinson, 21. Januar: You may strongly assure them that as by hearkening to the kings friendly admonitions and yelding a little to the necessity of the times, the will do the most agreable thing to H. M. and his people so the may surely rely upon it, that the english nation who distinguished them so eminently in the last war for the support of the house of Austria will be ready nothwithstanding the vast debts thereby contracted and remaining still in great part unpaid to exert themselves once more in the defense of the same family, whilst they see it connected with any hope of preserving all these other subjects which the have mostly at heart; whereas on the contrary if the hungarian court shall persist in their resolution of risking the whole rather than make any sacrifice towards gaining the king of Prussia whose concurrence in the common cause is so necessary towards the public as well as the Queens of Hungaria security the cannot and must not expect that such a hopeless unnatural and ruinous war will be entered into with chearfulness or carried on with the same degree of spirit and vigour.

Es war für die Königin die härteste Zumuthung, die ihr überhaupt geschehen konnte, mit dem Könige von Preußen in Unterhandlung zu treten, ihm Anerbietungen zu machen; aber so lagen nun die Dinge der Welt, daß es nicht mehr zu vermeiden stand; sie that es endlich, noch immer zögernd, zurückhaltend, wider Willen.

Zuerst meinte sie noch, durch eine Abtretung in den Niederlanden die preußischen Forderungen zu befriedigen. Selbst eine solche ward ihr sehr schwer. Als der Entwurf der Anerbietungen, die man machen wollte, ihr vorgelegt ward, bedeckte sie das Papier mit Correcturen, welche das innere Widerstreben ausdrückten, mit dem sie nachgab. Nach mancherlei Hin- und Widerrede kam es endlich zu folgenden Vorschlägen.

Dem Könige sollten als Aequivalent der Ansprüche, die er auf einige Herzogthümer in Schlesien mache, das österreichische Geldern und Limburg angeboten werden. Die Königin hatte selbst hiebei noch Scrupel, da ihr Vater immer verweigert hatte, auf Limburg Verzicht zu leisten, wodurch er sonst die jülichschen Irrungen hätte beilegen können; sie sagte dem englischen Gesandten, welcher die Unterhandlung persönlich führen wollte, sie hege zu seiner Geschicklichkeit das Vertrauen, daß er ihr diese Provinz retten werde. Außerdem erklärte sie sich bereit, zwei Millionen Thaler zu zahlen; doch müsse der König dagegen Schlesien augenblicklich verlassen. Sie versäumte nicht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß sie auf eine Entschädigung für den dort angerichteten Schaden Verzicht leiste, als hätte sich das Gegentheil nur noch denken lassen.

Mit diesen Vorschlägen machte sich Robinson am 31. Juli auf den Weg; am 7. August trug er sie, im Lager von Strehlen, dem Könige von Preußen vor.

Wie wir aber bemerkt haben, jener Hof und dieses Lager waren zwei verschiedene Welten. Niemand bekam dies wohl jemals mehr zu fühlen als Robinson.

Was dort mit der größten Mühe als das äußerste Zugeständniß durchgesetzt worden, brachte hier nicht den geringsten Eindruck hervor.

Als der König den entscheidenden Schritt that, sich mit Frankreich zu verbünden, war er auch entschlossen, Schlesien zu behaupten. Sollte er davon abstehen, ehe die unausbleiblichen Wirkungen seines Bundes und der Waffenerhebung von Frankreich sich nur entwickelt hatten?

Den Antrag, mit welchem Robinson zuerst hervortrat, Schlesien zu

räumen und sich dafür ein paar Millionen zahlen zu lassen, fand der König beleidigend, gleich als sei er ausgezogen, um Geld zu erbeuten; er sah darin einen neuen Beweis der Wegwerfung, mit welcher das Haus Oesterreich auf ihn blicke.

Robinson bot hierauf Geldern und, da der König darüber als über eine neue Armseligkeit eher noch heftiger ward, nach kurzem Zögern auch Limburg an. Er stellte vor, wie trefflich zu Handel und Gewerbe das Land gelegen sei, die Hauptstadt sich zu einer der ersten in Europa machen lasse, wie viel es schon jetzt einbringe, und wie viel mehr es unter besserer Verwaltung noch einbringen könne; es sei dann nichts leichter, als zur Erwerbung von Berg fortzuschreiten. Der König erinnerte an den Widerspruch, in welchen man durch eine solche Abkunft mit dem Barrièretractat gerathen würde; vornehmlich aber erklärte er, es sei nicht sein Sinn, sich nach jener Seite hin zu vergrößern. Was würde die Welt von ihm denken, wenn er Schlesien, das ihn mit offenen Armen empfangen, jetzt der Herrschsucht und Wuth der Papisten wieder preisgäbe, welche die Hinneigung, die das Volk ihm bewiesen, auf das grausamste an demselben rächen würden? Müsse er nicht erröthen vor seinen Vorfahren wie vor seinen Nachkommen, wenn er seine unzweifelhaften Rechte, die er jetzt mit den Waffen durchgesetzt, feigerweise wieder aufgebe? Robinson machte ihn aufmerksam, daß das europäische Gleichgewicht darüber umgestürzt werden könne. Er erwiederte, er habe mehrere Pflichten zu erfüllen; die vornehmste sei, die er als König von Preußen gegen sein Haus und gegen sein Land habe; er kenne keinen Fürsten, der das europäische Gleichgewicht auf seine Unkosten behaupten wolle. Robinson ließ dagegen das Wort fallen, daß Rußland und wohl auch England das Gleichgewicht aufrechtzuerhalten und Oesterreich zu unterstützen versucht sein könnten. „Herr", sagte Friedrich, indem er den Finger an seine Nase legte, „keine Drohungen! Der König von England ist mein Freund, und wäre er es nicht, so hat der Fürst von Anhalt ein Heer gegen ihn."

Früher war öfter von der Abtretung Glogau's die Rede gewesen. Obwohl nicht dazu ermächtigt, aber als ein letztes Mittel, den völligen Bruch zu vermeiden, kam Robinson darauf zurück; er fragte, ob der König sich zu begnügen gedenke, wenn außer jenen Landschaften ihm auch noch Glogau überlassen werde. Der König antwortete: da der Wiener Hof seine früheren Vorschläge verworfen, so sei er nicht mehr daran gebunden. Vor wenigen Jahren habe dieser Hof der spanischen Linie des Hauses Bourbon zwei Königreiche über-

lassen; seine Absicht gehe jetzt auf Niederschlesien mit Breslau, nichts mehr und nichs minder, das ihm von Rechtswegen zukomme; er habe es schon inne und wolle es behaupten; man solle sich nicht schmeicheln, daß er es je verlassen werde. „Ich will es haben, oder will darüber untergehen, ich und alle meine Truppen" [1]).

Man hatte Robinson gesagt, er werde einen Fürsten finden, der sein eigener General und sein eigenes geheimes Rathscollegium sei; er sah wohl, daß er durch keine Vorstellungen etwas ausrichten werde, und eilte unverweilt nach Presburg zurück, um bessere Vorschläge auszuwirken.

Hier war indeß die Nachricht von dem Ueberfall von Passau, dem Ausbruch des Krieges an der böhmischen Grenze, dem Vorrücken der Franzosen eingegangen; der Gesandte ward mit Schmerzen erwartet [2]); seine Nachrichten konnten nicht anders als einen peinvollen Eindruck hervorbringen.

Der Königin kostete es am wenigsten Mühe, sich zu fassen. Sie sagte, da sei nichts weiter zu thun; sie wenigstens könne und wolle nichts weiter thun: sie sei entschlossen, sich an Baiern zu wenden. Der Kurfürst ist wirklich durch seine Schwiegermutter, die verwittwete Kaiserin Amalie, aufgefordert worden, einen Vertrauten, mit dem man unterhandeln könne, an den Hof zu schicken. Ihm sind damals die österreichischen Niederlande in Aussicht gestellt, wenn er sich anheischig mache, Schlesien für Oesterreich zu retten; selbst der Verbindung des Besitzes mit dem Königstitel ist schon damals gedacht worden. So früh schon haben sich diese Gedanken erregt. Damals aber konnten sie

1) Ueber diese Zusammenkunft existiren drei gleich glaubwürdige Berichte: der eine in den Werken des Königs, der jedoch nur summarisch ist; der zweite in Robinsons Depeschen, zum großen Theil bei Raumer Frédéric II, S. 106; ein dritter, archivalischer, betitelt sich: Précis des propositions du Sr. Robinson faites au roi dans l'audience, qu'il eût de S. M. au camp de Strehlen le 7 août et la réponse, que le roi lui fit. Sie stimmen in der Hauptsache vollkommen überein; doch mag ein und das andere Wort so oder anders gesagt worden sein. Der Précis ist am vollständigsten, und ich erweitere ihn nur hier und da aus dem Robinsonschen Bericht. Die Nachricht des Königs ist nicht überall ganz wörtlich zu nehmen.

2) Schreiben des russischen Gesandten Lancinski: Nachdem er die »importante« Nachricht mitgetheilt hat, daß der baierische Krieg ausgebrochen ist, 5. August, sagt er: „Gott wolle, daß der Herr Robinson in seiner Negotiation reussiren möge!" Am Hofe sei man, fährt er bald darauf fort, dans une irrésolution et inactivité parfaite en attendant le retour ou du moins les nouvelles du ministre anglais Robinson.

keinerlei Eingang finden; denn eine Vereinbarung zwischen Oesterreich und Baiern konnte nicht ohne Frankreich geschehen. Ein solches Einverständniß aber konnte England nimmermehr zugeben und von England sich die Königin wieder nicht trennen. Ueberdies waren die Dinge schon in einem entgegengesetzten Gange begriffen. Robinson sagte der Königin, daß eine Unterhandlung nach dieser Seite in das Reich der Unmöglichkeit gehöre; ehe man ein paar Couriere wechsele, könne der König von Preußen vor den Thoren von Wien stehen. Auch möge sie sich nicht täuschen: Europa wolle keinen französisch gesinnten Kaiser und werde einen solchen nicht dulden, weder Europa noch das Reich [1]).

In diesem Sinne war jetzt das ganze Ministerium der Königin einmüthig. Bartenstein hatte das alte System der Verbindung mit Frankreich, welches er selbst gegründet, so lange festgehalten, als es irgend möglich war, in der That viel zu lange; als ihm endlich die Augen über seinen Irrthum aufgingen, in der Zeit, von der wir sprechen, trat er mit gleicher Entschiedenheit zu dem entgegengesetzten über; er hätte gefürchtet, daß er sonst schlechter persönlicher Motive geziehen werde [2]). Er bekannte jetzt, daß kein Mittel übrig bleibe, als die alte Allianz gegen Frankreich herzustellen, und da hiezu nach den oft wiederholten Erklärungen von England die Aussöhnung mit Preußen erforderlich war, so entschloß er sich, den Mitteln, die dazu in Vorschlag gebracht wurden, nicht ferner zu widersprechen.

Die vertraute Umgebung, welche die Königin bei einer anderen Meinung festzuhalten suchte, ward durch eine abschlägige Antwort des Kurfürsten von Baiern an Kaiserin Amalie endlich auch zum Schweigen gebracht. Man ging auf den Gedanken ein, einen Theil von Schlesien dem Könige von Preußen abzutreten, und es fragte sich nur, welcher dies sein sollte.

In der Conferenz zog Graf Sinzendorf eine Homannische Karte hervor, worin er mit einer Linie begrenzt hatte, was als jenes Niederschlesien, welches der König von Preußen fordere, betrachtet und ihm allenfalls abgetreten werden könne. Diese Linie ging von Greifen=

1) Der Großherzog erklärt ihm seine Beistimmung: mais la reine, said he, 'j'ai peur qu'elle n'y consentira jamais. Starhemberg sagt, er gehe nicht zu Hofe seeing his mistress in such bad hands, who or what the were he could not tell.

2) Robinson: He has no other refuge but in flying from one extremity to another, to avoid the worst of all imputations.

berg über Goldberg dergestalt nach der Oder, daß Liegnitz und Parchwitz österreichisch geblieben wären, und durchschnitt weiterhin Wohlau, welches getheilt werden sollte. Robinson bemerkte sogleich, daß damit nichts auszurichten sein werde; auf diese Weise werde nicht einmal ganz Jauer, sondern nur ein Theil von Liegnitz und Wohlau an Preußen kommen, von Breslau und Brieg, die der König ebenfalls fordere, gar nichts; man antwortete ihm, Oberschlesien begreife eigentlich das ganze rechte Ufer der Oder; durch die Zugeständnisse, die man auf dieser Seite mache, werde ergänzt, was an Niederschlesien noch fehle. Auf eine Gegenbemerkung Robinsons sagte man ihm, die Königin lasse sich vielleicht noch bewegen, ganz Wohlau zuzugestehen, aber durchaus nicht mehr; sie sei eben so entschlossen als der König von Preußen; solle ihr Haus einmal zu Grunde gerichtet werden, so liege nichts daran, ob es durch Baiern oder durch Preußen geschehe.

Wie seltsam aber ging es diesem Diplomaten! Am Wiener Hofe arbeitete er mit einem Eifer, der gar nicht größer hätte sein können, für ein Abkommen mit Preußen, für die Abtretung ansehnlicher Provinzen an diese Macht. Wenn er dann bei Friedrich II erschien, nahm er eine solche Haltung an, daß es dem Könige vorkam, als habe er einen Enthusiasten für Oesterreich, einen der eifrigsten Verfechter der Interessen der Königin von Ungarn vor sich. Die Sache ist: Robinson, der vor allem den eigenen englischen Gesichtspunkt, die beiden deutschen Mächte zu vereinigen, festhielt, glaubte zugleich die Dienste, welche England der einen durch seine Subsidien, der anderen durch die Beförderung ihrer Ansprüche leiste, geltend machen zu dürfen. Er ward mit seinen Vorschlägen dringend bis zum Unbequemen. Wenn man ihm das in Wien durchgehen ließ, so war Friedrich II nicht gesonnen, es zu gestatten. Robinson brachte ihm Anträge mit, die kurz zuvor sehr erwünscht gewesen wären, zu denen es ohne sein Zuthun wahrscheinlich nicht gekommen wäre: der König, sonst für jedermann zugänglich, vermied, ihn auch nur zu sehen.

Freilich enthielten diese Anträge, wie ihm Podewils hinterbrachte, der mit Robinson unterhandelte und seine Karte zu Gesicht bekam, schon in territorialer Beziehung noch lange nicht, was er nunmehr verlangte; überdies machte die Königin eine Gegenforderung, welche er auf keine Weise annehmen konnte. Gleich als stehe noch alles wie bei dem ersten Vorrücken der Preußen in Schlesien, sprach sie das Begehren aus, daß er mit ihr gemeinschaftliche Sache machen und ihr unverzüglich mit 10000 Mann gegen Frankreich zu Hülfe kommen sollte.

Der König antwortete, er würde den Glanz seines Namens verdunkeln, wenn er auf diese Weise von dem schwarzen Feld auf das weiße übergehen wollte. Das Haus Oesterreich habe ihn bisher mit Wegwerfung behandelt; solle er ihm dafür den Dorn aus der Seite ziehen und den in seine eigene Seite stecken? Nimmermehr!

Robinson ließ ihm vorschlagen, auf der Karte selber die Grenzen zu bezeichnen, die er haben wolle; er mache sich anheischig, binnen acht Tagen eine entscheidende Resolution darüber von Wien beizubringen. Der König aber wies alles von sich. Die Anwesenheit Robinsons war ihm schon persönlich, überdies aber auch deswegen zuwider, weil sie seine Verbündeten argwöhnisch machen konnte. Als Podewils demselben seine Antwort einhändigte, ersuchte er ihn zugleich, nicht über 24 Stunden länger in Breslau zu bleiben. Genau, als diese abgelaufen, am 2. September um 11 Uhr, trat Robinson seine Rückreise an.

Von einer ganz anderen Seite her sollte dem Könige der Antrieb kommen, auf die Anerbietungen von Oesterreich doch noch einzugehen; er erwuchs ihm aus dem Gange der Dinge, zu dem er selber beigetragen hatte.

Man hatte damals an verschiedenen Orten überlegt, was daraus werden solle, wenn es kein mächtiges Oesterreich mehr gebe, ob es möglich sein werde, eine andere Macht an dessen Stelle an die Spitze des Reiches zu stellen, um gegen die Uebergriffe von Frankreich die Wage zu halten.

Der König von England dachte oft, daß Sachsen eine solche Macht bilden könne. Alle seine Eröffnungen an August III und dessen Minister beruhen darauf, daß dem Wiener Hofe nicht zu rathen und also auch nicht zu helfen sei; er sprach sich nicht ganz dagegen aus, daß Sachsen seine Erbansprüche auch mit Gewalt der Waffen verfechte, wenn es sich darum nur nicht an Frankreich schließe; England hoffe an dem Könige von Polen die Stütze wiederzugewinnen, die es an Oesterreich verliere; durch dessen Persönlichkeit und Ansehen im Reiche werde die Hoffnung erweckt, daß er das System von Europa, wenn er zur kaiserlichen Krone gelange, auf sicherer Grundlage feststellen werde.

Am preußischen Hofe erwartete man dasselbe von der baierischen Macht. Wenn die Engländer Befürchtungen wegen der französischen Gesinnung des Kurfürsten von Baiern kundgaben, brachte man hier in Erinnerung, daß auch der letzte Habsburger sich die letzten fünf Jahre hindurch ganz an die französische Politik angeschlossen; für

einen ehrgeizigen und geistreichen Mann, wie Karl Albert ohne Frage sei, bedürfe es vielleicht nur Eines Jahres, um sich von Frankreich wieder loszuwinden.

Eben darum wünschte und forderte Friedrich, daß die Sache so rasch wie möglich zu Ende gebracht würde, wozu ein unverzüglicher Angriff auf Wien, dessen Wirkung er von der anderen Seite her unterstützen könne, als das unfehlbare Mittel erschien. Dann wäre Friede gemacht, das französische Heer wieder entfernt worden; man hätte sich in Deutschland unter sich einrichten können.

Es war doch sehr auffallend, daß die lebendigen, kecken Franzosen sich dazu nicht bringen ließen, die Gelegenheit nicht ergriffen, Oesterreich durch einen entscheidenden Schlag vollkommen zu Boden zu werfen.

Fragen wir nach dem Grunde, so hat ihn Friedrich gleich damals herausgefühlt, Karl Albert ein wenig später ihn ebenfalls erkannt. Valori erzählt Folgendes:

General Schmettau habe auch bei dem Marquis von Beauvau, der während des Kriegszuges den Kurfürsten von Baiern als französischer Bevollmächtigter begleitete, alles angewandt, um ihn zu dem Unternehmen gegen Wien zu überreden. Endlich habe dieser die Ausführbarkeit desselben, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens, die es für sich habe, nicht mehr leugnen können; da sei ihm das Wort entfallen: „aber dann wird dieser Mann — der Kurfürst von Baiern — uns nicht mehr brauchen, und das wäre gegen unseren Vortheil“ [1]).

Die Franzosen hatten die Erbansprüche des Hauses Wittelsbach anerkannt; aber in ihrem ganzen Umfange geltend machen wollten sie dieselben nicht; so entschieden glaubten sie weder an die Gültigkeit derselben noch an das Erbrecht selber; sie wolten den Kurfürsten zum Kaiser machen; aber einen mächtigen, auf eigener Kraft beruhenden deutschen Kaiser wollten sie nicht erschaffen: er hätte ihr Gegner werden können.

Der alte Cardinal dachte die Bewegung des Krieges zu leiten wie die Unterhandlungen des Friedens, die Dinge zu dem vorbestimmten Ziele zu führen, zu keinem anderen: der Kurfürst von Baiern sollte vergrößert werden; aber ein neues Oesterreich sollte er nicht gründen; Wittelsbach sollte politisch nicht an die Stelle von Habsburg treten.

1) Il échappa au Marquis de Beauvau de dire: mais quand nous aurons pris Vienne, cet homme, parlant de l'Electeur de Bavière, n'aura plus besoin de nous, et ce n'est pas le notre compte. (Valori, Depesche vom 8. Januar 1745.)

In dem preußischen Lager bildete sich die Meinung aus, als sei es den Franzosen lieber, drei oder vier mittelmäßige Mächte zu errichten, von denen die eine der anderen entgegengesetzt werden könne, als eine oder zwei, die, auf eigener Kraft beruhend, dann auch einmal fähig sein würden, ihnen selbst die Spitze zu bieten. Nach Friedrichs Behauptung, die durch alle Einleitungen, die sie trafen, gerechtfertigt wird, sollten deren vier sein: Ungarn mit den inneröſterreichischen Landschaften, Baiern mit Böhmen, Oberösterreich und den Vorlanden, Sachsen mit Mähren und Oberschlesien, Preußen mit Niederschlesien.

Schon der Gedanke, gleichmäßige Nachbarn neben sich zu sehen, die mit ihnen nothwendig werdende Unterhandlung über eine vorläufige Abgrenzung der neuen Gebiete berührten den König von Preußen unangenehm. Es ist wahr, von der Königin von Ungarn hatte er nur Niederschlesien und Breslau gefordert, nur dies sich garantiren lassen; aber wenn man dann einmal neue Staaten schuf oder neue politische Zusammenstellungen versuchte, so war er den erst in Besitz zu Setzenden gegenüber nicht damit zufrieden. Er nahm dann Glatz und einen weiteren Umkreis um Neisse her, als den man ihm zugetheilt hatte, in Anspruch. Es schien ihm billig, daß diejenigen, denen er helfen sollte Königreiche erobern, etwas mehr gewährten, als die Königin, die einen alten Besitz aufgegeben hatte. Seine Forderungen kamen den übrigen sehr unerwartet; durch ihre verweigernden Antworten ward er hinwieder verstimmt. Daß Oberschlesien an Sachsen gelangen sollte, war ihm an sich unerwünscht; er zeigte sich ungeduldig, daß es über den kleinen Bezirk von Neisse nicht nachgeben wollte.

Eine wirkliche Gefahr aber lag darin, daß diese Staaten nun unter den Einfluß von Frankreich gerathen mußten, welches ihre Macht begründete. Diesem wäre ein unermeßliches Ansehen in Deutschland zu Theil geworden. König Friedrich, dem immer die Geschichte der alten Welt vorschwebte, glaubte vorauszusehen, daß die Franzosen über die benachbarten Könige, deren Eifersucht unvermeidlich war, eine Art von oberherrlichem Schiedsrichteramt ausüben würden, wie die Römer einst zwischen den Königen von Bithynien und Pergamus [1]).

Er seinerseits hatte Beweise, daß er sich von ihnen keine Vorliebe noch Begünstigung versprechen durfte.

1) Auch Karl Albert sagte später: Les Français ont voulu ménager la chèvre et le chou: ne voulant, que je m'empare de Vienne, ils ont eu leur raisons, pour détruire les uns par les autres et faire le partage de lion.

Auch in Depeschen, die er nicht kannte, erscheinen Warnungen des französischen Ministeriums, diesem ohnehin zu starken Fürsten nicht noch Vorschub zu neuen Vergrößerungen zu leisten.

Und schon streckte Frankreich auch nach einer anderen Seite von Deutschland seine Hand aus. Es wollte die Armee, die sich am Niederrhein aufgestellt, die Winterquartiere in Hannover nehmen lassen und lud den König ein, von der Elbe her mit der seinen das nämliche zu thun. Friedrich sah in dem Vorschlage nur die Absicht, ihn in Feindseligkeiten mit dem Könige von England zu verwickeln, der doch die Neutralität für Hannover anbot, und überhaupt den Krieg nach Norddeutschland zu spielen. Was gehe, sagt Podewils, der Krieg zwischen England und Frankreich das hannoverische Land an? Die englische Nation habe ihren König zum Kriege gleichsam gezwungen; gegen diese möge ihn Frankreich ausfechten. Auf keinen Fall dürfe sich Preußen einen mächtigen neuen Feind machen, solange es das Haus Oesterreich noch gegen sich habe. Würden die Franzosen Hannover und dann auch, was unvermeidlich, Westfalen überfluthen, so sei man vollkommen in ihrer Gewalt.

Man erkennt hierin die in dem brandenburgischen Hause gleichsam erblich überlieferten Maximen. So hatte der große Kurfürst, wiewohl von Oesterreich tief beleidigt, doch auch allezeit Sorge dafür getragen, daß nicht etwa Frankreich zum Meister im Reiche werde. Es war die Politik, die zu dem ersten Verständniß Brandenburgs mit Hannover und zu dem zwanzigjährigen Waffenstillstande führte. So hatte Friedrich Wilhelm I den Bund mit England und Frankreich abgelehnt, weil diese es darauf abgesehen zu haben schienen, Oesterreich zu stürzen und fremden Mächten die Herrschaft in Deutschland zu verschaffen. Das Haus Oesterreich zu stürzen, konnte niemals die Politik von Brandenburg sein. Auch das Ziel Friedrichs war es nicht. Seine Absicht ging lediglich dahin, das Recht seines Hauses, welches er für unbestreitbar hielt, gegen Oesterreich zur Geltung zu bringen. Wohl hätte der Wiener Hof durch Erwägungen der allgemeinen Lage von vornherein bewogen werden sollen, den brandenburgischen Forderungen gerecht zu werden; denn es wäre für ihn selbst das Rathsamste gewesen; aber so weit haben politische Erwägungen wohl nie gewirkt. Da es auch damals nicht geschah, so mußte die Sache mit Gewalt der Waffen durchgesetzt werden. Wohl konnten dann die aus dem Krieg entsprungenen Verwickelungen den König dahin führen, Baiern groß und selbständig zu machen, niemals aber dahin, der Krone Frankreich eine vorwaltende Autorität in Deutschland zu verschaffen. Es waren die Grundmaximen

Brandenburgs, die jetzt unter den vorliegenden besonderen Umständen bei Friedrich zur Erscheinung kommen. Sein Ziel war nicht etwa, Oesterreich zu Grunde zu richten, sondern Brandenburg neben ihm zu einer selbständigen Macht zu erheben. In diesem Augenblick zeigte sich die Hoffnung, was durch Erwägung nicht zu erlangen gewesen war, durch die Entwickelung der Gefahr zu erreichen, und zwar in dem Umfange, welchen die allgemeine Lage an die Hand gab.

König Friedrich war im Kriege mit Oesterreich, mißvergnügt mit Recht oder mit Unrecht über Hannover; aber ein so schlechter Deutscher war er nicht, um das eine oder das andere den Franzosen aufopfern zu wollen, zumal er selber ihre Uebermacht zunächst zu fühlen bekommen hätte. „Wie unverzeihlich," ruft er aus, „wäre es gewesen, das Joch von Oesterreich zu brechen und sich dafür französische Ketten zu schmieden" !

Indem dies in dem Könige vorging, die innere Verbindung mit den Mächten, denen er die Spitze bot, ihm ins Bewußtsein kam, drang endlich auch am Hofe der Königin von Ungarn die Ueberzeugung durch, daß sie kein Heil zu hoffen habe, als wenn sie auf die preußischen Forderungen eingehe.

In der ersten Conferenz, die nach Robinsons Rückkehr gehalten ward und an welcher die Königin selbst Antheil nahm, kam es auf den Bericht, den der Gesandte ehrlich, wie er sagt, freimüthig und ausführlich erstattete, zu dem Beschluß, Niederschlesien bis an die Neisse sammt Breslau dem Könige zu überlassen. Noch hegte man jedoch die Hoffnung, daß der König durch dieses große Zugeständniß bewogen werden könne, der Königin mit seinem Heere zu Hülfe zu kommen.

Durch Lord Hyndford, der sich jetzt zu dem Marschall Neipperg begeben hatte und von hier aus mit dem Adjutanten des Königs, Oberst Golz, unterhandelte, ward dieser Antrag an Friedrich gebracht; der verwarf ihn, wie man denken kann, aufs neue. Sollte er aber in der That alle Annäherung auch jetzt noch ablehnen? Sollte er das einzige Heer, welches sich den Plänen der Franzosen entgegensetzen konnte, hier am Ort festhalten und Oesterreich, das nur wenige andere Truppen besaß, zu Grunde gehen lassen? So vollkommen zurückweisend waren doch die Antworten, die Hyndford aus dem preußischen Lager mittheilte, bei weitem nicht mehr wie früher. Sie enthielten besonders, daß der König von Preußen die Festung Neisse jenseit des gleichnamigen Flusses fordere, von sich selbst aber nichts als Neutralität versprechen könne.

Von Wien aus hatte man noch einige Versuche bei den Franzosen gemacht. Ein Mitglied der Staatskanzlei hatte sich an Belleisle

in Frankfurt gewendet, der König von Portugal seine Vermittelung in Versailles angeboten, ein Cardinal der römischen Kirche das Mitleid Fleury's mit der bedrängten Königin zu erwecken gesucht, — alles ohne Erfolg. Man hatte nur die Wahl zwischen einer Fortsetzung des Kampfes mit beiden Feinden, in welchem man dann gewiß unterliege, und einer vorläufigen Abkunft mit dem gefährlichsten unter ihnen [1]). Man zog in Betracht, daß alles darauf ankomme, dem Marschall Neipperg freie Hand zu verschaffen: dann könne man wieder aufathmen; wenn man wenigstens nicht vor dem Winter zu Grunde gerichtet werde, dann könne man sich nach der Hand wieder erheben. Aus dieser Rücksicht war es, daß die Königin endlich in der Mitte Septembers sich bereit erklärte, Niederschlesien und Breslau an den König von Preußen aufzugeben, ohne etwas anderes von ihm zu fordern als Frieden und Freundschaft.

König Friedrich, der von dem Gange dieser Berathungen am Hofe keine Ahnung, geschweige eine glaubwürdige Nachricht empfing, der seit den ersten Erfahrungen Gotters und Borcke's in jeder Annäherung nur immer den Versuch sah, ihn zu täuschen, konnte sich auch jetzt nicht entschließen, an den ernsten Willen der Königin zu glauben. Er hätte es für einen unverzeihlichen Fehler gehalten, seine kriegerischen Bewegungen darum einen Augenblick zu unterbrechen. Am 26. September vollzog er den so lange beabsichtigten Uebergang über die Neisse, nicht ohne die größte Vorsicht; die Armee brach bei Nacht auf, und die Wachposten mußten auch nachher noch eine Weile besetzt bleiben; auf drei Schiffbrücken in der Gegend von Sonnenburg ging er über und bewegte sich dann die Neisse aufwärts, über Haiden und Brüche, gegen Oppersdorf, nicht ohne die Meinung, das feindliche Lager im Rücken zu bedrohen, während er zugleich Oppeln besetzen und daselbst Magazine anlegen ließ. Noch einmal kam ihm Neipperg bei Oppersdorf zuvor, worauf sich die Preußen nach Friedland, die Oesterreicher nach Steinau wandten [2]). Zwischen den Husaren gab es unaufhörlichen Lärmen.

1) Obgleich es ihnen schwer wurde: Satisfying the king of Prussia first for nothing in return, and all the rest afterwards according to their respective pretentions. — Doch, wenn Wien sich hält und Ungarn rüstet, Neipperg's having his hand free this court may breath a little and if not ruined before the winter, find one ressource or other during the following 5 or 6 months.

2) Es ist wohl nur ein Versehen beim Schreiben, wenn es in der Histoire de mon temps heißt II, 90: le roi se tourna par Friedland et se campa à Steinau. In der ursprünglichen Abfassung heißt es: Neipperg sur-

Hier nun, in dem Lager von Friedland, erhielt er neue Nachrichten von Hyndford: die Königin habe sich endlich entschlossen, auch Neisse, das sie bisher noch immer zurückhalten wollte, aufzugeben; dagegen werde von dem Könige nichts als eine mündliche Zusicherung gefordert, daß er die Königin nicht weiter angreifen wolle. Daß die Bewegung Friedrichs zu diesem Entschluß beigetragen hatte, leidet keinen Zweifel. Den Tag nach dem Uebergang hatte der Courier Neippergs Neisse verlassen; in der Nacht vom 4. bis 5. October kam er dahin zurück; er ist in Presburg gewesen, als gerade sehr schlimme Berichte von der die Hauptstadt Wien bedrohenden Gefahr einliefen. Neipperg, der schon einmal mit Golz in dem Garten der Capuziner bei Neisse zusammengekommen war, wünschte nichts mehr, als nun auch den König selber zu sprechen: denn in einer Viertelstunde komme man durch mündliche Erklärungen weiter, als schriftlich in einer Woche.

Aus den wenigen undatirten und, da sich die Absichten oft modificirten, nicht recht verständlichen Ueberresten der damals gewechselten Briefe und Billets ergiebt sich, daß sowohl Golz als Eichel eine Vereinbarung dringend wünschten. Podewils war entfernt und nicht in das Geheimniß gezogen.

Dem Könige flößte der Antrag, der ihm geschah, noch immer nichts weniger als Zutrauen ein. Die Vorschläge waren allerdings so vortheilhaft und trafen mit dem Bedürfniß des Augenblicks so vollkommen zusammen, daß er sie nicht von sich weisen mochte; wie aber, wenn die Annahme derselben seinen Verbündeten bekannt wurde? Mußte er nicht die widerwärtigsten Zerwürfnisse, eine völlige Isolirung fürchten? Er nahm die Zusammenkunft an, die in einem Starhembergischen Schloß in der Mitte der beiden Heere, zu Kleinschnellendorf, stattfinden sollte; aber je mehr er nachdachte, desto mehr schien ihm, als gehe die Absicht der Oesterreicher nur dahin, durch die Bekanntmachung der zu schließenden Convention den Bund zu zersprengen, der ihnen so gefährlich war. Es kam ihm unglaublich vor, daß sie sich ganz ehrlicherweise auf eine mündliche Erklärung allein, ohne ein geschriebenes Wort von ihm oder von einem seiner Minister zu haben, zu einer Abtretung von diesem Umfange verstehen würden. Es darauf zu wagen, sich allen den nachtheiligen Folgen, die hieraus entspringen konnten, auszusetzen, war er nicht gesonnen. Wenn er Oesterreich der Uebermacht der Franzosen nicht zu überlassen dachte, so wollte er sich

pris de cette manoeuvre se campa à Oppersdorf; je me portois sur Friedland, et les Autrichiens marchoient sur Steinau.

doch deshalb mit diesen und ihren Verbündeten nicht entzweien. Begierig, den Dienst, welchen er dem ersten zu erweisen in Begriff war, sich durch ein Zugeständniß erwiedern zu lassen, und doch vorsichtig, ja mißtrauisch bis in die innerste Seele — man sieht gleichsam seine Augen rollen —, beschloß er, das Geheimniß zu wesentlicher Bedingung zu machen [1]). Wie aber, wenn es gebrochen ward? Wir können ihn hier, wie es der Historie zukommt, ohne Billigung noch Mißbilligung, aber mit Gewißheit, in die geheimste Werkstätte seiner Gedanken begleiten. Den natürlichen Gang der Dinge, die Gewohnheit des Wiener Hofes erwägend, hielt er die Beobachtung dieser Bedingung nicht für wahrscheinlich; aber das hinderte ihn nicht, auf die Verabredung einzugehen; er überlegte, daß er alsdann von jeder Verpflichtung frei sein werde.

In diesen Gedanken, dieser Voraussicht ritt er am 9. October 1741, nur von Golz begleitet, nach Kleinschnellendorf, wo sich Hyndford, Neipperg und Lentulus zur bestimmten Stunde eingefunden.

Man setzte hier fest, daß Neisse durch eine Scheinbelagerung dem Könige überliefert werden, dieser dagegen nicht weiter offensiv gegen die Königin und ihre Verbündeten verfahren solle; auch in diesem Jahre hoffe man einen Definitivtractat zu Stande zu bringen; Neipperg erklärte im Namen seiner Königin, daß sie keine Schwierigkeit machen werde, in diesem Tractat das gesammte Niederschlesien, auf der einen Seite bis zur Neisse, die Stadt dieses Namens eingeschlossen, auf der anderen bis an die Grenzen des Herzogthums Oppeln, abzutreten, mit vollkommener Souveränetät und Unabhängigkeit [2]), wogegen der König zusagte, niemals mehr von ihr zu verlangen.

Hyndford führte das Protokoll; er hat es allein unterzeichnet und besiegelt.

1) Hist. de mon temps, ch. III, 91, von Bernhorst und anderen Gegnern oftmals angefochten. Noch unbefangener erzählt die erste Redaction das Nämliche: J'avois lieu de me défier de la cour de Vienne dont la façon de penser m'était connue; je crus donc agir prudemment en exigeant des Autrichiens un secret inviolable sur ce que nous allions convenir ensemble prévoyant qu'ils ne le garderoient pas et qu'ils répanderoient partout le bruit de cette convention pour semer la méfiance entre les alliés, ce qui m'autoriseroit de mon côté de rompre cet accord verbal.

2) Art 8: Le M[l] de Neipperg a déclaré, au nom de S. M. la reine de Hongrie et de Bohême, que S. M. Hongroise cédera sans aucune difficulté à S. M. le roi de Prusse par le traité à faire vers la fin du moins de Décembre prochain toute la basse Silésie etc.

Der König forderte vor allem, sowohl für die gegenwärtigen als die noch folgenden Unterhandlungen, das tiefste Geheimniß; verletze man dies, so könne er der Königin keinen Dienst mehr leisten, und er erkläre, daß er alsdann an diesen Vertrag nicht gebunden sein, ja daß er ihn ableugnen wolle. Der letzte Artikel des Protokolls setzt dies unverbrüchliche Geheimniß ausdrücklich fest; Hyndford, Lentulus und Neipperg machten sich bei ihrem Ehrenwort dazu anheischig.

Bei der Unterredung hat man nicht so sehr die einzelnen Punkte erörtert als die allgemeine Lage der Dinge. Dem Könige war es sehr angenehm, die persönliche Bekanntschaft Neippergs zu machen, der ihm große Achtung abgewonnen hatte. Er sprach mit ihm viel von dem letzten Feldzuge und hat manches von dem, was ihm der Marschall sagte, in seine Denkwürdigkeiten aufgenommen.

Betrachten wir die Verabredung von Kleinschnellendorf nur in dem Lichte des Augenblicks, so war ihr wesentlicher Inhalt, daß der König Neisse besetzen und seine Winterquartiere in Oberschlesien sowie in Böhmen nehmen, dagegen Neipperg mit seiner Armee, unaufgehalten und unverfolgt, sich über das Gebirge nach Mähren begeben durfte.

Wenn man bedenkt, daß der König Niederschlesien schon innehatte, wie er denn gleich darauf die Erblandeshuldigung in Breslau ohne Widerrede annahm, daß er nur eben noch Neisse gewann, Neipperg aber das österreichische Kriegsheer zum Widerstande gegen die Franzosen fähig machte, so leuchtet ein, daß der militärische Vortheil auf österreichischer Seite wenigstens nicht geringer war, als auf der preußischen.

Das aber könnte Niemand sagen, daß damit ein haltbares Einverständniß zu Stande gebracht worden sei.

Die große Frage, wie man sich zu beiden Seiten die Entscheidung der Erbfolgesache überhaupt denke, war noch gar nicht berührt. Wenn Friedrich Oesterreich nicht unter die Macht von Frankreich wollte gerathen lassen, so hatte er damit noch nicht zugesagt, gegen Baiern oder gegen Sachsen Partei zu ergreifen. Die Verzichtleistung auf Niederschlesien selbst war noch auf keine bindende Weise ausgesprochen; sie war nur für den Friedensvertrag verheißen, den man gegen Ende des Jahres zu Stande zu bringen hoffe. Zu diesem aber kam es nicht. Oberst Golz forderte den Lord Hyndford dringend auf, an denselben Hand anzulegen; man solle nicht etwa die letzten Tage des Jahres erwarten, um den Frieden zu Stande zu bringen; lieber heute als morgen müsse man ihn abschließen; das Wort für die Königin

sei: entweder jetzt oder niemals. Allein die Vollmachten Hyndfords reichten nicht weit genug, um mit dem erforderlichen Nachdrucke die Unterhandlung wiederaufzunehmen. Auch war von österreichischer Seite Niemand da, um sie zu führen. Von Neipperg wissen wir, daß er persönlich sehr geneigt gewesen wäre und nur noch die ferneren Forderungen zu vernehmen wünschte, die der König für den Frieden aufzustellen gedenke; allein sein Rückzug nach Mähren entfernte ihn jeden Tag weiter; er erklärte endlich, er sei nicht länger im Stande, die Verhandlung zu führen, auch Lentulus nicht; er nannte eben so wenig einen anderen, der sie hätte übernehmen können.

Wir wollen nicht behaupten, daß der König seinerseits so recht entschlossen gewesen wäre, den Frieden zu Stande zu bringen. Die allgemeine Bewegung der Dinge war noch zu heftig, die große Entscheidung zu fern und zu zweifelhaft, als daß er eifrig an einer definitiven Abkunft hätte arbeiten mögen.

Dazu kam aber, daß die Bedingung des Geheimnisses, welche er als eine der wesentlichsten festgesetzt hatte, keinen Augenblick gehalten ward. Noch im October ging eine sehr bestimmte Nachricht über die Verabredung dem österreichischen Gesandten in Dresden zu, der dann damit nicht geheimhielt. Obwohl Friedrich dies vorausgesehen hatte, geschah es ihm doch fast zu bald und zu rücksichtslos; er ließ eine große Entrüstung blicken. In welche Lage wäre er gerathen, bei einem so wenig gesicherten Verhältniß zu Oesterreich, wenn Frankreich darüber mit ihm gebrochen hätte!

Die Kleinschnellendorfer Abrede kann als ein, soll man sagen, glücklich gefundener oder mehr in dem Conflict der Dinge hervorgetriebener, erster Moment des Einverständnisses betrachtet werden, der aber weder auf der einen, noch auf der anderen Seite mit ernstlichem Eifer ergriffen und ausgebildet wurde und flüchtig vorüberging.

Fürs erste gewährte sie dem Könige den Vortheil, daß sich seine Armee nach einem so langen Feldzuge in den Winterquartieren erholen konnte; sonst aber war noch an keine Ruhe zu denken.

Neuntes Buch.

Definitive Erwerbung und neue Einrichtung von Schlesien.

Wollte man die Ereignisse in die Elemente zerlegen, die ihren Erfolg hervorgebracht haben, so müßte man die Eroberung von Schlesien allerdings zunächst der Kriegsbereitschaft und Waffenübung des preußischen Heeres und der religiösen Stimmung des größten Theiles der Einwohner zuschreiben. Wenn sich anderen Invasionen provinzieller Widerstand entgegengesetzt hatte, so erschien ein solcher hier entweder gar nicht oder doch in unkräftigen Regungen.

Von unendlicher Wirksamkeit waren nun aber außerdem die großen Verhältnisse des europäischen Staatensystems.

Bei den ersten Berathungen von Rheinsberg hatten Podewils und Schwerin zwei Wege bezeichnet, zwischen denen man wählen könnte: die Erneuerung der alten Allianz und die Verbindung mit Frankreich.

Wie ganz anders wäre alles geworden, wenn man, unter welchen näheren Bestimmungen auch immer, auf dem ersten Wege hätte zum Ziele gelangen können; aber wir haben ausgeführt, daß es damit vollkommen mißlang, daß am Wiener Hofe die Entrüstung über die erlittene Invasion, der Wunsch, sich zu vertheidigen, von dem man sagen muß, daß er zugleich eine Pflicht war, alle anderen Rücksichten überwogen, Anfangs selbst die Unterhandlung, dann wenigstens jedes Zugeständniß unmöglich machten, — daß ferner die Mitglieder der alten Allianz, wiewohl sie der Königin von Ungarn nicht mit allen ihren Kräften zu Hülfe kamen, dennoch ihren moralischen Beistand ihr liehen; ihre zweideutige Vermittelung konnte keinen Erfolg haben.

Das leuchtet ein: Friedrich hätte nie etwas erreicht, hätte nicht Frankreich zu den Waffen gegriffen. Es steht dahin, wie viel dies ausgerichtet hätte, wenn Preußen nicht schon im Felde stand. Die Verbindung von beiden zeigte sich unwiderstehlich. Erst die ernste Besorgniß für das Bestehen des europäischen Systems, die daher ent-

sprang, veranlaßte England, seinen Einfluß mit vollem Eifer zu verwenden; erst die von allen Seiten herandringende Gefahr — denn früher hatte man sich die Augen dagegen verschlossen — konnte die Königin vermögen, die Zugeständnisse zu machen, welche man von ihr forderte, und, so peinlich es ihr auch noch immer war, das in Schlesien geschehene Ereigniß wenigstens vorläufig anzuerkennen.

Und nun könnte es scheinen, als ob das Interesse von Preußen gewesen wäre, den zweiten der angegebenen Wege einzuhalten, sich an Frankreich, dessen Schilderhebung ihm so wesentlich zu statten gekommen war, ferner anzuschließen; auch dann hätte es wenigstens einen festen Rückhalt hinter sich gehabt.

Aber die Wahrheit einer politischen Stellung tritt erst in der Entwickelung der Begebenheiten an den Tag. Wenn der eine jener beiden Wege nicht zum Ziele brachte, so hätte der andere, ohne weiteres verfolgt, in das offene Verderben geführt, wie man im Haag sagte, der König von Preußen dürfe sich vermöge seines Bundes die Gnade des Polyphem versprechen, der letzte zu sein, der verschlungen werde.

Nur darum hatte sich Friedrich so lange gesträubt, in den Bund mit Frankreich zu treten, weil er wohl wußte, daß die Ueberlegenheit dieser Macht ihm selber die größte Gefahr bereite. Denn auf Worte und Versprechungen, wie gut sie auch lauten, viel zu geben, ist in den Stürmen der Weltbewegung unmöglich; die großen Gewalten treiben sich durch ihren eigenen Impuls so weit fort, bis sie Widerstand finden. Es ist in einem anderen Zustande der Welt eine Zeit gekommen, wo man dies vergaß und furchtbar dafür gebüßt hat. Friedrich war am wenigsten der Mann, guten Zusicherungen Vertrauen zu schenken. Wenn er sich mit Frankreich verbündete, so geschah es nur, weil es nun einmal nicht anders sein konnte; sobald aber diese Macht zu dem Versuche schritt, sich eine Ueberlegenheit auf immer in Deutschland zu verschaffen, war er der erste, der sich dem widersetzte. Er hielt sich für vollkommen berechtigt dazu. Er war in ein Defensivbündniß mit Frankreich getreten und hatte den Kurfürsten von Baiern zum Kaiser zu erheben versprochen, niemals aber sich verpflichtet, die für die allgemeine Freiheit gefährlichen Anschläge des Hofes von Versailles zu vollziehen.

Darin eben, daß er sich von den Alliirten des alten Bundes losgesagt hatte und nun auch nicht mit Frankreich gehen konnte, lag die Verwickelung seines Lebens.

Von jenen beiden Wegen, die einst zur Behauptung von Nieder-

schlesien vorgeschlagen waren, konnte er weder den einen noch den anderen beschreiten: er mußte einen dritten sich selber bahnen.

Fragen wir aber, welches nun seine Politik sein konnte, so ist die Summe: er mußte sich eine Selbständigkeit erwerben, die von keiner der beiden Mächte mehr anzutasten war.

Ein Schritt ruft den anderen hervor: bei dem Erbrecht, welches er mit Gewalt der Waffen bei einer günstigen Verflechtung der Angelegenheiten geltend gemacht hatte, konnte er nicht stehen bleiben. Wenn seine Absicht Anfangs nur auf Niederschlesien gegangen war, so leuchtet ein, daß dies Land allein, wer auch immer Meister der Gebirge bleiben mochte, die es beherrschen, sich nicht behaupten ließ. Es war ein Gedanke, voll von dynastischem und politischem Ehrgeiz, die neue Erwerbung so zu verstärken, daß sie von Niemandem zweifelhaft gemacht werden könne; aber es lag auch eine Nothwendigkeit darin. Entweder mußte Friedrich sich gefaßt machen, in die alte Beschränkung zurückgetrieben zu werden, oder eine Selbständigkeit erkämpfen, durch die er Allem gewachsen war und zwischen den beiden großen continentalen Mächten das Gleichgewicht zu halten vermochte.

Aufgaben, die mit einem Worte ausgesprochen werden, von denen aber ins Auge springt, wie unendlich schwer es war, sie zu erfüllen.

Friedrich war den beiden, im großen Kampfe begriffenen Mächten zugleich verbündet und entgegengesetzt. Seine Verbindung konnte in jedem Augenblick in Gegensatz, seine Feindschaft aber bei jeder wesentlichen Veränderung in Freundschaft übergehen.

Auch darin hat die spätere Zeit einen großen Fortschritt gemacht, daß sie die alte Zweizüngigkeit der Politiker aus den Geschäften zu verbannen bemüht ist. Damals war diese Art des politischen Verkehrs noch an der Tagesordnung und gewissermaßen öffentlich gebilligt. Oder man nahm sich wenigstens nicht übel, indem man sich einen bestimmten Zweck vorsetzte, nach den verschiedenen Seiten hin eine verschiedene, eben auf Erreichung dieser Absicht berechnete Sprache zu führen.

In dieser Welt eines fortwährenden Kampfes der Negotiation, die von Waffen unterstützt und zuweilen durchbrochen wird, welche Energie zugleich und Feinheit, Tapferkeit im Kriege und Gewandtheit im Cabinet werden dazu gehören, sich zu behaupten und vorwärts zu schreiten!

Der alte Comines, der einige der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, Karl den Kühnen, Ludwig den XI, sehr in der Nähe sah, sucht den

Neid, welchen eine Stellung wie die ihre zu erwecken pflegt, durch die Betrachtung der Unruhe und Gemüthsbewegung, die alle ihre Tage erfülle, zu beseitigen. Noch eine andere, bedenklichere Seite, im Zusammenhang damit, bietet das Leben unternehmender Fürsten dar; ihre politische Pflicht und ihre Moral gerathen nicht selten in Conflict. Denn die öffentlichen Dinge, die nach ihrer eigenen Lage behandelt werden müssen, in unaufhörlichem Schwanken begriffen, sind zugleich ihre persönlichen und berühren den moralischen Menschen. Nicht immer wird die Beistimmung der Zeitgenossen oder Späterlebenden gewonnen, das Urtheil der Welt überzeugt werden können; wenigstens vor sich selber muß der Held gerechtfertigt sein.

Begleiten wir Friedrich auf der von unzähligen Klippen umgebenen Laufbahn, auf welche er sich nun getrieben sieht. Sie ist nicht seine Wahl, sie ist sein Geschick.

Wenn er aber seine Sache durchführte, so lag darin ein großes Ereigniß nicht allein für ihn und seinen Staat, sondern für Europa.

War nur etwas von dem gegründet, was von den alle Unabhängigkeit Anderer gefährdenden Absichten Frankreichs oder von den Besorgnissen für die Freiheit des Continents und der See gesagt wurde, die aus der Verbindung von England und Oesterreich hervorgegangen, so konnte es nur zum allgemeinen Vortheil gereichen, wenn sich zwischen ihnen eine neue Macht erhob, deren eigenes, gleichsam eingeborenes Interesse sie darauf hinwies, weder mit der einen noch mit der anderen sich zu vereinigen. Ein selbständiges Preußen mußte dazu beitragen, eine allgemeine Parteiung zu verhüten, und zuletzt dem freien Bestehen eines jeden zu statten kommen.

Wir sahen so eben, wie diese Politik sogleich, als sie ins Bewußtsein trat, dem vornehmsten Feinde, mit welchem man in einem Kampfe auf Tod und Leben begriffen schien, zur Rettung diente.

Hätte sich Oesterreich den Bedingungen der Franzosen unterwerfen müssen, so würde es vielleicht bestanden haben, aber nicht als wahrhaft unabhängige, auf eigener Schwerkraft beruhende Macht. Daß Preußen in einem entscheidenden Augenblicke seine Waffen zurückzog, gab ihm Zeit, wieder Kräfte zu sammeln. Der englische Gesandte vergleicht Friedrich in Beziehung zu Oesterreich mit Achilles, dessen Speer verwunde, aber auch heile.

Erstes Capitel.

Reichstag in Ungarn. Franzosen und Baiern in Böhmen.

Wenn wir sahen, daß es in dem Augenblicke der größten Gefahr doch zu den Anfällen nicht kam, welche die österreichische Macht auf immer hätten verderben können, so haben wir hinzuzufügen, daß sich in eben demselben — denn die großen Krisen der Staaten pflegen das Innere und das Aeußere zu umfassen — zugleich eine Kraftentwickelung von innen her erhob, die zum Widerstande fähig machte und den Angelegenheiten noch einmal eine andere Gestalt geben sollte.

Man denkt sich oft, durch das Unglück ihrer Königin gerührt, habe die Nation der Ungarn mit unbedingter Hingebung zu den Waffen gegriffen; so einfach aber gingen diese Dinge bei weitem nicht; diese Hingebung ward erst durch Zugeständnisse der wichtigsten Art erworben.

So stand es allerdings schon an sich nicht mehr, wie 37 Jahre früher, als ein anderer Kurfürst von Baiern, ebenfalls mit französischer Hülfe, gegen Wien vordrang und zugleich im Einverständniß mit ihm das mächtige Heer der Mißvergnügten im Trentschiner Comitat erschien, um jenem bei Wien die Hand zu bieten; noch ein paar Jahre länger schwankten die ungarischen Angelegenheiten zwischen Unterwerfung durch die alleinige Gewalt der Waffen und offener Losreißung; dann aber hatte sich eine durchgreifende Veränderung angebahnt. Wenn wir die Ereignisse richtig würdigen, so beruht alles darauf, daß unter Kaiser Joseph I die Anhänger von Oesterreich, zum Reichstage versammelt, Beschlüsse fassen durften, die der alten Reichsfreiheit günstig waren; hierauf söhnten sich auch die Häupter der Mißvergnügten, ohnehin in einen unhaltbaren Zustand gerathen, mit jenen und dem Hofe aus. Von dem größten Einflusse waren

Persönlichkeiten wie Nicolaus Palffy und Alexander Karolyi, die sich untereinander verständigten und deren Verfahren für tausend Andere zur Richtschnur diente; doch wäre nichts erreicht worden, hätte man nicht zugleich die Formen und Bedingungen der Regierung festzustellen gesucht: der Hof leistete darauf Verzicht, Ungarn zu regieren wie die übrigen Erblande [1]).

Doch waren die Streitigkeiten noch keineswegs geschlichtet; jener Widerstreit zwischen der höchsten Staatsgewalt und den provinziellen Gerechtsamen, welcher die österreichische Monarchie überhaupt in Bewegung setzte, war in Ungarn in vollem Gange, als Maria Theresia im Mai des Jahres 1741 ihren ersten Reichstag eröffnete.

Man darf es nicht so ganz als ihren freien Willen ansehen, wenn sie noch vor ihrer Krönung zur Ernennung eines Palatins, die einige Zeit daher unterlassen worden war, die nöthigen Schritte that; besonders die zweite Tafel des Reichstages machte dies zur unumgänglichen Bedingung [2]).

Eine andere, noch tiefer greifende Vorbedingung bildete die Versicherung der Privilegien, welche die Stände nicht allein, wie sie hergebracht waren, festhielten, sondern durch neue Zusätze zu erweitern beabsichtigten. Die Königin sagte, sie habe das Reich als Fideicommiß inne, und wie sie die königliche Gewalt empfangen, so müsse sie dieselbe ihren Nachkommen überliefern. Die Stände erwiederten, auf diese Weise würde eine einzige Gewaltthat über alle Zukunft entscheiden, und behaupteten die Unverjährbarkeit ihrer Rechte. Der unmittelbaren Annahme eines großen Theiles ihrer Forderungen konnte die Königin nur dadurch entgehen, daß sie die Erledigung derselben auf die folgenden Berathungen des Reichstages verschob; aber man kam zuweilen sehr hart aneinander, z. B. noch am 24. Juni; von Stunde zu Stunde ward der Gang der Debatten nach Hofe berichtet; die Königin empfing die letzte Deputation mit dem gemischten Aus-

1) Bei den Conferenzen von Tyrnau im Jahre 1706 sieht man, wohin die Absichten gingen: Herstellung der Andreäischen Clausel oder des Widerstandsrechtes, des Palatins und der hohen Aemter, Errichtung eines Senates, Entfernung aller ausländischen Truppen u. s. w. Engel, Geschichte des ungrischen Reiches V, 216 f., im Frieden von Szäthmar (April 1711), wozu man sich zunächst vereinbaren konnte.

2) Kolinowicz, nova Vngariae periodus anno primo Gynaecocratiae austriacae inchoata S. 61. Zwei Protestanten wurden genannt, ut legi satisfieret, wie Kolinowicz S. 181 sagt, so daß hier an keine Begünstigung des Bekenntnisses zu denken ist.

druck von Gnade und Betrübniß [1]); nicht ohne langes Widerstreben, und nur um keinen Aufschub zu veranlassen, erst um 9 Uhr Abends hat sie das Diplom unterzeichnet.

Den nächsten Tag ward sie gekrönt. Sie erschien in einem offenen Wagen, mit unbedecktem Haupte, blaß und bewegt. Der Empfang, der ihr zu Theil wurde, war jedoch bei weitem herzlicher, als sie erwartete; das Frohlocken und Jauchzen einer zahllosen Volksmenge erwärmte wieder ihr Herz und färbte ihre Wangen. Die Ungarn freuten sich ihres Anblickes, wie sie, mit der Krone des heiligen Stephan auf dem Haupt, als ihr König und ihre Herrin — denn diesen Titel gaben sie ihr [2]) — daherschritt, von den Magnaten in altväterischer Pracht umgeben, oder wie sie auf dem Königsberg das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden hin zückte und alsdann auf ihrem nach ungarischer Sitte reichgeschmückten Roß sicher und voll ruhiger Anmuth herabkam; sie selber fand Geschmack an den glänzenden Ceremonien; doch dürfte man auch diesen Tag nicht frei von bitterer Empfindung glauben.

Ihrem Gemahl, den die Königin als den Genossen, wenn nicht der Macht, doch der Ehre zu betrachten liebte, und dem die Ungarn absichtlich zu bemerken gaben, daß er ihnen wenig gelte, war auch bei diesen Feierlichkeiten nicht eine Theilnahme, wie er sie wünschte, gewährt worden; er würde sich an diesem Tage entfernt haben, hätte er nicht den schlechten Eindruck vermeiden wollen, den das bei der Menge gemacht haben würde.

Hierauf erst begannen die schwierigen und nicht selten widerwärtigen Geschäfte des Reichstages.

Die Ungarn forderten vollkommene Herstellung der alten Verfassung unter der hergebrachten Autorität der großen Reichsämter, Theilnahme derselben an den auswärtigen Geschäften, insofern sie Ungarn angingen, Entfernung aller Ausländer von jedem Amt, jedem Beneficium im Reiche, genug eine ständische Unabhängigkeit, wie sie vor dem Eintritt des Hauses Oesterreich bestand, nur mit Ausnahme

1) Der Hofrichter bei Kolinowicz: „regina gratiam et benignitatem ipso etiam voltu praeferens, sed aliquantum tristior.

2) Nach Katona und Anderen wäre der Ausdruck beliebt worden: domina et rex noster. Die genauere Erzählung bei Kolinowicz S. 149 zeigt aber, daß dies bloß ein Vorschlag des Primas war und die offizielle Bezeichnung rex domina nostra sein sollte. Der Grund ist: quatenus et sexus habeatur ratio et regia non reginalis duntaxat aut mariti coadjutoria conferri dignitas videatur.

jener Satzung des Königs Andreas. Dabei war das Donativ, welches sie bewilligten, keineswegs ein sehr freigebiges; die Herrschaft über ihre Bauern waren sie gesonnen ausschließend festzuhalten[1]).

Maria Theresia suchte diese Ansprüche entweder zu vermeiden oder zu ermäßigen; aber wie oft sind ihre Antworten mit Murren, ja mit Lachen empfangen worden! Man hat ihr satirische Blätter in die Hand gebracht, in denen des Widerspruches zwischen ihren Versprechungen und Handlungen gespottet wurde; an der zweiten Tafel bildete sich eine systematische Opposition aus, an deren Spitze einige furchtlosen und der alten Rechte kundigen Männer standen, auf die kein persönlicher Einfluß ausgeübt werden konnte.

Das war in denselben Tagen, als Baiern und Franzosen in Oesterreich vordrangen und Wien gegen sie befestigt wurde. Das Ministerium war rathlos und entzweit; die älteren Mitglieder machten den jüngeren ihre unbedachten Rathschläge, diese jenen ihren Mangel an Entschlossenheit zum Vorwurf; ein jeder fühlte sich persönlich gekränkt, verstimmt über sich selbst, beängstigt; wer sie früher gekannt hatte und jetzt nach Presburg kam, erstaunte, wenn er den Verfall ihrer Gesichtszüge und ihrer Erscheinung bemerkte.

In der That, das ganze System, welches bisher verfolgt worden, war am Ende und mußte aufgegeben werden; dem Abkommen mit Preußen zur Seite mußten noch andere Maßregeln, die nicht viel weniger auf sich hatten, in Bezug auf Ungarn ergriffen werden. „Ich bin eine arme Königin", hat Maria Theresia eines Tages gesagt; „aber ich habe das Herz eines Königs." Sie bezwang sich nicht allein, um mitten in der Noth ungebeugt und standhaft zu erscheinen, sie hatte auch den geistigen Muth, die Bahn ihrer Altvordern zu verlassen und, wie nach außen, so nach innen eine andere Politik zu versuchen.

Da es nun einmal unmöglich war, die Ungarn zu regieren, wie es bisher geschehen, mit einer die Nation zugleich niederdrückenden und durch Mißtrauen und Halbheit in steter Aufregung erhaltenden Gewalt, so faßte die Königin den Entschluß, ihnen zu bewilligen, was sie verlangten, und besonders in der Einen Sache, auf welche es ihnen ankam, ein vollkommenes Vertrauen zu beweisen.

Bisher hatte die österreichische Regierung, in Erinnerung an widrige Begebenheiten der früheren Zeit, noch immer Bedenken getragen, den Ungarn die Waffen in die Hände zu geben; eben dies

1) Instantia regnicolaris und puncta et articuli sacrum regium diploma attinentes, bei Schwandtner, Scriptt. R. Vng. II, 585.

verstimmte die Nation, die es der einseitigen Abneigung einzelner Minister zuschrieb. Jetzt aber hob die Bedrängniß, in der man war, jede Rücksicht auf. Am 11. September beschied die Königin die Stände vor sich, um, da sie von allen verlassen sei, ihre Zuflucht zu ihnen zu nehmen, wie ihre Worte lauten: „zu der alten Treue und Tapferkeit der Ungarn, ihre Person, ihre Kinder ihnen anzuvertrauen" [1]. Als sie der Kinder erwähnte, brachen ihre Thränen hervor, und sie bedeckte ihr Gesicht. Ihr Begehren traf mit dem zusammen, was die Ungarn selber wünschten, ihrer Liebe zu den Waffen und ihrem Stolze, und als sich bei den ersten tröstenden und verheißenden Zusagen, die der Primas des Reiches ihr gab, ihre schönen Züge, die noch die Spur der erduldeten Leiden trugen, durch einen Strahl der Hoffnung erheiterten, entstand eine unbeschreibliche Bewegung unter ihnen; in den rossebändigenden und freiheitliebenden Natursöhnen erwachten alle die Gefühle von Treue und Tapferkeit, welche sie heraufbeschwor; mit Einer Stimme riefen sie, daß ihr Blut und ihr Leben ihr gewidmet seien. Die deutschen Minister verwünschend, in deren Mienen sie Mißvergnügen und Ungunst zu lesen geglaubt hatten, begaben sie sich in das Ständehaus, wo sie auf einen Vorschlag des Palatins und des Hofrichters, welche die Bedrängniß und die Stimmung der Königin ausführlicher schilderten, ohne lange Berathung mit beistimmendem Geräusch und Zuruf ein allgemeines Aufgebot beschlossen.

Die Königin hatte besonders die Frauen für sich, denen sie gern Gehör gab und die Rücksicht gewährte, die sie wünschten — auch die geringste Edelfrau ward geehrt —; man kennt die Macht, welche die Frauen in Ungarn wie in Polen ausüben. Unter den Ständen schlossen sich ihr am meisten die Magnaten an, namentlich Johann Palffy, der vor vielen Jahren schon an der ersten Aussöhnung mit den Mißvergnügten Theil gehabt hatte und jetzt zum Palatin ernannt war; die Königin würdigte ihn ihres vertrauten Umgangs, ließ ihm einen Stuhl reichen, wenn er erschien — denn schon war er hoch bei Jahren —, holte seinen Rath ein und befolgte denselben; ferner die Esterhazy und Erdödy, die in den höchsten geistlichen und weltlichen Würden standen. Durch diese ward nun auch, wiewohl nicht ohne

1) Kolinowicz hat S. 491 die offizielle Redaction, wie sie vom Hofe an das Personal gelangte. So ist sie verbreitet worden und z. B. auch bei Olenschläger, Geschichte des Interregnums III, 367, übersetzt. Kolinowicz hat jedoch auch noch einen etwas abweichenden Text nach der Auffassung in jener Stunde selbst; dieser macht mehr den Eindruck eines freien Ergusses.

Widerspruch, die Mitregentschaft des Herzogs von Lothringen durchgesetzt. Am 21. September stellte ihn die Königin den Ständen vor, und in ihrer Gegenwart leistete er den Eid. Seine Rede, die er mit denselben Worten der Hingebung: „Blut und Leben für die Königin“, schloß, ward mit tumultuarischen Vivats erwiedert. Indem ließ die Königin die Frucht ihrer Ehe, den vor kurzem so schmerzlich vermißten Erben, Erzherzog Joseph, herbeibringen, um ihn den versammelten Ständen zu zeigen. Die Gouvernante hob das Kind hoch empor, so daß es von allen gesehen ward. Die Vivats erneuten sich, und alles drängte sich herbei, die kleinen Hände zu küssen.

Wohl war indeß auch ein Schreiben Karl Alberts eingelaufen, worin er sein Erbrecht geltend machte und wider die Krönung Einspruch that; allein das Selbstgefühl der Ungarn ward durch seine Zumuthungen vielmehr beleidigt, da die erbliche Krone durch ihren freien Willen dem Hause Oesterreich auch in dessen weiblicher Descendenz übertragen worden sei.

Dabei aber blieb es trotz dem allen, oder vielmehr es war die Bedingung davon, daß die constitutionellen Zugeständnisse gewährt werden mußten. Die Königin mußte wirklich zusagen, die inneren und äußeren Geschäfte des Reiches nur Eingeborenen anvertrauen zu wollen, Ungarn als das vornehmste ihrer Reiche anerkennen, die Erklärung geben, daß sie Siebenbürgen nur als Königin von Ungarn besitze, die Freiheit nicht allein der Edelleute, sondern auch ihres Grund und Bodens von der Contributionspflicht aussprechen, und wie die anderen Artikel weiter lauten; wenn man die Texte der Gesetze vergleicht [1]), so sieht man wohl, wie viel es ihr gekostet hat: nur geringe Abweichungen wurden ihr gestattet.

Aber anders war es nun nicht: eben dies gehörte dazu, um das Zutrauen der Nation zu gewinnen, sie in die Waffen zu bringen. Während der Verhandlungen, die sich bis gegen Ende Octobers fortzogen, haben die Abgeordneten der Edelleute oft erklärt, daß sie in ihren Gespannschaften nichts ausrichten würden, wenn sie nicht die gewünschten Zugeständnisse zurückbrächten. Noch waren sie auch mit

1) Die Stände forderten z. B., sie solle die wichtigsten weltlichen und geistlichen Aemter in ihrer althergebrachten, gesetzlichen und vollen Autorität wiederherstellen. Die Königin hoffte Anfangs, es solle genügen, wenn sie Einzelnes gewähre und im Allgemeinen nur verspreche, die Aemter zu erhalten, wie sie jetzt seien; aber die Stände drangen auf Wiederherstellung, und sie versprach dieselbe endlich „in ihre volle und gesetzliche Autorität“, schon zufrieden, daß man das Wort althergebracht fallen ließ.

dem, was sie erreichten, nicht zufrieden: denn wirkliche Vortheile seien nur den Magnaten und der Geistlichkeit zu Theil geworden. Wenigstens konnten die Protestanten sich keiner Begünstigung rühmen: ihre Anträge wurden schroff zurückgewiesen.

Wie von Grund aus entgegengesetzt ist doch dieses ungarische Ereigniß dem schlesischen! Für das Haus Oesterreich gehören sie aber beide zusammen. Die Abtretung von Schlesien und die Freiheiten der Ungarn sind der Preis, welchen dieses Haus einsetzte, um sich vor der Invasion der Bourbonen und ihrer Verbündeten zu retten.

Hierauf sammelte sich wieder eine Kraft des Widerstandes im Angesicht der eingedrungenen Feinde.

Jetzt hatten diese ihren Weg sämmtlich nach Böhmen genommen. Gegen Ende Octobers führte Graf Törring die Baiern von Crems nach Budweis; am 1. November überschritt der Kurfürst mit den Franzosen die Donau und schlug denselben Weg ein. Indessen rückten zwei andere Truppencorps, ein französisches und ein baierisches, von der Oberpfalz in Böhmen ein; sie waren am 6. November in Pilsen. Von einer dritten Seite her überstiegen am 9. die Sachsen in verschiedenen Colonnen das sächsische Gebirge und zogen die Elbe aufwärts gegen Prag.

Böhmen selbst war nicht eben besser zum Widerstande gerüstet als Oesterreich; aber eine ganz andere Kriegsmacht konnte die Königin jetzt an den mährisch-böhmischen Grenzen dem Feind entgegenstellen, als einen Monat früher an der Donau.

Neipperg nahm seinen Weg, von Schlesien kommend, über Olmütz nach Znaim; diesem schlossen sich die zerstreuten Abtheilungen an, zuerst Browne, dann einige aus Schlesien vor der Uebermacht zurückweichenden Regimenter unter dem Fürsten von Lobkowitz. Die in eifriger Rüstung begriffenen Ungarn gewährten schon einige Unterstützung, so daß sich der Großherzog mit vieler Zuversicht — auch die Königin zeigte wieder „ein freudiges Herz" — zu Neipperg begeben konnte. Die zur Vertheidigung von Wien von allen Seiten zusammengezogenen und in diesen Platz geworfenen Truppen, bei denen einige niederungarischen Schaaren, bekamen freie Hand. Man hatte den resoluten Gedanken gefaßt, Italien für einen Augenblick sich selber zu überlassen und den größten Theil der dortigen Regimenter über die Alpen zurückzuführen, so daß sie mit den von Wien ins Feld rückenden Truppen zusammen ein sehr stattliches Heer bilden konnten.

Es ist augenscheinlich, wie so ganz die militärisch-politische Lage der Dinge hiedurch umgestaltet ward.

Schon kam es weniger darauf an, die Belagerung von Prag zu unternehmen, die, wenn sie nicht sofort gelang, sogar verderblich werden konnte, als Oberösterreich und die in Besitz genommenen Kreise von Böhmen zu befestigen. Von jeher war die Gebirgslandschaft an der oberen Moldau, wo die drei Lande Oesterreich, Böhmen und Baiern mit einander grenzen, zunächst unter dem Kamme des Böhmerwaldes, von großer Wichtigkeit für die gegenseitigen Verhältnisse derselben gewesen. Hier hatte einer der geistvollsten Männer, die in Böhmen jemals regiert haben, Przemysl Ottokar II, Budweis zur Vormauer gegen die beiden anderen, damals verbundenen Landschaften errichtet, und diese Stadt war jetzt ohne Widerstand in die Hände Karl Alberts gefallen. Man muß diesem Fürsten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß ihm die eingetretene Veränderung nicht entging; da die Oesterreicher den größten Theil ihrer Kräfte eben in der Nähe, an der mährisch-böhmischen Grenze, versammelten, faßte er die Absicht, die bei Pilsen angelangten Truppentheile an sich zu ziehen und mit ihnen vereinigt den großen strategischen Vortheil zu behaupten, den er gewonnen hatte. In diesem Sinne erließ er einen Befehl an diese Armee.

Wie unglücklich ist aber ein kriegführender Fürst, der nicht mit eigenen Kräften zu handeln vermag! Karl Albert war durch ein Diplom Ludwigs XV, wie berührt, mit dem Oberbefehl über die gesammten Truppen betraut. So ernstlich aber, wie er dachte, war dies nicht gemeint gewesen.

Als die Ordre des Oberbefehlshabers eintraf, hielten sich die Generale, die jene Abtheilung anführten, für berechtigt, erst zu überlegen, ob sie ihr auch zu gehorchen hätten; die vornehmsten von ihnen gaben Gutachten; dann ward ein zahlreich besuchter Kriegsrath gehalten [1]). Sollten sie aber den Angriff auf Prag, dessen Erfolg sie

1) Campagnes de Mss. les Maréchaux de Broglie et de Belle-isle, eine Sammlung der zwischen den Generalen und dem Kriegsministerium gewechselten Briefe. Lettre du C[te] Clermont-Tonnerre au Marquis de Breteuil du camp de Beraun le 13 Nov. 1741: „Jamais Généraux d'armée ne se sont trouvés dans les cas où nous avons été le 10 et le 11 de ce mois: c'est de désobéir tout d'une voix aux ordres réitérés de l'Electeur de Bavière; mais cette désobéissance sera cause de l'exécution des projets du roi — — — Comme nous étions pour marcher sur Schebrak à une journée d'ici le 10 de ce mois, il nous est venu un courrier de l'Electeur avec ordre de le venir joindre en toute diligence. L'ordre étoit si pressant, qu'il fut ordonné de mettre notre infanterie sur des chariots." — — — Hierauf Consultation und Kriegsrath. — „Nous primes

für unfehlbar hielten, aufgeben, um einen peinlichen Marsch im Angesicht eines nahen Feindes auszuführen? Dies hätte sogar mit dem von Versailles erhaltenen Auftrag in Widerspruch gestanden; die Eroberung von Prag war das vornehmste Ziel jener großen Kriegspläne, welche Fleury in seinem Cabinet entworfen hatte. Sie beschlossen, dem Oberbefehlshaber nicht zu gehorchen, und luden ihn vielmehr ein, seinen Weg fortzusetzen wie sie, an dem Angriff auf Prag mit ihnen Theil zu nehmen. Karl Albert war ein Mann von Fähigkeit und Verstand; aber er liebte, berathen zu werden; Charakterstärke besaß er nicht; auch hätte er in seiner Stellung kaum die Kraft entwickeln können, die dazu gehörte, um einem Beschluß der ihm beigegebenen Generale Widerstand zu leisten. Am 21. November vereinigte er sich zu Horzelitz mit eben denen, die seinen Befehlen zu gehorchen verschmäht hatten. Er hielt sich wenigstens versichert, daß der Marquis von Leuville, den er in Budweis zurückgelassen, nicht ohne ihn noch besonders auf die Wichtigkeit des Platzes aufmerksam zu machen, und der Graf Törring, der sich bei Wesfely so vortheilhaft aufgestellt hatte, daß man dafür hielt, sein Lager lasse sich ohne viel Mühe bis zu einer unüberwindlichen Haltbarkeit bringen, diese Positionen behaupten würden. Allein der Ungehorsam hat etwas Ansteckendes, sowie er einmal nicht gestraft worden ist. Auch diese Generale hielten das Urtheil des Kurfürsten für unrichtig. Sie fanden ihre Aufstellung nicht so stark, wie er wohl denke, zumal wenn die Luschnitz nicht durch Regengüsse angeschwellt sei, wie die Tage vorher, und den Feind vor ihnen viel zu überlegen, um demselben die Spitze zu bieten. Sie beschlossen, dem Kurfürsten nachzufolgen, und schlugen ebenfalls über Pisek und Mirowitz den Weg nach Prag ein. Der Kurfürst, statt sie zu tadeln, ersuchte sie nur, so rasch wie möglich herbeizukommen.

Hierauf konnte sich die österreichische Armee unverhindert in diesen oberen Landschaften ausbreiten; vielleicht darf man die strategische Auffassung, in deren Folge dies geschah, dem erprobten Talente Neippergs, der beim Großherzog alles galt, zuschreiben. Und schon waren die Oesterreicher jetzt stark genug — nach der geringsten Schätzung 36000, nach einer anderen 44000 Mann —, um noch eine ansehnliche Abtheilung in die Nähe von Prag zu schicken.

In welche Lage wäre die verbündete Armee gerathen, wenn sie,

notre parti, M. de Gassion de marcher en avant sur Prague et moi de le suivre, malgré un second ordre très-précisément arrivé de l'Electeur.

noch, ohne sich Prags bemeistert zu haben, hier im offenen Felde einen Nachtheil erlitten hätte! Man behauptet, der Großherzog habe den Befehl der Königin gehabt, die Hauptstadt von Böhmen um jeden Preis zu entsetzen.

In einem Kriegsrathe der Verbündeten ward diese Gefahr erwogen; doch machte sich die alte Unentschlossenheit aufs neue Platz. Zum Glück für sie war der Marschall Belleisle, wenngleich noch nicht im Lager, aber doch in der Nähe, in Dresden, angekommen; kriegerische Einsicht und die Autorität seiner Stellung vereinigten sich in ihm; seine Aufforderungen gaben dem Plan, unverzüglich einen Versuch auf Prag zu machen, das Uebergewicht[1]). „Das Uebel", sagte er, „war dringend, eine Operation nothwendig; im Kriege gelingen gerade die schwierigsten Dinge am leichtesten, wenn sie mit Muth und Eifer angegriffen werden."

In der Nacht vom 25. zum 26. November schritt man dazu, eine Ueberraschung Prags zu versuchen, wie eine solche vor kurzem in Glogau so glücklich gelungen war.

Einige Stunden lang wußten die Verbündeten auf der Kleinseite die Aufmerksamkeit der Vertheidiger zugleich zu beschäftigen und abzuspannen. Erst gegen Morgen, als der Gouverneur Ogilvy sich entfernt, auch die Bürger und Studenten, welche schon in den letzten Nächten gewacht, nach Hause gegangen waren, geschah der Angriff. Es waren zwei Söhne des Königs August von Polen, der Graf von Sachsen, Moritz, und der Graf Rutowsky, welche denselben mit wetteifernder Tapferkeit ausführten, jener an der Spitze der Franzosen, dieser an der Spitze der Sachsen von der anderen Seite. Die Sache gelang so, wie bei Glogau; doch ward die Umwallung von Prag mit Sturmleitern erstiegen und den Eindringenden ein etwas stärkerer Widerstand entgegengesetzt. Der Gouverneur gab sich gefangen.

Ein großer und glücklicher Schlag, durch welchen die Armee der Verbündeten fürs erste aus ihren Verlegenheiten gerettet wurde: sie fand Obdach und Nahrung. Im Besitz der Hauptstadt konnte man sich Herr des Königreiches dünken.

Wäre es bloß auf die Stimmung der Böhmen angekommen, so hätte Karl Albert einige Aussicht für sich gehabt. Bei seinem ersten

1) Belleisle an Breteuil. Dresde, de 22 Nov.: Il faut faire l'impossible pour prendre Prague, et je crois la chose faisable; mais les jours et les heures sont précieuses. In einem Schreiben an König Friedrich vom 9. December sagt er: C'est ce, qui m'a déterminé à faire tenter l'escalade. So ganz schreibt er sich selbst das Unternehmen zu.

Vorrücken ist ihm an vielen Stellen das Landvolk entgegengezogen, die Priester mit Weihwasser und Kreuz an der Spitze, um ihn als ihren künftigen Herrn demüthig zu begrüßen; zur Erbhuldigung, die am 19. December stattfand, stellten sich die Stände des Reiches in ansehnlicher Zahl ein; eine Hofdeputation unter dem Vorsitz des Grafen Kollowrat führte im Namen des neuen Königs die Regierung. Manche freilich hielten sich fern; alle waren durch die Anwesenheit der Franzosen und deren Forderungen unter ihrer eigenen Autorität verstimmt [1]).

Die eigentliche Entscheidung aber lag in den großen militärischen Verhältnissen.

Nach einem Beschlusse des versammelten Kriegsrathes nahm das österreichische Heer Cantonirungsquartiere in jenen Gebirgslandschaften und Hochebenen von Strakonitz bis Tabor und Tein hin [2]). Man hielt dies in Prag für Furcht, tadelte es auch zu Wien am Hofe und in der Stadt sehr lebhaft; aber ohne Zweifel war es das Beste, was unter den obwaltenden Umständen geschehen konnte.

Eine ansehnliche Abtheilung der Franzosen und Baiern unter Törring und Aubigné machte nur einen vergeblichen Versuch, hier wieder einzudringen und sich der verlorenen Plätze zu bemächtigen. Vor ihren Augen verstärkte der Großherzog Budweis, zu nicht geringer Genugthuung der Königin, die eben dies vor allen Dingen wünschte, und wußte es zu behaupten. Die verbündeten Truppen wurden nach Pisek zurückgedrängt, wo sie sehr zufrieden waren, nicht energischer angegriffen zu werden.

Dadurch geschah nun aber, daß sie von ihrer Verbindung mit Oberösterreich abgeschnitten wurden, was um so mehr bedeutete, da soeben noch eine neue Armee an der Donau erschien.

Die aus Italien zurückberufenen Regimenter vereinigten sich bei Waidhofen an der Ips mit den Khevenhüllerschen Truppen zu einem Heere von ungefähr 20,000 Mann. Ludwig André Graf Khevenhüller, ein Enkel des geschichtkundigen Diplomaten, dem wir die ferdinandeischen Annalen verdanken [3]), war ein gelehrter Kriegsmann, der

1) Schmettau, December 1741: Les Français agissent avec un despotisme scandaleux jusqu'à donner des mandemens de la part du roi de France dans les cercles du royaume au lieu de les donner au nom du roi de Bohème.

2) Oesterreichische militärische Zeitschrift 1827. III, 149.

3) In dem Buche: L'histoire de les actions héroiques du feu Louis André de Khevenhuller 1744, findet sich beinahe nichts, was der Rede werth

über den Dienst zu Fuß und zu Pferde geschrieben hat, aber zugleich von dem größten Talent, wie für die innere Anordnung einer Armee, wo er selbst das vielzüngige Geschwätz verfolgte, so für die Heerführung. Er erwarb sich ein Verdienst, das für den damaligen Zustand der österreichischen Macht eben das Nothwendigste war: er wußte die regelmäßige Kriegsmacht mit den irregulären Truppen, die aus Ungarn kamen, auf das wirksamste zu verbinden. Unter ihm erschienen zuerst wieder jene halbwilden Schaaren in dem mittleren Europa, die sich im Kampfe mit Räubern und Heiducken gebildet; er wußte die Panduren und Husaren nicht etwa zu bändigen, aber für die großen Operationen zu benutzen; die Bewegungen seiner leichten Truppen und die Stellungen seiner Infanterie griffen auf das trefflichste zusammen. In den letzten Tagen des Jahres überschritt er die Enns. Ich finde eine Schilderung, wie die Husaren, ihre Pferde mit dem Laut ihrer Stimme antreibend, gleichsam noch vor dem Staube, den der Huf erregt, die Feinde erreichen, sich vor den ersten Kugeln derselben hinter den Nacken ihrer Rosse schützen, darauf aber sich hoch erheben und mit dem Schwerte, welches sie eben noch zwischen den Zähnen getragen, furchtbar und unwiderstehlich einhauen. Diesem wilden Anfall gegenüber konnten die Franzosen das Feld nicht behaupten; sie zogen sich nach dem einigermaßen festen Linz zurück. In Wien, wohin der Hof zurückgekehrt war, trafen eben am Neujahrstage 1742, in der Mittagsstunde, die Couriere ein, welche den glücklichen Erfolg meldeten, die erste gute Nachricht, die seit langer Zeit eingetroffen war. Aber entscheidend war erst, daß General Bernclau sich am 7. Januar jenes Schärding bemächtigte, wo einst alle Anstalten zum Angriff auf Oesterreich gemacht wurden, und das jetzt den Weg nach München öffnete. In Ermangelung anderer Truppen bot die plötzlich überraschte baierische Regierung ihre Landfahnen auf. Einer der berufensten Parteigänger, des Namens Menzel, erklärte, der wohlbestellte Kriegsstaat Ihrer Majestät der Königin könne solche Leute als keine Miliz anerkennen; würden sich die Insassen von Baiern nicht nach ihrem Civilstand aufführen, so würden sie Feuer und Schwert zu ihrer Belohnung haben.

wäre. Ueberall, wo ich es verglichen habe, ist es nur eine Uebersetzung aus Leben und Thaten Maria Theresia's. So ist Rochezangs von Isecern historische und geographische Beschreibung von Böhmen im zweiten Theil, der eine Erzählung dieser Begebenheiten enthält, nichts weiter als eine Uebersetzung einiger Abschnitte der histoire de la dernière guerre de Bohême.

Indem Karl Albert von Prag nach Frankfurt reiste, um der böhmischen auch die kaiserliche Krone hinzuzufügen, erfüllte sich sein Erbland mit Gewaltthat, Schrecken und Flucht.

Daß die Franzosen ihn aus dieser Bedrängniß nicht erretten konnten, leuchtete ein. Karl Albert wandte sich an den König von Preußen. In eigenhändigen Briefen, die nicht dringender sein konnten, fordert er ihn auf, ihn in dieser Gefahr nicht zu Grunde richten, das Werk, an welches er Hand angelegt, nicht zerstören zu lassen.

Die große Frage war, ob Friedrich darauf eingehen, ob er seine Feindseligkeiten gegen Oesterreich erneuern würde; aller Augen wandten sich auf ihn und sein Kriegsheer.

Zweites Capitel.

Friedrich II in Mähren.

Bei der Verabredung, durch welche der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen unterbrochen worden war, bildete, wie wir sahen, die Geheimhaltung derselben für Friedrich eine der wesentlichsten Bedingungen, wie er sie denn auch als solche aufgestellt hatte.

Nun war aber diese Bedingung keinen Augenblick beobachtet worden.

Aus einem Schreiben des Reichshofrathes Knorr an den Herzog von Braunschweig, vom 18. October 1741, sehen wir, daß derselbe damals bereits von dem Abkommen wußte und kein Bedenken trug, Mittheilung zu machen. Der Hofkanzler Sinzendorf sprach davon als von einem Geheimniß, aber er sprach davon [1]).

Man hat zwar gesagt, das Geheimniß zu halten, sei in diesem Fall unmöglich gewesen: die Vögel in der Luft würden es weiter getragen haben; und gewiß unmöglich ist es, unverbürgte Gerüchte zu verhüten; die Frage ist nur, ob sie eine officielle Bestätigung erhalten. Friedrich ließ in seiner Nähe keine Ahnung von demselben aufkommen. Es mochte unabsichtlich sein, daß sich die Nachricht gar bald auf den vornehmsten Sammelplätzen des damaligen diplomatischen

1) Knorr: mit dem König von Preußen hat er (der Großherzog) heimlich Frieden gemacht, welchen sie noch geheimhalten wollen; Sinzendorf aber sagt im Vertrauen: der König von Preußen erhält, was er begehrt. Dagegen fällt der Nachweis, daß die Mittheilungen ohne Antheil des Hofes geschehen seien, wenig ins Gewicht. Es mag die Nachricht des österreichischen Diplomaten im Ausland unter Anweisung zur Verschwiegenheit mitgetheilt worden sein. Wer stand aber dafür, daß sie es halten würden?

Verkehrs ausbreitete, z. B. in Frankfurt und im Haag, wo die Anhänger Oesterreichs mit einer Genugthuung davon sprachen, welche die Meisten überzeugte [1]). Aber man müßte sich verblenden, wenn man nicht annehmen wollte, daß die Abkunft auch absichtlich verkündet worden ist.

Wie die preußischen Interessen Verschwiegenheit forderten, so machten die österreichischen Veröffentlichung wünschenswerth; denn dem Könige kam Alles darauf an, jede Entfremdung seiner bisherigen Verbündeten zu vermeiden. Für Oesterreich lag in dieser Entfremdung ein großer Vortheil. Die Nachricht wurde eben da verbreitet, wo man sich eine Wirkung davon versprach.

Schon am 19. October ging im Feldlager bei Karl Albert ein Schreiben seiner Schwiegermutter, der Kaiserin Amalie, ein, mit der Meldung, daß ein Vertrag zwischen Preußen und der Königin geschlossen sei; sie berief sich dabei auf das Zeugniß des Grafen Sinzendorf. Der Hofkriegsrath machte kein Geheimniß aus einem Tagebuche, worin Tag und Stunde angegeben wurden, in denen Lord Hyndford und Graf Golz ihre Conferenzen gehalten, sowie aus der Zusammenkunft vom 9. October, bei welcher der König selbst erschienen war. Und eben so wenig verheimlichte man den Inhalt der Convention. Der Kurfürst von Baiern empfing einen anderen Brief von der Prinzessin von Longueval, worin mit ausdrücklichen Worten der Scheinbelagerung von Neisse gedacht ward: Neipperg sei beauftragt gewesen, nachzugeben, weil man sonst mit dem Könige von Preußen nicht zum Ziele kommen würde.

Man deutete an oder sagte geradezu, unter den Umständen, in denen man sei, müsse man diesen Fürsten um jeden Preis gewinnen; später werde es an Gelegenheit nicht fehlen, ihm wieder zu entreißen, was man ihm opfere [2]).

König Friedrich bekam noch sehr bittere Folgen jener seiner Abkunft zu empfinden. Er hatte freilich gesagt, daß er die ganze Sache

1) Belleisle an den König von Preußen, 3. November: La reine de Hongrie fait publier par tous ses ministres dans toute l'Europe, que son accommodement est fait; — — ils affectent avec cela un air de satisfaction et de confiance, qui persuade beaucoup de gens et impose aux autres — — Mr. de Neuperg a répandu lui-même cette nouvelle.

2) Qu'il falloit gagner V. M. à tout prix et que l'occasion ne manqueroit pas un jour de reprendre ce, qu'on sacrifioit à cause des circonstances et du temps. Klinggräfen aus dem Munde des Kaisers.

ableugnen werde, wenn davon die Rede sei; aber es war doch hart, dies thun zu müssen [1]). Seine ganze feindselige Stimmung erwachte aufs neue. Er zweifelte nicht, die wahre Absicht des Wiener Hofes gehe dahin, ihn mit seinen Verbündeten zu entzweien, so gut wie einst bei der Veröffentlichung des von seinen Gesandten eingegebenen Protokolls, und sei immer dahin gegangen. Er fühlte sich von jeder weiteren Verpflichtung frei. Sein Gesichtspunkt war, sich durch die Veröffentlichung des Verhältnisses zu Oesterreich nicht von seinen Verbündeten trennen zu lassen. Wir wiederholen nicht, daß dahin die bewußte Absicht des Hauses Oesterreich gerichtet gewesen sei, obwohl es von demselben ohne Zweifel gern gesehen worden wäre; aber für den König war es eine Nothwendigkeit, es nicht dahin kommen zu lassen. Wollte man doch nicht immer aufs neue die moralischen Anklagen wiederholen. Friedrich giebt einigen Anlaß dazu; denn was die anderen thaten, ohne es zu bekennen, spricht er wohl einmal ganz offen aus; die Handlungen selbst wurden durch die großen Verhältnisse bestimmt. Die Geheimhaltung des Vertrages bildete für ihn die Bedingung eines guten Verhältnisses zu den übrigen Verbündeten. Insofern hatte man auf der anderen Seite die Pflicht, das Geheimniß auf das strengste zu beobachten; denn man konnte wissen, daß er sich zu einer neuen Waffenerhebung entschließen würde.

Außerdem entstand ihm aber auch durch den Gang, welchen die Dinge nahmen, eine Gefahr, die ihn antrieb, aufs neue in dieselben einzugreifen. Man wird nicht leugnen können, daß von ihm der Beginn des Glückswechsels für Oesterreich ausgegangen war; denn was die Ungarn anbelangt, so forderten ihre Rüstungen noch immer ein paar Monate Zeit, um einen wirksamen Einfluß zu gewinnen. Allein weder diese noch vollends die Unternehmungen Khevenhüllers lagen in seiner Berechnung; so eben dem vollen Verderben nahe, erschien die Königin nicht allein den eingedrungenen Feinden gewachsen, sondern ihren Nachbarn gefährlich.

1) Resolution auf eine Eingabe von Hyndford, 24. December: „Von ihm wäre persuadiret, er würde das Secret religieusement halten: hätte man österreichischer Seits solches gethan und mich nicht in die epineusesten Umstände von der Welt gesetzet, so würde meinerseits nicht gefehlet haben. Wollen die Oesterreicher bruit davon machen, ist es desto schlimmer vor sie, und ich werde sie hautement dementiren. Besser wäre es, wenn Hyndford sie zu vernünftigen Gedanken bringen könnte."

In dem ihm bewilligten Besitz durch keinen Frieden gesichert, wie man denn an einen solchen niemals ernstlich Hand angelegt hatte, glaubte Friedrich der Entwickelung dieser Dinge nicht ruhig zusehen, noch die Zeit erwarten zu dürfen, wo Oesterreich seine Feinde vertrieben, Böhmen mit den Gebirgen, welche Niederschlesien beherrschen, wiedererobert haben und stark genug geworden sein würde, um dieses Land zurückzufordern. Nicht auf einmal, sondern dem Laufe der Ereignisse gemäß entwickelten sich seine Maßregeln, mit denen er einem solchen Erfolge vorzubeugen suchte. Er hatte zur Rettung Oesterreichs durch seine Abkunft wesentlich beigetragen; von dem wiederkehrenden Glück desselben wollte er nicht seinerseits betroffen werden.

Man würde ihn aber noch nicht verstehen, wenn man glauben wollte, seine Besorgnisse seien allein gegen Oesterreich gerichtet gewesen; er fühlte sich der Franzosen eigentlich nicht viel sicherer.

Die größte Bedenklichkeit erweckte es ihm, daß der französische Einfluß eben damals in Rußland durchdrang und nach einem kurzen Kriege — wir werden dieser Verhältnisse weiter gedenken — eine rasche Annäherung an Schweden bewirkte. König Friedrich hielt es für sehr möglich, daß Frankreich, welches so eben in Dänemark eifrig unterhandelte und mit Polen-Sachsen bereits verbündet war, eine Allianz mit allen nordischen Mächten zu Stande bringe, welche Preußen jeder selbständigen Einwirkung berauben und es sogar bedrohen würde. Leicht möchte es den Franzosen beikommen, den Schweden den Besitz von Bremen und Verden wiederzuverschaffen, um Hannover zu bekämpfen; allein damit würden die Ansprüche Schwedens auch an Pommern sich erneuern; es laufe ganz wider das preußische Interesse. Und wie dann, wenn Fleury den neuen König von Böhmen fallen lasse, wie einst den Stanislaw Leszczynski, und Maria Theresia dahin gebracht werde, sich dieser großen Verbindung anzuschließen? Selbst die Wiederherstellung des französisch-schwedischen Einflusses dürfte sie zugeben, wenn sie ihn nicht zu fürchten brauche. Dem Könige war es in hohem Grade auffallend, daß der Mann, mit dem er persönlich in dem besten Vernehmen stand, und der so eben die Eroberung von Prag entschieden hatte, Marschall Belleisle, von der französischen Armee abberufen und, um denselben zu ersetzen, unter den übrigen Generalen eben derjenige gewählt wurde, der mit ihm, dem Könige, wie man sich damals noch wohl erinnerte, von Straßburg her ein persönliches Mißverhältniß hatte, der Marschall Broglie.

„Ich fürchte,“ sagt er, „Broglie soll es dem Cardinal nur leichter

machen, seine Verpflichtungen zu brechen. Es ist möglich, daß ich zu mißtrauisch bin; aber kann man das wohl in dieser Welt zu viel sein? Oder darf man irgend eine Vorsicht vernachlässigen, wo es sich um die größten Interessen Europa's handelt"?

Podewils war nicht der Mann, um die Besorgnisse zu zerstreuen. Er meinte, man müsse im voraus daran denken, der Macht von Frankreich für den Fall, daß sie allgewaltig werden sollte, einen Damm entgegenzusetzen; man müsse zunächst suchen, Sachsen und Dänemark nicht in die Hand desselben gerathen zu lassen, Holland zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts aufrufen, auf keine Weise mit England brechen; bald werde wohl auch der Kurfürst von Baiern der harten Abhängigkeit müde werden, in welcher ihn Frankreich halte [1]).

Man sieht auf beiden Seiten zweifelhaftes Vertrauen, sich aufthürmende Gefahren; indem man in ihrer Mitte die selbständige Stellung einzunehmen sucht, auf die alles ankommt, erheben sich — denn mit geheimen Unterhandlungen kommt man nicht zum Ziele — neue, kühnere Ideen für Politik und Kriegführung.

Wie dann, wenn es möglich war, Oesterreich nicht allein in seinem neuen Siegeslauf aufzuhalten, sondern auch demselben zur Seite eine feste politische Combination zu gründen und es auf immer ungefährlich zu machen?

Dem Könige von Preußen erhob sich der Gedanke, sich der Ansprüche von Baiern und Sachsen selber thätig anzunehmen, dem einen Mähren, dem anderen Böhmen zu verschaffen und sie dem Hause Oesterreich auf immer zur Seite zu stellen.

In Kleinschnellendorf war das wenigstens in Bezug auf Mähren nicht seine Meinung gewesen; es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, daß er damals ein unabhängiges, mächtiges Oesterreich für nothwendig hielt und es nun doch zu so großen Verlusten zwingen wollte.

Der Unterschied war nicht nur, daß er der Königin außer den übrigen Provinzen auch Oberösterreich, Tirol und Breisgau lassen wollte, sondern hauptsächlich, daß Frankreich nunmehr die Uebermacht nicht erlangen konnte, die demselben zu Theil geworden wäre, wenn

1) 23. December: S'il arrivoit, que la France voulut abuser un jour de sa supériorité dans le sud et le nord, il faudra toujours songer de loin à un digne équipollente pour contre-balancer un pouvoir si énorme. Er nennt das vorgeschlagene mitteleuropäische Bündniß eine Contrebatterie.

es unter den früheren Umständen den Frieden nach seinem Sinne hätte vorschreiben können. Wie die Sachen nunmehr standen, würden die Franzosen allein nicht die großen Fragen entschieden haben; die beiden anderen deutschen Mächte hätten sich nicht als Vasallen von Frankreich gefühlt.

Daß aber dabei auch der eigene Vortheil eine große Rolle spielte, liegt am Tage.

Es hätte dann wenig Schwierigkeiten gemacht, jene Gebiete zu erwerben, von denen die Sicherheit von Niederschlesien abhing, Oberschlesien sowohl wie Glatz, ja noch mehr als dies. In die Abtretung von Glatz hatte Karl Albert gegen eine Zahlung von 400,000 Thlrn. bereits gewilligt, und so eben waren Stadt und Grafschaft in preußische Hände gefallen. Ueberdies aber, welch eine großartige Stellung hätte Preußen eingenommen zwischen diesen durch eine großartige Dienstleistung gewonnenen, von Frankreich losgerissenen, dem Hause Oesterreich auf immer entgegengesetzten Nachbarn! Friedrich dachte wohl nicht daran, einen weltbeherrschenden Einfluß auszuüben; aber Sicherheit für alle Zukunft hätte er erworben; ein zusammenhaltender Bund der großen Reichsstände unter einem befreundeten Kaiser, jene mitteleuropäische Allianz wäre möglich geworden.

Schon bewegten sich die preußischen Truppen, mit den beiden kriegführenden Theilen im Gegensatz, nach einer neuen Aufstellung vorwärts; Prinz Leopold rückte in Böhmen ein, in offenem Widerspruch mit den Franzosen, nicht ohne einen verdrießlichen und zu Zeiten bitteren Briefwechsel. Der König forderte für seine Truppen, welche so lange im Felde gestanden hatten, Winterquartiere in einem noch nicht ausgesogenen Lande.

Kein Zweifel, daß der nämliche Beweggrund auch bei dem Vorrücken der Schwerin'schen Abtheilung mitwirkte. Das Landvolk in Oberschlesien, von dem wechselnden Kriegsglück besonders betroffen und erschöpft, konnte die Bedürfnisse der Armee nicht mehr befriedigen; es glaubte fast dem Verderben mit Absicht gewidmet zu sein und wäre verzweifelter Entschlüsse fähig gewesen. Schwerin, der sich in seinen Quartieren auch nicht mehr sicher glaubte, wenn etwa der Großherzog, verzweifelnd, bei Prag etwas auszurichten, sich gegen ihn wende, forderte die Erlaubniß, vorwärts zu gehen, als unbedingt nothwendig [1]).

1) 30. November: Man würde auf diese Art nicht bis zum Frühjahr aushalten können. 5. December: La prise de cette place (Troppau) nous mettroit un peu plus au large; mais il conviendroit pour les intérêts de V. M. de se saisir en même temps de Freudenthal etc. Der König, 5. December: er

Merkwürdig wie der König und sein Feldmarschall in ihren Betrachtungen zusammentrafen. Was dieser von Neisse aus in Vorschlag brachte, dazu gab jener schon von selbst, an dem nämlichen Tage, von Ohlau aus den Befehl. Am 19. December 1741 besetzte Schwerin Troppau; dann stieg er das Gebirge hinab, noch nicht um anzugreifen, aber doch ohne alle Rücksicht auf Oesterreich; am 27. schlug er sein Hauptquartier in Olmütz auf.

Schwerins Quartiere reichten von Prerau bis Hohenstadt; unfern davon, in Landskron, schlossen sich die des Prinzen Leopold an. Weiteres Vordringen hätte der König in diesem Augenblicke nicht gebilligt; von dem Vorschlage Schwerins, einen Versuch auf Brünn zu machen, das vielleicht zu überraschen gewesen wäre, wollte er nichts hören. Er hatte auch den Prinzen Leopold ausdrücklich angewiesen, sich den schlesischen Grenzen nahe zu halten.

Friedrich dachte sich Mitte Februar zu der Armee zu begeben und dann weitere Entschlüsse zu nehmen; er war — noch in der ersten Hälfte des Januar — eben im Begriff, nach Rheinsberg zu gehen, um eine kurze Zeit der Ruhe zu genießen, als die Nachrichten von dem Vorrücken Khevenhüllers und zugleich die dringenden Aufforderungen Karl Alberts, deren wir gedachten, bei ihm einliefen.

Nicht in unbestimmten Wünschen aber bewegten sich diese; sie enthielten die Bitte, daß Preußen weiter in Mähren vorrücken und sich in Verbindung mit Franzosen und Sachsen, die unter Polastron und dem Chevalier de Saxe schon eine Richtung dahin genommen hatten, Iglau's bemeistern möchte, um von da aus Niederösterreich zu bedrohen, was eine große Diversion bewirken werde.

Schmettau, der Karl Albert nicht nach Frankfurt begleitet hatte, sondern in den letzten Tagen des Jahres 1741 nach Berlin zurückgekommen war, unterstützte diesen Plan bei dem Könige mit aller Wärme und Beredtsamkeit.

In einer ausführlichen Erörterung — vom 14. Januar 1742 — stellt er vor, um Baiern und die Franzosen in Linz zu retten, gebe es nur Ein Mittel, nämlich dieses, daß sich Polastron Iglau's be-

habe der Sache weiter nachgedacht und gefunden,, daß, wenn die Oesterreicher Troppau behalten und die Garnison verstärken, die Garnison zu Ratibor nicht nur von der zu Jägerndorf fast coupirt ist, sondern die Correspondance zwischen den Garnisonen auch sehr schwer zu erhalten sein würde und die Oesterreicher sie leicht incommodiren können. Schwein am 9. December: das beste würde sein, wenn er gar bis Olmütz vorrücke und seine Quartiere an die des Prinzen Leopold anschließe. Der König billigt dies am 14.

mächtige; allein würde er das jedoch nicht vermögen. Entschließe sich aber der König, ihn durch Schwerin unterstützen zu lassen, so könne die Sache nicht mißlingen und werde zu den größten Erfolgen führen [1]). Ohne Schwierigkeit könne man ganz Mähren besetzen und sich an den bergigen, mit trefflichen Positionen versehenen Ufern der Iglawa aufstellen, wodurch man Niederösterreich bedrohe und den Großherzog nöthige, Budweis zu verlassen, zum Schutz von Wien herbeizueilen.

Eine großartige strategische Berechnung, die dem Könige um so mehr einleuchtete, da sie mit seinen politischen Ideen zusammentraf. Jung und kriegliebend, wie er war, und auf der Stelle voraussehend, daß sich Dinge daran knüpfen könnten, die er keinem Anderen überlassen dürfe, entschloß er sich, und zwar, wie er pflegte, im ersten Augenblick, die Sache nicht allein zu unternehmen, sondern sie auch selber auszuführen. Noch an demselben Tage ließ er die Verbündeten wissen, daß er sich in Person aufmachen wolle, Baiern zu retten und die Dinge in eine vortheilhafte Lage zurückzubringen; dabei verstehe sich jedoch, daß man die vorgeschobenen Sachsen und Franzosen unter seinen Befehl stelle: denn wo der König von Preußen erscheine, da commandire er auch; sollte man ihm dies verweigern, so wasche er seine Hände in Unschuld. Schon am 16. Januar — denn für seine Reisen bedurfte er nur weniger Vorbereitung — brach er auf, um sich zur Armee zu begeben.

Und wirklich gewährten ihm die Verbündeten, was er forderte.

Bei seiner Durchreise in Dresden gelang es ihm, den sächsischen Hof für seine Ansicht zu gewinnen. Jene Conferenz mit dem Könige von Polen, deren er in seiner Geschichte gedenkt, die durch den Anfang der Oper unterbrochen ward, half ihm noch nichts; aber ein Gespräch mit dessen Beichtvater, Guarini, entschied; an Einwendungen, die auf dem Gefühle beruhten, daß das sächsische und das preußische Interesse in sich sehr verschieden seien, fehlte es nicht; aber da doch auch ohne die Preußen an eine Besitznahme von Mähren nicht zu denken war, drang der Beschluß durch, die sächsischen Truppen zu ihnen stoßen und zunächst wenigstens an der Unternehmung gegen Iglau Theil nehmen zu lassen. Auf dem Wege nach Böhmen kam dem Könige ein französischer Offizier entgegen, welcher die vorläufige

1) Schmettau: Si quelques troupes de V. M. peuvent aider Mr de Polastron à s'emparer de Iglau, alors les troupes de Mr le Maréchal de Schwérin, qui pourroient même être joints à tous ceux qui sont dans la basse Silésie, pourront en sûreté camper le long de cette Iglawa. — —

Einwilligung des Marschalls von Broglie zur Theilnahme Polastrons an der vorgeschlagenen Bewegung überbrachte. In Prag sah Friedrich den Vorsteher des Verpflegungswesens, v. Sechelles, auf den er, als ein Fürst, wie dieser sagt, „von Feuer, Geist und Willen", den größten Eindruck machte, und dessen Geschicklichkeit und Eifer auch ihm eine Anerkennung abgewann, die er aufs lebendigste ausgesprochen hat, und ward mit ihm über die Verpflegung der Sachsen einig. Wie im Sturm hatte er die Beistimmung der Verbündeten davongetragen; am 30. Januar finden wir ihn bei seinen eigenen Truppen in Olmütz, des Sinnes, jenen Kriegszug auszuführen, welchen Baiern gewünscht und Schmettau angerathen.

Seine kühnsten politischen Combinationen schienen sich im Fluge zu erfüllen.

Da er die Franzosen in Böhmen nicht so stark fand, wie er geglaubt hatte, da er jetzt Mähren, welches der sächsische Hof zu erwerben gedachte, in seine Hände bekam und an die Spitze einer großen Armee trat, fühlte er, was er eben begehrte, daß er Meister des Krieges und des Friedens sei. Wohin seine Besorgnisse gegangen waren, sieht man aus der Genugthuung, mit der er bemerkt, daß Frankreich trotz aller seiner Macht nun nicht mehr im Stande sei, ihn zu hintergehen oder den Frieden auf eine andere Weise zu schließen, als er es billige [1]).

Wollte er aber seinen Vortheil nicht etwa nur dazu benutzen, um seinen besonderen Frieden mit Oesterreich zu schließen? Kaum war er in Olmütz, so erschien ein Emissar des Großherzogs von Toskana, Pfütschner, ein alter Lehrer desselben, um die abgebrochenen Unterhandlungen in diesem Sinne wiederanzuknüpfen. In der Umgebung des Königs war man der Meinung, er sollte darauf eingehen: denn wer könne, sagte Schwerin, von ihm fordern, daß er Provinzen für Andere erobere [2])? Ganz eine andere Gesinnung waltete in Friedrich vor. Für sich war er zufrieden mit Niederschlesien und Glatz, das so eben in seine Hände fiel. Er sagte Pfütschner, er habe, was er brauche; es sei ihm genug, er begehre nichts weiter; aber er zog in Betracht, daß er niemals in ruhigem Besitz desselben sein werde, wenn

1) An Podewils, Olmütz, 30. Januar: La France ne sauroit malgré toute sa puissance me leurrer ni faire la paix que de la façon que je la voudrai.

2) Schwerin an Podewils, 4. Februar 1742: Au bout du compte peut on prétendre du roi. qu'il fasse lui seul la guerre et fasse toutes les conquêtes pour les alliés qu'ils désirent?

das Haus Oesterreich zu seiner alten Macht, namentlich wieder zu der Herrschaft über Böhmen und Mähren gelange. In Olmütz war er so wenig der Meinung, wie einst im Lager vor Neisse, Oesterreich zu Grunde zu richten. Den Großherzog ließ er aufmerksam machen, daß das Haus Oesterreich seinem vollen Ruin entgegengehe, wenn sich die Königin nicht zu einer Abkunft bequeme; denn sie sei ohne alle Verbündeten; sie könne nicht mehr auf Rußland zählen in Folge der dort so eben eingetretenen Ereignisse; sie müsse selbst einen Angriff der Türkei, auf welche Frankreich seinen Einfluß geltend mache, besorgen. Eine einzige Niederlage könne sie vernichten; er seinerseits wolle das nicht; er habe alle Vorschläge zurückgewiesen, die ihm in dieser Richtung gemacht worden seien; er stimme dem Cardinal Fleury nicht bei, welcher Oesterreich aus Deutschland zu verjagen trachte. Er wolle der Königin eher deutsche Provinzen conserviren und selbst einen Theil von Mähren; er habe nichts dagegen, daß das Haus seine italienischen Landschaften und die Niederlande behaupte. Er wünsche ein starkes Oesterreich, mit dem in Allianz zu treten sich der Mühe verlohne; allein zur Nachbarin wolle er die Königin nicht haben: sie müsse Böhmen an Baiern, Oberschlesien und einen Theil von Mähren an Sachsen abgeben; dann würde er in Bund mit ihr treten können [1]). Seine vornehmste Antipathie galt allezeit der Uebermacht der Franzosen in Deutschland, was wohl erklärlich ist, da er eben damals die ihm in der Handschrift zugeschickte Darstellung Ludwigs XIV und seiner Zeit von Voltaire studirte [2]). Mit Sachsen und Baiern vereinigt, mit Oesterreich verbunden, glaubte er die Franzosen zurückwerfen zu

1) Vous savez sans doute le plan du partage qui va si loin qu'on veut encore approprier à la Saxe outre la Moravie et la haute Silésie une partie de l'Autriche qu'on appelle le quartier de Obermeinhartsberg; la France avoit même formé des idées de disposer du reste de l'Autriche et ôter ainsi à la Reine tous les pays d'Allemagne. J'y ay mis halt. L'Espagne a voulu se liguer avec moy et m'engager à continuer la guerre en ces pays-ci, pendant qu'elle la feroit à la Reine en Italie, je l'ay refusé — je veus que la Reine reste une puissance avec laquelle on puisse faire alliance, il est même de mon intérest que cela soit, mais posés pour maxime et principe dont je ne me departiray pas, coute qu'il coute, que je ne la veut point avoir pour voisine; car tôt ou tard si l'on entrevoyait la moindre occasion, on ne l'echapperoit pas, pour me tomber sur le corps et me reprendre ce que j'ay conquis. Bericht Pfütschners vom 6. Februar 1742 bei Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre. Bd. II, S. 473.

2) Brief an Voltaire, Olmütz, 3. Februar 1742, in der akad. Ausgabe der Oeuvres, XXII, S 84.

können. Seine Meinung war, daß die Königin unverzüglich, wie mit ihm, so auch mit Sachsen und Baiern in Unterhandlungen treten müsse, wobei jene Abtretungen die Grundlage zu bilden hatten. Man könnte freilich meinen, das beste Mittel, diese ihm so erwünschte Abtretung zu bewirken, würde gewesen sein, die gewaltige Kriegsmacht, an deren Spitze er stand, gegen Oesterreich zu wenden. Allein dann würde er diesem selbst die Niederlage beigebracht haben, durch die es hätte vernichtet werden können. Er wollte vielmehr der österreichischen Macht Anlaß geben, sich auf ihre eigenen Füße zu stellen. Wie er im October dem Heere Neippergs freie Hand verschaffte, so versprach er jetzt dem Großherzog, Brünn nicht anzugreifen, welches nach seinem Plan Oesterreich verbleiben solle; überhaupt — so ließ er ihn wissen — möge er sich wegen seines Feldzuges keine Sorge machen: nur einen geringen Zweck werde er zu erreichen suchen. Es leuchtet doch ein, daß er das gezückte Schwert abermals nicht mit voller Wucht auf den Feind fallen ließ. Er wünschte, mit ihm sich zu pacificiren, aber auf Bedingungen, die ihm selbst einen sicheren Frieden verschaffen sollten, ohne ihn geradezu mit seinen Verbündeten zu entzweien. Das Geheimniß, über dessen Verletzung er sich energisch und mit gutem Grunde beklagte, wie er denn hier den Brief der Kaiserin Amalie nochmals ausdrücklich erwähnt hat, schärfte er auf das strengste ein, sogar mit der Drohung, wenn es gebrochen werde, die Brandfackel nach Wien zu tragen. So waren seine Stellung und sein Plan. Man muß denselben kennen, um seinen Feldzug, der doch eigentlich nur drohen und gefährden, aber nicht verderben sollte, zu verstehen. Er wollte Oesterreich zur Annahme der Bedingungen nöthigen, die er vorgeschlagen; aber er wollte es nicht zu Grunde richten. Auch ließ er durch den englischen Gesandten der Königin sagen: zu Grunde richten wolle er sie nicht; aber zu neuen Verlusten werde sie sich nunmehr entschließen müssen. In seinen Anordnungen in Bezug auf die innere Verwaltung findet sich die Voraussetzung, daß Böhmen baierisch bleiben dürfte. Der Cabinetsrath, der in diesen Dingen mit dem Könige Tag für Tag arbeitete, versichert in seinen Privatbriefen, der ernstliche Wunsch desselben sei dahin gerichtet, eine genaue Freundschaft mit Sachsen aufrechtzuerhalten [1]).

1) Eichel, 1. Februar an Podewils: „Des Königs M. intendiren sich mit dem sächsischen Hof mehr und mehr zu accrochiren, um auf alle Fälle im Stande zu sein, sich eines fourrirten Friedens ohnerachtet souteniren zu können."

Ein noch ganz anderes Unternehmen als das schlesische, auf ein große Einwirkung über Europa, eine allgemeine Pacification im preußischen Sinn hinzielend, aber nun auch um vieles schwieriger, sowohl an sich als besonders darum, weil die Mitwirkung fremder Kräfte dazu erfordert wurde.

Noch vor dem Beginn konnte man das bereits fühlen.

Indem Friedrich auf dem Wege war, die Franzosen, welche in Linz belagert wurden, durch eine Diversion zu retten, hatten sich diese schon genöthigt gesehen, den Platz zu räumen. Wie die rasche Bewegung der leichten Reiterei im offenen Felde, so gab die schonungslose Wuth der warasdiner Grenzer bei ihren Anfällen gegen Plätze, die nicht allzufest waren, wie dieser, der Königin einen großen Vortheil. Bald nach Linz fiel auch Passau in die Hände der Oesterreicher — 24. bis 25. Januar —; bei ihrer Annäherung ward Braunau verlassen, und ohne Rückhalt drangen die Khevenhüllerschen Schaaren in dem offenen Baiern vor, dem sie zehnfältig vergalten, was Oesterreich von dem Kurfürsten gelitten hatte.

Da dergestalt der nächste der Zwecke, die man sich vorgesetzt, nicht mehr zu erreichen war, meinten die Sachsen bereits, die ganze Unternehmung sei zu unterlassen; Friedrich erwiederte, sie werde darum um so nöthiger; Baiern würde sonst völlig in die Hände der Königin gerathen und ein neuer Zug französischer Hülfstruppen, den man so eben in Deutschland erwartete, unmöglich werden.

Auch die Franzosen, die im ersten Augenblick nur zu empfinden schienen, daß die Ankunft des Königs sie von dem ihnen sonst bevorstehenden Verderben rettete, bemerkten doch bald, daß er nicht dazu allein gekommen war, sondern seine eigene Politik zu vollführen, ihrem Einfluß das Gleichgewicht in Mitte ihres Bundes zu halten denke. Wenn Polastron sich an den König anschloß, so geschah das weniger auf Befehl Broglie's, der es vielmehr schon nicht mehr wünschte, als aus eigenem Ermessen, wie denn die Oberhäupter der Franzosen diesem damals im Staat und im Krieg nicht selten folgten.

Eine fernere, nicht geringe Schwierigkeit erblickten die Freunde Friedrichs in der Beschaffenheit des Landes, der Stimmung der Einwohner desselben. Cabinetsrath Eichel, laut eines seiner Briefe, hofft kein Glück in dem bergigen Mähren, das wenig Heerstraßen habe und bei eintretendem Thauwetter im Winter ganz unwegsam werden dürfte, wo das Landvolk ihm tückisch vorkommt; er fürchtet, der Kriegszug könne den zweiten Band der Gefahren von Mollwitz bilden: „Möge Gott das drohende Unheil verhüten"!

Wie muß sich der rasche Gedanke des Fürsten, die Einen fortreißend, um die Anderen sich nicht kümmernd, nur dem eigenen Antriebe folgend, selbstherrisch Bahn machen!

Am 5. Februar setzte sich der König, an der Spitze von 24 Bataillonen und 50 Escadrons, von Olmütz nach dem inneren Mähren in Bewegung. Er nahm zuerst in verschiedenen Colonnen, die möglichst in gleicher Linie vorrückten, eine Richtung gegen Brünn; dann aber wandte er sich nach dem rauhen Gebirgslande. So beschwerlich der Marsch war, sah man ihn immer mit heiterem Muth, oft zu Fuß zur Seite seiner Truppen einherschreiten; von diesen entfernten Quartieren wurden Cabinetsordres nach Berlin ausgefertigt, zuweilen über die geringfügigsten Sachen, z. B. von Gurein über eine Angelegenheit des joachimsthalischen Gymnasiums. In Großbitesch vereinigte er sich mit Polastron und den Sachsen.

Die Unternehmung, von der so viel die Rede gewesen, ward hierauf sofort vollzogen, Iglau am 15. Februar ohne Widerstand besetzt; der König stellte sich wirklich, wie er vorgehabt, an der Spitze einer Armee von 30,000 Mann Preußen und Sachsen — denn die Franzosen begaben sich zu Broglie zurück — an den Grenzen von Oesterreich auf. Die Sachsen nahmen ihre Quartiere an der oberen Taya, näher den böhmischen Grenzen, von Teltsch und Datschiz bis nach Böttau hin, die Preußen tiefer unten, nach den Grenzen von Ungarn, von Znaim bis Kostel und Göding [1]. Schmettau hat damals gesagt, König Friedrich wolle die Königin bekämpfen, wie die Römer Karthago; durch einen Einfall in Oesterreich wolle er sie nöthigen, Baiern zu verlassen. Friedrich hegte, wie er in einem Schreiben an Podewils ausspricht, die Erwartung, daß die Hauptmacht der Königin sich nach Unteröstterreich zurückziehen und die Franzosen unter Broglie wieder vorrücken, sich zu seiner Seite aufstellen würden [2]. Er hoffte, in kurzem Budweis wieder in die Hände der

1) Schmettau an Karl VII, 18. Februar: „Mon maître s'étoit proposé, — une diversion — comme l'ont fait les Romains allant en Afrique pour faire retirer les Carthaginois de l'Italie.

2) Friedrich an den Cardinal, Znaim 1743: Quant à mes opérations elles ont tout l'effet que j'en ai pu espérer. Mr de Brolio est hors de tout danger, Prague en sûreté, l'ennemi dans la consternation et le decouragement, qui se retire en basse et haute Autriche inondée de nos partis, et nos troupes en état de combattre ot de vaincre lorsque l'ennemi aura — — l'audace de se présenter. Grâces au ciel, notre supériorité est rétablie etc. — —

Verbündeten kommen, den Fehler, den sie begangen, wieder gutgemacht zu sehen. Er selber in seiner Stellung setzte zugleich Presburg und Wien in Gefahr; die Zietenschen Husaren streiften bis Stokerau und Korneuburg; der Schrecken ihres Namens erreichte die Wiener Vorstädte.

In dieser großartigen Stellung konnte der König noch immer die Durchführung seiner Combination für erreichbar halten. Abgebrochen waren die in Olmütz begonnenen Verhandlungen keinesweges. Auf seinem Marsch waren ihm neue Eröffnungen des Großherzogs zugegangen, die jedoch seinen Vorschlägen nicht entsprachen und von ihm abgelehnt wurden. Aber sollte nicht in der That die Königin in der großen Bedrängniß, in der sie war, endlich auf die Idee des Königs eingehen?

Dazu hätte es vielleicht kommen können, wäre sie nicht überzeugt gewesen, daß der König in diesem Augenblick ihr volles Verderben nicht beabsichtige, noch beabsichtigen könne. Denn aus seinem Munde wußte man, daß er den vollständigen Sieg der Allianz, der er angehörte, doch zugleich fürchtete, daß er selbst ein starkes Oesterreich wiedererstehen zu sehen wünschte. Die Frage betraf jetzt nicht die Existenz selbst, sondern nur das Maß der wiederherzustellenden Macht. Da war nun der König in dem Nachtheil, daß er seinen Feldzug nicht mit vollem Eifer, den seine Verbündeten erwarteten, führen mochte, noch führte. Das bedungene Geheimniß wurde ihm jetzt unverbrüchlich gehalten. Zu den Eroberern, welche die Welt mit ihrem Kriegsruhm zu erfüllen streben und nur immer weiter um sich greifen, kann er überhaupt nicht gezählt werden. Sein „Karthago" wollte er nicht zerstören. Er gebot seinen Waffen Einhalt, um nur das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Mit der Combination, die er vorgeschlagen, meinte er es gewiß aufrichtig; nur dadurch glaubte er sich sicherstellen zu können. Um sie durchzuführen, wäre aber ein militärischer Succeß nöthig gewesen, vor dessen Folgen er selbst zurückschrak.

Dagegen gewann nun die Königin eine selbst in der Idee stärkere Position. Mit dem, was ihr Friedrich zugestand, war sie keinesweges zufrieden; sie wollte nicht bloß Königin von Ungarn sein, sondern auch, wie ihre habsburgischen Vorfahren, von Böhmen. Hier war nicht von Ansprüchen die Rede, die aus früheren Jahrhunderten und Weltverhältnissen stammten, wie sie der König von Preußen in Schlesien geltend gemacht hatte, noch von einer religiösen Sympathie, die er dort für sich aufrief; hier galt es Erbansprüche der verwandten

Häuser, die sich den in der pragmatischen Sanction festgesetzten Rechten Maria Theresia's entgegensetzten. Dies ihr Recht, welches das Cement des österreichischen Staates bildete, aufrechtzuerhalten, die Monarchie, die ihre Altvordern auf Erbrecht und Politik gegründet erworben, und zugleich die damit verbundene altherkömmliche europäische Stellung war sie entschlossen, wenn auch unter einigen Schmälerungen, doch im Ganzen und Großen zu behaupten oder, wie die Sachen damals standen, wiederherzustellen. Und darin hatte sie nun die englische Nation auf ihrer Seite. Nicht immer entscheidet das Geld; aber es kann Momente geben, in denen es die Entscheidung hervorbringt. Die Königin befand sich damals in der größten finanziellen Verlegenheit. Ungarn sorgte noch nicht einmal für sich selbst; Oesterreich war durch die Kriegszüge erschöpft; Böhmen, aus welchem einst der Sold für die Neippergische Armee geflossen, und jetzt auch Mähren, welches noch zuletzt, mit Kärnten und Steiermark, die vornehmste Last getragen hatte, waren verloren; es hat einen Moment gegeben, wo die Geldnoth so hoch anstieg, daß man in Besorgniß war, die Armee werde sich auflösen.

Eben in diesem Augenblick war es, daß die englische Allianz der Königin sich bewährte. Auch von Tirol und von Brüssel traf einige Beihülfe ein; aber die vornehmste Hülfsquelle bildeten 300,000 Pfd. Subsidien, die, bisher durch die Mangelhaftigkeit der Transportmittel aufgehalten, endlich anlangten. Die österreichischen Minister, selbst Starhemberg, machten dem englischen Handelsbevollmächtigten Porter, der damals in Wien war, die dankbare Eröffnung, daß dieses Geld das Haus Oesterreich von dem Verderben errette [1]).

Wenn man aber Geld hatte, so konnte man die Truppen nicht allein zusammenhalten, sondern verstärken; es zeigte sich bald, daß man im Stande war, den Feinden nach allen Seiten hin die Stirn zu bieten.

Vornehmlich war das Augenmerk auf Böhmen gerichtet. Khevenhüller hätte gewünscht, seine Truppen nach den vorderen Reichskreisen zu werfen und selbst an den Rhein vorzubringen; aber der Hof sagte ihm, man müsse erst das Kriegsfeuer in den eigenen Landen aus-

1) Porter an Carteret: When the prussian troops extended themselves, and their income from that side failt, the Austrias not recovered from their confusion and consequently nothing to be had from thence, the remainder of the subsidy, the recept of which had been retarded through the difficulty of conveyance, was their only resource. It came so opportun, that it saved their whole army from disbanding.

löschen, ehe man es in fremden anzünde. Der Feldmarschall brauchte darum Baiern nicht zu verlassen; es genügte schon, und dazu wies ihn die Königin in den gemessensten Ausdrücken an, daß er einen Theil seiner Truppen, vier Regimenter zu Fuß, zwei zu Pferde und 3000 Kroaten, zu der großen Armee in Böhmen stoßen ließ.

Hiedurch und durch anderen Zuzug ward diese in Stand gesetzt, zur Offensive zu schreiten.

Etwas Anderes wäre es gewesen, wenn die Franzosen sich schlagfertig und kampfbegierig gezeigt hätten. Aber sie fürchteten nur immer, daß sich der Sturm des österreichischen Angriffs gegen sie entladen möchte; sie hegten Unwillen über den König von Preußen, daß er sich ihnen nicht beigeselle und ihnen unmittelbar zu Hülfe komme. In dem österreichischen Hauptquartier war man nicht allein an sich überzeugt, sondern auch durch geheime Nachrichten unterrichtet, daß sie nichts Entscheidendes unternehmen würden. Zugleich nahm man eine Wendung gegen die preußisch-sächsischen Stellungen: denn die Ehre schien es zu fordern, daß man sich zunächst gegen den stärkeren Feind wende, der die Hauptstadt bedrohe. So ward — denn weder der Hof noch die Befehlshaber hatten die Sache allein entscheiden wollen — in einem Kriegsrathe der Generale der Beschluß gefaßt [1]), eine kleinere Truppenschaar, unter Lobkowitz, hier gegen die Franzosen zurückzulassen, mit der größeren aber dem Könige zu Leibe zu gehen, dem man auch bald von der ungarischen Seite her beizukommen hoffe.

Dergestalt behauptete die österreichische Macht ihre ganze militärische Position und schien zu neuen Unternehmungen fertig; es ließ sich nicht daran denken, daß Maria Theresia auf Anträge, welche ihr eine Abtretung großer Provinzen auflegten, eingegangen wäre.

Man muß sagen, wenn der König mit seinem Kriegszug etwas ausrichten wollte, so hätte er auch zu einem Angriff auf Wien entschlossen sein müssen; sonst konnte seine Diversion nicht die Wirkung haben, die er beabsichtigte.

Durch leichte Anfälle war die Königin nicht zu schrecken. Sie trug kein Bedenken, nachdem das Vertrauen zu den Ungarn einmal hergestellt war, diese selber, was ehedem nie geschehen wäre, als vornehmste Besatzung in die Befestigungen von Wien aufzunehmen.

In der vorliegenden Frage, wie sie sich nunmehr politisch gestaltete, welche die künftige Stellung von Oesterreich als europäische

1) Oesterreichische Militärzeitschrift 1827 IV, 53; 1828 III, 231. Browne's Einreden machten doch die Sache nicht rückgängig.

Macht betraf, war die Königin, wie berührt, wieder stärker als der König.

Der König verfolgte einen Gedanken von umfassender politischer Combination, jedoch mehr als einen Versuch, nicht mit allen seinen Kräften, und mehr im Gegensatz mit den Verbündeten als einverstanden mit denselben.

Die Königin war entschlossen, für die Behauptung von Böhmen und Mähren einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Sie hatte Verbündete, die in der vorliegenden Frage ganz mit ihr zusammenhielten. Denn in der Erhaltung Oesterreichs als einer großen Macht sah England das vornehmste Mittel, das Gleichgewicht auf dem Continente zu wahren. So wenig es auch mit eigenen Kriegskräften eingriff, so wichtig war doch die anderweite Hülfe, die es leistete.

Bald neigte sich auch die Entscheidung des Geschicks auf die Seite der Königin. Im Laufe des März bekam der König von Preußen zu empfinden, daß er in diesem Lande nicht der Herr sei.

Vor allem wurden die Grenzen unruhig. Zu seiner Seite regten sich die Ungarn, von ihren Sammelplätzen her, wo eben das Aufgebot, hier genannt Insurrection, ins Werk gesetzt wurde. Die mährischen Walachen, die sonst nur an den Abhängen des Gebirges friedlich ihre Heerden weideten, ließen sich überreden, daß sie für ihre Religion und für ihre Königin streiten müßten, und kamen, sogar mit Kanonen versehen, in die Ebenen herab.

Prinz Dietrich von Anhalt erwarb sich das Verdienst, die Ungarn in Göding und Skaliz auseinanderzujagen, in dem ganzen Gebirge das Ansehen der preußischen Waffen wiederherzustellen: indessen aber machte sich der Commandant des Spielberg, derselbe Roth, der schon in Neisse tapferen Widerstand geleistet, jetzt von Brünn her auf eine sehr unbequeme Weise bemerklich. Der König nahm — seit dem 9. März — eine veränderte Stellung, näher diesem Platze, um den Ausfällen der Garnison ein Ende zu machen [1]); doch ward er fortwährend davon belästigt. Roth trug kein Bedenken, alle Dörfer um das preußische Lager her dem Verderben zu weihen; einst hat der König von dem Schlosse zu Selowitz, wo er sein Hauptquartier genommen, 18 Dörfer in Feuer aufgehen sehen. Zuweilen stieg in

1) Tant pour y attendre l'ennemi, que pour resserrer la garnison de cette place et l'empêcher de continuer ses courses. Stille, campagnes du roi, lettre IV, p. 35.

ihm ein ironisches Gefühl über sein eigenes Unternehmen auf; zuweilen erschien ihm der Krieg, der Wetteifer der Verwüstung, die er vor sich sah, entsetzlich. Indessen versuchten sich die Truppen Tag für Tag gegeneinander. Von den kleinen Actionen, welche vorfielen, will ich doch einer gedenken, die für beide Theile charakteristisch ist.

Gegen Brünn heranziehend, wollte General Truchseß, am 13. März, mit dem einen seiner Bataillone in dem offenen Flecken Lösch, der in einem tiefen Grunde zwischen nahen Anhöhen liegt, Quartier nehmen. Sowie er aber anlangte, erschienen auch herumschwärmende Husaren, saßen ab, drangen in das Dorf und schossen aus den Häusern. Er zog sich nach dem vornehmsten Gehöfte, einem zweistöckigen Wohnhause mit Wirthschaftsgebäuden und Garten, welches man das Schloß nannte; unverzüglich sah er sich aber auch hier von Feinden umringt, die sich jeden Augenblick mit Kroaten und regelmäßiger Infanterie verstärkten, bis sie, auf 2000 Mann angewachsen, ihn aufforderten, sich zu ergeben, und, um ihn dazu zu nöthigen, die benachbarten Häuser und die Wirthschaftsgebäude in Brand steckten. Aber die Preußen, eine kleine Schaar von 366 Mann, hatten ihrem Führer das Wort verpfändet, mit ihm zu leben und zu sterben, keine Gefangenschaft anzunehmen; als es unmöglich wurde, in dem von Qualm und Ruinen erfüllten Gehöfte auszuhalten, öffneten sie den Thorweg, vor dem sich die Hauptmasse der Ungarn gesammelt hatte, und gingen unter dem Kugelregen, der sie empfing, denselben entschlossen entgegen. Ihr Erscheinen bahnte ihnen den Weg; mitten durch ihre Feinde rückten die Preußen vorwärts, bis sie auf einen freien Platz gelangten, wo sie zwar von allen Seiten angegriffen wurden, aber sich auch besser in Ordnung setzen konnten. Indem bald ein Glied, bald ein Peloton sich gegen die Nachdringenden umkehrte, bald zwei, bald drei Flanken gebildet wurden, unter unaufhörlichem Feuern, bewegten sie sich nach der Gegend hin, von welcher sie mehr vermutheten als wußten, daß das zweite Bataillon daselbst stehe [1]); als dies gegen Abend erschien, wich der Feind. Er konnte sich nicht rühmen, daß er von allen, die aus dem Schloßgehöfte vordrangen, auch nur einen einzigen Verwundeten in seine Hände bekommen habe; so versichert Truchseß, der übrigens alles der unmittelbaren Fürsorge Gottes zuschreibt. „Niemals“, ruft König Friedrich aus, „haben die Spartaner mehr geleistet, als meine Preußen; ich sehe, daß ich mit ihnen zehnmal mächtiger bin, als ich glaubte.“

1) Ce régiment ne faisoit que 700 M. à cause des commandés qui restoient en Silésie. Ich schöpfte aus dem Bericht des Generals.

Zu den Unbequemlichkeiten der militärischen Lage kam nun aber die täglich mehr hervortretende Verstimmung der Verbündeten.

Mit dem Oberbefehlshaber der Franzosen konnte König Friedrich nie ein gutes Verhältniß haben. Graf Broglie hielt es für einen unbestrittenen Grundsatz im Leben, daß man vor allem seine Würde und seine äußere Stellung aufrechterhalten müsse; er hat wohl einmal in der Hitze des Gespräches gesagt, daß ihm daran mehr liege, als an der Rücksicht auf das allgemeine Beste. Er konnte nicht vertragen, daß er durch die Ankunft des Königs von Preußen in Schatten gestellt, bei den Plänen, die man entwarf, nicht erst zu Rathe gezogen wurde. Es geschieht wohl öfters, daß wesentliche Dienste, die einer dem anderen leistet, verkannt werden, weil die Eigenliebe dadurch verletzt wird. Aber man darf sich auch nicht wundern, daß das Mißtrauen des Königs Mißtrauen in den Franzosen erweckte; wie er sie, so wollten sie ihn nicht den Meister spielen lassen. Alle Briefe von Broglie athmen Bitterkeit, Verdacht und Unmuth, und nicht ohne Wirkung blieben sie in Versailles; Cardinal Fleury sprach keineswegs allezeit wie ein guter Verbündeter von den Preußen. Seinerseits klagte der König, daß Broglie nicht einmal die jetzige Schwäche der Oesterreicher, die ihm gegenüber seien, zu einer kriegerischen Unternehmung benutze, sondern seine Truppen in weite Entfernungen verlege [1]).

Ebensowenig einverstanden waren die Sachsen. Sie meinten wohl, Friedrich wolle sich ihrer Mannschaften nur zu seinen Zwecken bedienen und sie nie wieder freigeben, oder sie besorgten, die österreichische Armee möchte sich plötzlich nach Böhmen wenden, sie von ihrem Vaterlande trennen und einen Einfall in dasselbe versuchen.

Man kannte im österreichischen Lager den zwischen den Verbündeten, besonders zwischen Sachsen und Preußen, obwaltenden Zwiespalt sehr wohl, als man endlich gegen Ausgang des März so weit kam, den im Anfang dieses Monats gefaßten Beschluß zu vollziehen: mit der Hauptmacht gegen den König vorzurücken.

Eben damals erst war die im vorigen Jahre beschlossene Insurrection der Ungarn ins Werk gesetzt worden. Man hatte in Wien jenen Angriff des Königs auf ihre Sammelplätze nicht ungern gesehen,

1) Schmettau: Le roi n'est point content d'apprendre que le Ml de Broglie a séparé si fort ses troupes, jusqu'à envoyer la cavallerie vers Pilsen et au cercle de Saatz dans un temps, où il devroit profiter de la faiblesse des ennemis, qui tirent tous vers ici pour faire un coup décisif.

und in der That diente derselbe dazu, die Rüstungen zu beschleunigen; nach und nach überschritten sie die mährischen Grenzen. Die Absicht des Hofkriegsrathes war, daß die beiden Heere zusammen auf den König von Preußen losgehen und ihm eine Schlacht liefern sollten.

Eine solche hatte auch darin noch eine besondere Gefahr, daß das mährische Landvolk, durch die Gewaltsamkeiten, die es erduldet hatte, aufs Aeußerste gebracht, nach Rache dürstete.

Ehe Friedrich sich darüber entschied, ob er sie annehmen könne, fragte er noch einmal bei dem Befehlshaber der Sachsen an, ob er sich auf den ersten Befehl mit den Preußen vereinigen wolle, erhielt jedoch nur eine ausweichende Antwort, in welcher der Schwierigkeiten der Sache und der geringen Anzahl der Leute, die in den Winterquartieren viel gelitten hatten, gedacht wurde. Der König fürchtete, dadurch solle künftiger Ungehorsam im voraus gerechtfertigt werden, und hielt für das Beste, die Sachsen, wie sie längst gewünscht, von sich zu lassen. „Ich beschloß", sagt er, „niemals wieder die Anführung über andere Truppen zu übernehmen, als über solche, über die ich auch zu befehlen habe, niemals wieder mit Anderen weder die Gefahren zu theilen, welche zu bestehen sind, noch den Ruhm, der zu hoffen ist."

Damit ward es aber auch unmöglich, den Feind zu erwarten, ihm eine Schlacht zu liefern, die gefaßten Entwürfe zu verfolgen [1]). Zum ersten Male sah König Friedrich sich Schranken gesetzt, die er nicht bewältigen konnte, und genöthigt, einen großen politischen Gedanken so gut wie aufzugeben.

Am 5. April 1742 brach er von Selowitz auf und schlug eine rückgängige Bewegung ein über Prosnitz nach Zwittau hin.

So voll von Gefahren war dieselbe wohl nicht, wie Eichel befürchtet hatte; aber sehr beschwerlich wurde sie doch, namentlich den vereinzelten Abtheilungen, durch die Angriffe der feindlichen Husaren, mit denen man sich unaufhörlich zu schlagen hatte. Zuweilen sprengten sie mit lautem Geschrei, in vollem Jagen heran; dann reichte eine Anzahl guter Schützen, etwa in die Hohlungen vertheilt, schon hin, sie in Verwirrung zu bringen; — zuweilen warteten sie in geschlossenen Linien auf ein aus den Defiléen hervorkommendes Bataillon; in ein

1) Aus der Zeit, wo er die Schlacht erwartete (20 Mars), sind die Verse an Algarotti in der akad. Ausgabe der Oeuvres XVIII, 35:

De Cadiz à Vibourg, d'Albion à Messine,
Tout attend de nos bras sa gloire ou sa ruine.

längliches Viereck formirt, um welches die Vorspannwagen eine Art von fahrender Wagenburg bildeten, rückte dieses vorwärts, glücklich, wenn es ein und das andere Feldstück bei sich hatte, dessen Wirkung auf den undisciplinirten Feind sich unfehlbar erwies; — zuweilen aber, in schwierigen Pässen, drangen sie selbst von allen Seiten aus Gehölzen und von Anhöhen auf die Heranrückenden ein; die Dragoner mußten absitzen, Bajonnette auf ihre Carabiner stecken, rechts und links die Häuser vom Feinde reinigen; — einmal wenigstens gelang es ihnen, ein Dorf anzuzünden, wo die Preußen lagen; indem das Feuer an allen Seiten aufging, saßen die Schwadronen zu Pferde, um sich des Feindes zu erwehren.

Es ist bemerkenswerth, mit welcher Vorsicht man sich unter diesen Umständen von Stelle zu Stelle bewegte.

Wenn ein Regiment in das Dorf kam, wo es das Nachtquartier zu nehmen hatte, begann es damit, alle Zugänge zu demselben mit ineinandergefahrenen Bauerwagen zu bedecken. Hinter denselben wurden Wachposten aufgestellt, von denen immer ein Peloton um das andere das Gewehr über die Schultern nahm; die Posten wurden durch eine Kette von Schildwachen verbunden, deren jede durch Graben und Hecken geschützt war; die Hauptwache ward hinter der steinernen Wand eines Kirchhofes genommen; von Viertelstunde zu Viertelstunde gingen Ronden von da aus, nach den verschiedenen Posten. In den Häusern brannte Licht; die Gewehre und Patrontaschen waren mit Sorgfalt aufgehängt, so daß sie leicht auseinandergefunden werden konnten; von den Burschen mußte immer einer wach sein. Setzte man sich dann den anderen Morgen in Marsch, so sorgte man vor allem für Sicherheit des Gepäcks: der Regimentswagen mit den Verpflegungsgeldern fuhr zwischen den beiden Bataillonen.

Unter Anstrengungen und Kämpfen so mannichfaltiger Art, bei denen das Land aufs neue unsäglich leiden mußte, zog sich das Heer durch Mähren nach der böhmischen Grenze zurück.

Der König hätte sehr gewünscht, Olmütz zu behaupten, wären nur hinreichende Magazine vorhanden gewesen. Schwerin aber, der daselbst zurückgeblieben und dem die Sorge dafür obgelegen hätte, war wahrscheinlich, wie er klagt, hiezu nicht mit den gehörigen Mitteln unterstützt und gewiß auch von Natur nicht dazu geeignet; er hätte lieber einen Versuch auf Ungarn gemacht, wo die Protestanten, die sich durch den letzten Reichstag sehr zurückgesetzt fühlten, in lebhafter Gährung waren; zuletzt hatte ihn überdies ein Krankheitsanfall zur Unthätigkeit genöthigt. Es war nur möglich, Olmütz so lange zu

behaupten, bis die etwa angesammelten Vorräthe in Sicherheit gebracht waren.

Schon zog Prinz Karl mit der gesammten österreichischen Hauptmacht unaufgehalten gegen Olmütz heran. Am 8. April war er zu Znaim, am 18. zu Prosnitz; am 25. räumten die Preußen, nicht ohne für ihre Vorräthe gesorgt zu haben, Olmütz; ganz Mähren kehrte wieder unter den österreichischen Gehorsam zurück; der Prinz richtete ein allgemeines Landesaufgebot ein, um ähnlichen Unfällen vorzubeugen, und nahm indeß, wie Frankreich, seine Richtung nach Böhmen.

Am 17. April war die erste Colonne des preußischen Heeres zu Chrudim eingetroffen. Hier, an den Ufern der Sazawa und Elbe, in einem durch Getreidebau und Viehzucht reichen Landstrich, wo ein Dorf an das andere stößt, dachte der König seine Truppen von den mährischen Beschwerden zu erfrischen. Doch glaubte er nicht, mit denen, die um ihn waren, allein die Kriegsmacht von Oesterreich bestehen zu können. Sowie er der ernstlichen Rüstungen der ungarischen Nation innewurde, hatte er den alten Fürsten von Anhalt beauftragt, das einst gegen Hannover und Sachsen zusammengebrachte Heer — denn mit den dortigen Gefahren war es für jetzt vorüber — ihm nach Böhmen zuzuführen; und schon überschritten die ersten Regimenter bei Pardubitz und Kollin die Elbe, um sich mit ihm zu vereinigen. Schwerin scheint es doch tief empfunden zu haben, obgleich er es nicht Wort haben will, daß nicht ihm, sondern dem Fürsten der Befehl in Oberschlesien anvertraut ward; körperlich angegriffen und geistig verstimmt, entfernte er sich aus dem Felde [1]). Aber auch dem Fürsten ward keine Eigenmächtigkeit gestattet; daß er bei seiner Führung von der Anordnung des Königs abgewichen war, zog ihm eine starke Zurechtweisung zu [2]); der Oberbefehl wurde ihm nichtsdestominder mit vollkommenem Vertrauen übertragen.

So endigte der Feldzug in Mähren. Es war ein Unternehmen

1) Die Worte eines Briefes vom 18. März zeigen seine Stimmung: J'ai des accès de foiblesse qui me font plus penser à la mort qu'à la vie et souvent je ne sais à quoi je pense. — — Je n'envie en aucune façon la gloire du commandant au prince Leopold en la Silésie, je rends justice à son mérite et connois le peu que je vaux, et ce que je valais s'abáisse avec mon âge et mes infirmités.

2) Chrudim, 21. April. Und wenn Sie noch habiler als Cäsar wären, und meinen Ordres nicht accurat und stricte nachlebten, so hülfe mir das Uebrige nicht. Bei Orlich I, 357.

von weitester Aussicht, in das sich Friedrich mit einem jugendlichen Sinne, der alles für möglich hielt, warf, an das er die kühnsten Entwürfe einer großartigen Weltstellung, gesichert auf immer und nach allen Seiten gewaltig, anknüpfte; da er aber dabei nicht ausschließend mit eigenen Kräften schlug, so hatte er um so mehr den Wechsel des Glückes erfahren, den er selbst einmal mit den hochgehenden Wogen des Meeres vergleicht, von denen er bald emporgehoben, bald in den Abgrund geschleudert werde, und nicht immer mag er seinen Gleichmuth behauptet haben; jetzt, nach kurzer Zeit, hatte er zurückkehren müssen, und es versteht sich, daß die mißlungene Unternehmung weder zu seinem Ruhme noch zu seiner Autorität beitragen konnte. Allein viel zu vorsichtig war er doch von Natur, als daß er die Zukunft seines Hauses und Landes auf einen Wurf des Glückes gesetzt hätte, und schon nahm er wieder eine gewaltige Haltung zwischen den kriegführenden Mächten ein. So eben, am 25. April, war endlich auch die Citadelle von Glatz, nach einer Belagerung, die beinahe eine Aushungerung war, in die Hände der Preußen gefallen: Oberschlesien war gesichert; er selbst bedeckte durch seine Aufstellung an der Elbe nicht allein Niederschlesien, sondern in gewisser Weise auch Prag; er fühlte mit Vergnügen, daß es bei ihm stehe, sich noch einmal, wenn die Kriegserfolge es nöthig machten, mit Franzosen und Sachsen zu vereinigen [1]), was ihm dann ein entschiedenes Uebergewicht gebe, oder, wohin er bei weitem mehr neigte, Politik und Krieg nach eigenem Ermessen zu führen. Er hatte eine für die Verhältnisse überaus stattliche Armee von 28,000 Mann um sich, nur aus preußischen Truppen bestehend; er war jetzt weder durch den Einfluß des grollenden Fürsten noch Schwerins bestimmt; er fühlte sich ganz sein eigen.

1) Friedrich an Podewils, 3. April: par cette nouvelle position je couvre Prague (durch wiederholte Couriere hatte Broglie ihm melden lassen, daß diese Hauptstadt gefährdet sei), la Saxe et mon pays, je puis me joindre aux Saxons et aux Français pour aller combattre les Autrichiens en force supérieure.

Drittes Capitel.

Schlacht von Chotusitz.

Sobald als Friedrich die Waffen wieder ergriff, hatte ihm der Wiener Hof, nicht allein durch Pfütschner, wie wir berührten, sondern auch durch Lord Hyndford, Anträge machen lassen. Die ersteren kennen wir nicht genau; aber die letzteren lauten sehr bestimmt und sehr vortheilhaft. Die Königin von Ungarn, heißt es in einem Schreiben Hyndfords vom 12. Februar, sei überzeugt, daß Friedrich sich nicht tiefer mit den Franzosen verwickeln, sondern es vorziehen werde, der Befreier seines Vaterlandes zu sein. Um ihm den dringenden Wunsch zu beweisen, den sie hege, mit ihm Freundschaft zu schließen, sei sie bereit, ihm ganz Schlesien abzutreten, ausgenommen Teschen; „ich habe Grund, zu glauben," fügt Hyndford hinzu, „daß sie sich auch unter gewissen Bedingungen dazu verstehen wird, auf Glatz Verzicht zu leisten" [1]).

Friedrich, noch mit umfassenden Plänen einer allgemeinen Pacification in seinem Sinne beschäftigt, wies damals alles von sich; seitdem aber hatten diese sich unausführbar gezeigt; mit Verbündeten, wie die seinen waren, ließ sich nichts erreichen; in der Mitte des

1) Am 1. Februar erklärte Hyndford, daß er vortheilhaftere Vorschläge als jemals zu machen habe; am 6. läßt ihm der König antworten: „que je ne suis pas contraire à tout ce qui pourra être convenable à ma gloire et compatible avec mon honneur. Hierauf, am 12., in einem Schreiben, worin er die Schuld des gebrochenen Geheimnisses auf eine dritte Macht zu schieben sucht, wahrscheinlich Sachsen, fügt Hyndfort hinzu: Elle (die Königin) est prête, à lui (dem König) céder toute la Silésie à l'exception du duché de Teschen et j'ai lieu de croire, qu'elle se laissera porter aussi sous de certaines (petites) conditions à la cession de Glatz.

März kam die preußische Politik auf die Nothwendigkeit eines abgesonderten Friedens zurück.

In einem Gutachten von Podewils werden die allgemeinen Gründe, die dafür und dawider seien, ausführlich zusammengestellt. Die Hauptsache ist einerseits, daß man Oesterreich nicht zu Grunde gehen lassen dürfe, weil dadurch das Gleichgewicht in Europa und dem deutschen Reiche aufgehoben würde, und andererseits, daß eben dieses Oesterreich, wenn es wieder zu Kräften oder, wie Podewils sagt, über Wasser komme, doch dem König von Preußen höchst gefährlich sein werde; niemals werde es ihm verzeihen, was es von ihm erlitten, niemals die Wiedereroberung von Schlesien aus den Augen verlieren; habe doch sogar das so viel schwächere Schweden Liefland noch immer nicht aufgegeben.

In der natürlichen Verbindung mit Oesterreich und dem natürlichen Gegensatz gegen dasselbe bewegte sich von jeher die politische Geschichte von Preußen.

Der König zog hauptsächlich die Lage des Moments in Betrachtung. Er hielt dafür, daß entweder der Krieg in kurzem allgemein werden müsse, was ihn wegen seiner niederrheinischen Provinzen in neue Verwickelungen bringen werde, oder daß ein plötzlicher Friede zwischen Frankreich und Oesterreich zu erwarten sei [1]). Daß das letzte bevorstehe, war ihm nach einigen unvorsichtigen Aeußerungen des französischen Gesandten, den Nachrichten, die ihm die Sachsen gaben, die jedoch auch schon für sich in Wien Anträge machten, den vorhergegangenen Thatsachen das Wahrscheinlichere. Ein Jeder muß die Schuld seiner Vergangenheit tragen; Niemandem konnte es verargt werden, wenn man aus dem, was Cardinal Fleury im Jahre 1735 gethan hatte, darauf schloß, was er im Jahre 1742 zu thun fähig sei.

1) Plus que j'y pense plus je vois qu'il me faut une prompte paix. L'augmentation des troupes angloises en Hollande, le transport des troupes angloises qu'on médite de faire dans les pays bas pour remplacer les régiments autrichiens qu'on veut tirer des places barrières pour les transporter vers le bas Rhin, la grande envie que le cardinal témoigne pour se tirer des engagements où il est, avec d'autres raisons, sont des motifs assez puissants qui me déterminent pour la paix. In einem Aufsatz vom 20. April führt Friedrich an: que la France requiert déjà mon secours pour opposer un corps de troupes dans le pays de Cléves aux Anglais; — que Valori m'a parlé sur un ton, comme si la France avoit envie, de me prévenir: — le peu de vigueur des alliés — le risque d'un revers, und was dem mehr ist.

Als Friedrich mit seiner Armee nach Böhmen zurückging, fand er gerathen, die früher abgebrochenen Unterhandlungen wiederanzuknüpfen. Schon sein Entschluß enthielt ein Ereigniß; er konnte gar nicht unterhandeln, ohne das stillschweigende Zugeständniß, daß Oesterreich nicht allein, was schon der Inhalt der früheren Abrede gewesen, unabhängig von Frankreich, sondern daß es auch ferner als große europäische Macht bestehen sollte. Friedrich gab den Gedanken auf, der Königin Mähren und Böhmen zu entreißen, soviel ihm auch wegen seiner eigenen Sicherheit daran gelegen gewesen wäre.

Eigentlich dadurch erst kehrte er in die alten Bahnen des europäischen Staatensystems zurück; es ward ihm wieder möglich, mit England Hand in Hand zu gehen.

Wenn es dann weiter darauf ankam, die Bedingungen einer definitiven Abkunft zu finden, so waren es eben die Engländer, welche sich der Forderungen des Königs annahmen; denn nach wie vor wünschten sie nichts mehr als eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen, um den Franzosen die Unterstützung des letzteren zu entziehen. Dieselben waren zweierlei.

Vor allem wollte Friedrich von der Zumuthung nichts hören, die ihm auch noch jetzt gemacht wurde, daß er der Königin von Ungarn wider seine bisherigen Verbündeten Beistand leisten solle. Er behauptete, diese Fürstin gerathe mit sich selbst in Widerspruch, indem sie dies verlange. Wenn sie nicht Kräfte genug besitze, um Franzosen und Sachsen mit ihrer Macht allein zurückzuweisen, wie wolle sie denselben widerstehen, wenn er mit ihnen verbunden wäre? Fühle sie sich aber stark genug, sowohl diesen als ihm selbst Widerstand zu leisten, so müsse sie um so viel leichter den Sieg davontragen, wenn sie sich nur mit jenen zu schlagen habe. „Mit Einem Worte: meinen Beistand braucht sie nicht, und meine Neutralität verschafft ihr den Sieg.“ Hyndford stimmte ganz damit überein: er erklärte, er finde das Dilemma so überzeugend, wie nur einen mathematischen Beweis bei Newton.

Ueberdies aber trat Friedrich mit den weiterreichenden Territorialansprüchen hervor, die er sich indeß gebildet hatte. Was er von den beiden anderen Fürsten erwerben wollen, Oberschlesien und Glatz, nahm er auch von der Königin in Anspruch; er hegte sogar den Wunsch, statt Oberschlesiens zwei böhmische Kreise, Königingräz und Pardubitz, mit Niederschlesien zu vereinigen. Auch darüber hatte er schon mit Karl Albert unterhandelt; nichts wäre ihm erwünschter ge-

wesen; doch sieht man aus seinem Briefwechsel, daß er nicht mit Entschlossenheit darauf zu bestehen dachte[1]).

Die Engländer stimmten ihm bei, ohne über das Specielle ein Urtheil auszusprechen, daß er mit dem Besitz von Niederschlesien allein nicht zufrieden sein könne. Die Unhaltbarkeit dieses Gebietes, wenn Oesterreich Böhmen und Glatz, Mähren und Oberschlesien innehabe, leuchtete ihnen ein. Die letzten Unternehmungen des Königs leitete Robinson allein aus dieser politischen Nothwendigkeit ab[2]).

Demzufolge verwandten sich nun die Engländer bei der Königin auf das lebhafteste für eine Gewährung dieser Forderungen, ich will nicht sagen, unbedingt und auf immer, aber doch im Drange der damaligen Verhältnisse.

Man begreift indeß, daß der Wiener Hof nicht sehr geneigt war, auf Bedingungen zurückzukommen, die er unter ganz anderen Umständen angeboten hatte. Der vordringende König, von Franzosen und Sachsen unterstützt, war unendlich furchtbar erschienen; der zurückweichende, mit seinen Verbündeten entzweite war es bei weitem minder. Ueberdies hatte man jetzt Mähren wieder, so daß jene große militärische Position, die man überhaupt eingenommen, ungemein verstärkt war.

Nach einigem Bedenken gab die Königin eine Antwort, derjenigen ähnlich, welche im vorigen Jahre Preußen auf die französische Seite getrieben hatte. Von der Abtretung beider Landschaften wollte sie unter keiner Bedingung mehr hören; sie wollte nur entweder die Grafschaft Glatz oder den zu den vorigen Winterquartieren überlassenen Theil von Oberschlesien an Preußen aufgeben, aber auch dies nur gegen eine ausdrückliche Garantie ihrer übrigen Länder und gegen das Versprechen, mit ihr wider alle ihre anderen Feinde gemeinschaftliche Sache zu machen[3]).

1) 3. B. 22. April: vous savez que je ne me cabre point sur le Königingrätz, il nous faut la paix.

2) Robinson macht, etwas früher, folgende Bemerkung, welche das Schwanken der Dinge zeigt: when once, sagt er, in possessions of Glatz and of Vpper-Silesia by the consent of this court, he may and must have less to fear from the house ot Austria left by his assistance in possession of Bohemia and Moravia, than from any other power or powers that may acquire these countries by the way of France.

3) Robinson an Hyndford, 3. April: nothwithstanding the disappointment in not having obviated by her offers of the 21 of Jan. and the 14 Febr. the late enterprise of the Prussian Majesty, yet she (the queen of Hungaria) is still willing for the sake of a proper alliance to give that prince either Glatz and a strip of half a german mile on this side

Der österreichische Hof hielt das Anerbieten, welches er machte, für so groß, daß er wohl einen Preis wie diesen dafür fordern könne. Sollte eine Provinz abgetreten werden, so wollte er wenigstens dafür ein neues Heer gegen die übrigen Feinde ins Feld führen. Doch war das nur die eine Seite der vorwaltenden Gedanken. Zugleich glaubte man dort im Stande zu sein und fühlte sehr den Muth dazu, dem Könige von Preußen, wenn er die Bedingungen ablehne, noch einmal im Felde zu begegnen; dazu bereitete man alles vor.

König Friedrich konnte also wählen: eine große Erwerbung und die österreichische Bundesgenossenschaft auf der einen, auf der anderen Seite die zweifelhafte Entscheidung eines neuen Waffenganges. Er schwankte, wie man denken kann, keinen Augenblick. Wohin hätte er gebracht sein müssen, um die oft wiederholten Grundsätze zu verleugnen und nun doch von einem Felde auf das andere überzugehen? Schon die Zumuthung versetzte ihn in lebhafte Wallung: Eichel versichert, nie habe er ihn in einer heftigeren gesehen, als nach Empfang jener Antwort; er glaube sich verachtet und athme nichts als Rache. Unverzüglich schrieb er an Hyndford, daß jetzt an keine Vermittelung weiter zu denken sei: er müsse die Kriegsoperationen wieder beginnen; übermorgen werde er ins Feld rücken.

Es war am Pfingsttage, 13. Mai, daß die Truppen aus ihren Quartieren ins Lager einrückten, welches sich der König in der Nähe von Chrudim ersehen hatte. Früh um acht Uhr erschien er selbst auf der Anhöhe, wo sein Zelt aufgeschlagen werden sollte, die ihm eine weite Aussicht über das ganze, von Hügeln durchzogene Gefilde darbot. Von allen Seiten, durch die Schluchten und Defiléen, kamen seine Truppen heran; sie schienen wie aus der Erde hervorzusteigen; wenn einige seiner Offiziere Betrachtungen machten, wie sie Herodot dem Perserkönig am Hellespont zuschreibt, so lag ihm das fern; mit stolzer Freude sah er sie heranziehen, im vollen Gefühle des Lebens und der Kraft, durch die militärische Ordnung, die hier als ein prächtiges Schauspiel erschien, zugleich gefesselt und gewaltig; er eilte an jede Stelle, die ein einrückendes Regiment einnehmen sollte, theilte auf einem der beiden Flügel die Wachen selber aus; auf dem anderen überließ er es dem Prinzen Leopold von Dessau.

Er dachte hier noch die Verstärkung zu erwarten, welche ihm

of the Neiss or to give definitively in Uppersilesia what was allowed in that country for the Prussian winterquarters.

von Oberschlesien kommen mußte, und, wenn er bis dahin nicht angegriffen sei, alsdann selbst dem Feinde auf den Leib zu gehen.

In Wien hatte man den Gedanken gefaßt, mit dem Heere aus Mähren unverzüglich nach Böhmen vorzubringen und den Weg nach Prag einzuschlagen; lasse der König dies geschehen, so werde er dadurch von den Franzosen und Sachsen getrennt und genöthigt, aus Böhmen zu weichen; wolle er es verhindern, so müsse man sich ihm entgegensetzen und in Gottes Namen eine Schlacht liefern [1]).

Was den Hof noch besonders zu diesem Plane bewog, war die Nachricht, daß sich Karl Albert in Gesellschaft eines anlangenden französischen Hülfscorps nach Prag zu begeben und da sich feierlich krönen zu lassen beabsichtige. Am 8. Mai erschien das Heer, 13 Regimenter zu Fuß, 12 Regimenter zu Pferde stark, bei Saar; an jenem 13. schlug es sein Lager bei Chotieborz auf der großen Straße, die über Czaslau nach Prag führt, auf; die allgemeine Meinung in demselben war, der König von Preußen werde sich nicht rühren: in wenig Tagen würden sie mit klingendem Spiel in Prag einziehen.

Da der König aber durch ihr bloßes Vorrücken nicht allein von Franzosen und Sachsen abgeschnitten, sondern auch in seiner eigenen Stellung gefährdet worden wäre — schon erschienen ihre leichten Truppen im Elbthale und bedrohten seine Magazine —, so konnte er dies unter keiner Bedingung zulassen. Die Absicht des Feindes mit treffendem Blick erkennend, ohne Verzug, beschloß er, sich ihnen auf ihrem Wege bei Kuttenberg entgegenzuwerfen. Noch am 15., sowie er hinreichende Kunde von ihren Bewegungen gewonnen, begab er sich mit einer starken Abtheilung, gegen 6000 Mann, selber in diese Gegend. Den anderen Tag sollte die nicht so leicht bewegliche Masse der Armee unter Prinz Leopold ihm folgen.

So geschah, daß am 16. Mai die beiden feindlichen Heere nahe aneinander nach Kuttenberg hin vorrückten.

In diesen Gegenden ziehen sich, an das große böhmisch-mährische Gebirge anschließend, zwischen Daubrawa und Chrudinka, die Gangberge, Kankowy hory, von Saar her nach dem Elbthale, kuppelförmige, durch seichte Thäler geschiedene Anhöhen, die ihren Mittelpunkt in der

1) Daß dies der Plan war, ist aus dem in der österr. Militärzeitschrift S. 150 angeführten Briefwechsel des Großherzogs geschlossen worden; es ergiebt sich aus den Worten Robinsons, daß der Plan sei to march into Bohemia by Saar and to advance directly to Prague, where there are no more than 2m men; if the king of Prussia appears to the right, they will give him battle. Damit stimmen die Schreiben Molls überein.

Herrschaft Ronow haben [1]). Hier schlugen, von Kloster Willimow kommend, nach einem kurzen Marsch am Morgen des 16. Mai die Oesterreicher das vorher abgemarkte Lager auf. Nur anderthalb Stunden von ihnen marschirten die Preußen unter Prinz Leopold, von Chrudim kommend, auf einem mannichfaltig durchschnittenen Wege, durch Gehölze und Berge, mit all ihrem Geschütz und Gepäck nach der Gegend von Czaslau. Sie erschraken später, wenn sie bedachten, was ihnen begegnet sein würde, wenn der Feind eine einzige Brücke abgebrochen hätte.

Die beiden Heere gingen auf denselben Punkt los, die Oesterreicher von Süden nach Norden, die Preußen von Osten nach Westen gewendet; wo ihre Wege sich berührten, mußte es zwischen ihnen zur Schlacht kommen.

Als Prinz Leopold die Höhen von Podhorzan erstieg, die zu jenem Joch der Gangberge gehören, sah er das Lager der Oesterreicher in voller Bereitschaft zum Schlagen vor sich; schon war Czaslau in ihren Händen, und er verzweifelte, es ihnen am Abend abzugewinnen; noch näher dem Könige nachrückend, schlug er sein Lager in den Niederungen der beiden Herrschaften Neuhof und Sehusitsch auf, vor sich den Marktflecken Chotusitz [2]). Er hatte 5 starke Meilen zurückgelegt; die Armee war seit 20 Stunden in Bewegung; erst bei vollem Einbruch der Nacht rückte er in sein Lager ein.

Der König, der sogleich von allem in Kenntniß gesetzt worden, war auch seinerseits erst an diesem Tage in Kuttenberg angelangt und hielt nicht für rathsam, sein ermüdetes Volk noch in der Nacht der Armee zuzuführen; — aber am frühesten Morgen, mit den ausgeruheten und erfrischten Leuten, versprach er da zu sein. Schon längst war ihm in den schwankenden Verhältnissen unwohl, und mit Freuden begrüßte er die Aussicht zu einer Schlacht, die, wie er sagt, das Glück fixire; er nahm sich aufs neue vor, dem Feinde, wenn derselbe ja nicht angreife, unverzüglich entgegenzugehen: „wenn die Vorsehung nicht wider uns ist, so ist er in unseren Händen".

1) Schon im dreizehnten Jahrhundert hat einmal ein Markgraf von Brandenburg diese Herrschaft besessen, Kaiser Rudolf von Habsburg sie ihm abgesprochen. Kopp, König Rudolf I., 470. Sommer, Königreich Böhmen, Bd. XI, S. 296.

2) Der König sagt: er habe das Lager bei Chotusitz haben wollen; Prinz Leopold: er selber habe es gewählt. Der Prinz behauptet, der folgende Tag sei zum Rasttag bestimmt gewesen; in des Königs Briefe heißt es, daß er da habe schlagen wollen. Das sind im Detail jeder Erzählung unvermeidliche Abweichungen.

Diesmal aber waren die Oesterreicher nicht gemeint, den Angriff zu erwarten. An dem Verfahren Neippergs hatten Hof und Armee nach der Schlacht von Mollwitz nichts so sehr getadelt, als sein Manövriren, Zögern, seine Scheu, zum Angriff zu schreiten. Als Herzog Karl an Stelle seines Bruders den Oberbefehl übernahm, hatte er vor allen diesen Zauderer entfernt, und auf keine Weise durfte er ihn nun nachahmen. So war auch der ihm zur Seite gegebene Marschall Königsegg gesonnen; es war ihr Auftrag vom Hofe aus.

Sie faßten den Plan, noch in der Nacht aufzubrechen, um die Preußen, von denen man vermuthete, daß sie, auf ihrem Marsch ermüdet, in den Dörfern um Kuttenberg Quartier genommen, mit dem frühesten Morgen daselbst zu überraschen [1]). Sie wollten dem Könige von Preußen gleichsam vergelten, was diesem gegen Neipperg gelungen war.

Ob in der österreichischen Armee die volle Freudigkeit waltete, die zu einem Unternehmen dieser Art gehörte, möchte man bezweifeln, wenn mna sieht, daß Prinz Karl es für nothwendig hielt, im Namen der Königin nicht allein, sondern unter der Garantie der Generale zu versprechen, daß künftig bei der Beförderung alle mögliche Gerechtigkeit beobachtet und namentlich Niemand wegen der Religion übergangen werden sollte. Das Prinzip des Waffendienstes war noch nicht allein herrschend in dieser Armee.

Am 16. Mai zwischen 8 und 9 Uhr des Abends setzten sich die Oesterreicher von Ronow aus in zwei Colonnen, denen die Reserve als eine dritte zur Seite blieb, gegen Czaslau in Bewegung. Das schwere Geschütz und Gepäck ward zurückgelassen; alles, was nicht Soldat war, mußte im Lager bleiben; keine Marketenderin sollte es verlassen, bei Lebensstrafe. Kein Trompetenstoß sollte erschallen; lauter Zuruf war verboten.

Es gelang vollkommen, den nächtlichen Marsch den Preußen zu verbergen; nur dauerte derselbe — denn die Hohlwege und die tiefen Gründe, die ihn deckten, hielten ihn auch wieder auf — bei weitem länger als man dachte; es ward 4 Uhr, ehe die Armee bei Czaslau

1) „Man ward noch in der Nacht versichert, als ob der Feind noch wirklich zu Kuttenberg und denen dortig herumliegenden Dörfern cantonniren thäte, folglich hin und wieder zerstreut wäre." (Oesterreichischer Schlachtbericht, dessen Uebertreibungen jedoch, z. B. die preußische Cavallerie sei bis Kuttenberg zurückgetrieben worden, schon damals Eichel hervorhob.)

zusammenkam. Erst hier vernahm man, wie nahe man den Feind hatte, und zwar nicht in Dörfern zerstreut, sondern in einem einzigen Lager zusammen; entschlossen, ihn daselbst aufzusuchen, war man doch noch bis gegen 7 Uhr beschäftigt, ehe zum Angriff geschritten werden konnte.

Noch waren die Preußen in ihrem Lager ohne alle Ahnung hievon; weder Kundschafter noch Ueberläufer hatten etwas Zuverlässiges gemeldet; ein Rittmeister, auf einer Höhe aufgestellt, mit ausdrücklichem Befehl, keinen unnützen Lärm zu machen, wenn er bloß Husaren sähe, unterschied endlich die Bewegungen eines förmlichen Heerhaufens; Prinz Leopold, der eben den Posten besichtigte, überzeugte sich selbst und eilte zurück, um das Heer in Schlachtordnung zu stellen.

Er wählte dazu jene Niederungen zu beiden Seiten von Chotusitz, dessen Kirchthurm zum Richtpunkt der Aufstellung für die Linie des ersten Treffens [1]) dienen sollte. Von dem Dorfe, dessen vorwärts gelegene Hecken und Zäune mit besonderer Sorgfalt besetzt wurden, dehnte sich der rechte Flügel nach den Teichen von Cirkwitz, der linke nach dem Park von Sehusitsch hin aus. Indem man sich in Ordnung stellte, erschien der König, der mit dem frühesten Morgen aufgebrochen, gerade in der rechten Stunde. Seine Bataillone nahmen den ihnen vorbehaltenen Platz, hauptsächlich in dem zweiten Treffen auf dem rechten Flügel ein [2]).

Die Oesterreicher, durch das Ueberschreiten eines Baches noch eine Weile aufgehalten, rückten in derselben Zeit ebenfalls heran.

Die Oesterreicher zählten 38, die Preußen 30 Bataillone, jene 92, diese 70 Schwadronen [3]). Nach dem alten Herkommen war das eine wie das andere dieser Heere noch in zwei Treffen aufgestellt und die Reiterei auf beiden Flanken geschaart.

Der Schlacht, zu der man sich anschickte, kommt an und für sich nicht die Bedeutung der mollwitzischen zu. Oesterreich hatte in diesem Augenblicke nicht die Wiedereroberung von Schlesien und der König eben so wenig eine Eroberung von Böhmen im Sinn. Wurde der

1) point d'alignement; denn technische Ausdrücke dieser Art muß man wohl umschreiben.

2) Vgl. über die Zahlen Malinowski und Bonin III, 601; in den handschriftlichen Nachrichten finden sich manche Abweichungen.

3) Aeltere Redaction der Memoiren: Ma cavallerie se mit en second ligne derrière ceux que commandoit Mr. de Bodenburg, et mon infanterie se mit en partie dans le flanc droit de la première ligne et en partie dans la seconde.

König geschlagen, so standen ihm doch noch mannichfaltige Hülfsquellen in seinem Rücken zu Gebote, und er blieb zu neuem Widerstande fähig. Wurden die Oesterreicher besiegt, so konnten sie sich auf das Lobkowitzische Heer zurückziehen und waren darum mit nichten genöthigt, Böhmen zu räumen. Die beiden Mächte waren eigentlich nur über die Bedingungen des Friedens uneinig, welche allerdings auch die ihres künftigen gegenseitigen Verhältnisses enthielten. Ueber diese mußte die Schlacht entscheiden.

Das Treffen ward auf dem rechten Flügel von der indessen neugestalteten preußischen Reiterei eröffnet. Sie war angewiesen, gleich in starkem Trabe vorzubringen und, sobald sie sich bis auf 100 Schritte dem Feinde genähert, alsdann gut geschlossen die Pferde aus vollem Halse auf ihn hineinzujagen. Die Kürassiere von Buddenbrock und die denselben aus der zweiten Linie nachstürmenden Dragoner Rothenburgs warfen die Oesterreicher über den Haufen, sprengten sie auseinander, und erst als sie die Flanke des Fußvolks angriffen, fanden sie Widerstand; zugleich von Husaren angefallen und durch dichte Staubwolken irregemacht, kehrten sie an ihre Stelle zurück.

Ganz anders ging es auf dem linken Flügel. Wir wollen den alten Streit nicht erneuern, ob es wirklich, wie der König behauptet, der Fehler des Prinzen von Anhalt gewesen ist, oder, wie dieser angiebt, die Schuld des Generals Jeetz allein; genug, die Reiterei, die nur auf weiten Umwegen an die ihr bestimmte Stelle gelangen konnte, war noch nicht recht aufgestellt [1]), als sie von den Oesterreichern, welche die ganze Heftigkeit ihres Anlaufs hieher richteten, bereits von vorn, in den Flanken und gar bald auch im Rücken angegriffen wurde. Ein paar preußischen Regimentern gelang es, sich Luft zu machen, in den Feind, den sie vor sich sahen, gewaltig einzubrechen; aber damit ward die Schlachtordnung nicht hergestellt; vielmehr wandte sich der Angriff auf diesem Flügel nun auch schon gegen das Fußvolk, welches keine Stütze mehr hatte: die Oesterreicher drängten dasselbe zurück, brachen fast schon von hinten her in das Dorf ein, das nunmehr verlassen werden mußte, steckten es in Brand und suchten zwischen die beiden Linien der preußischen Schlachtordnung einzudringen. Hier ent-

1) Alte Red.: Le terrain qui était devant le camp de cette cavallerie se trouvoit si entrecoupé de ruisseaux et si marécageux qu'au lieu de s'avancer en bataille pour occuper son poste, il étoit obligé de défiler en partie par le village de Chotusitz et en partie, pour s'y rendre. Vgl. den Bericht des Prinzen und die Erörterungen von Berenhorst in dessen Nachlasse.

zündete sich der härteste Kampf. Der Wuth des Angriffes entsprach die Hartnäckigkeit der Vertheidigung. Graf Königsegg hat gesagt, so viele Schlachten er schon bestanden, habe er doch nie ein so mörderisches Handgemenge gesehen. Von dem prinzanhaltischen Regimente, welches das äußerste war und sich hinter dem Dorfe wieder setzte, sind über zwei Drittheile der Leute auf der Stelle geblieben. Nicht alle schlugen mit gleichem Nachdruck; was die Bewunderung der tapferen österreichischen Führer in dieser getümmelvollen Stunde am meißen erregte, war die durch die lange Uebung erworbene Fertigkeit der Preußen, sich immer auf andere Weise wieder in Ordnung zu stellen; unaufhörlich sah man die schon Geschlagenen wieder vorrücken. Doch wurden die Mannschaften auch von geistigen Motiven in Bewegung gesetzt. Hier war es, wo jener Feldprediger, dessen wir zuweilen gedachten, sich unter die Weichenden mischte und mitten in dem Kleingewehrfeuer, das ihn umsauste wie „Mückenschwärme", durch die wohlbekannte vertraute Stimme, welche die Gemüther oft zu guten Entschlüssen angeregt hatte, einige Rotten zum Stehen brachte [1]. Niemand kümmerte sich um das indeß der Plünderung der Husaren und Panduren preisgegebene Gepäck. Auch die zurückgeworfene preußische Reiterei, im Namen Gottes und des Königs aufgefordert, sammelte sich aufs neue. Es kam hinzu, daß das brennende Dorf dem Vordringen der Oesterreicher hinderlich wurde. Allmählich konnten die Preußen wiederaufathmen: sie verstärkten die erste Linie mit der zweiten und schickten sich an, das Dorf wiederzunehmen.

Doch schwankte noch das Geschick des Tages: der Ruhm, es entschieden zu haben, gebührt dem Könige. Dem Talent des Feldherrn kommt darum ein so hoher Rang zu, weil Wahrnehmen, Denken und Handeln nirgends so vollständig ineinandergreifen, wie auf dem Schlachtfelde, wo kein Fehler wieder gutzumachen, der verlorene Augenblick unwiederbringlich ist. Durch eine leichte Schwenkung besetzte Friedrich mit seinem rechten Flügel eine vor ihm liegende Anhöhe und erschien in der Flanke der Feinde. Seine Bataillone hatten noch ihre Gewehre über die Schulter; furchtbar machte sie besonders das Geschütz, welches vor ihnen herfuhr oder von einer anderen Seite her ihren Anfall mit geschickter Beweglichkeit unterstützte. Friedrich hatte im vorigen

1) Das Schreiben Segebarts findet sich vollständig in einem Hefte des Kriegsministeriums, betitelt: Rare alte Papiere. Friedrich gedenkt noch eines Postmeisters, der an dem Kampfe Antheil nahm, statt bei der Bagage zu bleiben: à Jordan, 5. Juni, VIII, 188.

Jahre sein Feldgeschütz erneuert und statt der üblichen sechspfündigen Stücke dreipfündige gießen lassen, weil diese leichter fortzubringen, zu laden und im Grunde ebenso wirksam seien. Er hatte deren sechsundsiebzig bei sich; sie kamen der glücklichen Bewegung, die er machte, und die ohnehin alles in Schrecken setzte, mit entscheidender Wirkung zu Hülfe. Allmählich ward Prinz Karl inne, daß sein Anfall abgeschlagen sei; er suchte nur die Truppen, welche zu weit vorgegangen, besonders die, welche in das Gepäck der Preußen gefallen waren, wieder an sich zu ziehen; dann, um sich nicht einer völligen Niederlage auszusetzen, gab er das Zeichen zum Rückzuge[1]. Die Preußen verfolgten ihn nicht weiter, als nöthig war, das Schlachtfeld zu behaupten.

Was den Preußen den Sieg verschaffte, war dreierlei: gleichmäßige Anwendung des Fußvolks, der Reiterei und der Artillerie in einer seltenen Vollkommenheit des Dienstes; die zusammenwirkende Anstrengung aller, wofür der König ihnen seine Erkenntlichkeit besonders aussprach, und hauptsächlich sein eigenes Talent, das hier zuerst in seiner genialen Selbständigkeit und Kraft erschien. Man darf seine Führung einer der kühnsten und glücklichsten Thaten des jungen Condé, als er bei Rocroi den übrigens siegreichen Feind mit seinem noch unbesiegten Flügel im Rücken bedrohte und dadurch die Bataille entschied, zur Seite stellen. Wie ganz anders als bei Mollwitz, wo die Schlacht erst recht begann, als Friedrich sich entfernt hatte! Denn hier erscheint er als der wahre Führer dieser durch und durch lebendigen militärischen Organisation. „Die Action ist größer," schreibt er an seine Mutter von dem Schlachtfelde, „und vollständiger als die bei Mollwitz. Wir haben für unsere Truppen einen außerordentlichen Ruhm erreicht, mit geringem Verlust. Gottlob, wir be-

1) Nicht ganz der Vergessenheit zu übergeben sind die Verse des Quartiermeisters Johann Friedrich Busse vom königl. Leibgrenadierregiment:

Dort steckt der Feinde Schwarm das Lager in den Brand,
Doch bietet er dadurch den Unsern nur die Hand,
Die Flanken von dem Feind beherzt zu attaquiren;
So muß der Gegentheil so Muth als Herz verlieren.

Auch hier knüpft das Soldatenleben an die alte Landsknechtsweise an, allerdings in sehr verändertem Tone. Der Autor ist nicht ohne Anspruch auf Bildung. In höherer Fülle aber erscheint diese bei Stille und in der Relation des Königs, dessen bewußte Absicht war, vollkommen wahrhaft zu sein. Es ist, sagt er selbst, solche Relation um so zuverlässiger, als solche von meiner Façon ist und darin nichts gesetzet worden, als was der Wahrheit sonder etwas zu supprimiren oder zu exageriren vollkommen gemäß ist.

finden uns alle wohl [1])". In Folge der Schlacht nahm die Armee erst ganz den ihr gebührenden Rang in der Welt ein. Aus den österreichischen Geschützen ward den Gebliebenen eine Salve geschossen. Wer weiß nicht, wie mannichfaltig dieses Czaslau in die Unruhen der Hussiten und die Reformationskriege verwickelt gewesen ist? Einst war dem wilden Zizka von Troznow von seinen Anhängern dort in der Kirche ein prächtiges Denkmal errichtet, längst aber in Folge der Schlacht am weißen Berge auch wieder zerstört, im ganzen Lande jede Abweichung von der römischen Kirche, soviel immer möglich, vertilgt worden. Wie gewaltig aber hatte sich dieses Element seitdem anderwärts in der Welt erhoben und in sich selber ausgebildet! Jetzt hielt eine große Armee eben hier ihren Siegesgottesdienst nach evangelischem Ritus. Die im dreißigjährigen Kriege in Böhmen angesiedelten Fremden erschraken, wenn sie die Folgen überlegten, die daher hätten entspringen können; in der That aber, sie hatten nichts zu besorgen. Der König von Preußen fühlte sich nicht dazu berufen, den religiösen Kampf wiederaufzunehmen.

Schmettau soll ihn nach der Schlacht zu raschem Verfolgen und Vertilgen des Feindes aufgefordert haben: Friedrich, sagt man, habe geantwortet, er wolle die Königin nicht so tief erniedrigen. Ob es möglich gewesen wäre, dem Feinde, der doch keine eigentliche Niederlage erlitten hatte, noch verderblichere Schläge beizubringen, wer will es sagen? Allerdings zeigte sich im Lager zu Willimow, wohin sich Prinz Karl zurückbegab, viel Entmuthigung und eine gewisse Auflösung der Disciplin, und der Prinz hielt für das Rathsamste, sich zu dem Lobkowitzischen Corps nach der Moldau zurückzuziehen. Der König sah schon darin eine Genugthuung. Mit einer Naivetät, in der sich Bescheidenheit und Selbstgefühl vereinigen, machte er darauf aufmerksam, daß der Feind, wie der weite Rückzug desselben beweise, sich geschlagen fühle; er fragt nach, was man von seiner Armee sage, und wünscht zu erfahren, ob ihm die Welt nun die Einsicht und das Talent zugestehe, dieselbe anzuführen. Denn von Ruhm und Verdienst wohnte ihm wenigstens für das praktische Leben allezeit ein richtiger Begriff inne: das Hohle und bloß Scheinbare widerte ihn an. Uebrigens aber lag in seinen Siegen schon an und für sich, wenn sie ihm nicht verderblich werden sollten, die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung. Er hatte schlagen müssen, weil man die Friedensbedingungen zurückwies, die er anbot, und ganz unannehmbare Dinge

1) 17. Mai 1742. Oeuvres XXVI, 20.

forderte; er erklärte sich jetzt zum Frieden bereit, wenn man von diesen abstehe und jenen beitrete. Die Königin habe es gewollt, schreibt er Hyndford, und ihr Wille sei geschehen; man habe geschlagen und sie besiegt; ihm sei es genug, ihren Stolz gebeugt zu haben, und er kehre aufs neue zu den Vorschlägen zurück, die er ihr früher gemacht habe [1]).

Die gewonnene Schlacht bahnte nur den Weg zu neuen Unterhandlungen.

1) Friedrich, 23. Mai, Camp de Brzezi, an Podewils: L'armée du prince Charles est diminuée de plus d'un tiers: elle se retire du côté de Neuhaus — — le corps de Lobkowitz assiège Frauenberg; le Maréch. de Belle-isle qui est parti de Prague veut attaquer les Autrichiens le 25 ou 26 de ce moi et il est à présumer que la victoire se déclarera pour les Français vu leur supériorité — et l'aiguillon d'honneur que leur inspirent mes avantages. Vous voyez par ces circonstances, combien la situation de la reine devient critique et quelle énorme faute elle a fait en refusant mon amitié. Cependant je suis toujours du sentiment, qu'une paix séparée me convient mieux que la paix générale. — Je crains que, si de Vienne ils ne se pressent point, leur ruine sera totale.

Viertes Capitel.

Präliminarien zu Breslau, Friede zu Berlin.

Durch seinen Zug nach Mähren hatte Friedrich die Ansprüche von Baiern und von Sachsen auf die österreichische Erbfolge festzuhalten, Oesterreich von den Nachbarlanden, wo es ihm gefährlich werden konnte, auszuschließen gedacht; damit war es ihm jedoch mißlungen: dieser Gedanke mußte aufgegeben werden.

Dagegen hatte Oesterreich unternommen, die Ansprüche von Preußen unter die ihm früher geschehenen Anerbietungen herabzubringen und, wenn es dieser Macht ja einiges zugestand, sie dafür zu nöthigen, gemeine Sache mit ihm zu machen; allen Zumuthungen dieser Art war nun aber durch die Schlacht von Chotusitz ein Ziel gesetzt worden.

Beide Theile hatten aufs neue ihre gegenseitige Streitkraft erprobt. Friedrich dachte trotz seines Sieges nicht mehr daran, daß der Königin Böhmen und Mähren entrissen werden könnten; der österreichische Hof mußte innewerden, daß der unüberwindliche Feind niemals die Bedingungen annehmen werde, welche ihm zuletzt vorgeschlagen worden. Davon abzustehen, ermahnte Lord Hyndford den Hof, noch vor aller Correspondenz mit dem Könige von Preußen, unmittelbar nach der Schlacht. Auf das dringendste forderte Georg II selber die Königin dazu auf.

In diesen Tagen war Graf Sinzendorf, der also doch noch einen Anfang des wiederkehrenden Glückes erlebt hatte, in hohem Alter gestorben. Sein Nachfolger für die auswärtigen Angelegenheiten war Graf Uhlefeld, bisher Gesandter in Holland, der zwar dort nicht eben populär geworden war — er galt für trocken und gebieterisch —,

aber mit den vorwaltenden Männern in Verbindung stand und für die Politik der Seemächte Verständniß hatte. Er stimmte damit überein, was diese jetzt unaufhörlich wiederholten, daß man sich mit der Neutralität des Königs von Preußen begnügen müsse[1]; denn in dem Kampfe mit Frankreich sei schon dies ein großer Gewinn, und weiter sei es nun einmal nicht zu bringen. Gleich in seiner ersten Erklärung hatte es König Friedrich zu einer Vorbedingung aller Vermittelung gemacht, daß man keine Feindseligkeiten gegen seine bisherigen Alliirten von ihm fordern dürfe. Dies zuerst gab die Königin nach.

Eine zweite Frage war, ob man dem Könige die beiden böhmischen Kreise, die er forderte, zugestehen sollte oder nicht. Die Engländer wären nicht dagegen gewesen: denn bei großen Uebeln, sagt Robinson einmal, müsse man auch große Heilmittel anwenden. Aber in Wien war man in diesem Punkte unerschütterlich. Man behauptete, Friedrich verlange Pardubitz nur, weil es zur Pferdezucht am besten geeignet sei, Königingräz, weil man von da die besten Reiter ziehe: wenn man ihm die beiden Kreise zugestehe, so werde er in kurzem seine Cavallerie um 10,000 Mann vermehren; wie lange könne es dauern, so werde er ganz Böhmen bis an die Elbe innehaben.

Wenn die Königin Glatz oder Oberschlesien vor der Schlacht angeboten hatte, eines oder das andere, so entschloß sie sich jetzt, beide zugleich anzutragen, wiewohl das letzte mit einigen Einschränkungen; „dabei", sagte sie, „denke sie zu bleiben; denn sie wolle nicht als eine Hartnäckige erscheinen, die für das allgemeine Wohl etwas zu opfern sich weigere; allein weiter zu gehen, einen oder den anderen Bezirk von Böhmen abzutreten, dazu werde keine Gewalt der Erde sie bringen; eher wolle sie alles erdulden, was entsetzlich und schrecklich ist, und unter den Ruinen von Wien untergehen, das Schwert in der Hand."

Am 2. Juni wurden diese Erklärungen an Hyndford abgesandt, der sie dem Könige empfahl: denn er werde nicht auf Dinge bestehen wollen, die niemals zu erreichen seien. So war auch Podewils gesinnt. „Ew. Majestät," schrieb er am 5. Juni, „können jetzt entscheiden, ob Sie binnen vier Wochen Frieden haben und ihre Vortheile in Ruhe ge=

1) Que la reine de la Hongrie se devroit contenter de la neutralité de S. M. Prne qui dans la présente condition des affaires seroit un avantage suffisant et que la reine devoit être contente de démêler son affaire seule avec la M. de Pr.

nießen, oder ob Sie aufs neue sich den Wechseln der Stürme und des Meeres aussetzen und zwischen Klippen rudern wollen, wo schon viele Schiffbruch gelitten haben."

Auf die Entscheidung Friedrichs hatten auch die Kriegsereignisse jener Tage einigen Einfluß.

Seitdem er die Hauptmacht von Oesterreich auf sich gezogen und beschäftigt hatte, war Broglie gegen den Ueberrest derselben unthätig geblieben. Erst die Schlacht von Chotusitz erweckte wieder einen gewissen Kriegseifer in den Franzosen, indem es ihnen empfindlich war, daß in Böhmen Siege erfochten wurden, ohne daß ihr Name dabei vorkam [1]. Da Lobkowitz die Belagerung von Frauenberg unternommen, erhoben sie sich, nachdem sie eine ansehnliche Verstärkung erhalten hatten, um diesen Platz zu entsetzen. Ihre Uebermacht ward durch die Mangelhaftigkeit der österreichischen Führung unterstützt: diesmal gelang es ihnen; bei Sahay gewannen sie einen Vortheil über Lobkowitz, und dieser fand es gerathen, sich nach Budweis zurückzuziehen. Zur Seite Broglie's war in diesem Augenblicke Belleisle wieder erschienen, der nun auf nichts mehr drang, als auf einen unmittelbaren Angriff gegen Budweis. Aus einem Schreiben von Lobkowitz sieht man wirklich, daß derselbe verzweifelte, den Platz gegen die Franzosen zu behaupten [2]. Dahin war aber Broglie nicht zu bringen. Er traute den Neuangeworbenen nicht, welche bei dem Heere eingetroffen waren, und wollte sie erst an den Feind gewöhnen; auch an sich fand er keinen Gefallen an den Rathschlägen Belleisle's.

Zwischen beiden war überhaupt das schlechteste Verständniß. Da Broglie künftig in Baiern, Belleisle in Böhmen commandiren sollte, so war eine Auseinandersetzung nöthig, über die es schon damals zu widerwärtigen Erörterungen kam. Zugleich mißvergnügt über den Amtsgenossen und in der Absicht, Preußen und Sachsen noch einmal zu größerer Thätigkeit aufzurufen, verließ Belleisle das Heer und erschien am 2. Juni in dem preußischen Lager.

Er ersuchte den König, sich mit seinem rechten Flügel der Moldau zu nähern, damit die Franzosen Zeit haben möchten, sich mit neuen Mannschaften und Pferden zu versehen. Der König zeigte das

1) Belleisle, au Marquis de Breteuil: Protivin, 24 Mai 1742: Il importe extrêmement à la réputation des armes du roi, de secourir Frauenberg, surtout après ce que vient de faire le roi de Prusse.

2) Oesterreichische Militär-Zeitschrift 1828 III, 237.

größte Erstaunen, daß sie sich noch erst in Stand setzen wollten. Er brachte in Erinnerung, daß das preußische Kriegsheer seit 18 Monaten in Bewegung gewesen, auch während des Winters, unter unaufhörlichen Anstrengungen, ohne mehr als 6 Wochen Rast; wie viele Verluste habe es erlitten durch Desertion oder Krankheit, oder das feindliche Feuer; aber immer seien sie sofort ersetzt worden; in den letzten Monaten habe er durch seinen Kriegszug die Franzosen vor jedem Anfall gesichert und ihnen Ruhe verschafft; er habe so eben noch durch seine Schlacht Prag und Böhmen für sie gerettet; wie schimpflich für sie, daß sie, die bisher nichts gethan, auch jetzt noch nicht schlagfertig zu sein erklärten! Er kenne überhaupt die Franzosen nicht mehr: die Geschichte zeige sie immer eher im Felde als ihre Feinde; jetzt seien sie langsam und nachlässig geworden [1]).

Belleisle fand diese Beschwerden größtentheils selbst gegründet. Wie hätte er Broglie mit Erfolg in Schutz nehmen sollen, da er ihm in seinen Briefen alle Versäumnisse zur Last legt! Oft sagte ihm der König von Preußen eben das, was er jenem vorgestellt hatte.

Doch auch Belleisle ließ die alte Bewunderung und Theilnahme vermissen. Den Preußen fiel es auf, daß der kriegsgelehrte Marschall und seine Umgebung kein Verlangen zeigten, den Schauplatz ihres Ruhmes, das Schlachtfeld von Chotusitz, zu besehen.

Und kaum hatte er sich entfernt, so vernahm man, daß die beiden österreichischen Heere, ungehindert von Broglie, sich vereinigt hätten, daß dieser von Frauenberg nach Pisek, von da gegen Prag hin zurückgedrängt werde. Sein Rückzug war mit großer Unordnung verknüpft.

Im preußischen Lager machte dies den ungünstigsten Eindruck. Der gemeine Mann meinte, Broglie ziehe sich wohl gar absichtlich zurück, nur um den König noch einmal zur Ergreifung der Waffen zu nöthigen; der solle eine Sache führen, die von den Franzosen nicht mehr ernstlich verfochten werde; schon sei ihr Sinn auf Frieden gerichtet; doch würde es ihnen Vergnügen machen, die Deutschen untereinander schlagen zu sehen.

In der That, dahin mußte es wohl bei länger dauernder Unentschiedenheit noch einmal kommen.

1) Ausführlicher Bericht Belleisle's, Kuttenberg, 4. Juni (im Archiv zu Paris). Charakteristisch für den König ist der Schluß: Les vivacités du roi de Pr. n'ont jamais porté que sur les choses. Car il s'est toujours exprimé dans les termes les plus convenables et les plus avantageux sur le roi et sur la France.

Wenn der Friede nicht unverweilt geschlossen wurde, so war nur zweierlei möglich: entweder Friedrich mußte Prag, auf das die Oesterreicher losgingen, in die Hände derselben fallen lassen, wodurch seine Stellung widerwärtig und unhaltbar geworden wäre, oder er mußte es mit eigener Kraft vertheidigen, wahrscheinlich noch eine Schlacht darüber wagen.

Und auch eine glückliche Schlacht hätte doch, bei der schlechten Verfassung der Verbündeten, die Sache nicht zu Ende gebracht.

Der Augenblick war gefahrvoll, zur Entscheidung drängend; eben solche Momente sind es, in denen Friedrich seine Entschlüsse zu fassen pflegte.

Am 9. Juni lief die Nachricht von den Unfällen der Franzosen und ihrem Rückzuge bei ihm ein; noch an demselben Tage des Abends fertigte er einen Courier mit einem definitiven Briefe an Podewils ab. Er wies ihn an, ohne allen Zeitverlust seine Vollmacht mit der, welche Lord Hyndford von dem Wiener Hofe habe, auszutauschen, noch einen halben Tag zu versuchen, was er bei demselben ausrichten könne und hierauf mit ihm abzuschließen, ohne ferner zu berichten oder weitere Resolution einzuholen. Die Grundlage von Allem müsse die Abtretung von Niederschlesien und Glatz bleiben [1]), übrigens aber so vortheilhafte Bedingungen, d. h. Grenzbestimmungen, als man erlangen könne, sei es auf der böhmischen Seite oder, wenn dies unmöglich, in Oberschlesien. Er solle mit Hyndford die Punkte festsetzen, sie in Form eines Präliminartractates zusammenstellen, unverzüglich unterzeichnen und durch Capitän Sydow, der ihm diesen Befehl bringe, unterschrieben einsenden; binnen 24 Stunden könne Alles geschehen sein. Der König hatte Podewils schon früher „als treuen Diener des Staates" im Allgemeinen ermahnt, alles, was in seinen Kräften stehe, für den Frieden zu thun. Jetzt legte er mit unbedingter Zuversicht die ganze Sache in seine Hände. „Ich schlafe ruhig," schließt er seinen Brief; „denn ich weiß daß mir Sydow die Präliminar-Artikel unterzeichnet mitbringen wird."

Schon vor dieser Ermächtigung hatte Podewils nicht allein die

1) Cela posé pour base vous devez quant aux autres conditions tâcher de les avoir pour moi si bien qu'il sera possible, soit du côté de Bohême ou, s'il n'y a rien à faire de ce côté, du côté de la haute Silésie. Mais après avoir tout fait pendant une démi-journée, ma volonté expresse est, que sans m'en faire votre rapport, et sans même me demander ou attendre ma résolution là-dessus, vous devez absolument régler les points dont vous pourrez convenir avec Mr. Hyndford, les coucher par écrit et les signer incontinent avec Myl. Hyndford en forme des préliminaires de paix.

Vollmachten ausgewechselt, sondern noch einen Schritt weiter gethan. Um zu wissen, was sich erreichen lasse, hatte er, wie er sagt, Hyndford in seine letzte Verschanzung verfolgt und ihn dahin gebracht, ihm das Original seiner Instruction zu zeigen. Er hatte sich überzeugt, daß sich auf der böhmischen Seite schlechterdings nichts erlangen lasse, auch nicht, wie es in der Depesche hieß, „wenn der König von England an der Spitze seines Parlaments darauf dringe"; dagegen waren, wie berührt, Oberschlesien und Glatz so gut wie Niederschlesien aufgegeben.

Als Podewils so weit war, erhielt er das neue Schreiben des Königs, welches sich mit seinem Bericht hierüber gekreuzt hatte.

Er sagt: er sei erzittert bei dem Gedanken an die Verantwortung, die er auf sich nehme; nur der ausdrückliche Wille des Königs habe ihn dazu bestimmt, sich ihr zu unterziehen.

Aber so viel ergab sich doch auch aus dem Schreiben des Königs, daß derselbe jetzt mit den Bedingungen zufrieden sei, die man von der anderen Seite gewähren wollte.

Ueberhaupt war nach so vielen Kämpfen die Zeit der Entscheidung gekommen. Die beiden Mächte waren auf den Punkt gelangt, wo die Gewalt des Angriffs und der Vertheidigung, die Einwirkung von Frankreich und von England zusammentrafen; es lag eine Art von Nothwendigkeit darin, welche ein für alle Mal bestimmend gewesen ist.

Am 11. Juni früh um 6 Uhr erhielt Podewils das Schreiben seines Königs; noch an demselben Tage unterzeichnete er den Vertrag, wie Hyndford ihn anbot.

Der fünfte Artikel desselben lautet: „um alle Streitigkeiten und Ansprüche zu beseitigen, trete die Königin für sich und ihre Nachfolger, mit voller Souveränetät und Unabhängigkeit der böhmischen Krone, das niedere und das obere Schlesien, bis auf Teschen, Troppau und das Land jenseit der Oppa und des hohen Gebirges, sowie die Grafschaft Glatz an den König von Preußen ab, der dagegen auf alle seine Ansprüche an die Königin, welcher Art sie auch immer sein möchten, Verzicht leiste."

Am 13. Juni, früh um sieben, langte Sydow mit dieser Nachricht im Lager zu Maleschau bei Kuttenberg an.

Der König bezeigte sich in hohem Grade zufrieden mit der pünktlichen Ausführung seines Befehls und mit den Präliminarien selbst. Vielleicht sei es möglich gewesen, mit der Zeit zu einem noch vortheilhafteren Frieden zu gelangen; vielleicht aber würde man auch einen viel weniger genügenden haben annehmen müssen. Wenn er

Podewils sehe, schreibt er demselben, so werde er ihn noch mehr überzeugen, daß er als Politiker und für das Wohl des Volkes, welches er regiere, nicht anders habe handeln können. „Es ist," sagt er, „ein großes und glückliches Ereigniß, durch welches mein Haus in den Besitz einer der blühendsten deutschen Landschaften gelangt, zum Beschluß eines glorreichen Krieges. Man muß wissen, zur rechten Zeit innezuhalten; das Glück erzwingen wollen, heißt, es verlieren; noch immer mehr verlangen, ist das Mittel, niemals glücklich zu sein.

Nur einen großen Scrupel konnte der König hiebei sich selber nicht verbergen; er fürchtete, man möchte es ihm als ein moralisches Vergehen anrechnen, daß er, ohne Rücksicht auf seine Verbündeten, einen besonderen Frieden schließe.

Eine alte Frage, oft verhandelt und immer aufs neue zur Sprache gebracht, inwiefern es erlaubt sei, von geschlossenen Tractaten abzuweichen.

Der größte König und der zurückgezogenste Philosoph des siebzehnten Jahrhunderts, Ludwig XIV und Spinoza, haben sich beide über sie vernehmen lassen.

Der Philosoph geht davon aus, daß die Staaten in fortwährendem Naturzustande gegeneinander verharren, und trägt kein Bedenken, zu behaupten, daß ein Bündniß nur so lange Kraft habe, als die Ursache desselben, Furcht vor Schaden oder Hoffnung auf Gewinn, bestehe; Niemand sei der Treulosigkeit anzuklagen, der einen geschlossenen Bund auflöse, sobald die eine oder die andere jener Ursachen aufhöre; denn diese Bedingung sei beiden gleich gewesen [1]. Es fragt sich nur, ob ein Naturzustand dieser Art in Europa angenommen werden kann, wo alle Staaten auf gemeinschaftlicher Grundlage beruhen und zu einer großen Familie gehören.

Bei weitem feiner faßt Ludwig XIV die Frage an, bei Gelegenheit der damaligen Irrungen zwischen Frankreich und Spanien, als einen der zartesten Punkte, welcher von einem Fürsten in Betracht gezogen werden könne. Er meint, bei diesen beiden Reichen seien Eifersucht und Feindschaft das wesentliche und fortdauernde Verhältniß; durch Tractate könne demselben nie ein Ende gemacht, sondern nur der äußerliche und öffentliche Friede erhalten werden: geheimen Bruch derselben erwarte der eine Theil allezeit von dem anderen; jeder ar-

1) Tractatus politicus von Spinoza, c. III § 14: Haec conditio unicuique contrahentium aequalis fuit, ut scilicet que primum extra metum esse posset sui juris esset etc.

beite wider den anderen, nicht so sehr, um demselben zu schaden, als nur um sich selber zu behaupten, was sogar die natürliche Pflicht eines jeden fordere [1]).

König Friedrich sucht nun besonders die moralische Zurechnung des Schrittes, zu dem er genöthigt sei, von sich abzulehnen; den Moralisten, „den Stoikern von trockenem Gehirn", spricht er das Recht ab, über sein Verfahren zu urtheilen. Unverletzlich, sagt er, sei die Moral eines Privatmannes; der müsse jeden Augenblick den Privatvortheil dem Besten der Gesellschaft aufopfern; allein ein Fürst habe für den Vortheil einer großen Nation zu sorgen und ganz andere Pflichten. Er, der König, habe jetzt zwei Bundesgenossen, von denen der eine (Frankreich) nichts Rechtes thue und der andere (Sachsen) gar nichts; der Zufall, der im Glück der Waffen herrsche, und die Zweizüngigkeit der Politiker setze seine Armee dem Ruin, seine Völker dem Verderben aus; er werde seine Erwerbungen verlieren und seinen Schatz erschöpfen: könne man es einem Fürsten verargen, wenn er sich einem sicheren Schiffbruche entziehe [2])? Ein Privatmann, fügt er später hinzu, dem ein vertragsmäßiges Versprechen nicht erfüllt werde, könne die Hülfe der Gerichtshöfe in Anspruch nehmen; einem Fürsten bleibe nichts übrig, als sich selbst zu helfen, denen zuvorzukommen, deren Untreue seinen Staat zu Grunde richten würde. Mit einem Worte, er will sein Verfahren nur aus dem politischen Gesichtspunkt betrachtet wissen und verbittet sich jeden Schluß eines Außenstehenden auf seine Moralität; er behauptet vor allem, daß er nicht anders gekonnt habe. Ich denke, die Nachwelt, auf die er sich vertrauensvoll beruft, muß ihm zugestehen, daß er die dringendsten Gründe hatte.

Einmal: die Anstrengungen der Verbündeten zeigten sich unfähig, der Königin Böhmen zu entreißen; diesen Gedanken, den er eine Zeitlang selber gehegt, hatte er aufgeben müssen; ihn durchführen zu wollen, hätte seine Kräfte überstiegen und ihn in widerwärtige Abhängigkeit von der Schwäche der Anderen gebracht.

Sodann: er mußte allerdings fürchten, daß, indem er sich für die Verbündeten schlage, von diesen ein einseitiger Friede geschlossen werde, so daß er den überlegenen Waffen der Königin allein ausgesetzt bleibe. Man sagte ihm von einem Emissar Fleury's, der zu

1) Distinctions sur la foi des traités. Mémoires historiques 36.

2) Schreiben an Jordan Camp de Kuttenberg 15 juin, in der akad. Ausgabe der Oeuvres XVII, 225. Avantpropos zu der histoire de mon temps.

Wien erschienen sei und sich wahrscheinlich noch daselbst befinde. Von Wien her drohte man, sich mit Frankreich auszusöhnen; die Erinnerungen von 1735 wurden rege [1].

Hätte zwischen den Verbündeten Vertrauen obgewaltet, so würde alles anders haben gehen können; wie aber die Sachen standen, nach den bisherigen Erfahrungen, war von der Fortsetzung des Krieges nichts zu hoffen, aber alles zu fürchten.

Dazu kam, daß sich Friedrich doch niemals verpflichtet hatte, Böhmen für den Kaiser zu erobern. Er hatte mit Frankreich ein defensives Bündniß, mit Niemandem ein offensives. Man konnte ihn nicht anklagen, wenn er sich von einem Unternehmen zurückzog, welches er sich niemals anheischig gemacht hatte durchzuführen.

Bei alledem — wenn wir an diese Betrachtungen, welche die Selbstvertheidigung des Königs hervorruft, noch andere anknüpfen dürfen — wird die Nachwelt, wie sie heutzutage lebt, mit dem Verfahren Friedrichs doch auch nicht durchaus einverstanden sein.

Man wird zugeben, daß eine Allianz nicht im Lichte der Freundschaft mit persönlichen sittlichen Anrechten angesehen werden kann; aber auch den politischen Standpunkt festhaltend möchte man wünschen, daß die Verpflichtungen genauer festgesetzt worden wären.

Sollte es nicht doch der Mühe verlohnt haben, sich im Vertrage mit den Franzosen im Juni 1741 die Neutralität vorzubehalten, was sich diese, wie wir berührten, gefallen zu lassen geneigt waren? Wäre es nicht besser gewesen, in Kleinschnellendorf einen Stillstand auf einige Zeit zu bestimmen, wie es denn doch zu nichts Weiterem gekommen ist, und nicht Alles auf einen Frieden zu verschieben, an welchen dann Niemand ernstlich Hand anlegte?

Das Auffallende bei diesen Verabredungen ist, daß die großen Fragen über die allgemeinen Verhältnisse so gut wie gar nicht berührt werden. Eine Umgestaltung der Welt scheint bevorzustehen: man schließt Verträge, ohne über die Gestalt, die man ihr zu geben

1) Robinson, 31. Mai: I beliefe, the Queen would throw herself upon the mercy of France — — rather — than do upon any consideration the cession of Königsgrätz and Pardubitz. Lord Stair im Haag: on sait de quelle manière le Cl a parlé du roi de Prusse l'hiver passé et durant ce printemps. Dasselbe bestätigt Chambrier von Paris. Von dem Emissar Fargis, welchen der König erwähnt, bemerkte Chambrier, er sei entweder noch in Wien oder durch einen Anderen ersetzt. In Wien gebe es immer französischen Einfluß; der englische sei nur stärker.

denkt, sich einzuverstehen. Es bleiben zu allen Seiten unausgesprochene Pläne übrig, an die sich der besondere Ehrgeiz heftet.

Bei den Verhandlungin Friedrichs hat es oft das Ansehen, als schließe er sich enger an, als sein Sinn ist. Er vertraut, wie bemerkt, dem lebendigen Geiste, der auch für die folgenden Zeiten eine Auskunft finden werde; aber er sieht sich dann doch in Verwickelungen gezogen, welche ihm höchst unangenehm fallen.

Wir sind fern davon, ihm einen Vorwurf machen oder auch ihn vertheidigen zu wollen. In diesen ins Weite gerichteten Entwürfen, wo ein jeder sich seinen letzten Vortheil vorbehielt, lebte und webte die ganze damalige Politik.

Einmal mag es wohl ausgesprochen werden, daß wir, die werdenden Ereignisse begleitend, ihre Gründe erforschend, doch nicht gemeint sind, den Zuständen und Bestrebungen dieser Zeiten einen unbedingten Werth beizulegen, weder ihrer politischen noch militärischen Verfassung, weder ihren commerciellen noch ihren ökonomischen Einrichtungen, ihrer religiösen Ansicht so wenig als ihrer politischen Moral. Der ganze Kreis dieser Tendenzen, in welchen sich Alles gegenseitig bedingt, ist der historischen Erforschung überaus würdig, eines der bedeutendsten Glieder in der Folge der Jahrhunderte; aber schon lange ist er wieder zersetzt und durchbrochen, durch große Geschicke der Vergangenheit anheimgefallen. Denn auch die Ideen gehen vorüber; wir unterscheiden von denselben noch die Geister, die sich in ihnen bewegen, sie mit hervorbringen, aber auch noch ein freies Selbst haben und nicht in ihnen aufgehen.

In Friedrich sehen wir eine Kraft der ersten Größe, wiewohl noch nicht von allem Zusatz geringeren Stoffes gereinigt, jedoch in sich selbst von echtem und gediegenem Gehalt: eine Intelligenz, der sich die Dinge und Personen darstellen, wie sie sind — denn sie flieht ihrer Natur nach den Irrthum —, und die ihren ganzen Umkreis mit Einsicht umspannt, einen schwungvollen Willen, der doch nur das Erreichbare ergreift und selbst, wenn er einmal die strenge Linie überschreiten sollte, schon die Möglichkeit des Mißlingens mitberechnet und die Rückkehr in seine Sphäre vorbereitet, eine Energie, die in ihrem ersten stürmischen Antriebe, wo sie nach Ruhm und Erfolg verlangt, etwas Unberechenbares und Unaufhaltsames hat, die aber im Streite der Weltkräfte sich befestigt und regelt, so daß sie nicht allein glänzende, sondern auch haltbare Dinge vollbringt. Man könnte fragen, ob Friedrich schon damals einer eigenen und sittlichen Selbstbeschränkung fähig war. Wir sehen doch, daß er noch vor aller Ent=

wickelung der Ereignisse die Besorgniß hat, durch den Lauf des Glückes zu weit fortgerissen zu werden, und mit Bewußtsein innehält, daß er Mittel verwirft, die ihm die größten Aussichten darbieten, z. B. in dem Staate der Feinde innere Unruhen anzufachen oder ein Geheimniß, das im Moment eines wahren Vertrauens unwillkürlich ihm zu Kunde gekommen, als Hebel seiner Politik zu brauchen. Die Leidenschaft der Eroberung will er nicht in sich aufkommen lassen, noch die Grundlagen der gebildeten Welt verletzen, noch wider sein moralisches Gefühl handeln. Und wäre es wohl möglich gewesen, über die in sich selbst unentschiedenen Dinge im voraus feste Beschlüsse zu fassen? In dem politischen Gefechte, in welchem er unaufhörlich begriffen ist, führt auch er die Waffen, deren sich die Anderen bedienen; wenn man ihn reden hört, muß man immer wissen, mit wem, wozu er redet. Sein Thun und Lassen wird von einem starken Gefühl des Moments beherrscht, wo ihm, den Feindseligkeiten, die er zu bestehen hat, gegenüber, aller Vortheil von der anderen Seite entgegentritt und ihn lebendig ergreift. Er hat sich wirklich dem Unternehmen der Franzosen, die Erbfolgefrage zu Gunsten des Hauses Wittelsbach zu entscheiden, angeschlossen, bis ihm aus der einseitigen Politik, die sie verfolgten, die Nothwendigkeit entsprang, sich ihnen zu widersetzen; er wünschte den Widerstand Oesterreichs hervorzurufen, aber unter der Voraussetzung, daß Oesterreich ein Mitgefühl für seine Stellung haben werde, bis zugleich das Geheimniß gebrochen ward und der Fortschritt der österreichischen Waffen ihn selber bedrohte; dann verfolgte er den Gedanken eines neuen Systems deutscher Staaten; er wollte für einen seiner Verbündeten Böhmen behaupten, dem anderen Mähren erobern, bis er sah, daß mit diesen niemals etwas auszurichten sei. Dem raschen Entschlusse, eine Verbindung einzugehen, sich an ein Unternehmen zu wagen, der doch nicht ohne ein lebhaftes Bewußtsein von der Unzuverlässigkeit der Dinge und der Menschen gefaßt wird, steht ein immer wachsames, verdachtvolles Mißtrauen zur Seite, der Ehrgeiz — denn das ist es bei ihm —, sich nicht täuschen zu lassen; sowie die Absichten der Verbündeten zu weit gehen oder ihre Anstrengungen nicht weit genug, trägt er kein Bedenken, sich von ihnen loszusagen.

In der Mitte der von verschiedenen Weltgegenden entbundenen Stürme, wer will mit dem Steuermann hadern, daß er seine Richtung bald nach der einen, bald nach der anderen Seite nimmt, um dem Schiffbruch oder den nahen Untiefen zu entgehen? Er hielt es schon für genug, wenn er von keiner der entgegengesetzten Strömungen

sich ergreifen ließ, nicht von einer Partei auf die andere überging, sondern unter eigenen Farben immer einen selbständigen Lauf innehielt.

Dieses Preußen, das unter Friedrich Wilhelm I sich auf allen Seiten hatte in Nachtheil setzen und gefährden lassen, das seine Dienste geleistet, ohne je die Zusagen, die ihm geschehen, erfüllt zu sehen, und endlich in ein einseitiges System der Isolirung gerathen war, während die großen Mächte über Europa verfügten, hatte endlich den Augenblick ergriffen, sich geltend zu machen. In die allgemeinen Bewegungen hineingezogen, losgerissen von den beiden Staaten, von denen es vernachlässigt oder mißhandelt worden, nahm es unter seinem klugen und kräftigen Führer, welcher der Monarchie erst eine Bewegung nach außen gab, eine unüberwindliche Stellung in ihrer Mitte ein.

Als Friedrich die Präliminarien in Händen hatte, fühlte er, daß seine Arbeit fürs erste vollendet sei. Alle weiteren Entwürfe, denen er unter dem Wechsel der Ereignisse Raum gegeben hatte, ließ er bei Seite und kehrte auf seinen ursprünglichen Sinn zurück. Er erklärte seinen Offizieren, er habe niemals die Königin verderben, sondern sie nur nöthigen wollen, ihm Genugthuung zu geben; nachdem dies geschehen sei, lege er die Waffen nieder. Er machte sich das Vergnügen, den Abschluß der Präliminarien dem Prinzen Karl, mit dem er den letzten Waffengang bestanden, eigenhändig anzuzeigen.

In Wien empfand man ganz den großen Verlust, welchen man erlitt. Robinson gedenkt oft des heftigen Schmerzes, den diese große Amputation — so drückt er sich aus — verursache; er nur könne davon urtheilen, da er der Operation beiwohne, kein Fremder[1]). Einigen Trost gewährte es, daß man sich doch nun, zumal da auch Sachsen, wenn es sich nicht der größten Gefahr aussetzen wollte, den Frieden anzunehmen genöthigt war, gegen die übrigen Feinde in offenbarer Ueberlegenheit befand; man faßte die Hoffnung und die Absicht, sich für das, was man verlor, nach einer anderen Seite hin zu entschädigen. Diesmal ließ man keine Zögerung eintreten; wie der König die Präliminarien augenblicklich ratificirt hatte, traf die Ratification des Wiener Hofes schon am 21. Juni im preußischen Lager ein.

1) Robinson, 31. Mai; er gibt nicht alle die Schwierigkeiten an, auf die er stieß: Lord Hyndford may talk at ease of amputation at a distance but tho, an assistant at a great operation does not suffer as much as the patent, yet he suffers with him for him, and often from him.

Unendlich bitter war der Eindruck, den die Nachricht in Frankreich machte. Bei aller Eifersucht, welche der Cardinal über den preußischen Ruhm empfand, hatte er doch die Schlacht von Chotusitz als eine Wirkung seines Glücksterns betrachtet, der ihm in den größten Gefahren noch immer einen Ausweg gewiesen; die Nachricht von dem Frieden traf ihn wie ein Blitzstrahl. Er sah, daß die bourbonischen Häuser ihr Unternehmen nicht durchführen und den Engländern, denen sie die Flügel zu beschneiden gedachten, zuletzt würden nachgeben müssen. Der Gesandte Chambrier versicherte, die Eigenliebe Fleury's leide am meisten dadurch, daß ein Anderer geschickter gewesen sei als er selbst; bisher habe er sich allezeit für den feinsten Kopf in Europa gehalten.

Dagegen erweckte die Nachricht eine unendliche Genugthuung bei den Seemächten. Der preußische Friedensschluß war das Ereigniß, in welchem alle die erwähnten Staatsmänner, Carteret und Stair, Robinson und Hyndford, das Heil von Europa erblickten, welches König Georg II ganz zu seiner eigenen Sache gemacht hatte; sie hofften, daß die Begebenheiten im Laufe der Zeiten noch weiter führen würden. Man war von ganzem Herzen bereit, dem Könige von Preußen den Besitz von Schlesien unverzüglich zu garantiren.

Im Haag hätte die Freude nicht größer sein können, wenn der Republik selbst ein Glücksfall begegnet wäre. Wer sich einigermaßen dazu berechtigt glaubte, machte dem preußischen Gesandten einen Besuch, um ihn zu beglückwünschen; das Volk bezeigte seine Theilnahme mit öffentlichen Festlichkeiten. Der Name des Königs von Preußen und der Königin von Ungarn wurden hier beisammen genannt; man brachte ihnen vereinigte Vivats, den Franzosen, die man fürchtete und haßte, ein heftiges Pereat.

Ich denke nicht, daß Friedrich Vergnügen hierüber empfunden hat; er mußte innewerden, daß man hier noch ganz andere Erwartungen hegte, als welche er zu erfüllen geneigt sein konnte.

Wie viel besser wäre es auch für ihn gewesen, wenn er einen allgemeinen Frieden hätte durchsetzen, wenigstens die Stellung Karl Alberts in Deutschland und Baiern hätte befestigen können! Sonst waren neue Stürme zu erwarten; schon jene Bezeigungen kündigten sie an. Wir werden sehen, wie sie nach einiger Zeit ausbrachen und alles, was man that und war und wollte, sich noch einmal in einem Kampfe auf Leben und Tod erproben mußte.

Zunächst fassen wir noch die Bestimmungen, die bei dem Frieden getroffen wurden, und die territorialen Verhältnisse überhaupt ins Auge.

Eine der dem Könige widerwärtigsten Forderungen, welche bei dem Abschluß der Friedens zur Sprache kamen, war die Uebernahme jener nicht unbedeutenden Schuldenlast, welche auf Schlesien hypothecirt war. Friedrich hat gemeint, daß es in seinem Willen stehe, dieselbe zu übernehmen oder nicht; namentlich den Holländern, welche der Königin Subsidien gezahlt hatten, glaubte er zu nichts verpflichtet zu sein. Bei den Präliminarien war in der That nur der englischen Schuld gedacht worden.

Die Königin erklärte dies jedoch für einen Fehler, der vor dem Frieden wieder gutgemacht werden müsse: denn wie ungerecht sei es, wenn man ein großes Land abtrete, auch noch die Schulden zahlen zu sollen, welche darauf haften! Die preußischen Bevollmächtigten erwiederten, es sei ebenfalls ungerecht, ein Land, welches man erobert habe und das schon abgetreten sei, gleichsam mit Geld kaufen zu sollen. Endlich kam man überein, daß der König zwar die Schuld übernehmen, aber dagegen seine alten Forderungen wegen der Zölle der Maas in Anrechnung bringen solle.

Auch über die Begrenzung des Gebietes gab es sehr bedeutende Differenzen.

Bei der Abtretung von Oberschlesien hatte sich Oesterreich nicht allein Teschen und Troppau sowie die enclavirten mährischen Districte, sondern auch noch andere Gebirgstheile vorbehalten, die es unter dem allgemeinen Ausdruck: „was jenseit des hohen Gebirges und der Oppa liegt", begriff. Diesem Ausdruck gaben die österreichischen Bevollmächtigten eine umfassendere Bedeutung, als man preußischerseits vermuthet hatte, schon in Bezug auf das Gebirgsland überhaupt, dann noch besonders in Bezug auf Jägerndorf, welches sie in Anspruch nahmen, weil es jenseit der Oppa liege.

Die Frage ist geographischer Art. Die preußischen Bevollmächtigten hielten nur das größere Gewässer in jenem Landstrich, welches aus der schwarzen und weißen, mittleren und kleinen Oppa bei Würbenthal zusammenströmt, für die Oppa, so daß Jägerndorf, von Schlesien her diesseit derselben gelegen, ihrem Könige zufiel; den kleinen Fluß, der bei Hermannstadt entspringt, sich von dort durch ein langes, mit Dörfern angefülltes Thal nach Jägerndorf hinwindet und unterhalb dieser Stadt in die Oppa fällt, bezeichneten sie mit den landesüblichen Namen: Troppelwitzer oder Comeiser Wasser. Die Oesterreicher dagegen behaupteten, daß dieses Flüßchen ebenfalls den Namen Oppa trage und die eigentliche Grenze bilde, so daß Jägerndorf auf ihren Theil falle.

Nach den damals vorliegenden geographischen Hülfsmitteln konnte die Sache zweifelhaft erscheinen. Der alte Henelius, den man anführte, hat wirklich beide Flüsse für die Oppa genommen, während die Homannische Karte von 1736 dieselben genau unterscheidet und nur den ersten mit dem Namen Oppa bezeichnet. Später hat sich für die Strecke von Comeis bis Jägerndorf der Name „Kleine Oppa" in Gebrauch erhalten, jedoch, wie die kundigsten Topographen versichern, mit Unrecht, da derselbe eigentlich einem anderen Flüßchen zukommt [1].

Friedrich empfand es sehr bitter, daß er durch die bloße Ausdehnung eines Flußnamens eine ansehnliche Stadt verlieren sollte, auf die er sich Rechnung gemacht hatte. Es war dieselbe, von der alle brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien ausgegangen waren. Er behauptete, hätte sie Oesterreich zurückbehalten wollen, so hätte sie ausdrücklich genannt werden müssen, so gut wie Troppau und Teschen.

Alle Unterhandlungen jedoch waren vergebens: Preußen mußte sich mit dem Ländchen Katscher begnügen, das als eine Entschädigung dienen sollte [2].

In den Frieden kam auch noch im Sinne der Königin eine auf die inneren Verhältnisse von Schlesien bezügliche Bestimmung, deren wir sogleich noch weiter gedenken werden; bei seiner Abfassung überwogen überall die österreichischen Interessen, so sehr er denselben im Allgemeinen entgegenlief.

Wenn man fragt, wie so Friedrich dies genehmigte, obgleich er die Ueberzeugung hegte, daß ihm namentlich in Hinsicht der Grenzen Unrecht geschehe, so war der Grund, daß er sich durch den Fortgang der österreichischen Waffen gegen die Franzosen und Baiern, der nun nicht mehr durch seine eigenen gehemmt wurde, schon wieder in eine etwas nachtheiligere Stellung gebracht sah.

„Wir müssen", sagt er, „die Segel einziehen, da wir den Wind nicht mehr hinter uns haben."

Auch forderten die Engländer auf das dringendste dazu auf. Georg II brachte in Erinnerung, daß man der Königin von Ungarn bei so vielen Verlusten doch auch eine Genugthuung geben müsse. Das englische Ministerium machte auf die Unterhandlungen, die der

1) Ens, Oppaland III, 22.

2) Aus dem Bericht des österreichischen Bevollmächtigten Kannegießer sieht man, wie lebhaft die Verhandlungen waren. Bei dem Aequivalent spielte die Rücksicht auf die Besitzungen Bartensteins und Hennersdorfs eine Rolle. Arneth, Maria Theresia Bd. III, 482—484.

französische sowohl als der sächsische Hof in einem ganz anderen Sinne in Wien angeknüpft habe, aufmerksam, welche durch eine längere Verzögerung des endlichen Abschlusses unterstützt werden würden.

Hierauf entschloß sich Friedrich, am 27. Juli 1742, die Bedingungen des definitiven Friedens, wie sie nunmehr festgesetzt waren, anzunehmen.

Nachdem die Ratificationen ausgewechselt worden, schritt man zu einer genaueren Bestimmung der Grenzen nach eben diesen Festsetzungen.

In einer Heuscheuer bei Rudoltowitz an der oberen Weichsel beim Einfluß der Biela wechselten die Commissare der beiden Theile ihre Vollmachten aus; hier, auf den Grenzen der Herrschaft Pleß gegen Teschen, bei einer alleinstehenden Eiche, setzte man den ersten preußischen Markstein. Von der Weichsel zog man die Grenze zwischen den zahlreichen Teichen, die hier das hohe Land erfüllen, auf den Feldmarken der Dörfer, wo dann die Austräge zwischen der teschenschen Kammer und den benachbarten Gutsbesitzern zum Anhalt dienten, nach dem Flußgebiete der Oder, welches man mit dem einunddreißigsten Grenzsteine erreichte. Hierauf folgte man dem kleineren Flusse Petrowka bis zur Olse, dieser bis zur Oder, dem breiten und seichten Laufe der oberen Oder bis dahin, wo sie die Oppa aufnimmt, die alsdann zur Grenze diente bis zu jenen Bächen zweifelhafter Benennung bei Jägerndorf; die hergebrachten natürlichen Verhältnisse des Landes, in welchem sich die Ansiedelung eben um die Gewässer her gebildet hatte, wurden hier oft in der Mitte durchschnitten. Leichter ward die Arbeit bei den großen mährischen Enclaven, deren Grenzen gegen Schlesien man nur zu erneuern hatte; in der Nähe der Bischofskoppe, auf einer steil emporsteigenden Bergspitze, nach deren Schatten die Landleute den Stand der Sonne berechneten, ward die einhundertzehnte Säule errichtet. Bei der weiteren Grenzscheidung nach dem Glatzischen hin war es maßgebend, daß Zuckmantel, Weidenau und Jauernik österreichisch blieben. Für die genauere Auseinandersetzung rief man die Gutsbesitzer, Richter, Bauern zu Hülfe; zuweilen haben die Zeugen ihre Aussagen vor einem Crucifix, das zwischen zwei brennenden Wachskerzen aufgestellt ward, beschwören müssen. So kam die Grenzscheidung zu Stande, nach 20 Tagen angestrengter und geschickter Arbeit; die Regierungen säumten nicht, den entworfenen Receß zu bestätigen [1]).

1) Schlesischer Gräntz-Recess, wie solcher von Ihrer K. M. in Preußen und der Königin von Ungarn und Böheim Majestät Allerhöchst hiezu ernannten

Und welch ein herrliches Gebiet war es nun, das durch diese Säulen für die preußische Macht abgegrenzt wurde!

Ein Land von ungefähr siebenthalbhundert Quadratmeilen mit wenigstens 1,200,000 Einwohnern, die in anderthalbhundert kleinen und einigen sehr ansehnlichen Städten, in 5000 Dörfern und Vorwerken lebten, zum Theil slawischen, zum größten Theil aber deutschen Ursprungs, von uralter Cultur, durch Herkunft und erste Einrichtung, Sitte und Religion den Stämmen, zu denen sie geschaart wurden, nahe verwandt. Von den Eroberungen, die in den neueren Jahrhunderten gemacht und behauptet worden sind, bietet wohl keine ein ähnliches Verhältniß des eingenommenen Landes zu den alten Provinzen dar. Diesen wurde an Umfang, Volksmenge und Streitkräften ein gutes Drittheil hinzugefügt [1]).

Voltaire traf bei dem Könige nicht eben auf eine empfängliche Stimmung, wenn er in dieser Zeit mit einer beredten Tirade hervorkam, worin er auf die Fürsten schalt, welche das Glück ihrer Völker auf blutigem Wege zu sichern suchen. Friedrich antwortete ihm: solange der Platonische Staat nicht verwirklicht sei, werde es immer Fälle geben, wo ein König zu den Waffen greifen müsse, um seinen Gegnern die Genugthuung, zu der er sonst nicht gelangen könne, ab-

Commissariis ao 1742 errichtet worden. — Darin findet man die täglich aufgenommenen Protokolle, unterzeichnet von den preußischen Bevollmächtigten C. v. Nüßler, M. v. Schubart, J. G. Rehdanz und den österreichischen J. W. v. Dorsch und G. L. Freiherr v. Skrbensky. Büsching hat aus den Nüßlerschen Papieren eine Schilderung der Grenzscheidung im Magazin X und einige Nachträge in Nüßlers Leben.

1) Die Schätzung von Klöber auf 675 Quadratmeilen und die Berechnung von Büsching auf 642 (Magazin X, 515), welcher letzteren die alten Karten und eine Reduction der schlesischen Quadratmeilen auf geographische zu Grunde liegen, sind nur ungefährer Art. Leonhardi (1791) hat 640, Krug (1805) 683 Quadratmeilen, Schubert für die erste Zeit 685, Dieterici für 1803 714. — Im Jahre 1755 zählte man 1,372,754 Einwohner. Eine Schätzung aus etwas früherer Zeit findet sich in einem Actenhefte, unter dem Titel: Designation der im Lande Schlesien exclusive der Garnison befindlichen Personen; demnach gab es adlige Familien 1522, unterthänige 188,428, was man zusammen auf eine Bevölkerung von 949,750 schätzte; dazu das Gesinde in Vorwerken und Dörfern: 73,120; in den Städten Einwohner: 211,666; Mönche und Nonnen: 2364; Juden: 3530; zusammen in beiden Departements 1,240,540. Nach einer Bemerkung des Ministers, die er am 17. März 1751 nachrichtlich zu den Acten schrieb, war jedoch die Anzahl der Dörfer und Vorwerke (auf 4882) sowie die der Familien zu gering angesetzt; über die Gesammtzahl der Einwohner spricht er sich nicht aus.

zunöthigen; ein Krieg sei weniger ein Unglück an sich, als eine Krankheit; von dem letzten Fieber sei man schon wieder genesen.

Doch verbarg sich Friedrich nicht, daß die Behauptung seiner Eroberung noch mannichfaltige Schwierigkeiten haben werde. Er rechnete darauf, daß man sich allmählich gewöhnen werde, ihn im Besitz von Schlesien zu sehen; für nothwendig hielt er die Garantie, wie von England, so besonders von Rußland. „Was aber", sagt er, „die eigentliche Sicherheit dieser Besitzungen anbelangt, so werde ich sie gründen auf eine zahlreiche Armee, einen guten Schatz und haltbare Festungen."

Eine Grundlage von Allem mußte die neue Einrichtung des Landes bilden, die indessen schon in vollem Gange war.

Fünftes Capitel.

Einrichtung der preußischen Regierung in Schlesien.

Als Friedrich II in Schlesien einrückte, gab er die Absicht kund, die ständische Verwaltung, welche er antraf, die er aber freilich nur im Allgemeinen kannte, bestehen zu lassen.

Den Landesältesten, die sich im December 1740 in Herrendorf über den Marsch seiner Truppen mit ihm vereinbarten, ließ er erklären, er sei gesonnen, ihre Autorität aufrechtzuerhalten [1]). Wenn sich bei seinem weiteren Vorrücken in den Landleuten eine Meinung regte, als sei die bisherige Steuerverfassung durch die Ankunft der Preußen aufgehoben, so säumte er nicht, sie darüber zurechtzuweisen. Im Januar 1741 ließ er sich eine Erklärung des Conventus publicus über die ständische Natur des Generalsteueramtes in Schlesien ohne Widerrede gefallen und versprach, denselben sammt allen Steuerbeamten und Offizianten weiter zu autorisiren: er sei nicht gekommen, sich nach Kriegsgebrauch im Lande zu gebaren; Alles solle im alten Stande bleiben, bis später mit Zuthun von Fürsten und Ständen etwas Gedeihliches beschlossen werde. Was er einen Augenblick forderte, daß die Steuerbeamten sogleich mit Eid und Pflicht an ihn gewiesen würden, ließ er später fallen und gab nach, daß dieselben eben dem Conventus verpflichtet bleiben sollten. Nur den einen Vorbehalt machte er hiebei allezeit, daß das Landeseinkommen zur Verpflegung und Erhaltung seiner Armee angewendet würde; er stellte hierüber ohne Verzug eine sehr bestimmte Forderung auf.

1) Protokoll vom 27. December. Haymann, gesammelte Nachrichten II, 61: „seine Intention gehe dahin, daß die Winterquartiere aus denen ordentlichen Landespräſtandis derer Herzogthümer Ober- und Niederschlesien fournirt werden möchten“.

Auf den Grund einer ihm zu Händen gekommenen Berechnung der allgemeinen Landesprästanda setzte er im Februar 1741 sein Postulat auf dritthalb Millionen Thaler des Jahres fest, so daß alle Monate für die Bedürfnisse seiner Armee ungefähr 190,000 Thaler aufzubringen sein würden [1]). Diese Summe sollte das Generalsteueramt nach den verschiedenen Fürstenthümern, Standesherrschaften, Städten und Gemeinheiten umlegen und ihre Einbringung besorgen.

Hätte der Conventus hierauf eingehen können oder wollen, so möchte vielleicht die ständische Verfassung, wenn auch in modificirter Form — denn die Begierde, Alles und Jedes im Einzelnen zu regieren, kann ich an Friedrich nicht finden, wofern er nur das Heer zu erhalten im Stande war, welches ihm seinen Rang in der Welt gab — bestehen geblieben sein; allein alle Unterhandlung mit demselben war vergeblich. Die Mitglieder machten die mannichfaltigsten Ausstellungen, hergenommen bald von der ausdrücklichen Bestimmung gewisser Gelder für die Verzinsung angeliehener Kapitalien, bald von der seit den Ereignissen im April eingetretenen Trennung von Oberschlesien, bald von der Landesverfassung überhaupt. Der preußische Bevollmächtigte antwortete: er sehe die Billigkeit eines großen Theiles der vorgebrachten Einwendungen ein; er wolle nur fragen, wie viel denn eigentlich das Land Schlesien dem obersten Herzog zu zahlen schuldig sei.

Der Conventus erklärte hierauf: das Land sei dem Herzog gar nichts zu geben schuldig; Alles sei von jeher nach freiem Gutdünken bewilligt worden; sie seien im Stande, die bündigsten Reversalien darüber aufzuweisen.

Der Gegensatz der provinzialständischen Verfassung mit der

1) Verzeichniß, wie viel alle praestanda Silesiae sub quocumque titulo es seien an Kays. oder allgemeiner Landesanlage, Interessen, Vermögensteuern, Recrutir und Remontirungen, Durchmärschen pro annis 1738 und 1739 betragen haben, unterzeichnet vom Obersteueramte. Die Summe ist für 1738 3,605,452 20r, für 1739 3,725,862 20r, mit der Nachschrift: „was ein jedes Fürstenthumb und Standesherrschaft pro domestico particulari ausgeschrieben, item, was die Landeseinwohner von wegen des Salzapalto oder Zollgefällen ad camerale beitragen müssen, ist unter obiger Summe nicht begriffen". — Friedrich forderte nun durch Cabinetsordre vom 11. Februar 3,808,179 Gulden des Jahres, monatlich 286,489½, oder Thaler des Jahres 2,538,786, monatlich 190,999; Haymann, gesammelte Nachrichten III, 321. Die dort mitgetheilten Actenstücke stammen aus dem Landesdiarium von 1742, das sich in dem Provinzialarchiv von Breslau findet; doch geht die Handschrift, auf die mich Herr Geh. Archivrath Stenzel aufmerksam machte, um vieles weiter als das Gedruckte und ist von erheblichem Werth für diese Dinge.

monarchischen Gewalt trat hier in seiner ganzen Schroffheit hervor. Diese erkärte eine bestimmte Leitung für unbedingt nothwendig; jene weigerte sich eben so unbedingt, dieselbe zu übernehmen.

Nachdem man sieben Monate lang gehadert, war an kein Abkommen mehr zu denken; die eine oder die andere mußte weichen.

Der monarchischen Gewalt, die in ihrem Aufsteigen begriffen war, kam zu statten, daß die provinzialständische Verfassung eben in Bezug auf das Steuerwesen unendlich viel zu wünschen übrig ließ.

Einmal: von den sehr ansehnlichen Anlagen der Provinz kam der Regierung kaum der vierte Theil zugute; alles Andere ward durch Besoldungen, Diäten, Zinsen, und welche anderen Posten in den Gegenrechnungen erschienen, aufgezehrt; sodann: in der Leistung dieser Anlagen bestand eine schreiende Ungleichheit. Bei einer alten Schatzung vom Jahre 1527 hatten die Stände ihr Einkommen nicht allein nach den liegenden Gründen, sondern nach dem gerade obwaltenden Vermögenszustand angegeben; und diese Vermögensansage diente zur Norm bei allen Auflagen. Noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte man einige Steuern, deren Aufbringung unbequem gewesen wäre, durch eine Reluition abgekauft und diese dann ebenfalls in Form jener Schatzung aufgebracht. Auch in den einzelnen Kreisen waren die Mindermächtigen offenbar überbürdet; es wird ein Beispiel angeführt, wo die Herrschaft die Anlage so vertheilt habe, daß sie, statt etwas beizutragen, vielmehr einen ansehnlichen Gewinn davon innebehielt.

Die Stände, wie sie nun einmal im Laufe der Zeit sich gebildet, waren das Land. Sie bewilligten der Regierung nicht, was diese bedurfte, sondern was darzubieten ihnen gut schien, im Wetteifer mit den übrigen Provinzen, so wenig wie möglich zu zahlen, und doch wieder unaufhörlich durch persönliche Rücksichten auf den Hof bestimmt. Der Auflagen waren so mancherlei, daß man kaum mehr wußte, was man zu geben hatte; ob sie dem Landesaufkommen zuträglich seien oder nicht, ward wenig beachtet.

Friedrich beschloß nun, diesen Zustand der Dinge zu ändern, die Grundsätze der Landesverwaltung seiner übrigen Provinzen auch hier durchzuführen.

Nachdem er seiner Eroberung einigermaßen sicher geworden, am 29. October 1741, erklärte er „aus souveräner oberlandesherrlicher Macht und Autorität", er werde in Zukunft die Steuern, Accisen und sonstigen Einkünfte in Niederschlesien von eigenen, in dem Lande einzurichtenden Collegien verwalten lassen und entbinde hiemit die

hiemit beauftragt gewesenen ständischen Abgeordneten von dieser Arbeit sowie von der damit verknüpften Verantwortung.

Am 7. November 1741 geschah die Erblandeshuldigung im Fürstensaale des Rathhauses zu Breslau.

Das Merkwürdige dabei war, daß die Edelleute und Rittermäßigen auch aus den nicht incorporirten Fürstenthümern und freien Standesherrschaften einberufen wurden, während sonst Fürsten und Standesherren allein ihre Gebiete repräsentirt hatten. Die Versammlung war gegen 400 Personen stark. Nach der amtlichen Erzählung huldigten die Deputirten der Bischöfe und der Fürsten knieend, wobei der König bedeckten Hauptes auf seinem Throne sitzen blieb; die Standesherrschaften, die städtischen und alle übrigen Deputirten leisteten ihren Eid stehend; auch der König hatte sich dann erhoben und den Hut abgenommen [1]).

Ein freies Donativ von 100,000 Gulden, welches ihm die Stände antrugen, lehnte er hier so gut ab wie in Preußen.

Man wird begierig, zu erfahren, ob nun nicht wenigstens bei dieser Gelegenheit von einer ständischen Verfassung die Rede gewesen sei. Die Stände haben dem Könige darüber bereits am 24. October geschrieben; in dieser Eingabe legen sie ihm alle seit Jahrhunderten erworbenen Freiheiten und Rechte zu Füßen und bitten ihn um eine neue Verleihung derselben [2]). Der König antwortete, er beharre bei seinem Vorsatze, sie bei ihren Freiheiten und Rechten zu schützen; allein die Bedingung, die einst Kurfürst Friedrich Wilhelm in Magdeburg aufgestellt, fügte auch er in unumwundenen Worten hinzu; nur in so weit versprach er es, „als dieselben ihnen selbst und der allgemeinen Wohlfahrt zuträglich seien [3]).

1) Bei Seifart I, Beilagen 41, S. 425. Aus Bielefelds Erzählungen wage ich nichts zu nehmen.

2) Ew. Kgl. Majestät unterwinden sich unter einem freudenvollen Glückwunsche zu der höchstpreiswürdigsten Regierung die treugehorsamsten niederschlesischen Fürsten und Stände, durch aus denselben Abgeordnete alle aus Seculis her erworbenen und wohlhergebrachten Immunitäten, Freiheiten, Statuten, Rechte, Verfassung und Gerechtsame vor dero geheiligten Thron zu Füßen zu legen und von Ew. Kgl. Majestät derselben Bestätigung hoffnungsvoll, jedoch nicht anders als durch eine neue allergnädigste Verleihung zu erbitten.

3) Se. Kgl. Majestät beharren bei dem bereits zum öfteren declarirten allergnädigsten Vorsatz, dero treugehorsamste Fürsten und Stände ihrer Niederschlesischen Lande bei erwähnten ihren Immunitäten, Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten, in so weit selbige ihnen selbst und der allgemeinen Wohlfahrt, auch wahrem Interesse und Aufnahme zuträglich und damit compatibel zu

In demselben Augenblicke, wo die aristokratisch=ständische Verfassung von Ungarn sich auf immer festsetzte, ward einem zwar nicht gleichen, aber doch verwandten Bestreben auf immer ein Ende gemacht. Dort erhielt sich die, wie nach oben, so auch nach unten gerichtete ständische Eigengewalt; hier ward dieselbe von den Ideen des monarchischen Staates und einer auf gleichmäßigeren Rechten und Pflichten beruhenden Verwaltung zurückgedrängt. Weder das eine noch das andere erregte doch bei der damaligen Welt ein großes Aufsehen; sie war noch zu lebhaft mit der Auseinandersetzung der großen Territorialverhältnisse beschäftigt.

Den Tag nach der Huldigung ließ der König einige der angesehensten Mitglieder der Stände, unter denen die Grafen Schönaich, Räder, Logau, der Prälat von S. Matthia, die Herren von Jeutha, Reibnitz, Fürst, Eicke genannt werden, zu sich einladen und eröffnete sich ihnen in seinem Cabinet über die Art und Weise der Veränderung, die er in Schlesien eintreten zu lassen denke.

Vor allem solle der Unterschied zwischen den beiden Religionen, der bisher obgewaltet, aufhören; kein Katholischer solle deshalb, weil er das sei, sein Recht verlieren, noch ein Evangelischer dadurch gewinnen. Er selbst sei „durchaus ein Liebhaber der Toleranz"; er wünsche ein gutes Verständniß zwischen den beiden Parteien statt der bisherigen Verfolgung hervorzubringen.

Er beabsichtige, zwei Justizcollegien einzurichten, das eine in Breslau, das andere in Glogau, und dieselben mit Schlesiern zu besetzen, weil sich bei diesen eine größere Kunde ihrer Landesgewohnheiten vermuthen lasse; doch solle bei einem jeden ein Brandenburger angestellt werden.

Bei dem Finanzwesen könne er keine Schlesier anstellen, bevor sich nicht die, welche dabei zu dienen geneigt seien, in den alten Landen dazu geschickt gemacht hätten; denn in diesem Zweige habe er eine große Veränderung vor. Binnen Jahr und Tag denke er eine neue Classification aller Güter und alles Einkommens zu Stande zu bringen und danach die Contribution zu bestimmen, so daß jeder Ort wisse, was und wie viel er jedesmal zu entrichten habe; außerordentliche Abgaben werde er auch dann nicht fordern, wenn er in Krieg verwickelt werde. Die Accise auf dem Lande wolle er abschaffen und durch eine Nahrungssteuer ersetzen.

sein befunden werden möchten, zu erhalten, auch dabei kräftig und königlich zu schützen und zu handhaben.

In der Mitte des Krieges hatten sich mannichfaltige und sehr begründete Klagen über die gewaltsamen Werbungen erhoben. Der König sagte, er werde die Regimenter bestimmen, welche zur Werbung befugt sein sollten; jeder Beschwerde müsse dann der Oberst des Regiments abhelfen; sollte dieser es versäumen, so solle man sich nur an ihn, den König, wenden.

Zu diesen wichtigen Einrichtungen, fügte Friedrich hinzu, werde es einiger Zeit bedürfen; doch möge man ihm glauben, daß seine Absicht nur auf das Wohl von Schlesien gerichtet sei; den Erfolg davon werde man in Zukunft sehen, wenn auch der Anfang selbst schwer sei [1]).

So bestimmt, einfach und umfassend ward der Provinz eine neue Zukunft angekündigt, und unverzüglich schritt man nun zu den Vorbereitungen der neuen Einrichtungen.

Am 19. December 1741 versammelten sich die bisherigen Landesältesten und eine Anzahl von Deputirten der Ritterschaft, um eine nähere Eröffnung darüber zu empfangen.

Die Proposition, die ihnen vorgetragen wurde, geht von den drei Hauptgrundsätzen aus, daß die öffentlichen Abgaben zu der wahren Landesnothdurft, zu nichts Anderem verwendet, daß sie mit gleichen Schultern getragen, und vornehmlich, daß sie fest bestimmt sein müßten [2]). Von dem allen habe in Schlesien bisher nichts stattgefunden; um es aber dahin zu bringen, sei nach der Erfahrung der übrigen königlichen Länder nichts nützlicher, als in den geschlossenen Städten eine wohlbestellte Accise, auf dem platten Lande eine gut eingerichtete Steueranlage, für die Verwaltung herrschaftliche Finanzcollegien mit wohlunterrichteten, in königlichen Pflichten stehenden Dienern. Die Accise, welche in Schlesien auch das offene Land umfaßte, verursache daselbst lauter Unterschleife, Plackereien, falsche Eide; sie solle

1) „Diarium der Acten, was zwischen dem conventu publico und dem Generalfeldkriegscommissariat im Januar 1741 abgehandelt worden" — so der Titel, in Wahrheit Fortsetzung der alten Landesdiarien. In der alten Schrift finden sich Correcturen, z. B. des wir in sie u. s. w., welche beweisen, daß der Verfasser derselben persönlich an der Audienz Theil nahm.

2) „Proposition an die auf Königl. Allergnädigste Specialordre vom 15. November 1741 beschiedenen und versammelten bisherigen niederschlesischen Herren Landesältesten und Deputirten zu Regulirung und Ausmachung des Hauptcontributionalis vom platten Lande pro anno 1742 zu Protocoll gegeben." In einem Actenstücke des Ministerialarchivs: Ordre von Einrichtung des Kreis- und Contributionswesens I.

da schon von dem ersten Januar ab wegfallen; in den Städten wolle man ihr eine Einrichtung geben, daß deren Emporkommen dadurch befördert werde. Die Einbringung der Contribution auf dem Lande, bei der zwar zunächst die alte Schatzung oder Indiction stattfinden, aber sofort eine Aenderung von Grund aus eintreten solle, werde angestrengte Thätigkeit nöthig machen. Der König würde kein Bedenken tragen, sie den Landesältesten zu überlassen; aber er wisse, sie seien unbesoldet, zum Theil hoch in Jahren; keiner werde seine Geschäfte versäumen wollen; er ziehe vor, sie der Landesverrichtungen zu entlassen und statt ihrer besoldete königliche Landräthe zu ernennen, um diese den Kreisen und deren Kassen vorzusetzen; ein so großes Zutrauen hege er aber zu den niederschlesischen Ständen, daß er hiebei alle Fremden ausschließen und nur in dem Kreise selbst angesessene Ritterbürtige von Adel dazu ernennen wolle. Die Ernannten, ihrer neunzehn in dem breslauischen, sechszehn in dem glogauischen Bezirke, waren anwesend und erklärten sich, bis auf einen einzigen, bereit, in die Dienste des Königs zu treten. In dessen Namen ward die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Einrichtungen, bei denen sich die alten Provinzen so wohl befunden, auch zum Gedeihen der neuen gereichen würden; dem Contribuenten komme die Ordnung und Gleichheit zugute, mit der er seine Lasten abzuführen habe; dadurch aber werde auch der Fürst in den Stand gesetzt, das Land gegen Mangel und Elend, hauptsächlich aber gegen feindliche Anfälle zu schützen.

Schon waren die beiden Kriegs- und Domänenkammern eingerichtet, unter der Leitung der bisherigen Vorsteher des Feldkriegscommissariats, Reinhard in Breslau, Münchow in Glogau; von diesen gingen die Ernennungen aus; sie haben den König erinnert, daß der Zustand von Schlesien es besonders nothwendig mache, die Beamten gut zu besolden. Der König sprach die Hoffnung aus, daß diese Kammern ein rechtes Muster guter Ordnung, richtiger und genauer Pflichterfüllung werden, unter anderem auch die erforderliche Verschwiegenheit beobachten würden [1]).

Was sich in den alten Provinzen nicht ohne ein gewisses Gegeneinanderwirken von mancherlei Kräften gebildet, aber alsdann als nützlich bewährt hatte, nahm man in die neue, welche im Ganzen dieselben Volkszustände darbot, herüber. Doch hatte man auch das

1) Schreiben des Königs vom 27. November an das Feldkriegscommissariat, in einem Actenstücke des Ministerialarchivs: Acta generalia von Errichtung der schlesischen Kriegs- und Domänenkammern.

Gefühl, daß man hier von vorn anfange, und wollte zugleich das System verbessern. Die Provinz ward nicht der allgemeinen Leitung des Generaldirectoriums unterworfen; schon im März 1742 ward Münchow zum Präsidenten, wie der Glogauer, so auch der Breslauer Kammer, also zum Vorstand der gesammten schlesischen Verwaltung und zugleich zum Staatsminister ernannt; kein anderer Wille als der des Königs und des Ministers hatte in die neue Organisation einzugreifen.

Ludwig Wilhelm von Münchow war der Sohn jenes Kammerpräsidenten von Cüstrin, dem Friedrich bei seinem dortigen Aufenthalt mancherlei Erkenntlichkeiten schuldig geworden war, den er wohl als seinen Wohlthäter bezeichnet hat; es machte ihm Vergnügen, den Sohn desselben zu befördern; aber dieser selber zeigte sich dessen auch vollkommen würdig. Er hatte mit dem Könige die nämlichen nationalökonomischen Grundsätze, wie sie dort in jener Cüstriner Schule sich ausgebildet, verstand seine Absichten und ging mit voller Hingebung darauf ein; für die praktische Verwaltung zeigte er zwei gleich unentbehrliche Eigenschaften: Umsicht und Energie.

Man begann mit einer Bestimmung des zunächst von Niederschlesien allein zu Leistenden. Eine Durchschnittssumme dessen, was die Provinz bisher aufgebracht hatte, ward festgesetzt, davon abgezogen, was sich von den Domänengefällen erwarten ließ, und das Uebrige, was durch Steuern und Accise bisher eingekommen, zwischen Land und Stadt vertheilt, so daß den Städten nur die Accise, dem Lande nur die Contribution zur Last falle [1]). Der König fand, daß die Summe zu seinem Kriegsstaat hinreichen werde, wofern man sie nur eben hauptsächlich zu diesem anwende. Nach den ersten Versuchen — denn Anfangs hatte man gezweifelt — erklärte Münchow, daß die Sache gehen werde [2]), obwohl, da die bisherigen Rechnungen und

1) Die Durchschnittssumme betrug 1,856,219 Thlr., davon die Domänen 397,612 Thlr., die Landsteuer 1,181,044 Thlr., das Uebrige die Accisen. Die Summe der Steuer betrug in Glogau 650,000 Thlr.; davon wurden auf das Land 515,812, auf die Städte 134,108 Thlr. geschlagen.

2) Münchow an den König, 15. Januar 1742: „Ich würde gewiß mich nicht unterstehen, dieses so positiv zu avanciren, wenn ich nicht vollkommene Gewißheit davon hätte.“ Er hält nur noch für nöthig, „daß weder Arbeiterfuhren zu denen Fortifications noch sonst etwas vom Lande ohne E. K. M. Specialordre und Anweisung zur Vergütigung auf die Obersteuercasse genommen und dadurch also alle Abrechnungen vermieden werden“. Der König unterzeichnete: „Guht“.

Gegenrechnungen aufhörten, Alles doch ein ganz anderes Ansehen gewann und bei weitem schwerer fiel.

Die Hauptsache war nun aber, die Contribution, welche die vornehmste Last ausmachte, besser zu vertheilen. Es war das große Werk, welches den Schlesiern verheißen worden, die Ungleichheit der Lasten abzustellen, über welche man schon eben so lange klagte, als man überhaupt Steuern zahlte, um deren willen schon Mancher sein Vaterland verlassen hatte. Unter Münchows Leitung ward dann sofort Hand angelegt.

Wer weiß nicht, was sich überhaupt gegen Veränderungen des Katasters einwenden läßt, dessen Unvollkommenheiten entweder durch den Wechsel des Privatbesitzes geheiligt oder durch das Leben ausgeglichen werden; aber hier war die erste Schätzung ganz willkürlich gewesen; der spätere Gebrauch, das Uebergewicht der Vornehmen über die Geringen, hatte die Ungleichheiten immer stärker gemacht, so daß sie eine der größten und begründetsten Landesbeschwerden ausmachten. Der neuen Herrschaft konnte vielleicht nichts Glücklicheres begegnen, als ein Werk vollenden zu können, daß man so allgemein für nothwendig hielt.

Schon die vorige Regierung hatte mit vielem Eifer daran gearbeitet. Im Jahre 1723 hatten Herrschaften und Unterthanen Bekenntnisse über den Umfang und Ertrag ihrer liegenden Güter ausstellen müssen; eine Befundtabelle war 1725 hiernach aufgenommen, doch noch nicht für sicher genug gehalten worden. Eine Rectificationscommission hatte seit dem Jahre 1736 sich vornehmlich damit beschäftigt, die Hebungen und Nutzungen anzuschlagen. Aber nach so vielen Vorbereitungen hatte der Wiener Hof dann nicht den Muth gehabt, eine so tiefgreifende Neuerung, welche viele angesehenen Leute verletzen mußte, durchzuführen.

Die neu eintretende Regierung dagegen sah darin eine Pflicht und ein Mittel, ihren Besitz erst recht zu begründen.

Der erste Versuch ward im Februar 1742 im Kreise Schwiebus gemacht; er führte zu dem Ergebniß, wie Münchow berichtet, daß der Kreis eine ansehnliche Summe mehr aufbrachte und die bessere Vertheilung doch jedermann zufriedenstellte; ein ähnliches gab ein zweiter, den man absichtlich in einer ganz anderen Landesgegend, im Kreise Frankenstein, anstellte, und man beschloß nun, die Sache systematisch anzugreifen.

Unter Münchow, der die obere Leitung führte, ward eine Haupt-

commission gebildet, die ihren Sitz in Breslau nahm [1]). Das thätigste Mitglied derselben war Karl Gottfried von Thile, in dessen Büchern, unter wenig anziehenden Formen, sich neben einer vortrefflichen Kenntniß des Gegenstandes das nicht eben häufig vorkommende Talent zeigt, aus der Praxis zur Theorie aufzusteigen, und der nun dabei auch den Ehrgeiz hatte, zu einer der Meinung, die er von seinem Verdienste hegte, entsprechenden Stellung zu gelangen. Die vornehmsten Grundsätze, die bei dem Geschäft beobachtet werden sollten, setzte die Commission unter Zuziehung der Kammern fest. Dann schritten die Classificationscommissionen, deren man zu gleicher Zeit mehrere in den verschiedenen Kreisen des Kammerbezirks mitrechnete, sogleich ans Werk. Eine unbeschreibliche Erleichterung gewährte es, daß man die unter der vorigen Regierung zu Stande gebrachten Tabellen zu Grunde legen konnte. In diesen waren die Classen des Bodens nach den Körnern bestimmt worden, welche die Aussaat trägt: die erste zum sechsten, die zweite zum fünften, die dritte zum vierten, die vierte zum dritten Korn; doch hatte man dafür gesorgt, in jeder Gemeinde und jeder Herrschaft, indem man einen Durchschnitt zog, immer einerlei Körnerertrag in Anschlag zu bringen [2]). Eben so waren die Nutzungen der Hölzer und Teiche, die Zinsen und Dienste in vier verschiedene Classen vertheilt worden. Bei diesen Festsetzungen beschloß man stehen zu bleiben, sobald die Steuerpflichtigen keine erheblichen Einwendungen machen würden. Nun geschah dies zwar nicht selten, und man kennt einen Fall, in welchem gegen 400 Zeugen haben abgehört werden müssen; aber eigentliche Localrevisionen vermied man doch so viel wie möglich; die frühere

1) „Instruction vor die Classificationshauptcommission, den geh. Kriegsräthen v. Ziegler und v. Thile“ (der letzte bekam bei dieser Gelegenheit diesen Titel). Berlin, 1. Juli 1742.

2) Was bei Bruchzahlen entweder nur $^1/_8$ oder noch weniger austrug, hatte man fallen lassen, dagegen, was über $^1/_8$ austrug, zugerechnet. Z. B. 12 Malter zum sechsten, 12 zum fünften, 6 zum dritten, 6 zum vierten Korn, gab 36 Malter Aussaat und 174 Malter Ertrag; die Fraction wäre $4^5/_6$ gewesen; man rechnete aber $4^3/_4$. Diese Aussaat ward alsdann zu Gelde berechnet; man nahm an, daß von einem Scheffel zum dritten Korn ein Scheffel verkauft werden könne, indem einer zur Aussaat, ein anderer zum Verbrauch bleibe; beim vierten Korn rechnete man auf $1^1/_2$, beim fünften auf 2, beim sechsten auf $2^1/_2$ Scheffel; — nur auf diesen reinen Ertrag gründete man die Steuer; der Scheffel Aussaat ward in der vierten Classe zu 1 Thlr., in der ersten zu $2^1/_2$ Thlrn. angeschlagen. Vgl. Acta generalia von Regulirung des Contributionswesens.

Arbeit erwies sich im Ganzen gut und haltbar, und man konnte rasch fortschreiten. Mitte December 1742 war man mit siebenthalbhundert, Ende Februar 1743 mit mehr als 2000 Dörfern, überhaupt mit 22 Kreisen fertig, und in 11 anderen ging man eifrig vorwärts. Ende Mai hatte Münchow das Vergnügen, dem Könige melden zu können, daß das ganze Werk in dem gesammten Niederschlesien glücklich zu Stande gebracht worden sei. Einmal im Zuge, ergoß sich diese Thätigkeit nunmehr unverweilt auch über Oberschlesien und Glatz, die indessen erworben worden. Schon im August war man mit 600 Dörfern zu Stande; die vollendete Classificationstabelle von Oberschlesien konnte im October, am 1. November die von der Grafschaft Glatz überreicht werden.

Es fehlte nicht an Einwendungen gegen diese Arbeit, welche sie während ihrer ganzen Vollziehung begleiteten. Manche fanden die Anschläge überhaupt zu hoch; man erwiederte ihnen, der beste Gegenbeweis liege darin, daß die Kaufanschläge immer bei weitem höher seien. Andere hätten mehr neue Localrevisionen gewünscht; die Antwort war: den neuen werde dann eben so gut widersprochen werden wie den alten. Das Fürstenthum Sagan führte Beschwerde, daß auf die schlechte Beschaffenheit seines Bodens so wenig Rücksicht genommen werde, und hatte sogar einen der Commissare auf seiner Seite; aber die Hauptcommission bewies diesem, daß er mehr nach Hörensagen als aus eigener Kunde urtheile, und blieb dabei, das Herzogthum sei nach denselben Grundsätzen behandelt, wie alle anderen schlesischen Herrschaften, und den Mängeln des Bodens hinreichend Rechnung getragen [1]). Vor allem aber auf diese Gleichheit der Behandlung komme es an, nach welcher man früher so viel und so oft geseufzt habe; der Kataster sei gründlich, die Classification gerecht; jetzt erst lasse sich das bisherige Mißverhältniß in der Anlage der öffentlichen Lasten heben [2]).

1) Thile in einer Eingabe vom 14. April: „Weil in Niederschlesien die Pretia Rerum nach Situation der Kreise differiren, so ist hierauf reflectirt und der Greidepreis als das bei dieser Sache gehörige Hauptstück, nach Beschaffenheit der Anwohner und des Debits in diesem und jenem Kreise, höher oder geringer zu Anschlage gebracht worden.“

2) Ziegler und Thile, 1. Februar 1743: „Es wird daher durch genaue Befolgung der Befunde und Rectificationstabellen das Classificationswerk auf ein gründliches Fundament gelegt, welches just mit dem Endzweck übereinstimmt; nämlich es wird die bisherige Indiction durch Eruirung des wahren Ertrages aller Dominien und Rustical-Stücke notificiret“ ꝛc.

Nun aber kam es auf eine Bestimmung dieser Lasten, dem gefundenen Ertrage gemäß, selber an.

Die schlesische Verfassung unterschied sich dadurch, daß seit langer Zeit auch der Adel und die Geistlichkeit zu den Steuern herbeigezogen worden waren.

In einem Theile des schlesischen Adels stieg die Hoffnung auf, sich bei der Veränderung der Regierung dieser Pflicht entziehen zu können; die Ritterschaft von Jauer, Glogau, Sagan, Liegnitz, Wohlau wendete sich im April 1742 an den König mit der Bitte, da ihnen das Glück zu Theil geworden, unter seinem glorreichen Scepter zu stehen und keiner seiner Vasallen es ihnen an Treue und Eifer zuvorthun werde, sie nun auch in Hinsicht der Contribution diesen gleichzustellen und sie von der Steuer zu befreien, wie sie vor Alters von derselben befreit gewesen. Dahin jedoch ging weder die Meinung des Königs noch die seines schlesischen Ministers. Der letztere bemerkte, wenn der Adel von der Steuer befreit werde, so würde entweder ein großer Theil der Einkünfte verloren gehen, oder man müsse die Last auf die Bauern legen, zum offenbaren Verderben derselben. Der König bekannte sich im Allgemeinen zu dem Grundsatze und sprach ihn in einem Edicte (nach einem Entwurfe Münchows) vom 28. April 1743 aus, daß in einem Staate, in welchem alle eines gleichen Schutzes genießen, auch alle zu den Abgaben, welche darauf verwendet werden, ihren Beitrag zu geben schuldig seien, ein jeder nach Beschaffenheit seiner Einkünfte; er, der König, unterwerfe selbst seine Domänen der Contribution und habe sie katastriren lassen.

Noch viel stärkere Widerrede als der Adel erhob die Geistlichkeit. Als die Commission von den Erzpriestern die zur Katastrirung ihrer Widmuthen und Einkünfte nöthigen Nachrichten forderte, wendeten sie ein, daß es gegen die Gerechtsamen eines Clerus laufe, zu der Landescontribution herbeigezogen zu werden. Von einem Staat aber unter solchen Bedingungen, wie sie einst eine allgewaltige Hierarchie aufgestellt, hatte der König von Preußen keinen Begriff. Er erklärte, der Clerus sei allerdings von der Landaccise betroffen worden, habe Türkensteuer und manche anderen Lasten getragen; unmöglich könne er von der Contribution befreit bleiben, welche die anderen Stände treffe, unmöglich er, der höchste Bischof und Landesherr, sich in diesen Dingen etwas vorschreiben lassen.

Es ist eine der allgemeinsten und folgereichsten Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts, die Exemptionen der geistlichen Güter, namentlich in der katholischen Kirche, zu vernichten und sie den welt-

lichen gleichzustellen. In dieser Idee lebte auch Friedrich, und sein erster Entwurf ging sogar zu weit. Bei der Festsetzung der von dem mittleren Ertrage des Landes zu leistenden Abgaben wollte der König, daß die weltlichen Stände $28^1/_3$, die geistlichen dagegen 65 Prozent zahlen sollten.

Es zeigte sich bald, daß das nicht ausführbar war. Der Erzbischof, Cardinal Sinzendorf, den man schon bei weitem niedriger angesetzt, hätte trotz dieses Nachlasses von ungefähr 80,000 Thlrn. Einkünften, die er überhaupt bezog, doch noch 21,000 Thlr. an den Staat abgeben müssen. Er schrieb an den König: man habe nur berechnet, was er einzunehmen, nicht, was er auszugeben habe; das Consistorium, die Oekonomieverwaltung koste ihm allein 44,000 Thlr., während sein Einkommen aus dem preußischen Gebiete nur auf 60,000 Thlr. anzuschlagen sei. Sein Brief ist im Tone der guten Gesellschaft geschrieben, bei aller Verehrung mit einer Freimüthigkeit, die einen Anderen hätte verletzen können, und sehr überzeugend. Da auch Münchow bestätigte, daß der Cardinal unter solchen Beschränkungen nicht würde bestehen können [1]), wurden ihm aufs neue 12,000 Thlr. erlassen; was ihm noch zur Last fiel, war nicht viel mehr, als was er auch sonst gegeben.

Eben so hätten auch die Pfarreien nicht ohne verderbliche Wirkung so stark herangezogen werden können; man setzte sie auf $28^1/_3$ Prozent, wie die weltlichen Güter. Die evangelischen Parochien wurden hievon nicht minder betroffen als die katholischen; doch war für jene schon die erworbene Gleichheit ein großer Gewinn; früher hatten sie zu einzelnen Steuern, z. B. für die Fortification, wohl zehnmal so viel als diese beitragen müssen.

Länger hielt der König in Bezug auf die Stifter und Klöster an seiner Forderung fest. Den Jesuiten des Residenzhauses zu Wartemberg gab er auf ihre Beschwerde zu erkennen, welcher Anstrengungen es bedürfe, um die Unruhen abzuhalten, die dem Lande verderlich sein würden, und die demselben auferlegte Schuldenlast zu tilgen; dem Domcapitel zu Breslau führte er zu Gemüthe, daß es ja im

1) Münchow am 26. October bemerkt, daß das Breslauer Domcapitel mehr als 28,000 Thlr. nach Wien geschickt, was er demselben oft zu Gemüthe führe. Aber er gesteht, daß sie, bei „ihrer allen Geistlichen ordinairen schlechten Wirthschaft“ und weil sie in starken Schulden stecken, allerdings in schlechte Umstände gesetzt sind „und ich alle Mühe von der Welt habe, mit Erinnern, Bitten, Drohen und überhäuften Klagen die monatliche Contribution richtig zu erhalten.“

vorigen Jahre der Königin sehr ansehnliche Geldsummen zugeschickt habe; auch für ihn möge es nun etwas thun. Man sieht, er betrachtete den hohen Beitrag zugleich als eine Kriegssteuer; aber darum konnte er sie doch nicht auf immer festhalten; in Oberschlesien wäre es ganz unmöglich gewesen. Der König setzte — denn einen Unterschied zwischen den beiden Landestheilen, wie man vorschlug, zu machen, hielt er auch nicht für rathsam — in dem einen wie in dem anderen die geistlichen Stifter auf 45, die Commendarien auf 40 Prozent an.

Die ersten Anschläge muß man als Versuche betrachten, über deren Ausführbarkeit erst der Erfolg entscheiden mußte. Auch das Nahrungsgeld, welches man den Handwerkern und kleinen Leuten auf dem Lande zumuthete, erwies sich viel zu hoch und mußte um die Hälfte herabgesetzt werden. Diese Herabsetzungen waren aber doch im Ganzen so bedeutend und bewirkten einen solchen Ausfall, daß an dem ursprünglichen Ansatze der übrigen Einkünfte nicht festgehalten werden konnte.

Der Vorschlag ward gemacht, zur Deckung desselben alle weltlichen Güter, adelige sowohl wie bäuerliche, mit 35 Prozent zu belasten. Dadurch würden aber die schlesischen Edelleute in ein gegen den Adel der übrigen Provinzen allzu nachtheiliges, in sich selbst unhaltbares Verhältniß gerathen sein; der König wollte davon nichts hören. Obgleich er Niemanden lieber erleichtert hätte als die Bauern, mußte er sich doch entschließen, ihnen 40 Prozent des Classificationsanschlages aufzulegen. Auch hiefür war ein Motiv, daß sonst der Unterschied zwischen Schlesien und den übrigen Provinzen zu stark und zu schreiend geworden wäre. Man rechnete, daß die Bauern in Schlesien bei einer Anlage von $28\frac{1}{3}$ Prozent nur halb so viel zu zahlen haben würden, als die märkischen und pommerschen; auch nach der nunmehr ansehnlichen Belastung blieben sie noch immer leichter angelegt als jene.

Die Städte leisteten ihren Beitrag durch die Accise, wogegen alle directen Auflagen daselbst wegfielen. Der Grund, daß auf diese Weise ein jeder so viel zu den allgemeinen Lasten beitrage, als er für sein Gewerbe und seine Wirthschaft nöthig und gemächlich finde, ward auch hier geltend gemacht und die Veränderung mit Freude begrüßt, zumal da man einige Erleichterungen der Accise für den Handel hoffen ließ.

Das Verhältniß der Beisteuer stellte sich nun folgendergestalt: das durch dieselbe zu deckende Bedürfniß des Militärstaates betrug dritthalb Millionen; davon brachten die Bauern zwei Fünftheile auf,

die Städte nahe an ein Fünftheil, die Edelleute um den dritten Theil mehr als ein solches; das letzte Fünftheil kam von den geistlichen Gütern und den kleinen Leuten ein. Die Gleichartigkeit der Landeseinrichtungen ward im Allgemeinen aufrechterhalten; der Adel behielt ein Vorrecht, aber ein bei weitem geringeres; die Bauern waren nicht allein gegen ihren früheren Zustand, sondern auch gegen die übrigen Provinzen in Vortheil.

Jede Einführung einer neuen Ordnung der Dinge hat ihre Beschwerden, hier um so mehr, da dies System einen ganz anderen Charakter athmete, als das bisherige, und man wohl die Besorgniß hegte, der König werde immer mehr verlangen; er hielt für nöthig, etwas zur Beruhigung der Gemüther zu thun. In einem besonderen Edict führt er aus, daß die Abgaben einzig und allein zum Besten des Landes, hauptsächlich zum Unterhalt der Armee dienen sollen, deren Verbrauch alsdann wieder den Landbau und die Gewerbe befördern werde. Er fügte ein Versprechen hinzu, welches jedoch mehr den herrschenden Ansichten von dem objectiven Werth des Geldes als der Natur dieses Tauschmittels entspricht, daß fortan und zu ewigen Zeiten dem Lande niemals ein höheres Steuerquantum aufgelegt werden sollte; sein Sinn war nur, jene Besorgnisse zu heben. Er sagte zu, daß er niemals eine außerordentliche Steuer auflegen, besondere Leistungen vergüten, Unglücksfälle entschädigen werde; da die Auflage hiezu nicht hinreichen würde, habe er die Einkünfte aus seinen Domänen dazu bestimmt [1]).

Der schlesische Etat ward im Jahre 1744 auf 3,265000 Thlr. fixirt, um 100,000 Thlr. niedriger, als anfangs beabsichtigt worden; eine Summe, welche, dem Verhältniß des Umfanges und der Menschenzahl entsprechend, die Einkünfte des Staates ebenfalls ungefähr um ein Drittheil vermehrte [2]).

Doch hatte Schlesien in jenen Schulden, die auf die Provinz

1) Dieser Etat hat sich im Allgemeinen so gehalten: er war $17^{46}/_{47}$: 3,277,437 11 13; $17^{47}/_{48}$: 3,318,316, 20 4; $17^{50}/_{51}$: 3,406,375 19 3; $17^{56}/_{57}$: 3,529,465 17 3; $17^{59}/_{60}$: 3,533,818 9 1; $17^{63}/_{64}$: 3,533,716 9 1; $17^{67}/_{68}$: 3,573,690 16 9; $17^{69}/_{70}$: 3,587,680 16 9, so daß die Erhöhung in diesen 25 Jahren nicht viel über 300,000 Thlr. betragen hat.

2) Das Edict ist von Münchow entworfen; der König ließ nur Einiges daraus weg, z. B. daß weder Militär- noch Civilbediente etwas fordern sollten, was ihm unnöthig schien, und daß das Officium fisci unter den Kammern über die Sporteln der Justizcollegien vigiliren solle, was Anlaß geben werde, zu glauben, als ob man solche den Kammern unterordnen wolle.

hypothecirt worden, noch einige eigenthümlichen Lasten, die nun auf die königlichen Cassen fielen.

Gegen die holländische Schuld stellte Friedrich, nach dem Wortlaut des definitiven Friedens, Gegenliquidationen auf, welche aus jenen Anforderungen an die Zölle der Maas entsprangen; die englische zu tilgen, traf er augenblicklich Anstalt. Man ging bei der Uebersendung der Gelder sehr eigenthümlich zu Werke. In den landesüblichen Münzsorten, wie sie eingingen, übergab sie Münchow in wohlverwahrten Fässern an einen von Splittgerber und Daum als sicher empfohlenen Fuhrmann, unter der Adresse eines höheren Beamten; die Absicht war, alles Aufsehen zu vermeiden und zugleich den damaligen guten Stand des Silbers zu benutzen.

Zu des Königs eigenen Händen kamen nicht mehr als 16,000 bis 17,000 Thlr. des Jahres in monatlichen Sendungen, durch die Post befördert, deren Scheine sich bei den Acten befinden; ein bescheideneres persönliches Einkommen könnte keinem Präsidenten einer Republik genügen.

Leider sind von den monatlichen Berichten Münchows, die über den allmählichen Fortgang der Verwaltung die beste Auskunft geben würden, die meisten verloren; von den übriggebliebenen will ich nur einen, vom 16. Nov. 1743, ausziehen, aus dem man sieht, wie die Dinge damals standen. Münchow meldet darin, die Steuern für den October seien besser eingegangen als bisher, nur bei den Stiften und oberschlesischen Kreisen lasse sich manches vermissen; die Pachtgelder von den Aemtern seien ebenfalls eingelaufen, und für das nächste Jahr dürfe man dasselbe hoffen, da die Saat vortrefflich stehe; — schon zeige sich die brandenburgische Feuerordnung auch auf dem Lande wirksam; die Auswanderung einiger oberschlesischen Bauern ersetze sich durch das Anziehen lausitzischer Handwerker, besonders aber französischer und schweizerischer Familien, welche große Hoffnung erregen; die Accise in den Städten liefere bereits einen Mehrertrag, und dabei sei das Gewerbe in guter Aufnahme, wie man denn so eben Leinwand nach Hamburg und nach Italien, Tuche nach der Schweiz und nach Polen in ansehnlichen Lieferungen versende. Durch zwei Messen, die nach Berathung mit den Kaufleuten eingerichtet wurden, hoffte man dem Handel von Breslau neuen Schwung zu geben. Man begann, Ländereien urbar zu machen, Fabrikanten methodisch herbeizuziehen, alle Grundsätze auszuüben, welche diesem Staate überhaupt eigen waren. Eine der wichtigsten Rücksichten bildete die militärische Einrichtung des Landes: Friedrich selbst widmete den

Fortificationen von Neisse, Cosel, Glatz eine unausgesetzte Aufmerksamkeit. Münchow berichtet, das Cantonwesen nehme einen guten Fortgang; schon komme der Landbewohner, selbst in Oberschlesien, den Regimentern gegen die Desertirenden zu Hülfe; die angefangenen Casernen und Magazine zu Breslau, Brieg, Schweidnitz werden bald unter Dach sein; er denkt eine Reise nach Oberschlesien zu machen, um nach dem Wunsche des Königs eine Landmiliz einzurichten. Man trug Sorge, die Excesse der Soldaten, welche die frühere Vorliebe für dieselben sehr geschwächt hatten, zu verhüten.

In alten Zeiten war die Eroberung zugleich Unterwerfung; in neueren Zeiten ist sie Vereinigung, Anschließen; sie mußte es besonders hier sein, wo das Erbrecht den Grund und ersten Anlaß der Erwerbung ausmachte: Schlesien mußte mit den übrigen Provinzen zu Einem Ganzen zusammenwachsen.

Eine Schwierigkeit bot es jedoch dar, welche in anderen Provinzen wohl auch vorgekommen war, aber in viel geringerem Umfange, und welche hier die große Lebensfrage bildete: die Verschiedenheit der Religionen.

Wir haben gesehen, wie von allen Uebelständen der österreichischen Verwaltung der größte in der Bevorzugung der Katholiken und dem Drucke der protestantischen Bevölkerung lag, wie gerade das Mißvergnügen und die Besorgniß derselben zu den Siegen des Königs von Preußen mächtig beitrugen. Nach der Besitznahme hätte die Frage entstehen können, ob nun nicht die protestantische Kirche zur herrschenden in Schlesien erhoben werden solle.

Dazu aber reichte, um das einfachste Moment anzuführen, der Vortheil, den man erfochten, doch an sich nicht hin. Man hätte dadurch die ganze katholische Welt in Aufregung gebracht, der Gefahren zu geschweigen, welche im Innern entstanden waren[1]). Ueberdies aber, die Gesinnung des Königs Friedrich war fern davon.

Schon in den Präliminarien hatte er die Aufrechterhaltung des Status quo der katholischen Kirche nicht weniger als die der Besitzthümer und der Gerechtsamen der Einwohner bewilligt, jedoch mit dem Vorbehalt der Rechte der Souveränetät. Bei dem definitiven Frieden wünschte nun Maria Theresia diese Rechte in beiderlei Beziehung näher zu bestimmen: sie schlug eine Clausel vor, welche dieselben in weltlichen und geistlichen Dingen beschränkt hätte.

1) Ludewig: catholica religio in tuto etc., macht mit vielem Nachdruck und Geschick darauf aufmerksam, besonders § 6: „nulla catholicorum gravamina contra Borussiae regem. Abgedruckt bei Haymann I, 861.

Was die ersten anbelangt, so verwarf dies der König unbedingt, nicht, als denke er seinen Unterthanen beschwerlich zu fallen, sondern weil er ihnen keinen Anlaß zum Widerstande geben wolle. Die Einrichtung der Provinz, in der er eben begriffen war, würde er alsdann nicht haben vollenden können; ein unauflöslicher Zusammenhang zwischen dem Wiener Hofe und der Provinz hätte sich gebildet. In Bezug auf die Religion dagegen gab Friedrich ohne Schwierigkeit nach und ließ sich die Beschränkung der freien Souveränetät, die in jener Clausel lag, wirklich gefallen[1].

Das war nun die Meinung des österreichischen Hofes wohl nicht, jede kleine Veränderung in untergeordneten Verhältnissen zu verhindern: er wollte nur im Allgemeinen nicht zugestehen, daß auf den Grund des Souveränetätsbegriffes die katholische Religion bedrängt würde. Es hätte ja ein Reformationsrecht gegen die Katholiken ausgeübt, der ganze äußere Bestand der Kirche zweifelhaft gemacht werden können.

Allein Friedrich verstand die Worte ganz, wie sie lauteten, und hielt auf das strengste darüber, obwohl die evangelische Bevölkerung davon doch wieder sehr hart berührt wurde. Von allen den Hunderten von Kirchen, welche ihr entrissen worden, bekam sie keine einzige zurück, auch nicht da, wo sie noch immer vorherrschend war.

Dem Könige Friedrich lag Alles daran, den Hader zweier religiösen Parteien, die über das Mein und Dein so oft miteinander gekämpft hatten, nicht zu erneuern; er hatte doch erst den Wahn abzuwehren, als werde von Preußen eine große protestantische Reaction ausgehen.

Es schien ihm genug, wie denn auch nur eben dies in dem Frieden gesagt wird, daß er den Protestanten Gewissensfreiheit im vollsten Umfange verschaffte. Sie hingen nicht mehr von katholischen Consistorien ab; aller den Gottesdienst betreffenden Beschränkungen wurden sie entledigt. Bald kamen wieder Uebertritte zu ihrem Bekenntnisse vor, obwohl die Regierung sich hütete, sie zu begünstigen.

1) So faßte es Podewils aus den Unterhandlungen auf: Le passage est désiré par la cour de Vienne dans la crainte où elle est, que par les mots du droit du souverain V. M. ne se croie avec les temps autorisé d'anéantir et de d'éluder tout ce, qu'elle a promis cy - dessus en faveur de la religion catholique et des habitants de la Silésie. Hyndford sagt: qu'on a nullement envie à Vienne de prescrire à V. M. de quelle façon elle doit gouverner ses nouveaux sujets.

Sowie man sah, daß die alten Kirchen und ihr Vermögen nicht zurückgegeben werden sollten, legte jede Gemeinde, die irgend dazu Kräfte hatte, Hand an, sich einen steinernen Tempel zu bauen und einen Pfarrer zu besolden; in kurzem sind 200 neue Bethäuser entstanden, die doch erst später den Namen Kirchen erhielten.

Der Gegensatz der alten und der neuen Verhältnisse tritt unter anderem in einer Rede hervor, mit welcher Cocceji die Oberamtsregierung (d. i. das Justizcollegium) in Breslau am 1. Februar 1742 eröffnete. Er setzte den Zweck derselben nicht allein in die Handhabung der Gerechtigkeit, welche das äußerliche Band sei, das die menschliche Gesellschaft durch die Furcht vor zeitlicher Strafe zusammenhalte, sondern auch in die Erhaltung des innerlichen Bandes, der Religion, nämlich inwiefern ein jeder nach den Prinzipien seines Glaubens behandelt und dadurch die Gemüther der Unterthanen miteinander vereinigt werden sollten.

Eben bei der Gerechtigkeitspflege war bisher ein widerwärtiger Unterschied zwischen den beiden Religionsparteien zum Vorschein gekommen; von diesem vor allem sollte nicht mehr die Rede sein. Den königlichen Behörden ward zur besonderen Pflicht gemacht, die Katholiken bei ihrer Religion zu schützen.

Nun liegt freilich am Tage, daß hiemit bei weitem nicht alle Schwierigkeiten dieser Verhältnisse erledigt waren; der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, welcher in der Natur der Dinge liegt, mußte hervortreten, und er bekam hier eine neue Bedeutung, da der Fürst der protestantischen Confession angehörte, dem die katholische Kirche die Rechte, die sie den Anhängern der eigenen zuerkennt, zu übertragen Bedenken trägt. Es hat ein großes Interesse, wie Friedrich diese Verhältnisse ansah und behandelte; davon sei uns jedoch erlaubt erst dann zu sprechen, wenn wir von dem Ganzen des Staates, wie er nunmehr wurde, einen Begriff aufzustellen versuchen. Wo die Gegensätze der Prinzipien sich nicht ausgleichen lassen, gewährt es schon einen Vortheil, wenn wenigstens der Widerstreit im Leben vermieden wird. Wer die Verwaltung der Provinz ansah, mußte gestehen, daß es hier mit der Duldung der verschiedenen Parteien ein Ernst war. Dieser Staat in seiner militärisch-finanziellen Organisation, an die sich nun auch diese Provinz anschloß, hatte überhaupt nicht den streng kirchlichen Charakter der Staaten der früheren Zeit; als einer der allgemeinsten Gedanken erhob sich in ihm das Prinzip der religiösen Toleranz, welches der Fürst vermöge seiner ganzen Bildung und Sinnesweise zu seinem eigenen gemacht hatte. Um die Bedeutung der Sache

zu ermessen, braucht man nur zu erwägen, was darauf erfolgt wäre, wenn Friedrich wirklich den Evangelischen in Schlesien das Uebergewicht geben oder gar zu einer Reformation im antikatholischen Sinne hätte schreiten wollen. Der bittere Hader, den er damit erweckt hätte, wäre ein neues Moment der allgemeinen Weltbewegung geworden. Jetzt aber geschah, was man nicht zu erleben gehofft hatte, die Katholiken priesen Gott in ihren Kirchen so gut für den Frieden wie die Evangelischen in den ihren.

Analekten.

I.

Aus den französischen Correspondenzen, besonders in Bezug auf die Allianz Friedrichs mit Frankreich im Jahre 1741.

In den Actenstücken, welche dem Historiker vorliegen, bleibt noch alle Zeit Vieles zurück, was in die Erzählung nicht aufgenommen werden kann und doch sehr geeignet ist, sie zu erklären und zu ergänzen. Ich benutzte die reichen Sammlungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Paris. Aus den Berichten des Marquis de Valori, die man nicht nach dem schwachen Auszuge, der in den Denkwürdigkeiten desselben vorliegt, beurtheilen darf, blieben mir vor allem die Conversationen desselben mit Friedrich im Gedächtniß. Sie verdienten wohl, in ihrem ganzen Umfange reproducirt zu werden. Nur das Eine oder das Andere vermag ich hier davon mitzutheilen. — Fast noch größeren Weth haben für die Geschäfte und für die Persönlichkeiten die Berichte des Marschalls Belleisle, von denen ich hier einen Auszug vorlege. Gewiß darf man nicht jedes Wort, das dem Könige zugeschrieben wird, für unbedingt authentisch halten; aber im Ganzen erhält man doch von seiner Lage, seinen Gesichtspunkten, die besonders Baiern umfaßten, seiner Art und Weise, eine Unterhandlung persönlich zu führen, die lebendigste Vorstellung.

I. Portrait du roi de Prusse. Juin 1740.

Le roi de Prusse est petit, assez gras, sans être trop gros. Une phisionomie spirituelle, de jolis yeux, un visage rond, gay et vif, d'assez belles dents, des cheveux bruns, bien plantés, l'air noble.

Il a de l'esprit et des connaissances sur tout assez superficielles, il a un peu abandonné les sciences dont il paraissait être occupé quand il était prince royal. Il décide vivement, promptement et absolument toutes les affaires et n'aime pas les représentations, les longues discussions ny les donneurs d'avis. Il n'assemble jamais son conseil; on lui rend compte des affaires sommairement et on dit que, souvent, il les décide de même. Il questionne vivement, spirituellement; ses questions engagent et même obligent à des réponses concises. Il est curieux des usages de tous les pays et s'en informe soigneusement, mais principa-

lement des usages militaires, dont il (est) extrêmement occupé, voulant examiner les habillemens, manoeuvres et usages des toutes les troupes. Il a du talent pour le métier de la guerre; mais il le scait et ne veut point profiter de celui des autres à leur demander leur avis.

Il est poli et cherche à dire des choses obligeantes, quoique dans le fond il soit haut; il compte pour rien la peine des autres, donne l'exemple pour la fatigue et la vie la plus dure; il est sobre, il ne peut pas se refuser une plaisanterie fine et mêchante sur ceux qu'il trouve ridicules. Mais il ne trouve pas mauvais, qu'on lui réponde, pourvu que la réponse soit bonne, quand même elle seroit une peu forte. Il ayme les Français et sent combien cette nation est au-dessus de la pesanteur et du rampant des ses peuples. Il a de très grandes qualités. Ses défauts appartiennent plutôt à son âge qu'à son caractère et on peut espérer qu'il sera un jour un grand prince.

II. Anfänge der Regierung.

Valori. 2nd Julliet.

Je vous dirai avec confiance que le roi de Prusse régnant est encore plus impénétrable que ne l'étoit le feu roi son père, qui fait tout par lui-même, et ses ministres ne sont que des agents d'un médiocre crédit.

Tout ce pays est hanovrien à bruler.

Mr. Thulemeyer m'a dit qu'il n'étoit plus rien, et qu'on verroit peut-être quelqu'un s'élever, qu'il s'en croit le premier jour; qu'il n'étoit plus en état de faire du mal ou du bien, il a jusqu'à présent la consolation de voir que son maître en use de même avec les autres ministres, et il croit qu'il fait cas de lui.

Après m'avoir dit que ce prince avoit les plus grandes qualités du coeur et de l'esprit, il m'ajouta qu'il étoit impénétrable et de plus impossible à définir à un certain égard; qu'il ne doutoit pas que le roi son maître mettoit lui-même la main à l'oeuvre à la première occasion, qui se présenteroit de tirer l'épée.

Il assure que le roi aime Valori.

Je ne sais, si c'est l'application qu'il donne à ses arrangements (principalement militaires) et à la philosophie qui lui fait négliger la reine sa femme.

Une de ses dames a parlé à Valori en laissant échapper quelques larmes de ce mystère impénétrable.

Beauveau. 5 Nov.

La politique de ce prince est de croire qu'avec une nombreuse armée et de l'argent on peut se passer d'alliances. Son caractère est de croire qu'avec de l'esprit on sait tout, de ne consulter personne et de vouloir surtout à quelque prix que ce soit jouer un premier rôle en Europe.

Le Sr. Algarotti, qui n'est pas du voyage de Rheinsberg, envoya le lendemain de la nouvelle de la mort de l'Empereur un projet au roi de Prusse, sur la circonstance présente. Ce projet est en gros de se rendre maître de la Silésie: il accompagnait ce conseil peu détaillé d'ailleurs de toutes les louanges imaginables, qu'il prenait d'avance à compte sur l'avenir et ne lui promettait pas moins que la couronne Impériale dans le moment présent et la monarchie universelle dans la suite. Le roi de Prusse n'a répondu qu'hier à Algarotti et répondu tout sérieusement que ce généreux conseil était tel qu'Antoine l'eût donné à César et qu'il l'avait déjà prévenu longtemps dans sa tête. Il l'envisage (le roi de Prusse) comme l'homme du monde le plus propre à allumer dans l'Allemagne un feu, dont nous pourrons profiter si nous voulons sans nous commettre.

Le roi de Prusse conseille de différer toute augmentation de troupes pour ne donner de jalousie à personne, et être recherché de tout le monde, pour réserver toutes les forces contre l'Angleterre et la Hollande, les véritables ennemis de la France, nous contentant d'entretenir la guerre en Allemagne par des secours en argent et non en hommes. Les Espagnols, Don Carlos et le roi de Sardaigne peuvent (en Italie) allumer et entretenir la guerre sans nous, on exigera des places en Savoye pour sûreté. En cas d'une ligue c'est contre la Hollande qu'il faudra tourner tous nos efforts par terre. Les républicains ne nous pardonneront jamais la guerre de 72 et ne souffriront jamais l'augmentation de notre frontière en Flandre, et c'est pourtant le seul lieu où elle a véritablement besoin d'agrandissement.

Valori. 3/10re

Valori est persuadé qu'il y a un concert entre le Grandduc et le roi de Prusse. M. Botta le nie, mais paraît jouer de la comédie. — Voltaire a reçu hier au matin une lettre du roi de Prusse, qu'il dit être extrêmement bien tournée et qu'il n'a pas osé me confier. Il m'a dit seulement que ce prince badinait sur ce que le démon de la guerre était venu le saisir. Il croit aussi que le roi de Prusse et le Grandduc sont d'accord.

C'est beau pour le roi des lisières, comme dit Voltaire, de se croire en état d'opérer seul. Je ne doute pas qu'il ne se propose de tenter la fortune, et que ses premiers succès étant quasi sûrs il ne s'arrête que lorsqu'il trouve de l'opposition assez forte pour lui faire faire des réflexions.

III. Erste Eröffnungen Friedrichs.

Valori au Cardinal de Fleury. 10/10re 1740.

V. a eu une audience à porte fermée avec le roi de Prusse. V. lui parla de la nécessité de concerter les mesures sur les affaires d'Allemagne. Le roi dit qu'il savait le cas, qu'il devait faire d'un pareil allié; qu'il était très-disposé à entrer dans ses vues, mais qu'il était

juste qu'il y trouvât son compte et que les avantages mutuels étaient la seule façon de traiter avec fruit, qu'il attendait Camas, qu'il savait être porteur d'une lettre de Vre Emce. Je lui ai donné, ajouta-t-il, toute ma confiance et ai prié le Cal de s'ouvrir à lui. Je crois même que la lettre qu'il m'apportera peut contenir un plan sur lequel nous pourrons édifier. Vous pouvez lui mander que je me prêterais de bon coeur aux vues qu'il peut avoir; mais encore un coup: il faut savoir ce que le roi Vre maître est disposé à faire pour moi, qu'il était naturel qu'il y trouvât son avantage, que les princes à cet égard étaient tous les uns comme les autres. Mais je ne puis vous rien dire de positif, que Camas ne soit de retour. Je serai bien aise de traiter avec vous, en qui je prends une véritable confiance. Il ne faut pas prendre garde aux petites plaisanteries qui m'échappent c'est là un langage dans mon caractère; j'en suis fâché; mais essentiellement je dispute à tout le monde une véritable estime et même la vénération pour un aussy grand homme doué de tant de qualités singulières. Ma foi, Mr. c'est le plus grand homme que la France ait eu jusqu'à présent. Je lui dis ensuite une partie des éloges que V. Emce avait faites de Camas. Il me demanda si je croyais qu'il y eût un homme plus capable parmi ses sujets que lui, de réussir à la cour de France et dit qu'il ne s'était attaché qu'à trouver un sujet qui pût plaire et qui exécutât ponctuellement ses ordres; qu'un homme de guerre était plus propre à cela qu'un autre par l'habitude où il était d'être exacte dans l'exécution des ordres, qu'il recevait. Il ajouta encore qu'un militaire était plus propre à négocier qu'un homme de lettres avec qui il fallait mettre les points et les virgules. Je dis un mot au roi de l'armement qu'il fait. Il m'a dit que je devais être tranquille, que cela ne dérangerait en rien les vues que je pourrais avoir; que je serais un des premiers informé de ses raisons et de ses motifs, qu'il croyait être bien fondés, que le roi n'en devoit prendre aucun ombrage.

Valori 13/10re à Amelot.

Je viens d'avoir une conversation de plus d'une heure avec le roi chez la reine. Ce prince m'a dit, que je pourrais mander à Mr. le Cal, qu'il envoyait le Comte Truchsess en Angleterre, mais que dès qu'il aurait des sûretés de traiter une alliance avec le roi, il le ferait revenir. Je lui dis ensuite que le bruit était public à Vienne, qu'il avait pris des engagements avec le Grandduc, qu'il l'avait même assuré de trois voix pour la dignité impériale, il me répondit qu'il s'en fallait beaucoup; que sa voix était encore à louer, mais que s'il ne trouvait pas jour à s'allier avec le roi, il chercherait des amis, pour secourir ses vues, que pour lui, il lui était assez indifférent, qui fût empereur, qu'à cet égard il ne se conduirait que relativement à ses intérêts ou à ceux de ses alliés, mais qu'il me répétait encore que son amitié n'était pas à mépriser, qu'il était en état de seconder toutes les espèces de vues, que le roi pourrait avoir, que son agrandissement ne pourrait porter aucun ombrage en France et que par la position où il était il devenait son allié naturel pour le nord, que la Hollande ne remuerait jamais

quand nous serions d'accord; qu'enfin nous avions ensemble de bonnes choses à faire qu'il croyait que la Saxe ne remuerait pas contre ses projets, qu'il croyait même l'avoir en sa disposition. Voici le temps venu que je sache si le Cal veut de moi[1]). Les choses semblent avoir changé de face. Peut-être que tout ceci (parlant de son expédition) change aussi sa façon de penser. Si l'on veut m'avoir, la chose ne traînera pas et je vous donnerai mes idées. Je voudrais aussi, qu'il me fît part des siennes. Je vous avertis que je suis pressé et que je voudrais savoir à quoi m'en tenir; personne n'est plus en état que moi de faire le bien de la maison de Bavière et de seconder les vues que le roi Vre maître pourrait avoir de le faire empereur[2]) et cela sans le compromettre. Après nous être chamaillés pendant quelque temps, il pourra s'élever comme le médiateur, on négociera et il prononcera comme nous en serons convenus, convenez que je lui fais jouer un personnage qui convient également à sa grandeur et à son goût. Le roi trouve la Russie très-redoutable et en état de mettre plusieurs armées sur le pied qui chacune en particulier donnerait beaucoup d'inquiétude. Il en vint cependant à me dire qu'il faudrait avoir les Suédois dans notre alliance et me demanda si je croyais qu'on pût y parvenir, qu'il comptait assez sur le Danemarc pour qui Bremen et Verden seraient toujours un objet de cupidité. C'est donc, Sire, lui ai-je dit, un traité d'alliance défensive qui conviendrait à Vre M., auquel accéderait la Suède et le Danemarc? Et Elle voudrait savoir le plus promptement qu'il se pourra les intentions du roi mon maître? Il me dit que oui. — Il m'ajouta qu'il laisserait à Podevils des pleinpouvoirs pour traiter avec moi; je dis que j'irais le chercher où il serait. Si vous avez de bonnes nouvelles, venez-y, si non, écrivez-moi; mais faites en sorte d'avoir réponse le plus promptement que vous pourrez. — Il m'a dit encore qu'on ne ferait que lanterner en négociations tout l'hiver et même en printemps, si par sa manoeuvre il ne décidait pas l'activité des négociations, qu'il fallait cela pour indiquer à chacun la route qu'il avait à tenir.

IV. Weitere Verhandlungen über eine Defensiv-Allianz.

Amelot de Versailles. 14 Janv. 1741.

Vous pouvez assurer le roi de Prusse que S. M. fait infiniment de cas de son alliance, que même elle la désire, et la préfère à toute autre, et que bien loin d'avoir aucune jalousie ou inquiétude de son agrandissement du côté qu'il parait avoir en vue, S. M. souhaite très-sincèrement pour l'intérêt de ce prince que son entreprise réussisse et pour sa réputation, qu'il se hâte de la justifier. — Dès que le roi de Prusse aura instruit le public de la légitimité de ses droits, personne ne pourra blâmer les démarches qu'il fait pour les soutenir.

1) Randbemerkung Fleury's: oui, oui et tout à l'heure.
2) Fleury: On ne lui cache pas que c'est ce que veut le roi.

S. M. consent aussi à concerter dès aujourd'hui son amitié avec le roi de Prusse par une alliance défensive, dès que ce prince entrant dans les mêmes vues que S. M. voudra bien s'engager à procurer la couronne impériale à l'Electeur de Bavière ainsi qu'à favoriser les justes prétentions de cette maison.

Je joins ici un projet d'un traité d'alliance avec le plein pouvoir pour le conclure aussitôt que le roi de Prusse le jugera à propos.

Valori à Amelot. 31 Janv. 1741.

Vous saurez que le roi de Prusse s'est entretenu hier au bal une heure avec moi. Valori communiqua au roi la lettre ostensible d'Amelot. Mais, Mr. (reprit Frédéric), quel avantage pourrais-je tirer d'une alliance défensive, où il ne sera pas stipulé les secours que le roi V^re^ maître me donnera; en cas que je sois attaqué par les puissances qui m'environnement, qui au seul nom de la France sont prêtes à se lier non-seulement contre elle, mais contre ses alliés. Car ne vous y trompez pas, la seule chose que l'Electeur de Bavière a contre lui dans l'esprit de tous les princes de l'Allemagne ce sont ses liaisons avec la France. Je ne demande pas mieux que de me lier avec le roi V^re^ maître; mais il faut qu'il soit écrit quelle espèce de secours je puis attendre. Le roi mettra-t-il l'Electeur de Bavière en état de soutenir ses prétentions autrement que par des écritures? Les Electeurs de Cologne et Palatin seront-ils soutenus de façon à pouvoir avoir un corps de 30 m. h. en situation d'agir et d'en imposer à la maison d'Hannovre en cas qu'elle vienne m'attaquer de son côté? Quelle diversion le roi veut-il faire en ma faveur? Favorisera-t-il les desseins de l'Espagne? Sans toutes ces mesures bien prises et bien stipulées ne dois-je pas chercher à me tourner d'un autre côté et tâcher de trouver mes avantages? Le roi me veut-il encore garantir la possession de la Basse-Silésie, Breslau compris? J'abandonne à la maison Palatine ou à qui que le roi le jugera à propos toutes mes prétentions sur le duché de Berg y compris ce qui nous a été cédé par le traité de la Haye.

Il dit que le parti d'Angleterre prévaut dans la cour de Danemarc, que sans le parti qu'il propose, Vous verrez la maison d'Autriche renaître de ses cendres plus puissante que jamais.

Lettre du roi au C^al^ Fleury. 6 Févr.

(Après la communication d'un projet de traité.)

J'ai vu avec bien du plaisir les dispositions favorables dans lesquelles se trouve le roi V^re^ maître à mon égard. Je désire passionnément de m'unir plus étroitement avec lui et de coopérer à ses intérêts; mais j'ai prié Valori de me faire avoir quelque éclaircissement sur des points que je crois indispensablement nécessaires, avant que d'entrer en alliance. — Je suis de l'opinion qu'il faut bien examiner et poser les raisons avant que d'entrer en alliance, mais lorsqu'on a tout fait avant que d'y entrer, il ne s'agit alors que satisfaire efficacement à tous

ses engagements. Vous verrez par ma conduite que je ne démentiraj jamais les sentiments que je fais paraître, de même que l'estime et l'amitié personnelle avec laquelle je suis votre très-bon et très-affectionné cous in et fidèle ami

Frédéric.

Valori à Amelot. 7 Févr.

Valori est très-mécontent que le roi ne répond pas au projet de traité communiqué le 31, par écrit, mais seulement par une explication de Podewils où il répète qu'il fût stipulé quel secours le roi donnerait à l'Electeur de Bavière pour le mettre en état de soutenir ses prétentions, qu'il ne pouvait engager sa voix à ce prince et d'ôter par-là la dernière ressource pour un accommodement, sans être instruit des moyens qu'il aurait pour le soutenir qu'il avait à craindre (lui roi de Prusse) que l'El. de Bavière lui devînt une allié à charge; qu'on lui avait déjà fait demander de la part de cette cour, quels étaient les secours en force et en argent qu'il en pourrait espérer.

Valori. 14 Févr.

Il se plaint qu'on ne lui fait pas un contreprojet. Vous avez raison, dit le roi de Prusse, c'est par omission que je ne l'ai pas fait. Mandez-le, je vous prie, à votre cour; je crois qu'il pourrait ne pas convenir au roi de stipuler un secours de 12^{m} hommes pour soutenir mes prétentions sur la Silésie et la garantie que j'espère; mais il peut être composé des troupes de l'Electeur de Cologne et l'Electeur Palatin, lesquelles étant assemblées dans ce nombre sont en état de tenir en échec celles d'Hanovre et à opérer une diversion en ma faveur. Mandez cela, je vous prie. D'ailleurs il est très-important que le roi mette l'Electeur de Bavière en situation d'appuyer ses droits et ces deux cas arrivant comptez que tout ira bien. — Ce prince me parla ensuite avec beaucoup de confiance de ses opérations militaires faites et à faire. Il me dit que son projet était de conserver la Basse-Silésie, Breslau compris; que le pays en deçà de la Neisse était ce qui lui convenait et à quoi il se bornerait si on ne le forçait pas d'aller plus loin, qu'il sentait combien la réputation de conquérant lui donnerait d'ennemis, mais que si la Silésie était réduite au point de ne pas faire vivre ses troupes par les nombres qu'y envoyerait la reine de Hongrie, il ne rétrograderait pas pour faire subsister son armée; qu'il fallait en user avec prudence et de pas faire envisager à l'Allemagne des desseins trop vastes.

Valori lui dit qu'il faut avoir de la confiance dans le roi et le C^{al}. Le roi réplique qu'elle était entière, mais que je ne pouvais pas le blâmer de vouloir voir clair dans la conjoncture où il se trouvait. — Il parla de la puissance des Russes avec de l'exagération.

Torring dit qu'il y aura en Bavière 20^{m} hommes prêts au printemps; s'il y a de quoi les payer et les récruter, que les mauvaises années consécutives et le dépérissement quasi total du corps de troupes

qu'il avait envoyé en Hongrie, l'avait absolument épuisé. Je l'ai prié de tenir un langage tout contraire aux ministres d'ici, il dit que le ministre de Prusse à Munich en usait à sa cour avec une réserve extrême.

V. Vorläufiges Einverständniß.

Amelot à Valori. Versailles. 20 Févr.

Vous pouvez assurer dès aujourd'hui le roi de Prusse qu'au moment que le roi, notre maître, s'est déterminé à faire avec lui un traité d'alliance dans les conjonctures présentes il en a connu toute l'étendue et toutes les conséquences. L'Electeur de Bavière sera soutenu et sera mis incessamment en état d'appuyer ses droits d'une manière plus efficace que par des écritures. Le roi consent même qu'il en soit fait un article exprès dans le traité. Le roi d'Espagne prend ses mesures pour agir au plutôt en Italie conjointement avec le roi de Sardaigne. On trouvera des arrangements pour garantir la Basse-Silésie et vous verrez dans un nouvel article secret cy-joint la manière dont on pourrait stipuler cette garantie en y faisant entrer l'Electeur Palatin pour la rendre encore plus solide. S. M. attendra cependant la réponse du roi de Prusse, avant de publier cette résolution.

Amelot à Valori. 22 Févr.

Les points principaux pour le roi de Prusse sont la garantie de la Basse-Silésie, les diversions en sa faveur et les secours à l'Electeur de Bavière. Tous ces objets sont remplis autant qu'ils peuvent l'être aujourd'hui par les engagements que veut bien prendre S. M.

Valori. Schweidnitz. 15 Mars.

J'ai vu le roi de Prusse à cheval, qui venait de chercher lui-même son régiment. Il me reçut — on ne peut pas mieux — et m'ordonna de dîner avec lui. Un peu avant de se mettre à table il me dit qu'il savait que je n'avais que de bonnes nouvelles à lui dire, qu'il m'avouait qu'il n'était pas tranquille du côté de la Russie, que malgré son alliance avec elle, cette puissance était à la veille de lui manquer et lui avait fait dire qu'elle ne pouvait se dispenser de suivre les impressions et le parti que prendrait le roi d'Angleterre. Après dîner à 4 heures je retournai et après avoir attendu seul dans l'antichambre jusqu'à 5 il y est venu lui-même et j'ai eu l'honneur d'être en conversation avec lui plus d'une grosse heure. Le roi dit: Je vous avoue que je suis sensible à la bonne grâce avec laquelle le roi s'est porté à me faire plaisir et comptez qu'il trouvera en moi un ami reconnaissant. Les Anglais ont eu des alliés et c'est toujours avec leur refrain ordinaire qui est de prêcher l'ambition de la France et leur envie de dominer partout.

Et qui, je vous prie, le veut plus qu'Eux et avec plus de hauteur, me dit-il. Au moins peut-on dire que si c'est le dessein de la France elle s'y achemine avec de façons qui ne sont pas reluctantes. Quoiqu'il en soit, je n'ai trouvé qu'elle qui ait paru prendre mes intérêts dans la conjoncture présente et je vous répète encore que ses bonnes façons me pénètrent et qu'en tous événements je l'aiderai et la servirai toujours. Dès que je suis sûr des bonnes intentions du roi en faveur de l'Electeur de Bavière il n'y a qu'à prendre une carte et tracer avec un crayon ce qui lui doit convenir et je réponds quasi sur ma tête qu'il l'aura. Au moins le roi et lui seront contents de ma manière d'agir à cet égard. Dans la suite je lui représentais, qu'il s'exposait trop et en effet il s'en est fallu peu, qu'il n'ait été ou tué ou fait prisonnier; il en est même convenu avec moi et m'ajouta que cette aventure le rendrait plus circonspect; que la reine d'Hongrie avait 16000 hommes effectives en Moravie et qu'il avait apparence qu'il aurait (à combattre) toutes les forces qu'elle pourrait rassembler, s'il n'y avait pas de diversion; mais que le roi envoye seulement 10000 hommes à l'Electeur de Bavière et que ce prince entre en Bohème et je réponds de tout. Le roi approuve les articles proposés sans faire les remarques qu'on avait observées à Versailles. Mais, Monseigneur, il exige un secret inviolable non-seulement sur les articles secrets, mais sur la totalité du traité et n'a point fait de difficulté de me dire que la Russie lui avait signifié en forme qu'elle se déclarerait contre lui et renoncerait à son dernier traité dans le moment qu'elle apprendrait qu'il fût entré en quelque espèce d'engagement que ce fût avec la France. Non-seulement je vous demande le secret comme M. de Valori, ministre de France, mais je veux que vous me le promettiez au nom du roi et de son Eminence. Je lui ai dit que je ne croyais pas en lui promettant un secret inviolable sur cela de la part du roi et de ses ministres m'engager à choses qui fussent au-delà de mon pouvoir, que j'imaginais que le secret pouvait également vous convenir.

Nous agirons, me dit-il, toujours de concert, moi de mon côté, l'Electeur de Bavière du sien, et quand il sera empereur, le roi pourra de son côté devenir le médiateur quand il trouvera que la maison d'Autriche sera suffisamment abaissée. Je lui dis que je jouerais, s'il voulait, la comédie et que j'attesterais être médiocrement content de tout ce qu'il m'avait dit. Ah faites cela, m'a-t-il dit, et tâchez qu'il en revienne quelque chose à ce diable de Brackel et c'est à quoi je veux travailler on écrivant à Berlin.

Valori lui donne le projet avec les articles secrets. Il m'a dit qu'il était question d'un traité dans lequel la Saxe entrait et qu'il en avait les articles par lesquels les contractants diviseraient ses états et s'en garantissaient mutuellement les parties qui étaient à leur bienséance. Il m'a paru que cet article ne l'inquiétait pas beaucoup.

Il m'a assuré que je ne trouverai aucun changement (en retournant à Berlin) au traité; si non qu'il voudrait bien que le roi s'engageât à lui rendre la Suède favorable.

VI. Friedrich in seinem Lager.

Extrait d'une dépêche du Mal de Belle-isle à Mr Amelot.

Au camp de Molwitz. 27 Avril 1741.

Le roi m'a quitté à une heure après midi, pour aller donner l'ordre; car ce Pce commande non-seulement son armée dans toutes les choses essentielles, comme le feroit un simple général, mais il en fait toutes les autres fonctions principales, outre qu'il est campé comme je l'ai dit ci-dessus sous des tentes dans le centre de son camp, c'est lui qui donne tous les ordres, et qui entre dans tous les détails, que font dans nos armées le maréchal des logis de la cavalerie et le major général, il se mêle aussi des subsistances, de l'artillerie et du génie, c'est lui qui a formé le projet d'attaque le Brieg. Il se lève à 4 heurs du matin, monte à cheval et parcourt de la droite à la gauche tous les postes et entours de son camp. Il donne lui-même les ordres et instructions à tous les officiers généraux ou particuliers, qu'il envoie en détachement; c'est à lui, à qui tous ceux qui reviennent de la guerre rendent compte. On lui amène de même tous les déserteurs et espions qu'il interroge ainsi que les prisonniers; j'en ai été le témoin, hier au soir et le matin; ce prince est botté depuis qu'il se lève jusques à l'heure à laquelle il se couche, et vêtu d'un habit uniforme bleu distingué seulement par son ordre et par une épaulette un peu plus riche que celles de ses adjudants.

Le prince Guillaume son frère et tous les autres que j'ai nommés quoiqu' officiers généraux, n'ont d'autres habits que leurs uniformes qui sont expressivement simples, et les habits si courts qu'ils ressemblent plutôt à des vestes; la discipline, la subordination et l'exactitude sont poussées à un tel degré, que quelque prévenu que je fusse, je n'en avais qu'une idée imperfaite; Mr le duc de Holstein, premier lieutenant général de son armée m'a dit, qu'il résidait 8 mois de l'année à son régiment et il l'a conduit depuis Königsberg jusques en Silésie jour par jour, comme un simple colonel; et je viens de voir un autre lieutenant général de la cavalerie qui vient d'en user de même avec son régiment à la tête duquel il est entré dans le camp. L'on peut juger du degré où est portée l'exactitude des officiers subalternes par celle des généraux et des Pces et du propre frère du roi qui sert comme le dernier officier de l'armée; à l'égard des troupes, elles sont d'une si grande beauté d'élévation, que cela est presqu' incroyable, je me réserve de faire un détail du service, de la discipline et autres parties militaires de cette armée à Mr de Breteuil, lorsque j'en aurai encore une plus parfaite connaissance, y ayant plusieurs choses utiles à prendre, dont je suis persuadé que le roi sera bien aise d'être informé.

Après l'ordre donné le roi de Prusse est revenu dans sa petite chambre à coucher, où il a fait servir une table de 12 couverts, à cause du mauvais temps; car ordinairement il dîne dans une grande tente où il y a une table de 40 couverts, à laquelle tous les officiers, sans l'exception ont l'honneur d'être admis avec lui dans le camp, bien en-

tendu qu'avec la subordination qui y règne, les premières places sont toujours cédées à la dignité et aux grades supérieurs. Il y a trois autres tables de pareille quantité dans des tentes voisines.

Le roi de Prusse m'a fait asseoir à côté de lui; mon frère, Mr de Valori et tous ceux qui sont avec moi ont eu l'honneur d'y dîner, le roi ayant voulu qu'ils vinssent, quoique j'eusse compté qu'il n'y aurait tout au plus, que Mr de Valori, mon frère et moi; le duc de Holstein, le prince d'Anhalt, le margraff Charles, Mr de Breda Lt gl et Mr de Rottembourg y ont aussi dîné. Le Pce Guillaume, frère du roi de Prusse, a tenu la première table de 40 couverts. L'on ne sert à table, que de la grosse viande très bien accommodée, à deux services. Il n'est point question d'entre-mets ny de dessert d'aucune espèce.

Après le dîner qui a duré une heure et demie le roi de Prusse a fait la conversation debout, pendant laquelle on a pris du café et comme il était près de 5 heures et que le roi de Prusse voulait aller voir partir les travailleurs, il m'a congédié en me renouvelant encore le désir qu'il avait que je ne manquasse de rien et a réitéré ses ordres à ce sujet. Il m'a invité à voir Mr de Podeweltz, qui était resté à la maison, à cause d'une espèce d'entorse, et m'a dit qu'il me ferait avertir demain, le mauvais temps ne m'ayant pas permis d'aller voir son camp et le champ de bataille.

J'omettais de vous dire que dans la conversation du matin, j'ai eu soin de prévenir le roi que vu ma position, il ne pouvait pas convenir que j'eusse l'honneur de le suivre à la tranchée ni dans aucun acte d'hostilité, ce que ce prince a parfaitement compris.

VII. Aus dem Berichte Belleisle's vom 30. April über seine Unterredung mit dem Könige.

Mr le maréchal, dit le roi, je suis bien aise de vous expliquer en détail, quelle est ma situation, après quoi vous jugerez vous même, si je n'ai pas sujet d'être embarrassé, et si je puis faire raisonnablement avec prudence, ce que vous me demandez; et tout de suite, il me dit: Lorsque j'ai pris le parti d'entrer en Silésie, j'étais bien assuré, que c'était le seul moyen de me faire faire raison par la cour de Vienne des justes droits que j'ai sur les 4 duchés, qui ont été extorqués par violence à mon aïeul et de m'indemniser de tous les arriérages. J'ai compté que je serais soutenu par la France, qui ayant un intérêt aussi essentiel d'abaisser la maison d'Autriche et d'exclure le duc de Lorraine du trône impérial pour marquer en même temps la reconnaissance qu'elle doit à l'Electeur de Bavière, ne pouvait rien tant désirer que de trouver un prince assez hardi, pour attacher le premier grelot; j'ai bien connu, que Mr le Cardinal, que j'ai fait sonder par Camas, et à qui j'ai écrit moi-même, pacifique comme il l'est ne voudrait jamais entrer dans une pareille voie, si je le lui proposais avant que de l'entreprendre; mais je n'ai pas douté qu'il ne m'y secondât après coup, puisque je le mettais par cette démarche en état de remplir toutes ses vues; c'est dans cette confiance que j'ai fait les premières propositions

de l'alliance défensive, qui entraînait nécessairement après soi la garantie de la Basse-Silésie, Breslaw compris; à quoi je me suis fixé, comme un juste équivalent de ce qui m'était dû, et pour lever tous les scrupules de Mr le Cardinal, j'ai offert de moi-même la cession de toutes mes prétentions sur le duché de Berg et Juliers, même de la partie cédée au feu roi mon père par le traité de la Haye. Je vous prie d'observer, que lorsque j'ai fait ces propositions, nous n'étions qu'au mois de janvier, et connaissant, comme je fais la faiblesse des troupes de l'Electeur de Bavière et le peu de ressource de ses finances, je n'ai pas douté que la France ne pourvût à tous les secours nécessaires pour lui former une armée de 30000 hommes, afin qu'il put agir offensivement au printemps, que l'on ferait agir en même temps les Espagnols et le roi de Sardaigne en Italie, et que vous mettriez la Suède en mouvement, que par le moyen vous feriez faire la guerre par vos amis et vos alliés, que Mr le Cardinal resterait les bras croisés pour devenir le médiateur et procurer à chacun ce qu'il aurait trouvé raisonnable et conforme aux intérêts du roi, et que pour le faire avec succès, vous feriez l'augmentation nécessaire dans vos troupes et tous les autres préparatifs convenables sur vos frontières, à quoi vous étiez d'autant plus fondé, que les puissances maritimes et tous les autres princes de l'Europe et de l'empire se sont tous armés et sont en état de faire la guerre. Cependant en comptant successivement les demandes que j'ai faites, vous y avez toujours mis des conditions contradictoires et Mr le Cardinal m'exhortait encore par ses dernières lettres, à suspendre mes hostilités, me faisant assez entendre, qu'il voulait que je justifiasse mes prétendus droits avant de vouloir agir; vous n'avez point armé la Bavière; je sais que l'Espagne se plaint de vous, et qu'il n'y a encore rien de fait en Italie, l'on m'assure même que vous avez encore aplani les difficultés que les Turcs faisaient à la reine de Hongrie pour leurs limites, et ce qui m'a fait le plus d'impression, vous n'avez point fait votre augmentation, quoiqu'elle eût été résolue et demandée en France après la mort de l'empereur; Mr le Cardinal a dit que la misère était si grande dans le royaume, qu'il ne voulait point faire la guerre de cette année, et que cela serait bon pour l'année prochaine, si l'on ne pouvait s'en dispenser; malgré tout cela mon affection pour la France, pour le Roi et pour Mr le Cardinal, que je respecte, m'avait fait passer par-dessus toutes les considérations, comptant pouvoir me soutenir au moyen du traité d'amitié que j'avais renouvelé avec la Russie, et c'est ce qui m'a déterminé à donner, à Schweidnitz, ma parole au Mr de Valory, sous la condition de garder le secret, parce que la Russie et l'Angleterre m'ont fait dire à plusieurs reprises, que tant que je ne serai point en alliance particulière avec la France, ils auraient pour moi des ménagements et useraient de la voie de médiation et de leurs bons offices, mais que si je faisais un traité avec le roi de Franee, ils agiraient tous contre moi à force ouverte; mais ne craignant rien de la Russie, tant que le Cte de Munick, dont j'étais assuré, aurait le premier crédit, je pouvais me tirer d'affaire contre les autres et vous donner tout le temps de me secourir par vos diversions. Contre toute attente depuis le départ de Mr de Valory, de Schweidnitz, j'ai

appris la disgrâce du Cte de Munick, et pour vous montrer, Mr le maréchal, que je vous accuse juste, je vous prie de lire vous-même ce que mon ministre me mande de Pétersbourg. Le roi de Prusse tira alors d'un tiroir une lettre en date du 10 Avril écrite en chiffres et déchiffrée à la manière ordinaire en français en interlignes, qu'il m'obligea de lire moi-même avec lui; elle est signée de Mr de Mardefeld et est très-longue. Il fait au roi son maître un grand détail des trois audiences ou conversations qu'il avait eues successivement avec le Cte d'Osterman, le duc Antoine Ulrick de Brunswick et la princesse Anne régente, dont la substance est que la Russie ne pouvait se dispenser de tenir les engagements inviolables qu'elle avait pris avec le feu empereur des Romains, pour la garantie de la pragmatique sanction; que le traité d'amitié qui avait été renouvelé avec le roi de Prusse était postérieur et ne regardait que la garantie des états patrimoniaux du roi de Prusse et de ceux de la Russie, et ne pouvait jamais dispenser le Czar de secourir la reine de Hongrie, pour la défense de la Silésie; le duc Antoine Ulrick de Brunswick dit, qu'étant aussi proche parent et ami du roi de Prusse, ce ne serait jamais qu'à regret et à l'extrémité qu'il pourrait consentir qu'on agît contre lui, et que les troupes qui marchaient actuellement en Livonie et en Courlande n'étaient pas destinées à lui faire la guerre, et que ce n'était que des précautions nécessaires contre les armements des Suédois; Mr de Mardefeld ajoute que, quoiqu'on lui fasse bien des compliments, il voit et sait que le duc Antoine Ulrick est totalement subordonné aux volontés de l'impératrice Amélie; qu'Osterman n'est pas moins voué à la cour de Vienne, et que le Mr Botta a tellement séduit la Princesse régente, qu'elle fait et fera tout ce que voudra la reine de Hongrie, que cependant, il croit qu'on pourrait encore suspendre l'orage et gagner du temps, si le roi d'Angleterre et l'Electeur de Saxe, ne poussaient avec la plus grande vivacité, pour qu'on forçât le roi de Prusse à entrer en accommodement en acceptant leur médiation.

Le roi de Prusse après m'avoir fait lire cette lettre m'ajouta: Ce n'est pas tout, Mr le maréchal, je compte sur votre discrétion, et je veux aller avec vous jusques au bout. J'ai, ajouta-t-il, tout de suite trouvé moyen d'avoir en ma possession un des chiffres de Mr d'Osterman; au moyen duquel j'ai intercepté et déchiffré deux ou trois lettres originales, par où j'ai découvert tout le plan de mes ennemis. Leur projet est d'attendre, que les herbes soient venues pour pouvoir faire camper leur armée; il y aura 30000 Russes en Livonie ou en Courlande et sur la frontière de Pologne, 12000 Hanovriens et 6000 Hessois, et 6000 Danois camperont dans l'Eichfeldt; 20000 Saxons camperont à Torgaw et à Koenigstein, et lorsque toutes les troupes seront assemblées, et prêtes à pouvoir entrer par 3 endroits différents dans mes états, alors on me proposera d'évacuer la Silésie, et de me contenter pour toutes choses des deux duchés de Glaugaw et de . . . . . Le roi m'ajouta, je n'ai pas pu déchiffrer le nom; mais je crois que c'est celui de Liegnitz; que si je refuse l'en m'y contraindra par la force, et leur convention est de ne point poser les armes, qu'ils ne m'y aient
et pour cet effet, ils entreront de toutes parts dans mes provinc

sont toutes ouvertes, pendant que l'armée Autrichienne qui sera considérablement renforcée par des Hongrois et par les troupes d'Autriche et de Bohème, puisque l'Electeur de Bavière ne fait rien, occupera le corps que je commande ici en personne, et comment voulez-vous, que le Prince Anhalt, qui n'a que 35000 hommes puisse s'opposer en même temps à plus de 80000 hommes qui attaqueront mon pays de tous côtés à la fois; je sais d'ailleurs que les Hollandais fourniront aussi s'il le faut leur contingent, et que le roi d'Angleterre a déjà des traités tout faits pour 12000 ou 15000 hommes de divers princes de l'empire qui m'attaqueraieut aussi sur le champ, si j'avais un traité avec la France; je vous prie de me dire, Mr le Mal, dequel secours me sera la France, qui est à plus de deux cents lieues de moi, pour exécuter le traité de défensive à mon égard, et qu'elle diversion est-elle en état de faire assez prompte, tandisque l'orage est prêt à fondre sur moi, avant qu'il soit 6 semaines; convenez que je serais sacrifié sans fruit pour le roi ni pour l'Electeur de Bavière, et cela parce que vous n'avez jamais rien voulu faire sérieusement, au lieu que si vous aviez mis l'Electeur de Bavière en force, que votre augmentation fût faite, et que vos troupes fussent en état de marcher tout présentement pour former une armée sur le Bas-Rhin au pays de Juliers, et une autre qui se portât sur le Haut-Rhin pour passer en Bavière, vous obligeriez tous les princes à tourner tête de votre côté; l'Electeur de Saxe timide et irrésolu, comme il est de son caractère, regarderait à deux fois, avant de se déclarer contre moi, il craindrait votre armée de Bavière, et se serait peut-être allié avec vous et avec la Bavière n'ayant rien à gagner avec la reine de Hongrie et qu'il peut avoir beaucoup avec vous.

Le roi de Prusse me fit tout ce récit, encore bien plus étendu que je ne le rapporte ici, avec une excessive rapidité sans me donner un seul moment de pouvoir ni l'interrompre ni lui répondre. Je repris alors tout ce qu'il venait de me faire l'honneur de me dire, que j'étendis aussi tout autant que la matière l'exigeait, et qu'elle en est susceptible; je lui rappelai plusieurs circonstances de ce qui c'est passé dans le commencement du traité, dont il ne m'avait point fait mêntion. Je lui fis voir qu'il ne pouvait attribuer qu'à lui-même les incertitudes et les délais, qui avaient empêché une plus prompte signature du traité, qu'il ne s'était expliqué sur les intentions et n'avait formé quelques demandes que l'une après l'autre, et qu'à mesure qu'on lui accordait une, il en faisait de nouvelles, que s'il avait voulu que ce traité eût été signé dans la fin de janvier, nous aurions fait sur le champ et en conséquence notre augmentation, dont il venait de me parler tant de fois; que notre armée était actuellement en pleine marche pour la Bavière; que nous serions en état d'en porter sur le Bas-Rhin et partout où il serait nécessaire, que nous ne lui avions point caché que cette augmentation ne se ferait qu'après son traité signé, qu'il ne pouvait donc s'en prendre qu'à lui-même si tout cela n'était pas fait. Ce prince m'interrompit, en me disant, que c'était précisément de quoi il se plaignait, que nous eussions fait dépendre l'augmentation de son traité, puisque quand même il n'aurait jamais été question de lui, nous aurions dû le faire, et pour le service de l'Electeur de Bavière et pour

notre propre intérêt, qui était d'abaisser la maison d'Autriche et d'exclure le Grand-duc de l'empire, et que puisque les alliés nous en donnant l'exemple, étaient résolu de mettre le tout pour le tout pour maintenir la Pragmatique et faire le Grand-duc Empereur; nous aurions dû et devions encore en user de même, sans quoi nous pouvions être assurés, que jamais l'Electeur ne serait empereur; et n'obtiendrait une pouce de terre de ses prétentions, que Mr le cardinal se trompait bien fort, s'il croyait y réussir par des négociations, que ce serait le plus fort qui serait empereur, et qui aurait la meilleure partie de l'héritage de Charles VI.

Je répliquai au roi de Prusse, que son système pouvait être vrai en général, et que c'était précisément par cette raison, qu'il avait un intérêt bien essentiel et bien décidé, de s'allier avec le roi, parce qu'il serait alors le plus fort, que par les mêmes principes c'était le seul moyen de conserver la Silésie, que l'alliance du roi lui procurerait celle de Suède qui jointe au roi de Prusse était plus que suffisante contre la Russie, et que le roi et d'autres alliés seraient bien supérieurs à toutes les autres puissances unies de la maison d'Autriche qui par elle même n'avait aucune espèce de ressource, que notre augmentation à la vérité n'était pas faite, mais le serait très promptement; que tous nos autres préparatifs étaient faits et nos frontières en état; que l'Electeur de Bavière pouvait incessamment agir aussi bien que la Suède, et que je voyais avec autant de douleur que d'étonnement, qu'un prince aussi éclairé fut prêt à agir contre ses propres principes et à prendre un parti également contraire à sa gloire et à ses intérêts, sur quoi je lui dis, Sire, Vre Mté me permet-elle de lui parler comme serviteur, et encore avec cette même franchise qu'elle ne désapprouva pas hier? il me dit que non-seulement il l'approuvait, mais qu'il l'exigeait; alors je lui dis, Sire, tout ce que Vre Mté vient de me faire l'honneur de me dire, pourrait être bon, s'il s'agissait d'entamer aujourd'hui une négociation; mais elle me permettra de lui dire qu'après sa parole donnée à Mr de Valori, à Schweidnitz, toutes les raisons ne valent plus rien, il résulterait que les engagements de sa Majesté dépendent de l'événement au lieu qu'ils doivent être aussi sacrés et inviolables, quand un grand prince comme Vre Mté a donné sa parole, tout comme s'il y avait un traité signé; le roi mon maître y a compté, sur le compte, que lui en a rendu Mr de Valori, et quel ne sera pas son étonnement, quand il apprendra cette variation. Je supplie Vre Mté de se mettre un moment à sa place, ne peut-il pas penser, que Vre Mté n'a cherché qu'à l'amuser, et ne s'est servie de la négociation que pour en tirer un meilleur accommodement de la cour de Vienne, à qui elle en a peut-être fait la communication aussi bien qu'à la Russie et aux puissances maritimes. Vre Mté croit-elle, que le roi n'ait pas été recherché, de plus d'un endroit, depuis la mort de l'empereur, et que la cour de Vienne elle-même n'ait pas fait, et ne fasse peut-être pas actuellement des propositions avantageuses au roi pour la protéger et la défendre contre vos entreprises, et je ne serais pas étonné que la reine de Hongrie ne cédât à ce prix plutôt une province à l'Electeur de Bavière, qu'à Vre Mté un seul village. Doutez-vous, Sire, que la Saxe ne s'y joignît avec

empressement, et croyez-vous, que de pareils ennemis, ne fussent aussi à craindre pour Vre Mté que la Russie, où seraient en ce cas vos alliés??? puisque vous faites si peu de cas de traiter aujourd'hui avec le roi.

Le roi de Prusse, ému de ce discours, m'interrompit, en me disant qu'il était persuadé, que le roi et Mr le Cardinal avaient meilleure opinion de lui, et n'en porteraient point un jugement aussi offensant. Je repris, Sire, Vre Mté m'a permis de lui dire librement ce qui se présentait à ma pensée, je ne dis pas décisivement que ce soit celle qu'aura le roi mon maître; mais Vre Mté conviendra que la conduite qu'elle a tenue depuis 6 mois, les écrits qu'elle a fait répandre dans l'Europe et les discours contradictoires qu'elle a fait tenir par ses ministres dans les différentes cours, conduissent naturellement à tirer ces consequences du procédé que Vre Mté tient avec le roi, et puisque je vois que sa plus grande objection consiste dans ce que le roi n'est pas actuellement armé et en état d'agir offensivement dans l'empire entre cinq et six semaines; oserai-je lui faire une demande, qui est, que si j'avais laissé passer le paquet de Mr de Valori, et que par supposition le roi eût voulu consentir aux trois nouvelles demandes que Mr de Podeweltz a faites de votre part; Vr Mté n'avait donc pas malgré cet acquiescement signé le traité, puisqu'elle en fait dépendre la conclusion d'une diversion de notre part actuelle et effective entre cy et la fin du mois de mai. Le roi de Prusse me répondit, qu'en effet il ne l'aurait pas pu signer; je me récriai sur un pareil procédé, et que je voyais dans un sens bien différent, que je lui avais réellement rendu un grand service en arrêtant ce paquet, puisque c'était une variation et un tort de moins. Le prince me répondit, que j'avais raison, mais qu'il n'avait tort dans l'extrême embarras, où il était de chercher à gagner du temps, qu'il allait employer toute son industrie pour amuser ses ennemis, et profiter de ce délai pour chercher à combattre Mr de Neuperg; que c'était sa dernière ressource, espérant qu'il parviendrait à détruire son armée en gagnant une bataille complète, qui le mettrait en état de laisser quelque garnison dans les places de la Silésie, de ramener son armée au centre de ses états, et de faire passer le prince d'Anhalt avec la sienne en Prusse; qu'en ce cas il serait le premier à demander au roi de signer le traité, parce qu'avec son armée victorieuse, il suffirait pour faire tête aux autres alliés, et d'attendre l'effet de nos diversions, que quoiqu'il arrivât il serait toujours attaché au roi et reconnaissant de l'amitié qu'il lui avait marquée, et que si toutes ces ressources lui manquaient, et qu'il fallût céder à la force, je pouvais assurer le roi, qu'en aucun temps ni en aucun cas, il ne ferait la guerre à la France, ni ne fournirait des troupes contre S. Mté, ni le traverserait dans les choses qu'il pourrait désirer. Je pris encore la liberté de répliquer, Sire, si Vre Mté est réduite dans cette triste situation, elle doit convenir que ce n'est que par sa faute, puisqu' en s'alliant avec le roi elle serait assurée de l'éviter. Il ne pourrait tout au plus y avoir que quelques ravages à éviter (essuyer?) en Prusse, dont elle serait bientôt vengée, et n'est-ce pas le cas de faire montrer de son courage en sachant supporter le premier dommage. A-t-on jamais fait la

guerre, sans en courir les risques, d'ailleurs Vre Mté peut-elle compter sur une paisible possession de ce qui lui sera cédé par un accommodement de cette espèce. Le Grand-duc ne lui pardonnera jamais l'embarras, où elle vient de le jeter, il est à peu près du même âge, que Vre Mté, c'est un ennemi implacable, qu'elle aura toute sa vie, uniquement occupé à se venger et à lui ravir, non-seulement tout ce qu'elle lui aura cédé présentement par force, mais aussi à s'en dédommager sur ses propres états. La garantie des médiateurs n'est pas plus assurée. Les maisons de Saxe et de Hanovre, ayant chacune des motifs personnels de désirer votre abaissement; la Hollande n'en a pas moins, ainsi Vre Mté sera tôt ou tard attaquée par la maison d'Autriche, et ne sera secourue par qui que ce soit. Il ne manquerait plus, Sire, pour mettre le comble à votre ruine, qu'une des clauses de son accommodement fût de faire le Grand-duc empereur. Vous lui donneriez par votre suffrage ce qui peut encore lui manquer pour vous accabler, et Vre Mté, se creuserait elle-même le précipice, où elle doit périr; car le nouvel empereur dans l'union étroite, où il sera toujours avec la Russie, vous tiendrait entre deux feux, qu'il serait impossible de briser de tout votre règne, quelque jeune que vous soyez; le roi de Prusse me répondit, que j'avais raison; qu'il convenait de la vérité de tout ce que je lui disais, qu'aussi son intention n'était pas que le Grand-duc fût jamais empereur, que cette condition ne ferait jamais partie de son accommodement et qu'il sentait comme moi, que ce serait ce qui pourrait lui arriver jamais de plus fâcheux, et il me répéta: Je vous prie, Mr le Mal, écrivez à Mr le Cardinal, que le roi n'a point de plus fidèle ami, que moi, que la suite le lui fera voir, mais qu'il se mette bien en tête, encore une fois, qu'il faut que la France soit armée et en état de soutenir promptement et puissamment l'Electeur de Bavière, et de porter des armes dans l'empire et sur le Bas-Rhin, alors elle fera tout ce qu'elle voudra, je signerai en sûreté le traité; mais si elle n'est pas bientôt en force, que Mr le Cardinal soit bien assuré que le Grand-duc sera empereur et la maison d'Autriche plus puissante, que vous détacherez l'Electeur de Saxe, si vous le prenez sur ce ton. On peut lui procurer la Haute-Silésie, pour communiquer avec la Pologne la partie de la Bohème, qui en est voisine, et pour l'accommoder, je lui céderai volontiers et gratuitement la principauté de Saguan, qui confine à la Lusace et que sa maison désire depuis longtemps. Vous pouvez même, si vous le jugez à propos, puisque vous devez repasser à Leipzig, dire au Cte de Bruel, ce que je vous ai dit de la connaissance que j'ai du plan, que le roi de Pologne forme avec les autres alliés contre moi, quoiqu'il vous ait assuré qu'il ne m'attaquerait jamais le premier. Vous les démasquerez et les forcerez du moins à vous dire ce qui en est, et il ne peut que convenir au roi de savoir à cet égard à quoi s'en tenir par rapport à l'Electeur de Bavière.

VIII. Nochmals das Lager. Anderweite Aeußerungen Friedrichs.

Extrait d'une dépêche du Mal de Belle-isle à Mr Amelot.

Au camp de Molwitz. 1er mai 1741.

Le roi de Prusse m'a envoyé ce matin un de ses adjudants-généraux, pour me dire qu'ayant attendu le beau temps pour me faire voir son armée, et me trouvant à la veille de mon départ, il voulait du moins me faire voir exercer un des bataillons de son régiment, qu'il m'attendait actuellement en personne à la tête de sa première ligne; je m'y suis rendu sur le champ, j'ai trouvé le roi de Prusse pied à terre avec plusieurs princes et officiers généraux de son armée, qui ordonnait lui-même au major les manoeuvres qu'il voulait qu'il fît faire devant moi. Il faisait un temps horrible et il tombait de la neige à gros flocons, ce qui n'a pas empêché ce bataillon de manoeuvrer comme s'il eût fait fort beau; outre la beauté de ce régiment qui est d'une élévation extraordinaire, il marche et fait ses mouvements avec une précision inexprimable; mais en quoi ils excellent le plus, c'est par la vivacité avec laquelle ils tirent, ce que le roi de Prusse leur a fait faire par pelotons et par toutes sortes de divisions et avec la même justesse, nonobstant la neige; ils tirent en détail jusques à douze coups par minute et au moins six quand c'est par pelotons ou par divisions, ce qui paraît incroyable quand on ne l'a pas vu; il est vrai que ces troupes sont si continuellement exercées et brulent une si grande quantité de poudre pendant l'année, que le soldat s'en forme une habitude dont le roi de Prusse a éprouvé l'utilité à sa dernière bataille. Après une heure d'exercice le roi de Prusse a pris le chemin de sa tente, où j'ai eu l'honneur de le suivre et de dîner avec lui, comme les jours précédents, j'y ai appris que les batteries ayant été mal construites et sur un terrain fort mal, s'étaient enfoncées, qu'il en faudrait relever quelques unes et avancer les autres, ce qui joint à des espèces de places d'armes qu'a fait construire Mr de Picolomini et qui avaient été mal reconnues, font juger que ce siége durera bien encore 4 ou 5 jours, à moins que l'incendie qu'y ont allumée quelques bombes et qui a déjà consommé un quart de la ville, ne continuât au point d'obliger Mr de Picolomini de se rendre; au surplus, la défense et le feu des assiégés sont si médiocres, qu'il n'y a eu jusques à présent qu'un canonnier de tué et deux soldats de blessés.

J'ai voulu prendre congé du roi; mais il m'a ordonné de le revenir voir encore sur les 6 heures; j'y suis revenu, j'ai été environ une heure avec ce Prince, qui m'a comblé de toutes sortes de marques de bonté, et m'a fait l'honneur de m'embrasser; il m'a prié de mander au roi que s'il ne donnait pas aujourd'hui la réponse à la lettre que je lui avais remise de sa part, c'était parce qu'il n'avait point avec lui de ministre ni de chancellerie, qu'il aurait soin de me l'envoyer, des que ses équipages l'auraient rejoint.

Valori. 2nd mai 1741.

La veille du départ de Mr. le Mal il m'a fait entrer en tiers dans la tente du roi de Pr. pour me rendre témoin de l'aveu que ce prince faisait de tout ce que Mr. le Ml avait écrit du contenu de la veille. Le roi de Pr. me demanda, si je ne demeurai pas muni de mon plein-pouvoir et répéta plusieurs fois dès qu'il saurait que la France était en état d'agir et lui procurer des secours, qu'il signerait.

Extrait de la conversation de Mr. de Rudenschild.

10 mai.

Le roi de Prusse: J'ai tout lieu d'être outré des menaces que la Moscovie m'a faites; et le prince de Brunswick est plus que de raison attaché à la cour de Vienne. Il faut que je cherche de me mettre la Prusse en sûreté; mais dans les circonstances où je me trouve je ne puis agir maintenant de ce-côté-là. Il ne me convient non plus d'éclater encore. C'est pourquoi je veux vous mettre en état par des subsides considérables pour agir du côté de la Livonie et vous aider à la reprendre. J'aime mieux la voir entre vos mains qu'entre celles de la Russie. Il s'agit de plus de la célérité et de ne point perdre le temps d'être au plutôt en état de faire une descente. Mr. de Rudenschild a demandé ce que le roi de Prusse donnerait en subsid es. Le roi: cela dépend de vous. Supposé, dit Mr. de R., qu'on convint d'une alliance et que V. M. eût les mains libres, quel serait son contingent en troupes? Le roi de Prusse: 10000 hommes. Mr. de R. à quoi cela monterait-il en les évaluant en argent? A 500 m. écus. Les transports sont coûteux. Il se pourrait que ma cour exigeât d'avantage. Songez aussi que vous reprendrez la Livonie et que tout le profit sera pour vous. — Pour combien de temps durera le subside? Il faut que vous ayez expédié les Moscovites en 2 ans. C'est bien court. Mais en cas que V. M. ne peut les continuer et que ma cour s'en contentait, on pourrait trouver d'autres expédiens. Car si V. M. avait fini dans ce temps-là, elle pouvait fournir son contingent en troupes ou bien agir avec nous. Oui, j'y consens. Dans ce cas, Sire, on conviendrait aussi, de ne faire point de paix séparée. Cela s'entend. — Au cas qu'on eût besoin d'une place forte sous laquelle on peut débarquer et s'assembler, V. M. ne voudrait-elle pas permettre qu'on le fît sous Memel? De tout mon coeur. — Je réponds du secret. Le roi de Prusse: Si la France, la Suède et la Prusse étaient une fois bien liées ensemble, ces trois puissances donneraient la loi aux autres.

Valori. 16 mai.

Le roi de Prusse dit sur le roi de Pologne: J'ai des preuves certaines qu'il veut me tromper. Qu'a-t-il répondu à la question qu'a dû lui faire Mr. le Maréchal (Belle-isle) sur la signature du traité entre lui, l'Angleterre et la Russie. J'ai des preuves certaines et je voudrais bien savoir, s'il a eu le front de le nier.

Valori assura que l'accession de la Saxe dépend de la signature du traité entre la Prusse et la France. Je n'eusse pas autant balancé,

me dit-il, si j'étais bien sûr que le roi ne fît pas sa paix sans moi. Car, mon ami, j'ai toujours devant mes yeux le roi de Sardaigne, à qui on avait promis le Milanais et qui ne l'a eu; et s'il arrivait qu'on vous fît trouver un bon morceau pour vous faire taire, vous m'obligeriez de me contenter de ce qui vous plairait.

J'ai eu la hardiesse de lui ajouter que tout ce qui me revenait des différentes négociations qu'il avait entamées dans toutes les cours sans autre fruit que de les tenir en suspens, avait donné lieu à des idées peu avantageuses sur sa sincérité, et qu'une continuation de cette conduite pourrait lui faire tort dans le monde. Il faut que je vous avoue Monseigneur, qu'il parut étonné de ce discours; mais il ne m'en fît pas plus mauvaise mine et je me satisfais sur la revanche que je voulais prendre. Il me dit qu'il était persuadé des avantages d'un traité avec la France, mais que nous n'étions pas prêts pour le tirer d'affaires, qu'il croyait pouvoir tenir les choses en suspens 6 semaines, mais qu'il fallait, si les choses tournaient bien, de les pousser au point de contraindre le roi d'Angleterre à n'avoir plus d'états en Allemagne et faire en sorte qu'il cédât l'Electorat à son second fils.

IX. Verhandlungen bis zum Abschluß.

Belle-isle à Valori. Nymphenbourg 21 mai.

Le roi de Fr. ne se pressera point de faire agir l'Electeur de Bavière, que la partie ne soit bien liée. Le roi de Prusse ne doit pas se flatter que tous les mouvements que les alliées du roi (de France) feront en Allemagne puissent tourner à son avantage et lui procurer un meilleur accommodement, s'il ne s'y joint, par un traité. Ce prince a trop d'esprit pour ne pas comprendre toute l'étendue de cette idée, dont vous devez faire usage, soit pour le déterminer à signer le traité en question ou au moins à en signer un autre par lequel on pût être assuré que le jour qu'il aura fait son accommodement avec la reine de Hongrie, il restera d'une exacte neutralité, que ce sera même une des conditions de son accommodement de ne se mêler en aucune façon des prétentions que pourraient faire d'autres princes sur la succession de la maison d'Autriche de même qu'ils ne s'en sont point mêlés pour traverser l'exécution de ses entreprises. Cet article est fort important et si vous perdez toute espérance de pouvoir parvenir à la signature du traité, il faudrait vous ménager les moyens de revenir à celui-ci si ne pouvant faire mieux la cour vous en envoyait l'ordre.

Le roi de Prusse a assuré Belle-isle que de quelque manière que les choses tournassent, ses troupes ne seraient jamais employées contre celles du roi. L'Electeur aura avant qu'il soit peu 26000 de troupes réglées à mettre en campagne non compris 20m d'hommes de milice enréglementée. Vous pouvez assurer ce fait au roi de Prusse de ma part l'ayant bien vérifié sur ces lieux mêmes.

Le projet portait: S. M., ne voulant rien omettre de ce qui peut être nécessaire pour secourir l'Electeur dans un danger aussi pressant

promet d'envoyer à secours toutes les troupes auxiliaires pour assurer son pays contre toute attaque et le mettre en état de n'avoir rien à craindre de ses ennemis et soutenir la justice de ses prétentions. On a écrit: S. M. — pressant et pour le mettre sans délai en état d'agir vigoureusement promet de lui fournir tous les moyens nécessaires pour cela d'envoyer incessamment à son etc. — mettre en tout cas en état etc.

Frédéric au maréchal de Belle-isle.

Au camp de Grotkau 6 juin.

Souvenez-vous, je vous prie, que c'est sur votre bonne fois et sur votre candeur, que j'entre en alliance avec le roi, votre maître. N'oubliez point, quelles sont les promesses, que vous m'avez faites. J'en attends l'accomplissement avec toute l'ardeur et toute l'impatience imaginable, tant par rapport à la Bavière, qu'aux deux corps des Français qui doivent agir l'une en Bohème et l'autre en ma faveur; n'oubliez pas l'alliance de la Suède, la parole que je tiens de vous, de les rendre mobiles et au moins de les faire agir en Courlande et en Finland. Ce sont ces points différents dont je vous demande la confirmation et pour lesquels réclame votre garantie. Vos assurances me tiendront lieu de plus grandes sûretés. Tant est grande la confiance et l'estime que j'ai pour vous. Je suis ici à Grottkau dans un camp inattaquable; mais le pis est, que le poste de l'ennemi est presque plus fort encore que la mien. J'attends ce que vous ferez et j'espère qu'en trois semaines le Bavière sera mobile. Ne privez plus l'Europe du fruit de vos études militaires et ouvrez au plutôt une campagne qui doit être par rapport aux conjonctures à votre expérience et habileté une des plus belles qui se soient jamais faites dans le monde.

Belle-isle à Valori le 8 juin 1741.

Voilà la plus grande nouvelle que vous m'apprenez, et la plus heureuse et la plus décisive qui peut nous arriver à tous égards dans la présente conjoncture.

Ensuite il parle de sa réponse au roi de Prusse.

Je lui mande, après l'avoir remercié, qu'on lui tiendra parole et que j'avais lieu de croire, que les drapeaux du roi seront dans le mois d'août en deça du Rhin; quoique je lui eusse demandé 3 mois du jour de la signature du traité pour le pouvoir faire; mais j'ai si bien compté que ce prince étant aussi éclairé qu'il est, ne manquerait jamais notre alliance; et sur ce principe j'ai sollicité avec véhémence l'augmentation et prêché une infinité des préparatifs et attirails nécessaires dont j'ai suivi journellement le détail et avec Breteuil et avec ceux qui en ont eu sous-ordre la direction. — Je lui mande dans une lettre, que l'Electeur de Bavière va assembler dans la fin du mois un corps de 10 à 12 m hommes sur la frontière vers la haute Autriche où il va relever quelques ouvrages nécessaires: Scharding, place qui lui assure le passage de la rivière d'Inn et l'entrée dans l'Autriche, et tout le reste se va suivre successivement.

Valori à Belle-isle. 1er juillet (de Breslau).

C'est par l'ordre du roi de Prusse que nous (Valori et Montijo, ambassadeur d'Espagne) nous sommes rendus le 24 à Strelen, où sans la précaution qu'a prise Montijo d'envoyer de grand matin un écuyer, il n'eût pas trouvé de logement. Je veux dire que le roi de Prusse n'avait chargé personne d'y pourvoir; ce prince avait dîné chez le Duc de Holstein et le dîner avait été fort long de manière que les convives étaient de la plus grande gaîté; ce que fit prendre le parti à Montijo de différer au lendemain de faire, par un des adjutants généraux, demander le roi de Prusse quand et de quelle manière ce prince jugeait à propos de le voir. Le roi me fit prier de l'amener. L'ambassadeur en rit que j'étais constitué grand-maître des cérémonies de cette cour. Nous fûmes au camp. Le roi de Prusse donnait l'ordre. Personne ne vint nous dire dans quelle tente nous devions entrer. Je connaissais les tentes. Je menai Montijo dans celle où le roi dîne. Il y vint après l'ordre. L'Ambassadeur lui fit son compliment, mais ne jugea pas à propos de lui remettre dans ce moment la lettre du roi d'Espagne. Le roi de Prusse m'appela et je le suivis dans la tente où il couche. Il commença par me dire avec assez de véhémence qu'il avait différé de prendre des engagements avec le roi pour en être d'autant plus religieux observateur; mais qu'il m'avertissait que si la Suède n'agissait pas incessamment contre les Russes, que l'Electeur de Bavière ne fit pas très-promptement une diversion et ne fût pas mis en état de la part du roi d'agir avec supériorité, et que les troupes françaises ne fussent pas dans le mois prochain en état d'entrer en Allemagne et le suivant dans le coeur du pays, on ne devait pas plus compter sur lui que sur les feuilles de novembre, qu'il ne voulait se perdre et prolonger une guerre qui par ses suites ne pourrait tendre qu'à sa ruine et à celle de l'Allemagne. Il n'est plus question de porter des coups à la sourdine. Le véritable intérêt du roi est d'accabler tout d'un coup cette maison d'Autriche et de lui porter en six mois de temps des coups qu'elle ne pourra point parer et dont elle ne pourra aussi jamais se relever: Si vous laissez le temps aux ligues de se former, ce sera une guerre qui par sa longeur nous consommera plus d'hommes et plus d'argent sans comparaison que celui que vous dépenseriez à présent. Voilà mes trois articles: vivement, promptement, et de tous les côtés. C'est à ce prix que le roi votre maître peut compter sur un allié inébranlable. Une longue guerre ne peut me convenir —. Après le dîner il parla avec moins de véhémence.

Au soir Valori reçut des lettres du maréchal et du Cal au roi.

Je me trouvai avec Montijo le 27 à 8 heures du matin à un exercice d'un bataillon des gardes. Je m'approchai de ce prince et lui fit comprendre par signes, que j'avais quelques choses à lui communiquer Il me fit venir avant de nous mettre à table. Je lui remis la lettre de V. Eminence et lui lut celle que vous m'avez écrite. Sa joie a été complète. Je vais faire un bon dîner, me dit-il; quant à l'article du traité avec la Suède sur la paix, qu'a proposé Rudenschild, voyez bien qu'il ne peut pas se faire.

Montijo a été avec le roi une bonne demi heure en conférence et m'a dit avoir proposé une alliance avec le roi son maître, que le roi de Prusse avait répondu qu'il en serait charmé, mais qu'il fallait que cela vînt par la France; Montijo doit lui avoir répondu, qu'il savait qu'elle ne demandait pas mieux et qu'il avait peine à comprendre ce qui arrêtait S. M. Pr. C'est, a-t-il dit, qu'elle n'agit pas. Mais elle le fera, Sire, quand elle sera sûre de V. M. Je lui répondrais que, lorsqu'elle sera en action, un jeune héros poli ne se laissera pas fléchir aux larmes d'une belle reine, qui implorera son secours.

Frédéric au Cl. 10 juillet (Strehlen).

Mr. mon cousin. J'ai vu par une longue lettre du Maréchal de Belle-isle qu'il me presse beaucoup pour accélérer l'élection impériale, qu'il traîne en longueur les questions de la guerre. Vous devez savoir, Mr., que ce n'est pas ainsi que je l'attends, et que je ne prétends pas donner ma voix à l'Electeur de Bavière que du moment où il agira et que vos troupes entreront en Allemagne. Ne vous attendez à rien de moi avant que d'avoir agi et soyez persuadé que pour que je concoure à l'élection de l'Electeur de Bavière, il faut que je sache de source certaine qu'il a commencé ses opérations et que vos troupes volent à son secours en Allemagne. Voilà sur quoi vous pouvez prendre vos mesures. Je vous avertis en même temps que la Suède n'agit point et que jusqu'à présent vous n'avez pas satisfait au moindre point de l'alliance.

Je suis avec bien de l'estime, Mr. mon cousin, Votre très-affectionné ami

Frédéric.

Frédéric au Maréchal Belle-isle. 16 juillet.

Nous sommes à la veille de voir éclore une grande partie des événements, que je vous ai annoncés à Molwitz comme étant une suite de l'alliance que je ferais avec le roi de France. L'indiscrétion de la Bavière a trahi notre secret un mois trop tôt ce qui à fait résoudre le roi d'Angleterre par l'instigation de la Saxe de former un camp sur l'Eichsfeld, composé de Hannovriens, Hessois, Danois et Saxons, le tout composant un corps de 36 m hommes. Ce campement peut avoir trois objets en vue, ou m'attaquer en cas que je refuse d'entrer dans leur alliance et d'accepter les conditions d'accommodement qu'ils me proposent (ce que je ne crains guères, si la France veut en remplissant les engagements agir en ma faveur au Rhin, conjointement avec les Palatins et ceux de Cologne). Leur second objet peut-être d'attaquer l'Electeur de Bavière ou de faire passer ce corps en secours des Autrichiens par la Saxe et la Bohème (ce qui n'est point à craindre, puisque dans ce cas je pourrais entrer dans leur pays et leur prendre jusqu'à leur trésor d'Hanovre). Leur troisième dessein pourrait être d'opposer une armée aux Français du côté de la Moselle, ce qui, je pense, ne vous arrêtera pas. — De ces trois desseins celui de m'attaquer me paraît le plus raisonnable; vous concevez donc sans que j'appuie davantage là-dessus, la nécessité qu'il y a de vous hâter pour remplir vos engage-

ments. Il ne s'agit pas ici, de voir tranquillement battre une flotte espagnole ou anglaise; mais il s'agit de secourir les fidèles alliés ou de n'en avoir jamais.

Valori au Cl. 28 juillet.

Le roi de Prusse me sachant arrivé à Strehlen m'envoya un officier pour me chercher et me fit voir avec une satisfaction peu commune 62 escadrons auxquels il ne manqua ni un cheval ni un homme, des chevaux dans le meilleur état qu'il était possible et contre toute attente aussi gros que s'ils sortaient de garnison. Je n'ai pas été peu surpris de cette situation après les avoir vus à la veille dépérir de froid et de mauvais temps pendant que Mr. de Belle-isle était ici. Ce prince me dit qu'il me priait de mander ce que j'avais vu et surtout à Belle-isle qui aurait peine à le croire, si cela ne lui était certifié par un homme du roi et payé pour ne lui dire que la vérité. Je vous la dis, Monseigneur, lorsque je vous avance, que cette cavalerie est la chose la plus surprenante qui se voie dans ce genre.

Frédéric à l'Electeur de Bavière le 1er août 1741.

J'ai été dans la joie de mon coeur d'apprendre par la lettre de V. A. E. l'heureux succès de vos armes dans l'entreprise de Passau; elle peut être persuadée que j'y prends la part la plus sincère et que son bonheur est inséparable de mon contentement. Je la regarde de ce jour comme un allié auquel tout me lie et surtout le penchant et l'inclination. Les pleinpouvoirs de Terring arrivés, rien ne m'arrêtera plus.

Pour garantir V. A. E. des diversions qu'elle appréhende de Neipperg, je me suis emparé hier de la ville de Breslau, ce qui me facilite à présent le moyen de me porter en avant et de diriger mes opérations tant à l'égard de la prise de Neisse que de celle de Glatz. Pour cet effet je me porterai en peu de jours vers la rivière de la Neisse et je fais mes derniers efforts pour vous délivrer de nos ennemis communs. V. A. E. peut être persuadée, que mon attachement pour sa personne ne finira qu'avec ma vie et que directement ou indirectement je me fais un véritable devoir à tout ce qu'elle peut désirer. Je la prie, en attendant, pour ses propres intérêts de ne pas négliger la ville d'Ems et de pousser la pointe autant qu'elle pourra avant que les ennemis soient en force et état de s'opposer à ses desseins. Son pays d'ailleurs me paraît suffisamment couvert par les nombreuses milices dont il est pourvu. Si je vous parais importun, je vous prie de vous persuader que c'est l'amitié que j'ai pour V. A. E. qui me rend tel et que vous n'aurez jamais d'ami au monde qui soit plus fidèlement et avec plus de considération et d'estime que je suis.

II.

Nachträglich zum dritten Buche.

Ueber Chemnitz und Pufendorf, mit einigen Bemerkungen zur Schlacht von Fehrbellin.

Noch eine Reihe diplomatischer Actenstücke und einige kritischen Erörterungen, namentlich über jene preußische Chronik, die ich als die älteste bezeichne, dachte ich diesem Bande beizufügen; aber sie würden denselben über Gebühr angeschwellt haben, und für die preußische Chronik sind noch andere Arbeiten in Aussicht, welche der meinen vorangehen müßten. Ich begnüge mich, über zwei Autoren, welche für das 17. Jahrhundert Epoche machen und für die schwedisch-deutschen Verhältnisse auch hier benutzt worden sind, einige Bemerkungen mitzutheilen, die nicht den Anspruch machen, den Gegenstand zu erschöpfen, aber zu weiteren Studien im Einzelnen Anlaß geben können.

Chemnitz und Pufendorf.

Unter den deutschen Theologen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts giebt es keinen, der zugleich den Kampf gegen Rom energischer geführt und zur inneren Pacification der lutherischen Theologen mehr beigetragen hätte als Martin Chemnitz, der sich aus dem niedrigsten Stande — er begann mit dem Tuchmacherhandwerk in seiner Vaterstadt Treuenbrietzen — bis zum geistlichen Organisator einer bedeutenden deutschen Landschaft (Braunschweig) emporgearbeitet hat. Seine Familie blieb nach ihm in hohem Ansehen. Sein Sohn stand als Kanzler und geheimer Rath erst in dem Dienste des Herzogs Bogislaw von Pommern und dann des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp.

Einer von dessen Söhnen ist Bogislaw Philipp, der, nachdem er in der Weise der Zeit seinen Universitätsstudien obgelegen und dann unter den Holländern und Schweden Kriegsdienste gethan (er erscheint als Capitän), sich durch eine politische Schrift einen ehrenvollen und dann auch durch ein großes Geschichtswerk einen unvergänglichen Namen gestiftet hat. Die politische Schrift ist „Hippolithus a Lapide (Chemnitz-Stein) dissertatio

de ratione status in imperio Romano-Germanico", ein Buch, das sich den Ideen, auf die das Kaiserthum unter Ferdinand II noch seine Ansprüche zu gründen suchte, als sei es eine directe Fortsetzung des altrömischen, mit entscheidendem Erfolg entgegensetzte.

Aber von noch größerem Werthe und noch heute eine der vornehmsten Quellen unserer Kunde ist sein historisches Werk über den schwedischen Krieg in Deutschland. Chemnitz wurde Historiograph von Schweden und als solcher beauftragt, die Geschichte des von Gustav Adolf in Deutschland unternommenen Krieges zu schreiben. Nicht übel sagt er: wenn einst Achill von Alexander dem Großen glücklich gepriesen worden sei, daß er einen Homer gefunden, so müsse er umgekehrt sich glücklich preisen, daß er seine Kräfte einem Helden widmen dürfe, dessen Trefflichkeit seinen bisher unbekannten Namen in alle Welt tragen werde; er gebe seinem Helden nicht Unsterblichkeit, sondern empfange sie vielmehr von ihm.

Was ihn vor den übrigen Geschichtschreibern der Zeit auszeichnete, war die Benutzung des schwedischen Archivs. Er schöpfte, wie er sagt, aus dem lauteren Brunnen, nicht aus den trüben Lachen der gemeinen Scribenten. Er betont, daß er seine Nachrichten über die gepflogenen Unterhandlungen aus den echten Urkunden darüber und seine Erzählungen der Ereignisse aus den Relationen solcher, die bei den Sachen gewesen, entnehme; niemals weiche er ohne guten Grund von Anderen ab.

So hatten einst italienische Geschichtschreiber, wie Adriani, aus dem florentinischen Archiv geschöpft, die venetianischen Staatshistoriographen aus dem venetianischen; Thuanus hatte mannichfaltig authentische Kunde gehabt. Neu war es, daß ein großes, welthistorisches Ereigniß aus den eigensten Papieren derjenigen, durch die es vollzogen worden, erläutert wurde. Dahin ging der ursprüngliche Auftrag, der ihm im Jahre 1643 ertheilt worden ist, „historiam belli Germanici zu compiliren" und dieselbe glaubwürdig abzufassen. Zu Anfang des nächsten Jahres ist ihm dann das schwedische Archiv im weitesten Umfange für ältere und neuere Geschichte geöffnet worden. Schon 1648 erschien der erste Theil des Werkes in Stettin; der zweite ist 1653 in Stockholm herausgekommen; er umfaßt die ganze Verwaltung Oxenstierna's bis zu seiner Abreise aus Deutschland, von 1632—1636. Man hat früher wohl behauptet, das Buch sei ein Werk Oxenstierna's selbst, und ohne Einfluß darauf ist derselbe nicht gewesen. Chemnitz sagt in der Dedication, daß er des Reichskanzlers beim deutschen Kriege gehaltene Consilien aus dessen eigenen Schreiben und Relationen, zum Theil auch aus dessen mündlicher Information kennen gelernt habe. Der Reichskanzler war der große Gönner und Förderer des Historiographen. Das Gut Hallstad, welches er auf eigene Kosten von der Krone eingelöst hatte, überließ er an Chemnitz, der daselbst 1678 gestorben ist.

Aus Oxenstierna's Papieren ist Einiges auch anderweit bekannt geworden (z. B. in Geijers Schwedischer Geschichte, Bd. 3), unter anderem ein Bericht vom Januar 1633 über den damaligen Aufenthalt des Reichskanzlers in Dresden. Was Geijer daraus mittheilt, hat einige allgemeinen Bemerkungen mehr, als der Auszug bei Chemnitz; von dem Gange der Unterhandlung aber könnte man sich aus Geijers Auszuge keinen Begriff bilden. Chemnitz, mit welchem Geijer meist wörtlich übereinstimmt, ist doch bei weitem unterrichtender.

Der ganze zweite Band nimmt sich aus wie Denkwürdigkeiten von Oxenstierna und hat insofern eine gewisse Aehnlichkeit mit den Denkwürdigkeiten

des Cardinals Richelieu. Authentische Gutachten und Relationen bilden die Grundlage beider Werke; bei beiden haben auch die Saatsmänner ihre Hand gehabt. Bei der letzten Redaction aber hat Richelieu ohne Zweifel persönlich mehr eingegriffen als Oxenstierna. Aber das schwedisch-deutsche Werk hat den Vorzug vor dem französischen, daß dieses auch eine Menge von zweifelhaften Dingen mittheilt, wie sie der Compilator eben zusammenraffte, während das erste sich auf dem Grunde des Echten und wahrhaft Authentischen bewegt.

Mir ist auffallend, wie vortrefflich deutsch nach dem Charakter der Zeit Chemnitz zu schreiben verstanden hat. Fast das beste Deutsch dieses Jahrhunderts ist in der Fremde geschrieben: von Chemnitz in Schweden, von Elisabeth Charlotte in Frankreich. Wie weit steht Khevenhiller gegen Chemnitz zurück! Bei diesem ist die Einflechtung fremder Ausdrücke noch sehr erträglich; bei jenem aber steigert sie sich bis in das Unleidliche und Unverständliche.

Man wird nicht anders erwarten, als daß der von dem Reichskanzler und von den Ständen beauftragte Historiker für Schweden Partei nimmt. In ihm kommt der religiöse Eifer des deutschen Protestanten in Verbindung mit der schwedischen Politik zum Ausdruck; aber seine Erzählungen haben immer vielen Werth, da sie aus authentischen Papieren stammen. Sie tragen das originale Gepräge der Zeitumstände, unter welchen die Documente geschrieben sind.

Pufendorf bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu Chemnitz, mit dem er doch Vieles gemein hat; in beiden lebte der Impuls des Protestantismus gegen das Haus Oesterreich. Beide faßten die Idee des deutschen Reiches von einem demselben entgegengesetzten Standpunkt. Dem Hippolithus a Lapide folgte nach einigen Jahrzehnten Monzambano de statu Imperii Germanici in verwandtem Sinne, eine Schrift, die von Pufendorf stammt. Pufendorf gehört zu den bedeutenden Männern, die in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Gesetze und Grundlagen, auf denen der Staat und die menschliche Gesellschaft beruhen, zu entdecken und festzustellen strebten. Das Schwert hat er nicht geführt. Ueberhaupt waren die Zeiten verändert; die Gesichtspunkte waren universaler geworden. König Karl XI von Schweden hatte eine friedlichere Stellung genommen als seine Vorfahren; ihm lag soviel nicht daran, daß jeder Moment der in Deutschland geführten Kriege erörtert und ans Licht gezogen würde; er wünschte nur die allgemeine Stellung, welche Schweden in dem europäischen System und in Deutschland einnahm, gerechtfertigt und die Verdienste hervorgehoben zu sehen, welche sich Schweden um die deutsche Religionsfreiheit erworben habe. Mit diesem Werke, welches den Krieg, den man geführt, und den Frieden, den man geschlossen, umfassen sollte, beauftragte er Samuel Pufendorf, damals Professor in Lund den er bei dem Conflict, in welchen derselbe wegen seiner Doctrinen an der Universität gerathen war, in Schutz genommen hatte. Auch ihm wurden die Archive eröffnet. Unmöglich aber konnte er sich nachmals in das ganze Detail der Untersuchungen werfen, welche Chemnitz gemacht hatte: er bediente sich vielmehr der Zusammenstellungen desselben als der Grundlage seiner Arbeit. Denn was von Chemnitz bekannt geworden, trug doch immer einen fragmentarischen Charakter und war nicht geeignet, in Europa Eindruck zu machen. Dafür bedurfte es eines zusammenfassenden Werkes, welches Pufendorf, an stetige und rasche Arbeit gewöhnt, wie er war, im Jahre 1686 im Haag erscheinen ließ.

Daß er die Arbeit von Chemnitz benutzt habe, sagt er selbst sehr ausdrücklich. Für die Nachwelt und die heutige Forschung ist es aber von Wichtigkeit, das Verhältniß der beiden Texte näher zu erörtern. Indem Pufendorf einen Auszug aus Chemnitz anfertigt, weicht er doch auch nicht selten — und er selber legt viel Werth darauf — von seinem Original ab. Er flicht Nachrichten ein, die man bei Chemnitz nicht findet; sie sind nicht gerade von Bedeutung, wie wenn er einmal meldet, es hätte wenig daran gefehlt, daß bei dem Tode Gustav Adolfs Freudenfeuer in Paris angezündet worden wären. Er liebt es, fast in der Weise der Pragmatiker des 18. Jahrhunderts, politische Absichten, die mit einer Handlung verbunden gewesen seien, anzudeuten, ohne gerade urkundlichen Grund dafür zu haben; so, wenn er schreibt: der englische Gesandte habe in Heilbronn die Stände aufmerksam gemacht, wie gefährlich ihnen die französische Einwirkung einmal werden könne. Chemnitz hatte sich begnügt, zu bemerken, daß sein Reichskanzler durch die Beschützung des Kurfüsten von der Pfalz den Wünschen des englischen Hofes zuvorgekommen war. Bei den Betrachtungen, welche Oxenstierna nach dem Tode Gustav Adolfs über die Schwierigkeiten seiner Lage macht, läßt Pufendorf denselben sagen, die deutschen Fürsten würden ihm nicht folgen wollen als einem Geringeren und Fremden. Chemnitz hat nur, daß der deutschen Kurfürsten Dignität, Präeminenz und Hoheit ihm, als geringen Standes, hinderlich sein würden; denn ein Fremder war ja auch Gustav Adolf gewesen; dem aber hatten sie sich wegen seiner königlichen Würde gefügt.

Im Allgemeinen aber wird die Angabe Pufendorfs nicht unrichtig sein. Ueberall nimmt er den Stoff, den er bei Chemnitz findet, herüber; allein sehr genau und streng verfährt er dabei nicht. Bei Chemnitz lesen wir, der König von Frankreich habe dem Reichskanzler Meldung von einer Gesandtschaft an den Kaiser gemacht, in welcher demselben erklärt werden solle, wie er mit der Krone Schweden und den sämmtlichen Protestirenden in Deutschland sich vereinigt habe und ihnen gegen ihre Feinde beistehen wolle, weshalb er sich eines anderen bedenken und auf billig mäßige Conditionen einen friedlichen Vergleich eingehen möge. Bei Pufendorf vermißt man die Erwähnung der deutschen Protestanten, die doch an dieser Stelle sehr wesentlich ist. Er spricht nur von einer „legatio de sua cum Suecis societate expositura istumque ad aequas pacis conditiones amplectendas tractura“.

Bei der Art der Arbeit war es unvermeidlich, daß das Charakteristische des Details wegfiel, was man an sich nicht tadeln könnte; es zeigt vielmehr das Bestreben der Historiographie, sich von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen zu erheben. Daher rührt es aber wieder, daß man über wichtige Angelegenheiten, namentlich über den Lauf der Unterhandlungen, nicht hinreichend unterrichtet wird. Der Forscher bleibt dafür immer auf Chemnitz angewiesen. Wenn nun aber auch dieser die Sache nicht von Grund aus kennt, so wird man durch die Ueberarbeitung Pufendorfs noch weiter von der Wahrheit der Thatsachen abgeführt.

Auffallend ist, daß Pufendorf die Verdammung des Herzogs von Lothringen durch das Parlament von Metz aussprechen läßt, worauf der König am 9. August 1633 in Lothringen eingerückt sei. Dies Parlament ist jedoch erst am 26. August eingerichtet worden.

Chemnitz sagt allerdings: der König habe am 30. Juli zu Metz eine Sentenz gegen den Herzog aussprechen lassen; aber ich denke, das ist ein Fehler

von Chemnitz. Am 30. Juli hat das Parlament zu Paris eine Verdammung über den Herzog von Lothringen in Bezug auf Bar aussprechen lassen, für welches der Herzog ein Vasall von Frankreich war. Que ce duché serait saisi au profit du roi et ensuite réuni à la couronne. Cf. Aubéry I, 374. Ein anderes Mal führt Pufendorf als die Ursache des schlechten Erfolges einer deutschen Gesandtschaft in Frankreich an: Quod Richelius res Suecorum difficultatibus implicabat, ut ordines paullatim ad Gallicam tutelam implorandam compellerentur. Chemnitz weiß nur von Einwirkungen der Römisch-Katholischen. Pufendorf faßte die Sache zugleich unter den Eindrücken seiner Zeit. Es giebt ein Gefühl des Augenblickes und der obwaltenden Umstände, welches die Autoren unwillkürlich beherrscht. In Pufendorf bemerken wir Anschauungen, welche denen des dreißigjährigen Krieges fern liegen.

Verweilen wir hier noch einmal bei dem historisch wichtigen Moment der ersten Festsetzung der Franzosen im Elsaß. Es war, wie man weiß, der Graf Hermann Adolf von Salm, Dechant und Administrator des Bisthums Straßburg, Gouverneur von Zabern, der, indem er, von dem Rheingrafen Otto Ludwig zurückgeworfen, in Gefahr gerieth, demselben die Veste Hohbar aufgeben zu müssen, es vorzog, sie den Franzosen zu überliefern. Pufendorf sagt davon (de rebus Suecicis p. 142): Salmensis in Gallos quam Suecos pronior, an ut inter hos dissidiorum semen spargeret. Das Erste ist ohne Zweifel richtig — die Thatsache beweist es —, aber das Andere ein Gedanke, der aus der zweiten Hälfte des 17 Jahrhunderts in die erste übertragen wurde. Chemnitz giebt die Motive einfacher an: „weil die Noth an Mann gangen und er die Festung den Franzosen lieber als den Schwedischen und Evangelischen gönnen wollen". Aber auch Chemnitz kannte die Sache nicht von Grund aus. Der Graf von Salm hatte einen förmlichen Vertrag mit dem französischen Befehlshaber de Laforce geschlossen, nach welchem auch Hagenau und Zabern an den König von Frankreich überliefert werden sollten. In diesem Vertrage, der sich in den Memoiren von Richelieu findet (8, 55), lernt man auch das Motiv kennen. Es heißt darin: „pour y conserver la religion catholique, le comte de Salm n'ayant point de forces suffisantes pour cet effet". Unleugbar ist es demnach, daß der religiöse Zwiespalt, wie bei den Eroberungen der drei Bisthümer, so auch bei der ersten Festsetzung der Franzosen im Elsaß entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. In der Instruction, welche Laforce auf die Meldung dieser Ereignisse aus Chantilly am 10. Februar erhielt, wird er ermahnt, gute Manneszucht zu halten, hauptsächlich „que l'on donne sujet aux Catholiques voisins de se louer de ses troupes par le bon traitement qu'ils en recevront". Aus diesem Actenstück sieht man auch, daß die Absicht der Franzosen sogleich darauf gerichtet war, sich Breisachs zu bemächtigen. Dem Grafen Salm soll gesagt werden, daß es von den Schweden zunächst angegriffen werden würde. Die Kaiserlichen würden es nicht behaupten können. Sie würden besser thun, es dem Könige von Frankreich zu überliefern sowie Hagenau, immer unter der Bedingung, daß es dem Kaiser dereinst durch einen Friedenstractat zurückgegeben werden solle. Und nun heißt es: „préservant par ce moyen tous les pays voisins du dit Brisach, de l'un et de l'autre côté du Rhin, d'être exposés au péril que la Religion catholique et l'autorité de l'Empereur en soient bannies pour toujours" (Mémoires de la Force, tom. III, pag. 394). Wie weit entfernt war diese

Aussicht zu einem allgemeinen Frieden! Das Nächste und Wirksamste war die Besitznahme der Plätze und der Schutz des Katholicismus.

Noch ein anderes Motiv tritt hiebei hervor, das wir aus Chemnitz kennen lernen. Die Orte Buchsweiler und Ingweiler, welche zuerst besetzt wurden, ließ der Marschall de Laforce wissen, der König wolle ihnen seinen Schutz angedeihen lassen, weil sie beide dem Hochstift Metz zugehörig seien, dessen Inhaber jetzt der König von Frankreich sei. Auf die Einwohner wirkte dies Anerbieten mehr als jede entgegengesetzte Vorstellung; die verhoffte Ruhe und Sicherheit überwog, wie Chemnitz sagt, alle anderen Motive. Man sieht, die weitreichenden Ansprüche von Frankreich bildeten sich schon damals. Auf die Vornehmeren wirkt das religiöse Motiv, auf die Anderen der Wunsch einer friedlichen Existenz in den allgemeinen Stürmen. Ganz in diesem Sinne arbeitete der Kurfürst von Trier. Chemnitz versichert, „er habe sich auf das äußerste bemüht, Philippsburg den Franzosen zuzuschanzen, und die Garnison selber habe die Festung lieber dem Könige von Frankreich als den Königlich-schwedischen und den Evangelischen gegönnt". In dem Excerpt Pufendorfs ist das alles weggefallen.

So lesen wir bei Pufendorf nur mit wenigen Worten, daß die Unterstützung, welche die Spanier und die Liga im Februar 1634 von der Stadt Cöln erwarteten, durch einen daselbst entstandenen Auflauf verhindert worden sei. Dieser Tumult ist doch merkwürdiger, als man hienach vermuthen sollte. Nach Chemnitz hatten die Jesuiten in Cöln eine Gesellschaft zu Stande gebracht, welche sich die der Treuherzigen nannte, und durch die sie alles erfuhren, was in der Stadt vorging. So wurde ihnen nun auch bekannt, daß in dem engeren Rathe der Stadt der Bürgermeister und ein Rathsherr sich dem Vorhaben, mit den Schweden und den Evangelischen öffentlich zu brechen und den Spaniern zu Hülfe zu kommen, widersetzt hatten; durch einen von ihrer Gesellschaft, der im Rathe saß, kam dies zu ihrer Kunde, und sie säumten nicht, es den Kurfürsten von Cöln und Mainz zu hinterbringen, welche den Bürgermeister und den mit ihm einverstandenen Rathsherrn zur Rede stellten. Man kam bald den Urhebern der Meldung auf die Spur. Bei dem Versuch, sie festzunehmen, brach ein Tumult auf der Straße aus, der den Schuldigen Gelegenheit gab, sich zu entfernen. Ohne Zweifel ein für den Zeitpunkt wichtiges Ereigniß, durch welches ein bedeutendes und gefährliches Unternehmen verhindert wurde. Pufendorf begnügt sich mit den Worten: „auxiliis Coloniensium ob tumultum ibi excitatum retardatis". Diese Bemerkungen ließen sich noch vielfach vermehren; aber ich denke, schon das Angeführte ist genug.

Pufendorfs commentarii de rebus suecicis sind, wie sich ergiebt, zum größten Theil nichts Anderes als eine Reproduction des Geschichtsbuches von Chemnitz: „Königlich-schwedischen in Deutschland geführten Krieges erster und zweiter Theil", soweit diese reichen; Pufendorf hat einige Zusätze, die aber mehr aus den Gesichtspunkten der späteren Politik herrühren, als daß sie urkundlichen Werth hätten. Dagegen fehlen bei den Verhandlungen zwischen den streitenden Parteien sowie in den Erzählungen nicht selten die wichtigsten und eigentlich erklärenden Umstände.

So weit, als die beiden Bände von Chemnitz gedruckt vorliegen, wäre für das Bedürfniß der Forschung wohl gesorgt. Man kann von Pufendorf allezeit auf das Original zurückgreifen. Für die spätere Zeit aber, zwölf in-

haltsvolle und für die deutsche Geschichte entscheidende Jahre, fehlte bisher diese Quelle. Die eingehende Forschung hat diesen Mangel immer aufs schmerzlichste empfunden. Ich selbst habe einst darüber in der königlichen Akademie der Wissenschaften das Wort genommen. Pufendorf sagt einmal, daß Chemnitz die Geschichte des Krieges bis zum Ausgang desselben behandelt habe: bellum Germanicum a principio (d. i. von Anfang der schwedischen Theilnahme an demselben) usque ad finem contexuit; er hat in dem schwedischen Archiv auch die nicht durch den Druck bekannt gemachten Theile benutzt. Anderweit fand ich die Notiz, daß das Werk aus verschiedenen Theilen bestehe; auch vernahm ich durch einen jungen Gelehrten, der nach Schweden reiste, daß zwar nicht das ganze Werk, aber noch sehr ansehnliche Stücke desselben in Stockholm vorhanden wären. Hierauf gestützt, sprach ich im Jahre 1852 den Wunsch aus, daß etwas geschehen möchte, um die noch ungedruckten Theile von Chemnitz der deutschen Forschung zugänglich zu machen, wäre es auch nur durch Besorgung einer genauen Abschrift, die dann in der königlichen Bibliothek zum Gebrauch für die Historiker niederzulegen wäre.

Eben damals aber war man bereits in Stockholm mit der Durchforschung der Chemnitzischen Manuscripte und ihrem Abdruck beschäftigt. Der vierte Theil, der von 1642—1646 reichte, hat sich größtentheils in der eigenen Handschrift des Verfassers vorgefunden. Von dem dritten Theile, der die Jahre 1636—1641 in sechs Büchern umfaßte, ist nur das erste Buch aufgefunden worden, welches die zweite Hälfte des Jahres 1636 behandelt, und zwar in zwei verschiedenen Handschriften, von denen die eine, ohne Zweifel ältere, in Stockholm, die andere, hie und da verbesserte in Hannover aufbewahrt wurde. Eine Abschrift der letzteren, die schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts gemacht worden ist, liegt bei dem neuen Abdruck zu Grunde. Noch immer ist die Frage nicht erledigt, ob nicht Chemnitz auch die späteren Kriegsereignisse bis zum Friedensschluß geschildert hat, wie wenigstens eine oder die andere Notiz versichert. Das kann uns aber nicht hindern, der schwedischen Regierung unsern Dank dafür darzubringen, daß sie die historische Wissenschaft durch den sorgfältigen Abdruck dessen, was sich in ihrem Besitz befand, bereichert hat.

Die Frage, die sich mir auf meinem Wege darbot, war nun, wie sich Pufendorfs Darstellung, auf die man bisher allein angewiesen war, zu den folgenden, nunmehr veröffentlichten Abschnitten des Werkes von Chemnitz verhält. Ich suchte zuerst bei dem Jahre 1636 nach dem Einfall, welchen Wrangel nach der Eroberung von Garz in die Mittelmark vornahm. Pufendorf S. 263 erzählt, Wrangel habe dabei gehofft, den Kurfürsten Georg Wilhelm entweder wieder auf die schwedische Seite zu ziehen oder ihn zur Ueberlieferung einer oder der anderen Stadt zu nöthigen; der Landschaft habe er vorgestellt, sie würde alsdann nicht mehr der Sitz des Krieges sein, sondern diesen nach anderen Regionen abwenden können; bestimmt habe er dann dem Markgrafen Sigismund, der damals die Mark verwaltete, erklärt, das sicherste Mittel, die Landschaften vor den Lasten des Krieges zu bewahren, liege darin, wenn er Cüstrin zur Hälfte einer schwedischen Besatzung anvertraue, welche zugleich dem Kurfürsten schwören solle, während die andere, aus Brandenburgern bestehend, zugleich bei dem König in Pflicht trete; da aber der Kurfürst, an den man sich deshalb wandte, nicht darauf einging, so bedrohte Wrangel Berlin mit Einquartierung, in der Hoffnung, der Fürst werde Cüstrin lieber aufgeben, als seine Hauptstadt in fremde Hände gerathen lassen. In-

dessen die Bitten der Einwohner und des Markgrafen, welche daran erinnerten, daß Berlin der Geburtsort der Königin-Mutter sei, bestimmen Wrangel, dem es mit seinen Drohungen kein rechter Ernst war, von der Besetzung der Hauptstadt zunächst abzustehen. Alles dies stammt nun zum Theil wörtlich aus Chemnitz, selbst in den eingeschalteten Nebensachen, z. B. in dem Ueberfall von Lübben: Ungarus tribunus cum sua legione Lubbenae oppressus ipseque captus erat. Bei Chemnitz heißt es: „Inmittelst machte Er einen anschlag auf Lübben, darin der Obriste Ungar gelegen, welchen er darin überfallen, dessen Regiment aufgeschlagen und ihn selbst beym kopffe erwischet". Aber überhaupt ist der deutsche Text ausführlicher und bei weitem instructiver als der lateinische. Die Motive Wrangels erscheinen im Zusammenhange mit der damaligen religiös-politischen Lage. Er beklagt sich, „wie es leider dahin kommen, das diejenige, so ein ander mit Religion, blutsfreundschaft und anderer verbindniß nahe verwandt, und die hiebevor wieder die Feinde und verfolger des Evangelii vor einen Man gestanden, einander itzt selbst ruiniren, verderben, aufs eußerste zu grunde richten, und also ein gewunschtes schauspiel des Hauses Oesterreich, Spanien und anderer Religions-Feinde werden solten". Was es mit der Bedrohung von Berlin auf sich hatte, erkennt man erst aus der Zumuthung, die dieser Stadt geschah: daß die Einquartierung Haus bei Haus, nur die der Prediger ausgenommen, geschehe, der Armee ihre Löhnung alle zehn Tage gereicht und 25,000 Ellen Tuch zur Kleidung der Soldatesca geliefert werden sollen; zugleich sollte die Stadt eine Anzahl Artilleriepferde und Munitionswagen stellen. (Chemnitz S. 78.) Sehr charakteristisch ist nun, wie die Berliner Bürger, welche, ihre Geistlichen an der Spitze, in dem Lager erscheinen, dem Feldmarschall vorstellen, daß sie ja eigentlich mit ihm einverstanden und daß sie selbst Gegner der widrigen Beschlüsse des kurfürstlichen Hofes seien; die angedrohte Einlagerung würde ihren Untergang herbeiführen, während sie sonst bereit seien, ihm alle Willfährigkeit zu beweisen. Die Einwendungen machten ohne Zweifel Eindruck auf den Feldmarschall. Denn wenn er von der Ausführung seiner Drohung zunächst abstand, so war sein vornehmstes Motiv, daß ihm die Stadt mit ihren Mitteln viel nützlicher sein werde, als wenn er sie mit der verderblichen Einquartierung belaste. Ich bin weit entfernt, Pufendorf zu tadeln. Der Auszug, den er macht, entspricht dem Zwecke seines Werkes; aber die ausführliche Erzählung von Chemnitz führt den Leser doch allenthalben bei weitem mehr in die inneren Motive des Thuns und Lassens der Betheiligten ein.

Besonders begierig war ich dann weiter, das Verhältniß der beiden Autoren in Bezug auf die Gesandtschaft des Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Jahre 1642, von der man annimmt, daß er durch sie der jungen Königin von Schweden seine Hand angeboten habe, kennen zu lernen. Pufendorf folgt dabei nicht allein dem Texte seines Originals; er übersetzt denselben ganz eigentlich, während er gewöhnlich nur einen Auszug daraus macht.

Pufendorf XIV, § 47, S. 493 A: Ea legatio totius prope christiani orbis animos advertebat, quod super connubio inter Reginam Sueciae et Electorem actum iri ubique crederetur. Equiden legati illi palam id tantum jactabant, super Regina Matre ejusque dotalitio et tractatu induciarum nondum completo a se actum iri. Enimvero nemini prudenti persuadebatur, tam modici negotii causa vergente in auctumnum anno missum Goetzium, Concilii secretioris caput, virum senio debilem.

Chemnitz B. IV, Th. 2, Cap. XXXVI, S. 103 A: „In Schweden waren der Chur-Brandenburgische Kantzler Sigismund von Goetze und geheime Rath von Leuchtmar, in Gesandschaft ihres Churfürsten und Herren .... Die Chur-Brandenburgische ließen sich anders nicht vermercken. Als das es blos umb die Königliche Frau Wittib und dero leib Gedinge, dan umb die, auch nicht völlig zu ende gebrachte, Stillstands-Handlung zu thun were. Allein da man einen so alten unvermögenen Man, und von solcher Qualität, wie Kantzler Götze, so itzt der vornembste" ....

So geht das fort bis zu den Worten § 49, S 494 A: super connubio Reginae cum Electoris legati privatis tantum sermonibus procerum animos tentabant.

Chemnitz S. 104: „Zwar mag wol bey einem und anderen der vornembsten Herrn einiger anwurff oder weiläufftige sondirung vorgegangen sein; von rechter feyerlicher anwerbung findet sich kein glaubwürdige schrifftliche nachricht."

Hierauf folgen Bemerkungen Pufendorfs, von denen bei Chemnitz keine Spur ist, allgemein politischer Natur. Nach denselben aber tritt das abgebrochene Excerpt wieder ein.

Chemnitz S. 104 A: „Aus dero (der Königin) abwesenheit und anderen umbständen dieselbige, als kluge, den Sachen tieff-nachsinnende Leute, vielleicht gemuthmaßet, das es den Schweden nicht so gros darumb zu thun."

Pufendorf S. 494: E cuius absentia et aliis indiciis homines profunda prudentia judicabant, Suecis id matrimonium non pariter cordi esse.

Was enthalten nun die Einschaltungen Pufendorfs? Vornehmlich die Erinnerung an den Plan Gustavs Adolfs, seine Tochter mit dem Kurprinzen zu vermählen; er erwähnt die Schwierigkeit, welche die Verschiedenheit der Confessionen der Verbindung in den Weg legte, endlich die Versicherung, daß der Kanzler Oxenstierna dem Project entgegen gewesen sei, vornehmlich, weil der junge Kurfürst von selbständiger Gemüthsart sei und sich um Schweden wenig bekümmern werde. Alles gute und naheliegende Bemerkungen, denen aber schwerlich eine archivalische Information zu Grunde lag. In der Geschichte Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, selbst kommt Pufendorf nochmals auf diese Sache zu sprechen; er nennt die schwedischen Großen, denen die Eröffnung indirect (oblique) gemacht worden sei. Die Bemerkung, daß Axel Oxenstierna die Sache gemißbilligt habe, wird hier nicht wiederholt. Pufendorf benutzt da brandenburgische Papiere; doch ist er bis zu denen, welche von der eigentlichen Unterhandlung Meldung thaten, nicht vorgedrungen. Diese sind erst in den Actenstücken und Urkunden zur Geschichte des großen Kurfürsten durch Erdmannsdörfer ans Licht gezogen worden. Aus dem darin mitgetheilten Tagebuche von Leuchtmar sieht man, daß es mit der Anfrage sehr ernstlich gemeint war. Die Sache lag in den Ideen des Kurfürsten; aber die junge Königin konnte dafür nicht gewonnen werden; sie zählte erst sechszehn Jahre; jedoch ihre Sinnesweise war dieselbe, die sie auch späterhin immer festgehalten hat: wer sein eigen sein könne, dürfe sich keinem anderen ergeben. Bemerken wir noch, daß auch Chemnitz, der seine Informationen von dem Reichskanzler empfing, von dem Zwecke der Gesandtschaft, den man freilich vermuthete, doch keine eigentliche Information erhalten hatte. Sehr erwünscht sind dann immer neue Durchforschungen der Archive, wie sie uns an dieser Stelle zu Theil geworden sind. Sie bringen Umstände an den Tag, die auch

den wohlunterrichteten und urkundlichen Geschichtschreibern verborgen geblieben waren, deren Werth, insofern sie nur im Allgemeinen die aus den Acten hervorgehenden Thatsachen im Zusammenhange mittheilen, dadurch nicht geschmälert wird. In der Regel von Chemnitz abhängig, hat Pufendorf doch wieder einige Abschnitte, in denen er Chemnitz übertrifft. Pufendorf hatte eigentlich die Arbeit über Karl Gustav bereits begonnen, ehe er die commentarii de rebus suecicis unternahm. Der Gegenstand der letzteren war doch der größere, ehrenvollere für Schweden, und, wie schon berührt, Karl XI legte auch darauf großen Werth. Pufendorf eilte, damit zu Stande zu kommen noch bei seinen Lebzeiten, damit seine Arbeit nicht etwa von einem späteren Herausgeber stiefmütterlich behandelt würde. Die umfassenderen Gesichtspunkte, die sich in der folgenden Periode entwickeln, lassen sich bei ihm schon in der Erzählung des dreißigjährigen Krieges unterscheiden. In dem Archiv lagen ihm auch die Actenstücke vor, die sich auf die dänischen und die polnischen Verhältnisse bezogen, deren Inhalt er hinzufügte. Hie und da berührt sich dieser Rest mit dem von Chemnitz mitgetheilten, z. B. bei dem Anfang des dänischen Krieges über die von Griesheim gemachten Eröffnungen, die für die Gesichtspunkte der beiden Nachbarmächte in der That von großer Bedeutung sind. Aber gleich hier erhebt sich Pufendorf durch Anfassung und Inhalt seiner Darstellungen bei weitem über Chemnitz.

Chemnitz ist originaler, unterrichtender und, wenn man ihm nur folgt, anziehender, ganz aus der Gesinnung erwachsen, welche die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts erfüllte. An Pufendorf könnte man studiren, wie sich Auffassung und Darstellung der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der der ersten unterscheiden. Er hat das große europäische Publicum, welches damals noch lateinisch las, im Auge. Er ist kürzer, gedrängter, aber darum nicht anziehender. Er besitzt ein ungewöhnliches Talent für das Excerpt. Besonders in den späteren Theilen werden seine Gesichtspunkte allgemeiner; mit der besseren Information wächst auch das Interesse seines Buches. Bei allen Mängeln verdient es doch einen ehrenvollen Platz unter den großen historischen Publicationen des 17. Jahrhunderts, und man begreift, daß Pufendorf den Auftrag erhielt, die Geschichte des großen Kurfürsten ebenfalls aus den Acten darzustellen, was er denn auf eine Weise gethan hat, daß sein Werk die Grundlage aller späteren geworden ist.

Zweifel an der Tradition von der Fehrbelliner Schlacht.

Von den zerstreuten Bemerkungen, die mir im Laufe der Studien gekommen sind, will ich nur eine einzige hinzufügen, von der ich wünsche, daß sie geprüft und nach weiterer Forschung verworfen oder angenommen werde. Auf Pufendorf bezieht sie sich eigentlich nur negativ, insofern als er in der Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm bei der Darstellung der Schlacht von Fehrbellin das Ereigniß, welches späterhin fast am meisten dabei hervorgehoben ist, nicht erwähnt. Es ist der Beweis der Treue, den der Stallmeister Froben dadurch gegeben haben soll, daß er den Kurfürsten veranlaßte, das Pferd, welches ihn trug und von dem man meinte, daß er dadurch den Feinden kenntlich geworden sei, mit dem seinen zu vertauschen; indem er das Pferd des Kurfürsten bestieg, habe er, so wird erzählt, diesen gerettet, sich selbst den Tod zugezogen.

Besonders hat Friedrich II in den Mémoires de Brandenbourg dieser Erzählung Glauben und Autorität verschafft. Er stützte sich auf die ihm zu Theil gewordenen Informationen, an deren Glaubwürdigkeit er keinen Zweifel hegte Gerade über den Feldzug von 1675 waren aber seine Informationen nur unzureichend. Es ist gewiß ein Irrthum, daß die Garnison von Rathenau durch einen Landedelmann, Baron Briest, bei einem großen Gastmahl trunken gemacht worden sei, während der Kurfürst die Havel auf Kähnen habe überschreiten lassen. Der Kammerjunker von Buch, dessen Tagebuch ohne Zweifel den besten und zuverlässigsten Bericht von dem Hergang enthält, meldet (S. 115), daß die Offiziere am 18. bei einem Edelmann von Briest (der Name des Ortes ist nicht genannt, doch wird es Hohenseeden zwischen Burg und Genthin gewesen sein) frühstückten; Briest war den Abend zuvor in Rathenau gewesen und hatte den Obersten Wrangel gesprochen, welcher noch nichts von dem brandenburgischen Marsche wußte. Man hatte bereits das Gegentheil gefürchtet; diese Nachricht aber entschied den Marsch. Bald darauf, ungefähr um elf Uhr, bekamen Oberstlieutenant Kanne und Generaladjutant Kannowsky den Befehl, den Fluß zu passiren und, wenn die Dragoner die Brücke angriffen, ihrerseits ebenfalls anzugreifen. Ohne Zweifel liegt in dem wirklichen Antheil Briests an dem definitiven Entschluß zum Angriff und dem Frühstück in seinem Dorfe der Ursprung der Sage, die eigentlich die Sache umkehrt, um den Erfolg glaublicher zu machen. Der König sagt ausdrücklich, der Kurfürst habe sich mit Briest, der noch in Rathenau gewesen sei, verständigt, während dieser doch den Tag zuvor von da schon zurückgekehrt war.

Ebenso ist es unrichtig, daß Derflinger zuerst in Rathenau eingedrungen sei und die Wachen niedergemacht habe. Aus Buch ergiebt sich mit aller möglichen Bestimmtheit, daß Derflinger zwar nur die erste, kleinere Brücke besetzte, bei der anderen aber den größten Widerstand fand. Der erste, der in die Stadt drang, war der Oberstlieutenant Kanne. Indessen wurden die Brücken noch immer vertheidigt. (Buch p. 118.)

In der Erzählung von dem weiteren Marsche und der Schlacht findet sich in den Ausgaben der Mémoires de Brandenbourg mancherlei Verschiedenheit. Kleine Modificationen der Darstellung treten ein. So, wenn es in der Ausgabe von 1758 heißt: Frédéric Guillaume profita d'une Butte de sable pour y placer une Batterie, dont l'effet fut merveilleux. L'armée Suédoise commençant à flotter il fondit en même temps avec toute sa Cavalerie.

In der Ausgabe von 1767 dagegen, aus der die neue akademische Ausgabe (S. 75) genommen ist, heißt es: Il profita d'un tertre pour y placer sa batterie; il en fit faire quelques décharges sur les ennemis. L'infanterie suédoise en fut ébranlée; et lorsqu'il vit qu'elle commençait à flotter, il fondit avec toute sa cavalerie. Der Grund der Veränderung liegt wohl darin, daß der Ausdruck effet merveilleux dem König zu stark zu sein schien, wie er es denn war. Die spätere Fassung ist hier richtiger.

Eine bedeutende Reflexion fehlt in der früheren Bearbeitung; aber in Bezug auf die Thatsachen findet sich in der zweiten kein Zusatz, ausgenommen den einen von dem Wechsel des Reitpferdes mit dem des Stallmeisters Froben, dessen Treue und seinem Tode. Die Worte: il est digne de la majesté de l'histoire bis: il sauve par sa mort la vie de l'Electeur fehlen in der ersten Ausgabe.

Woher stammt nun die Erzählung, welche Friedrich nachträglich einzu-

schalten sich entschloß? Sie erscheint zuerst in einer an sich wenig bedeutenden und nur handschriftlich vorhandenen Lebensbeschreibung des großen Kurfürsten von Gundling. Ausführlich erzählt sie Pöllnitz in seinen Reisebriefen vom Jahre 1729 bei Gelegenheit einer Durchreise von Fehrbellin. Es könnte scheinen, als sei es eine Localsage, die sich dort gebildet habe. Pöllnitz hat sie auch in seinen Memoiren wiederholt, nicht ganz identisch, aber doch in der Hauptsache. Eine gewisse Aehnlichkeit hat die Erzählung Friedrichs mit Pöllnitz. Doch möchte ich nicht sagen, daß er sie aus demselben herübergenommen habe. Er hat den eigenthümlichen Zusatz, Froben habe angegeben, das Pferd des Kurfürsten sei scheu, was in den anderen Darstellungen sich nicht findet.

Hat er aber nicht überhaupt die Memoiren von Pöllnitz in seiner Erzählung benutzt? Ich glaube nicht, daß das angenommen werden darf. Gerade hier, wo sich beide Ausgaben unterscheiden, zeigt sich, daß Pöllnitz die erste überall zu Grunde gelegt hat; z. B. lautet die oben angeführte: ce prince plaça sur une butte de sable une batterie qui avait tant de succès que les Suédois furent obligés de céder le terrain pour n'être pas foudroyés. L'Electeur profitant de leur mouvement, fondit sur leur droite, qu'il battit entièrement. Pöllnitz verfuhr mit dem Werke Friedrichs, das ihm bereits wenigstens zum Theil vorlag, ungefähr ebenso wie mit Mauvillon und la Martinière in der Geschichte Friedrich Wilhems I.

Auf dies alles kommt es jedoch wenig an; die Hauptfrage ist, ob die ganze Erzählung als glaubwürdig betrachtet werden darf. Das Ereigniß wird in den einzig glaubwürdigen Aufzeichnungen Buchs allerdings erwähnt; es ist gewiß, daß Froben zur Seite des Kurfürsten von einer Kugel getroffen wurde. Es geschah aber nicht im Getümmel der Schlacht, wie man annimmt, sondern bei der Verfolgung des Feindes nach der eigentlichen Schlacht. Nous aurions, heißt es in dem Journal des Kammerjunkers von Buch unter dem 18. Juni 1675, bien voulu les attaquer; mais nous ne pouvions pas bien le faire, avec la cavalerie seule, les ennemis ayant encore 6 ou 7 régiments d'infanterie bienfaits, sans conter la Cavalerie de leur aisle gauche. Pourtant nous les accompagnons tousjours à costé leur tirant continuellement des coups de Canon et ils nous faisoient autant, l'un desquels emporta tout auprès son Alt. El. la jambe gauche au dessus le genouil à Mons. Frobenius Escujer de s. A. El. dont il mourut une heure après; l'estoit dommage, car il estoit aimé de toute la cour et l'armée, et tout le monde le plaignoit également, comme aussi son Alt. El., elle mesme y perdant un fort fidèle serviteur.

Es ist doch in der That undenkbar, daß Buch, der Froben, wie man sieht, liebte, das Ereigniß, wenn es wirklich geschehen war, wie man erzählt, nicht eben in dieser Fassung in sein Tagebuch aufgenommen haben würde; da er beiden so nahe stand, hätte er es wissen müssen, wenn es sich so zugetragen hätte.

Auch Leti, der 11 Jahre nach der Schlacht schrieb, ist von der später angenommenen Darstellung weit entfernt. Er sagt: Quelle intrépidité plus grande que celle de ce Prince, qui voit tomber mort à ses pieds Frobenius son Ecuier tué d'un coup de Canon, sans se mouvoir, ne faisant que pousser toujours son Cheval vers l'endroit où était le plus grand danger et où sa présence était la plus nécessaire pour la victoire. (Abrégé p. 18.)

Das Außerordentliche der Handlung Frobens liegt darin, daß er, ohne eigentlich im Dienste zu sein, doch seinem Herrn ins Treffen folgte und sich unmittelbar an seiner Seite hielt. Die Sage hat auch hier dem Ereigniß eine verständliche und faßbare Form gegeben, die sich den Gemüthern inprimirte. Man nahm an, daß die Kugel, welche Froben traf, dem Kurfürsten gegolten habe, so daß er gewissermaßen für ihn gestorben sei.

Ein ähnliches Ereigniß bietet die ältere brandenburgische Geschichte dar. In der Schlacht bei Gransee, welche Markgraf Waldemar im Jahre 1316 den Mecklenburgern lieferte, begegnete ihm, daß sein Pferd ihm unter dem Leibe erstochen wurde. In dem Gewühle, das dann folgte, hatte ein Graf von Mansfeld sein eigenes Pferd dem Markgrafen dargeboten, der sich auf demselben rettete. Der Graf selbst gerieth in Gefangenschaft.

Ich sollte glauben, daß die Tradition von dem Ereignisse des vierzehnten Jahrhunderts das Original gewesen ist, nach welchem die Handlung Frobens sagenhaft umgestaltet wurde.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Ranke, Leopold von, 1795-1886

Leopold von Ranke's sämmtliche Werke

Bd.: 27/28

Leipzig 1879